Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Widener Library
3 2044 098 824 337
HD WID

Digitized by Google

PGerm 147.1

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER

OF BOSTON

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER

(Class of 1817)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Neununddreißigster Jahrgang. Zweiter Band

April bis Juni 1914

Stuttgart und Leipzig 1914 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

BOUND AUG 4 1914

Digitized by Google

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXIX

(April bis Juni 1914)

Seite

Friedrich Curtius: Kaiser Friedrich als Kronprinz 1
M. v. Köller: Reichsländisches — Nachklänge 8
Geheimrat Prof. Dr. **Krönig** (Freiburg i. B.): Strahlenbehandlung bei gutartigen und bösartigen Geschwülsten 11
Einige Bemerkungen zur Lage auf dem Balkan und zu den dortigen Verkehrsproblemen. Von einem österreichischen Staatsmann a. D. 27
Germain Bapst (Paris): Die ersten Unterhandlungsversuche des Marschalls Bazaine in Metz (Schluß) 32
J. Kollmann (Basel): Der Schädel Friedrich v. Schillers 40
Graf **Vay de Vaya und zu Luskod** E. A. S. M. — A. P.: Inmitten der Revolution von Mexiko 46
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg 54. 154. 319
V. Czerny: Ueber die Wirkungen von Mesothor und Radium. Ein Schreiben an das Zentralkomitee für Krebsforschung 72
K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden 74. 181. 338
Otfried Nippold: Die Neutralisierung Afrikas 87
v. Bernhardi, General der Kavallerie z. D.: Technik und Kriegführung 91
Carl v. Stengel, Professor der Rechte: Die Bedeutung der neuzeitlichen Kolonisation für die europäischen Völker 100. 234
Prof. Dr. **K. Bohlin** (Stockholm): Zur Frage von der Existenz eines Zentrums der Milchstraße 113
J. C. Argetoyano: Die Agrarfrage in Rumänien 118
General der Infanterie **v. Beseler**: Politisierende Heere 129
Germain Bapst (Paris): Die Affäre Regnier I. II. 135. 259
General der Infanterie z. D. Freiherr **v. Falkenhausen**: Politik im Heere 151

Digitized by Google

Seite

General **Izzet Fuad-Pascha**: Das türkische Haremsleben und sein wirtschaftlicher Einfluß 175
Jac **Benario** (Frankfurt a. M.): Aus Paul Ehrlichs L . att . . . 192
Dr. Freiherr **v. Jettel**: Die Orientbahnen, ihre Vergangenhe.., ihre Zukunft 199
Dr. **G. Marinesco**, Professor an der Universität zu Bukarest, Mitglied der Rumänischen Akademie: Ueber Mitempfindungen, insbesondere über farbiges Hören 207
Prof. Dr. **de la Camp** (Freiburg i. B.): Ueber Sport, Gymnastik und Konstitution 221
Benj. Ide Wheeler: Die amerikanischen Universitäten 250
General der Infanterie **v. Goßler**: Das Prävenire 257
Japan und der Konflikt zwischen Mexiko und der nordamerikanischen Union. Von einem österreichischen Staatsmann a. D. . . . 274
Romolo Murri (Rom): Kirchliche und politische Zustände in Italien . 280
Prof. Dr. **Hugo Ribbert** (Bonn): Die Zellen und der Organismus . 290
Ernst Posse: Zeitung, Publikum und öffentliche Meinung 298
Prof. Dr. **Naunyn** (Straßburg — Baden-Baden): Zur heutigen Krankenversorgung 310
Otfried Nippold: Die dritte Haager Friedenskonferenz 346
Feldmarschalleutnant a. D. **v. Wannisch**: Die Beziehungen der äußeren und inneren Politik Oesterreich-Ungarns 359
Generalleutnant z. D. **v. Görtz**: Zur Lage in Marokko 367
Dr. **Rudolf Tombo** sen.: Das Deutsche Haus der Columbia-Universität in Neuyork 369

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte. Der Einmarsch der Verbündeten 1814 und der Deutschen 1870 nach Frankreich 121
Erdkunde: **Friedrich Freiherr v. Hoyningen-Huene** (Tübingen): Reiseeindrücke eines Geologen aus dem westlichen Nordamerika . . 371

Kleine Revuen

Literarische Berichte 125. 252. 375
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 256. 379

Digitized by Google

Neununddreißigster Jahrgang — April 1914 — Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

HARVARD COLLEGE LIBRARY
APR 21 1914
CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Friedrich Curtius: Kaiser Friedrich als Kronprinz 1
M. v. Köller: Reichsländisches — Nachklänge 8
Geheimrat Prof. Dr. **Krönig** (Freiburg i. B.): Strahlenbehandlung bei gutartigen und bösartigen Geschwülsten 11
Einige Bemerkungen zur Lage auf dem Balkan und zu den dortigen Verkehrsproblemen. Von einem österreichischen Staatsmann a. D. 27
Germain Bapst (Paris): Die ersten Unterhandlungsversuche des Marschalls Bazaine in Metz (Schluß) 32
J. Kollmann (Basel): Der Schädel Friedrich v. Schillers 40
Graf **Vay de Vaya und zu Luskod** E. A. S. M. — A. P.: Inmitten der Revolution von Mexiko 46
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg (Fortsetzung) 54
V. Czerny: Ueber die Wirkungen von Mesothor und Radium. Ein Schreiben an das Zentralkomitee für Krebsforschung 72
K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden (Fortsetzung) 74
Otfried Nippold: Die Neutralisierung Afrikas 87
v. Bernhardi, General der Kavallerie z. D.: Technik und Kriegführung . . 91
Carl v. Stengel, Professor der Rechte: Die Bedeutung der neuzeitlichen Kolonisation für die europäischen Völker 100
Prof. Dr. **K. Bohlin** (Stockholm): Zur Frage von der Existenz eines Zentrums der Milchstraße 113
J. C. Argetoyano: Die Agrarfrage in Rumänien 118
Berichte aus allen Wissenschaften
Geschichte. Der Einmarsch der Verbündeten 1814 und der Deutschen 1870 nach Frankreich 121
Literarische Berichte 125
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127

Stuttgart — **Deutsche Verlags-Anstalt** — Leipzig
1914
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet auf dem Umschlag 1 M., im Inseratenanhang 60 Pf.

Anzeigen.

Je nach dem Umfang eines Inserat-Auftrags angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.

Inserat-Annahme: Bei dem Central-Annoncen-Bureau, Berlin NW 7, Georgenstr. 47. Telefon: Zentrum 940, wie auch bei sämtlichen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Ende 1913 Bestand: 819 Millionen Mark.
Alle Überschüsse den Versicherten.
Unanfechtbarkeit, Unverfallbarkeit, Weltpolice.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Wiesbaden * Hotel Vier Jahreszeiten
Vornehmes Haus I. Ranges
Badehaus mit direkter Zuleitung von der Quelle

„Eines der großzügigsten Werke,
die in den letzten Jahren über die Freimaurerei geschrieben wurden," nennt die Weserzeitung, Bremen, das Werk von **Dr. E. Schultze: Die Kulturaufgaben der Freimaurerei** (geheftet M 4.—, in Leinen gebunden M 5.—). Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Stuttgarter
Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)
Gegründet 1854.
Versicherungsstand . . . . . 1 Milliarde 138 Millionen Mark
Seither für die Versicherten erzielte Überschüsse . . . 217 Millionen Mark

Digitized by Google

APR 21 1914

Kaiser Friedrich als Kronprinz

Von

Friedrich Curtius

Das Leben Kaiser Friedrichs hat durch seinen trauervollen Abschluß eine so düstere Beleuchtung empfangen, daß selbst das Helle und Glänzende dieses Lebens dadurch verdunkelt wird. Und doch werden wir dem Andenken eines der edelsten deutschen Fürsten nicht gerecht, wenn sein Name nur Wehmut und Mitgefühl in uns weckt. Ein gottloser Pessimismus kann sich darin gefallen, in dem schneidenden Widerspruch glänzender Hoffnungen und ihrer Vereitelung durch ein tückisches Geschick die Begründung seines Unglaubens zu finden. Aber eine solche Stimmung wäre nicht die rechte, dem Andenken Kaiser Friedrichs zu huldigen. Denn sein ganzes Leben war erfüllt von dem Glauben an den vernünftigen Sinn und die ideale Aufgabe des Lebens, getragen von einer früh entwickelten, tief gegründeten Frömmigkeit, welche sich in der letzten Prüfung bewährt hat. Es scheint mir daher an der Zeit, daß wir uns mehr als bisher mit der Frage beschäftigen, was Kaiser Friedrich dem deutschen Volke gewesen ist und was sein Andenken uns heute bedeutet. Bei dieser Betrachtung verschwindet die kurze Periode der Kaiserherrschaft, wo sich die Größe dieses Charakters nur im Dulden und Entsagen offenbaren konnte. Lebendig aber wird uns das Bild des Kronprinzen, der in unvergleichlicher Weise die Liebe und Bewunderung des ganzen deutschen Volkes besaß. Was war das Geheimnis dieses Zaubers? Ich möchte es mit einem Worte sagen: der Kronprinz Friedrich Wilhelm war das deutsche Volk selbst. Was die besten, gebildetsten, von reinstem Patriotismus erfüllten Deutschen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gedacht und empfunden haben, das war in dem Kronprinzen Fleisch und Blut. Die Hoffnungen, die Zweifel und Sorgen, das Aufjauchzen der Volksseele nach überwältigenden Erfolgen und dann wieder die mancherlei Enttäuschungen, welche auf die größten Erlebnisse folgten, alles das hat er erlebt, innerlich erlebt wie kein andrer, und darum finden die besten Deutschen in seinem Leben und Empfinden sich selbst wieder und fühlen sich ihm durch einen Zug der Sympathie verbunden, der ganz einziger Art ist. Ja man darf sagen, daß dieses höchst eigentümliche Verhältnis in seiner ganzen sittlichen Reinheit und

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Schönheit nur zu einem Fürsten möglich war, der noch nicht regierte. Der Besitz der Krone hätte notwendigerweise den Zauber der Vertraulichkeit aufgehoben. Denn Freunde in vollem Sinne kann ein Monarch nicht haben, dazu ist seine Stellung zu sehr über das Niveau des Bürgers erhoben. Der Kronprinz aber steht selbst noch als erster Untertan dem Herrscher gegenüber und ist daher der berufene Vermittler zwischen Volk und Herrscher. Diese wahrhaft ideale Aufgabe hat Kronprinz Friedrich Wilhelm in früher Jugend erfaßt und in klassischer Vollendung durchgeführt.

Die eigentümliche Geistesart des Fürsten war schon durch seine Abstammung bestimmt: neben dem Vater, der die preußische Tradition und den Geist von 1813 verkörperte, die Enkelin Karl Augusts von Weimar und Schülerin Goethes, welcher die Ueberlegenheit des Geistes über die Formen, die Herrschaft der Ideen in der Geschichte selbstverständlich war. Und dieser Geist der Mutter, die sich unter dem Eindruck eines Vortrags über die Akropolis von Athen den Erzieher ihres Sohnes wählte, hat auch die Prinzipien der Erziehung des Prinzen im wesentlichen bestimmt. Es stand ihr fest, und der Prinz von Preußen war zu edel geartet, um ihr zu widersprechen, daß der Knabe zuerst und vor allen Dingen zu reiner Menschlichkeit, zu einer frommen und freien Auffassung des Lebens und der menschlichen Bestimmung erzogen werden müsse, und daß sich daraus die Nutzanwendung auf seinen hohen Beruf von selbst ergeben werde. Diese Hoffnung hat die hohe Frau nicht getäuscht, und während der ganzen Dauer der Erziehung trat zwischen den Wünschen der so außerordentlich verschieden gearteten Eltern niemals eine Differenz hervor. Der Prinz wurde Soldat wie seine Ahnen mit voller Hingebung an diesen Beruf, aber er wurde zugleich in die Ideenkreise der deutschen Bildung eingeführt, die damals mehr als heute durch den noch unzerstörten Zusammenhang mit der Antike und unsrer klassischen Literatur einen einheitlichen Charakter hatte. Er wurde auch mit den nationalen Regungen, die dem großen Sturme vorangingen, früh vertraut und sang schon fünfzehnjährig mit seinen Kameraden zur Klavierbegleitung seines Lehrers das Schleswig-Holstein-Lied, das damals zuerst in den großen Volksversammlungen des unterdrückten Landes erscholl. Im siebzehnten Lebensjahre sah der Prinz vom königlichen Schlosse aus den Straßenkampf des 18. März, die Ratlosigkeit und moralische Niederlage des Königtums und erlebte mit tiefster Erschütterung seiner Seele am 22. März 1848 auf der Pfaueninsel den Abschied des nach England flüchtenden Vaters.

Aus den Kämpfen, die sein junges Herz bestehen mußte, erwuchs dem Prinzen die Ueberzeugung von dem neuen nationalen Berufe des preußischen Königtums, der ihm hinfort niemals wieder zweifelhaft geworden ist. Was die Nation aus den Stürmen von 1848 rettete, die konstitutionelle Staatsform und das Verlangen nach nationaler Einheit, beides war auch dem Prinzen eigenster geistiger Besitz. Es kamen die Lehrjahre in Bonn, wo der Prinz durch Dahlmann und Clemens Perthes in das geschichtliche Verständnis der deutschen Gegenwart eingeführt wurde. Es war ein Zeichen der neuen Zeit, daß die Fürstensöhne zu

Digitized by Google

studieren anfingen wie Bürgersöhne. Und bei der Gewissenhaftigkeit und inneren Gediegenheit des Prinzen Friedrich Wilhelm war dieses Lernen kein Schein, sondern Wahrheit. Wir sehen aus seinen Briefen, mit welchem Fleiß er die Vorlesungen besuchte, ausarbeitete, repetierte und wie ihn die Empfindung von dem Fortschritt seines Wissens und Verstehens mit freudiger Genugtuung erfüllte. Dieses pflichtmäßige Lernen auf der Universität und dieser schlicht bürgerliche Fleiß hat dem Prinzen mehr als Kenntnisse gegeben, nämlich eine Gemeinsamkeit der Lebensauffassung mit dem tüchtigen, strebsamen deutschen Bürgertum, eine Gemeinschaft der geistigen Atmosphäre mit den führenden Kreisen der deutschen Bildung.

Die zehn Jahre nach der Universität waren wohl die glücklichste Periode im Leben des Prinzen. Freude am militärischen Beruf, Reisen in die verschiedensten Teile Europas, Liebe und Verlobung und die Gründung des glücklichsten Hausstands, die Einsicht in das politische Leben Englands und der Ideenaustausch mit dem innigst verehrten Schwiegervater, alles dieses mußte Geist und Gemüt des Prinzen auf das glücklichste entwickeln. Und diese Entwicklung vollzog sich in Uebereinstimmung mit der des deutschen Geistes und Nationalgefühls. Vor allem aber genoß der Prinz das Glück vollkommenster Geistesgemeinschaft mit dem heißgeliebten Vater. Zwischen dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen bestand in dieser Zeit eine vollkommene Harmonie der Ansichten und Bestrebungen, welche durch die unverhohlene Feindschaft der herrschenden Reaktion bestärkt und befestigt wurde. Fühlte man sich doch im Hause des Prinzen von Preußen nicht einmal vor Verletzung des Briefgeheimnisses sicher! Im Gegensatz gegen die Vergiftung des öffentlichen Lebens durch widerwillige und hinterhaltige Anerkennung der Volksrechte, im Gegensatze gegen die unsichere und unfruchtbare Leitung der auswärtigen Politik vertrat der Prinz von Preußen mit seinem Hause die Grundsätze loyaler Ausführung der Verfassung und der Ausbildung des preußischen Heeres zu einer Macht, mit der man die nationalen Hoffnungen Deutschlands erfüllen konnte. In diese Periode gesegneten Fortschritts fällt die Verbindung mit dem Großherzog Friedrich von Baden, dessen Regierung auf einem kleinen, aber durch den konfessionellen Gegensatz besonders schwierigen Gebiete das verwirklichte, was auch Prinz Friedrich Wilhelm erstrebte: eine monarchische Gewalt, die sich durch eine liberale Verfassung und deren ehrliche Ausführung in ihrer Geltung nicht gefährdet, sondern befestigt und gesichert fühlte. Der Gipfelpunkt dieser Periode war die Uebernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen.

„Ich empfand," schrieb Prinz Friedrich Wilhelm am 8. Januar 1859, „unendliches Glück in dem großen Vertrauen, mit welchem mein Vater sowohl während der Vorbereitungen zur Regentschaft als auch während der ganzen Zeit nachher und so unausgesetzt mich in alle Verhältnisse einweihte." — „Es freut mich," heißt es in demselben Briefe, „daß Sie von der Ansprache meines Vaters an die Minister genaue Kenntnis haben, und jene Schrift ist wohl wert, recht bekannt zu werden, da sie mehr sagt, als hundert Zeitungsartikel zu

Digitized by Google

definieren vermöchten. Uebrigens müssen Sie noch wissen, daß niemand vorher jene Ansprache kannte und mein Vater sie nicht 24 Stunden vor jener Sitzung niederschrieb. Ich hatte schon früher an der Seite meines Vaters manchen wichtigen Augenblick erlebt, aber den, als er den Thron vor versammeltem Landtage zum ersten Male bestieg, wie auch den jener Anrede vergesse ich in meiner Sterbestunde nicht."

Man muß sich die Frühlingsstimmung jener ersten Tage der neuen Aera in ihrer Bedeutung für das liebevolle Gemüt des Prinzen vergegenwärtigen, um die ganze Bitterkeit der folgenden Periode zu würdigen, in der der Kronprinz seiner Ueberzeugung und seinem Volke treu blieb und eben dadurch in einen Gegensatz zu seinem Vater geriet, der zu schmerzlichen Konflikten führte. Nie hat der Kronprinz der Sache der Monarchie einen größeren Dienst geleistet als durch sein stilles Dulden während des preußischen Verfassungskonflikts. Denn die Folgen der Bismarckschen Gewaltpolitik wären noch viel schwerer gewesen, als sie tatsächlich waren, wenn nicht jeder Preuße gewußt hätte, daß die Sache des Rechts und der gesetzlichen Freiheit bei dem Erben der Krone wohl verwahrt war.

Die ungeheuren Erfolge der auswärtigen Politik haben die Folge gehabt, daß die Kämpfe, die ihnen vorangingen, in dem allgemeinen Volksbewußtsein so gut wie ausgelöscht sind. Auch in gebildeter Gesellschaft begegnet man gelegentlich einem etwas verlegenen und fragenden Blick, wenn in einem politischen Gespräch die Rede auf den Verfassungskonflikt kommt. Und doch haben wir allen Grund, uns jener Zeiten dankbar zu erinnern. Es war doch derselbe klare, kühne und energische Preußengeist, der vier Jahre um das gute Recht des Volks kämpfte und dann den Sieg auf den böhmischen Schlachtfeldern erfocht. Alle führenden Geister in Deutschland standen mit leidenschaftlicher Sympathie auf der Seite der preußischen Opposition. „Schon jetzt," schrieb Heinrich v. Treitschke am 19. Oktober 1862, „ist die Nachwirkung der letzten Kämpfe auf die deutsche öffentliche Meinung ungeheuer. Man beginnt zu fühlen, daß Preußen nicht bloß durch seine Macht, sondern durch sein Volk der erste deutsche Staat ist." In Dankbarkeit gegen den Schöpfer des nationalen Staats hat die Nachwelt die Erinnerung an das große Werk der Heeresreform festgehalten, und über die zweifelhaften Mittel, mit denen das Werk durchgeführt wurde, die sophistischen Künste zur Umgehung der Verfassung, die leidenschaftliche Verunglimpfung der Opposition und die Gewaltmaßregeln zur Unterdrückung des freien Worts den Schleier des Vergessens gebreitet. Aber dieses Vergessen wird zum Unrecht, wenn es das gerechte Urteil über die handelnden Personen jener Kampfeszeit beeinträchtigt. Der Kronprinz war mit den Zielen seines Vaters einverstanden, aber sein lauterer und gerechter Sinn und seine Geistesgemeinschaft mit dem preußischen und deutschen Volke machte ihn zum Gegner der Bismarckschen Politik. Man wird auch wohl darüber heute einig sein, daß es vielleicht Wege gegeben hätte, eine Verständigung mit der Opposition herbeizuführen, wenn nicht bei dem Ministerium der geheime Wunsch nach Beseitigung des verhaßten Kon-

Digitized by Google

stitutionalismus Plan und Methode des Kampfes bestimmt hätte. Hat doch Fürst Bismarck selbst im Jahre 1876 im Rückblick auf die Konfliktszeit die Worte gesprochen: „Ich habe die volle Achtung vor der Entschlossenheit, mit der die damaligen preußischen Volksvertreter das, was sie für recht hielten, vertreten haben." Der Kronprinz hat das Schweigen, zu dem ihn seine Stellung verpflichtete, nur einmal gebrochen. Es war nach der berüchtigten Preßverordnung vom 1. Juni 1863, welche in unheimlicher Weise an die Ordonnanzen Karls X. erinnerte, die zu der Julirevolution führten. Ein so von Grund aus monarchisch und preußisch gesinnter Mann wie Heinrich v. Treitschke konnte damals in leidenschaftlicher Entrüstung schreiben: „Die Revolution ist in meinen Augen nur noch eine Zweckmäßigkeitsfrage; sobald sie Aussicht auf Erfolg hat, muß sie gewagt werden." In einer solchen Erhitzung der Gegensätze glaubte der Kronprinz nicht schweigen zu können. Bei der Begrüßung durch die städtischen Behörden in Danzig am 5. Juni 1863 erwiderte er auf die Ansprache des Oberbürgermeisters v. Winter: „Ich beklage, daß ich zu einer Zeit hergekommen bin, in welcher zwischen Regierung und Volk ein Zerwürfnis eingetreten ist, welches zu erfahren mich in hohem Grade überrascht hat. Ich habe von den Verordnungen, die dazu geführt haben, nichts gewußt. Ich habe keinen Teil an den Ratschlägen, die dazu geführt haben." Selbst des Kronprinzen Freund und Berater Max Duncker mißbilligte diese Kundgebung, welche einen schweren Konflikt mit dem König herbeiführen mußte. Indessen der Kronprinz glaubte einer unabweisbaren Pflicht gehorcht zu haben und war bereit, die Folgen zu tragen. „Von Ihrer Teilnahme," schrieb er im Juli an meinen Vater, „bin ich nach wie vor überzeugt und hoffe auch, daß Sie verstehen werden, wie weit es — wenigstens nach meiner Auffassung der Dinge — kommen mußte, ehe ich handelnd redete, wie ich es vor vier Wochen getan."

Die Danziger Episode ist um so bemerkenswerter, da dieser öffentliche Schritt einzig in seiner Art geblieben ist. Der innere Gegensatz des Kronprinzen gegen die Politik des Ministeriums blieb in den folgenden Jahren derselbe und wurde verschärft durch Bismarcks Annexionsabsichten in Schleswig-Holstein, welche das Rechtsgefühl des Kronprinzen und seine Freundschaft für den nach seiner Ansicht erbberechtigten Herzog Friedrich tief verletzten.

Aber die Tage der Prüfung gingen vorüber und fanden in dem glorreichen Kriege einen versöhnenden Abschluß. Am 24. Juli 1866 war es der Kronprinz, der in Nikolsburg den König dazu bestimmte, auf die von Bismarck gutgeheißenen österreichischen Friedensbedingungen einzugehen. Er hat dadurch die seit fünfzig Jahren bewährte europäische Politik Deutschlands möglich gemacht. Am 4. August, auf der Rückreise von Prag nach Berlin, hatte er die Genugtuung, daß in seiner Gegenwart Bismarck den König überredete, in der Thronrede des folgenden Tages die Vorlage anzukündigen, durch welche für die ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Verwaltung Indemnität nachgesucht wurde. „In verbis simus faciles!" — mit diesen Worten schließen die „Gedanken und Erinnerungen", charakteristisch genug, die Erzählung dieser Eisenbahnfahrt. Doch gereicht es König Wilhelm

Digitized by Google

zur Ehre, daß er sich schwer zu dem Schritt entschloß, welchen sein großer Staatsmann forderte. Jahrelang hatte er im Vertrauen auf die staatsrechtliche Weisheit seines Ministeriums an die „Lücke in der Verfassung" geglaubt, welche ihm gestattet haben sollte, ohne Staatshaushaltsgesetz zu regieren. Er glaubte sich selbst untreu zu werden, indem er nun zugab, daß tatsächlich die Verfassung verletzt worden sei. Aber gerade deshalb, weil König Wilhelm das Wort, das er sprechen mußte, nicht leicht wurde, ist es ein Segen für sein Haus und sein Volk geworden. Der Kronprinz, der während der Unterredung geschwiegen und nur „in dem leichtbeweglichen Ausdruck seines Mienenspiels" sein Einverständnis mit dem Minister ausgesprochen hatte, kam durch dieses Wort der Versöhnung wieder in die rechte Stellung zu seinem Vater und blieb auch hier wie während des Konflikts der Vertreter des preußischen Volks, welches bald darauf mit imposanter Mehrheit den Friedensschluß mit der Krone guthieß.

In der Stunde, da Deutschlands Geschicke sich vollendeten, war es wieder der Kronprinz, der in einer Frage, die für die Erwägungen der reinen Machtpolitik bedeutungslos, aus dem Gesichtspunkte des preußischen Selbstgefühls bedenklich schien, den starken Gefühlswert erkannte, der für das Volksgefühl mit einem Namen, einem Worte verbunden sein kann. Man weiß, wie ungern König Wilhelm auf den Kaisertitel einging und wie die Uebereinstimmung seines Sohnes und seines Ratgebers sein schließliches Nachgeben bestimmte. Heute wird niemand mehr bezweifeln, daß der Kronprinz in seinem Verständnis der Volksempfindung auch hier das Richtige getroffen hat und daß der Kaisername sich als ein starkes Moment für die nationale Einheit bewährt hat.

Die siebzehn Friedensjahre, die dem Kronprinzen noch beschieden waren, haben sein Bild, wie es im Herzen des Volks fortlebt, vollendet. Die Zeit der großen Konflikte war beendigt. Aber die Friedenszeit sollte nach seinem Gefühl nicht eine träge Ruhezeit sein, sondern eine Periode unermüdeten Fortschreitens in Wirtschaft und Bildung. Die innerliche Ueberwindung der Klassengegensätze, die Förderung von Wissenschaft und Kunst war nunmehr das Ziel seines Strebens. Er blieb und wurde immer mehr der Gesinnungsgenosse aller lebendigen und produktiven Geister der Nation, der Vertreter der idealen Interessen im öffentlichen Leben. Die persönlichen Verbindungen des Kronprinzen waren den konservativen Kreisen nicht selten bedenklich. Auch Fürst Bismarck war durch den Umschlag seiner Politik nach der Niederlage im Kulturkampf und dem Bündnis mit dem Zentrum für die neue Zollpolitik dem entschiedenen Liberalismus gegenüber mehr und mehr zu der Stimmung der Konfliktzeit zurückgekehrt. Er liebte es, die Männer der Fortschrittspartei als „Republikaner" zu bezeichnen und über den „fortschrittlichen Ring" zu schelten, der Berlin beherrsche. Ende des Jahres 1882 hatte ein solcher Angriff allgemeines Aufsehen erregt. Das veranlaßte den Kronprinzen, in seiner Erwiderung auf die Neujahrsglückwünsche des Magistrats die Worte zu schreiben: „Ich kann mir nicht versagen, bei diesem Anlasse auszusprechen, wie ich der Leitung der städtischen Verwaltung volle Anerkennung für die einsichtige und planvolle Fürsorge zolle, welche sie der körper-

Digitized by Google

lichen Wohlfahrt und der sittlichen Bildung der Bevölkerung widmet." Daß der Kronprinz, wenn er zur Regierung gekommen wäre, die Stellung der Krone im preußischen Staate schädigen und die Zügel der Regierung der Parlamentsmehrheit überlassen würde, war eine Befürchtung, die auch Bismarck als völlig grundlos zurückwies. Auch müßten gerade die Liberalen in Deutschland mit völliger Blindheit geschlagen sein, wenn sie die unbedingte Herrschaft der Parlamentsmehrheit des Tages als der Weisheit letzten Schluß betrachteten. Haben doch die ernstesten Erfahrungen bewiesen, daß infolge der religiösen Spaltung Deutschlands bei dem nötigen Entgegenkommen gegen die katholische Kirche eine konservativ-klerikale Reichstagsmehrheit immer die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat und daß gegen die Gefahren dieser Lage in der preußischen Krone und dem preußischen Beamtentum am ehesten eine Garantie zu finden ist. Also liegt ein doktrinärer Parlamentarismus außerhalb der Möglichkeiten für einen preußischen König nicht nur, sondern auch für den überzeugten Liberalismus. Aber die lebhafte und warmherzige Teilnahme des Kronprinzen und der Kronprinzessin an Kunst und Kunstgewerbe, an allen Unternehmungen für Volksgesundheit und Volksbildung, für die Erwerbsfähigkeit der Frauen, die Ausbildung von Krankenpflegerinnen, die Hebung der arbeitenden Klassen hielt sie in ununterbrochener persönlicher Verbindung nicht nur mit Künstlern und Gelehrten, sondern mit allen sozial gesinnten, opferfreudigen und leistungsfähigen Kreisen des Bürgertums, die selbstverständlich politisch liberal sind, da man ihnen doch unmöglich zumuten kann, sich für die Beherrschung des Staates durch den Adel und das Offizierkorps zu begeistern. Eine Folge dieser Beziehungen war die schroffe Abweisung des Antisemitismus durch das Kronprinzenpaar, die in konservativen Kreisen nicht gefallen konnte. Persönliche Verbindungen mit den bürgerlichen Kreisen, Gelehrten und Geschäftsmännern waren dem Kronprinzen natürlich. Schon seine Erziehung hatte ihn darauf geführt, und der Geist reiner Humanität, der ihn erfüllte, führte im letzten Grunde durch die kaiserliche Mutter auf Weimar zurück. Daß aber der Liberalismus der führenden Kreise des Bürgertums im Widerspruch stehen könnte mit den Pflichten des späteren Herrschertums, lag außerhalb des politischen Ideenkreises des Kronprinzen. Er sah nicht wie Bismarck zwischen dem Recht der Krone und dem des Volks einen Widerspruch, bei dem eines nur auf Kosten des andern gedeihen könnte. Vielmehr stand er auf dem Standpunkt des Großherzogs Friedrich von Baden, der in seiner Thronrede vom 30. August 1862 schlicht und klar ausgesprochen hatte: „Ich konnte nicht finden, daß ein feindlicher Gegensatz sei zwischen Fürstenrecht und Volksrecht."

Die deutsche Politik hat höhere Aufgaben als die Fortsetzung jenes traurigen Machtstreites der Reaktionsperiode. Niemand wird ihnen gerecht, der sich den Prozeß der Entwicklung unter dem Bilde vorstellt, daß Krone und Parlament wie zwei böse Hunde um den Knochen der Macht kämpfen. Der reine Machtbegriff ist leer und unfruchtbar. Vielmehr kommt es darauf an, die Aufgaben des Staates, an deren Lösung Krone und Parlament gemeinsam zu arbeiten

Digitized by Google

haben, so zu bestimmen und zu begrenzen, daß sowohl dem Bedürfnis einer starken Staatsgewalt wie den freiheitlichen Idealen der deutschen Bildung Genüge geschieht. Diese Aufgabe kann nur eine liberale Politik lösen, und in diesem Sinne, im Sinne einer Staatsauffassung, nicht eines Parteiprogramms, darf man den Kronprinzen mit Fug und Recht für die liberale Idee in Anspruch nehmen.

Im Beginne seiner Todeskrankheit sagte der Kronprinz in ernster Vorahnung: „Ueber mich ist das Zeitalter hinweggegangen." Jetzt, da ein Vierteljahrhundert seit dem Scheiden Kaiser Friedrichs vergangen ist, empfinden wir deutlich, daß er nicht umsonst gelebt hat. Das Idealbild des mit seinem Volke innerlich verbundenen und befreundeten Herrschers, in dem alles Beste, was Geist und Gemüt des Volks bewegt, persönliche Erscheinung und gesundes, tatkräftiges Leben geworden ist, das ist das Vermächtnis des Kronprinzen. Die deutsche Zukunft hängt davon ab, ob Herrscher und Volk den Verpflichtungen gerecht werden, welche ihnen dieses Vermächtnis auferlegt.

Reichsländisches — Nachklänge

Von

M. v. Köller

Die Geschichte beweist seit Anfang der Zeiten, daß die geographische Lage der Länder von wichtigstem Einfluß ist, auf ihre Entwicklung, ihre wirtschaftliche Fortbildung, ihre nationalen Strömungen — auf den Charakter der Bevölkerung in psychischer und physischer Hinsicht. Die Grenzländer, zwischen großen Staatsgebilden liegend, sind in der Beziehung das interessanteste Studium; die schlagendsten Beweise für das, was beweglich und unbeweglich ist, im Fortschreiten der Zeiten, in der Veränderung der äußeren Konstellationen. Diesem letzteren gegenüber besonders bleibt unbeweglich das „Sichbehauptenwollen", der Drang, „selbständig" dazustehen, möglichst unbeeinflußt von dem zu allen Seiten Heran- und Hereindrängen der anders gearteten Nationalitäten. Die Individualität des einzelnen sowohl als die Gesamtheit der Volksseele fordert das — heraus aus dem Trieb der Selbsterhaltung. Man hat gerade jetzt ein deutliches Bild dieser Tatsache vor Augen „im Elsaß".

Ursprünglich ein deutsches Land, bestehend aus zahlreichen kleinen Einzelländern, freien Reichsstädtchen — Habsburger Oberhoheit unterstellt teilweise — und größere oder kleinere Gemeinden, reich bevölkert von einem religiös gesinnten, stillen, arbeitsamen, die Autorität achtenden Volksstamm, sieht es sich, fast unmerklich, seit dem Westfälischen Frieden, erst der französischen Krone, dann an Frankreich — unter Richelieu und Mazarin — überliefert.

Digitized by Google

Die Diplomatie hat den Höhepunkt ihrer kunstvollen Konstellationen erreicht und behauptet. Das deutsche freie Elsaß ist französisch geworden!

Das geschah dem Grenzland von Westen her! Im Osten war alle Kraft verbraucht, im Niedertreten aller Kultur und Volksentwicklung durch den religiös verwirrten Begriff, der den Dreißigjährigen Krieg möglich machte. Von daher also konnte das Elsaß keinen Schutz erwarten, dort keine Anlehnung nehmen. Es stand unter dem Wort „Macht geht vor Recht". Eine Presse, sich auszusprechen, gab es damals nicht — man schwieg also — aber man vergaß nicht! In Basel erschien 1780 noch ein Buch über das Elsaß, in dem zu lesen war, daß die Elsässer starrköpfig an ihrer Sprache, alten deutschen Vorrechten und Freiheiten festhielten, und protestierten gegen die „welsche Fremdherrschaft". Dieses Festhalten und Protestieren zog sich bald in immer engere Kreise zusammen. Die neunziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts führten die große Revolution von Paris auch nach Straßburg, und Eulogius Schneider bewies den Elsässern mit „Lichtbildervorträgen" unter Hinzuziehung der „Guillotine", wie „französisch" sie bereits geworden seien!! — Da kam der Umschlag! Nolens volens begriff man die „Vorteile" der Revolution. Der Selfmademan stand als Ideal vor jedem einzelnen. Jeder Zeitgenosse hatte den „Präsidentenhut", den „Feldherrnstab" in der Tasche! Die „Freiheit" ist — „Ansichtssache" — aber die „Gleichheit" c'est celà, c'est tout à fait celà. — Zu voller französischer Größe berauschte man sich, als Napoleon I. seine Siegeslorbeeren ohnegleichen durch Europa trug — und das „deutsche" Elsaß zog sich zusammen in kleine Konventikel, die sich kaum noch an das Tageslicht trauten. Die „welsche" Sprache war nunmehr die „Mutter"sprache geworden und nur das alte, halbalemannische „Ditsch" behauptete sein Recht neben ihr, d. h. so, daß das Französische die Sprache der Gebildeten, Ditsch die Sprache des Volkes blieb. Das „Hochdeutsch" war fast vergessen.

Obgleich nun die têtes carrées der Elsässer im neuen Vaterlande eine feste Hand über sich fühlen mußten — sie fügten sich — und entschädigten sich einerseits durch das „Sichmitsonnen" am französischen Glanz, anderseits durch eine gewisse starrköpfige Opposition, die zwar zur Seite steht — aber, fest, wie mit zusammengekniffenen Lippen und der Faust in der Tasche, auf ihrem Standpunkt beharrt.

Als dann, im Jahre 1815, das „Vive l'Empereur" in den europäischen Lüften verklungen war und der große Korse — der Attila, „die Gottesgeißel" seines Jahrhunderts — für ein durch Glanz und Untergang hindurch gehetztes Leben eine Raststätte suchte — suchen mußte — auf der „Northumberland", und mit zerbrochenem Degen, erstarrtem Herzen und zum Tode kranken Körper dem Felseneiland in Afrikas Meeren, dem stillen Grabe zwischen Longwoods Felsen, entgegenfuhr — da war es mit der Gloire der Grande nation vorbei! Auch im Elsaß wandelte sich der Ruf „Vive l'Empereur" in das „Vive la france" — das auch jetzt noch die Devise der Protestler ist! Die jeweiligen Inhaber von Frankreichs Thron — Bourbonen, Orleans, Napoleoniden — Kaiser, Könige

Digitized by Google

oder Präsidenten haben für die Elsässer nur sekundäre Interessen gehabt. „Frankreich", „La france", das war, das ist „alles".

Im Frühsommer des Jahres 1870 merkte der französische Kaiser Napoleon III., daß in dem unruhgewöhnten französischen Volke sich wieder Explosionsstoffe ansammelten, die ihm kritisch werden mußten. Als gewiegter Diplomat durchforschte er die Welt um sich her, um Nebenexplosionen zu konstruieren, und entdeckte die ungelöste Thronfolgefrage in Spanien! Sowie der Name „Hohenzollern" in derselben auftauchte, erkannte er den ihm willkommenen Ausweg — die Bahn war vorgesteckt — der Krieg 1870 geschaffen. Die Tage von Wörth, Weißenburg, Mars-la-Tour, Metz und Sedan usw. brachten die größten Enttäuschungen, die je ein Kaiser, ein Volk, ein Land erlebt — „l'Empereur est pris" wurde der Weckruf zur Republik!

Das Elsaß hat dieses Krieges Last getragen — gemäß seiner geographischen Lage —, die Belagerung Straßburgs ist mit Blut und Flammen eingeschriebeu in die elsässische Volksseele — die Schlachtfelder im ganzen Lande sprechen die stumme Sprache unvergeßlichen Grauens! Frankreich — la belle France — lag danieder — machtlos — wie einst Deutschland, als das Elsaß französisch wurde! Frankreich mußte Deutschland gewähren lassen, wie es damals, vor zweihundert Jahren, umgekehrt der Fall war. Das war nicht vergessen, und das Grenzland Elsaß mit Lothringen wurde der Preis des Sieges für das deutsche Volk und Reich. Das Wasgenland sollte wieder lernen, sich auf sein Stammland zu besinnen. Das herrliche Land, in dem der Schöpfer — wie zur Entschädigung für soviel Schweres, das seine geographische Lage ihm gebracht — so unendlich viel intime Schönheit angehäuft hat!

Als der Friede kam, sahen die Straßburger ihre „wunderschöne Stadt" zum größten Teil in Trümmern liegen, ihr Land zertreten und mit Blut getränkt, niedergebrannt die stillen Dörfer mit den üblichen zwei Kirchen — das Trümmerfeld der Kriegsfurie! Man gedenkt dessen noch heute allüberall im elsaß-lothringer Volk. Man will, trotz allem, viel lieber ohne Krieg deutsch bleiben, als mit einem Krieg wieder französisch werden.

Die Anhänglichkeit an Frankreich ist bei vielen auch begründet durch ideale Bande, die man schonend behandeln sollte, wenn man das Herz des Volkes gewinnen will. Familienpietät, Traditionen religiöser Art usw., die sollte man der Zeit und ihrem lösenden Einfluß überlassen.

Das Protestlertum, der elsässische Partikularismus, die liberale Demokratie, die bis in die höheren Beamtenkreise geht, die Ueberhebung über deutsche Art und deutsche Bildung, die bis in die Klassen der Schulkinder hineinzieht — alle demgegenüber ist gewiß nur eine feste Hand der Politik am Platze; aber gerade die Vorgänge der letzten Zeit haben das gelehrt, daß Elsaß-Lothringen — seiner geographischen Lage gemäß — Ruhe und Beruhigung braucht. Bis 1908 ist man auch mit Erfolg diese Bahn gegangen, wie die Geschichte bestätigen wird. Von da ab begann eine Politik des Germanisierens, der Strenge und des Nachspürens, die einen solchen Grad der Erregung im Volk hervorrief, daß auch die

Digitized by Google

Lenker dieses Kurses erschrocken innehielten. Man verfiel nun in das strikte Gegenteil und kam dadurch mit den deutschen Militärbehörden in fortgesetzte Reibungen, die zum Konflikt wurden. Dabei verlor man derartig das Gleichgewicht, daß Mitglieder der deutschen Regierung sich schließlich als Beschützer des Volkes gegen das deutsche Militär proklamierten. Wie dabei „der Dritte" — die französische Hetzpolitik mit ihrer Presse — im Trüben fischen konnte und auch wirklich fischte, haben die Vorgänge in Zabern bewiesen.

Die derzeitige Generation im Elsaß ist tatsächlich noch nicht imstande, in 1870 die ausgleichende Gerechtigkeit zu erkennen für 1803 bis 1812 und für das, was 1815 im zweiten Pariser Frieden versäumt worden ist.

Nirgends mehr als in Elsaß-Lothringen wird der Ton und der Sinn der leitenden Männer den korrespondierenden Widerhall aus dem Volk finden, denn das Grenzland bedarf einer Regierung, die ihm ein „Halt" ist, die, sein Vertrauen gewinnend, ihm auch eine Direktive wird für die eigne Denkungsart. Ein weiser, abgeklärter Sinn, der auch das berücksichtigt, daß das Land drei Viertel Katholiken, ein Viertel Protestanten hat, ohne dabei das protestantische Deutschland zu vergessen — eine ruhige, feste, objektiv leitende Hand, die wird das Land, das erobert und wiedergewonnen ist, wie es deutsches Recht war, auch gewinnen, zurückgewinnen für deutsche Art und deutsches Sein, und wird den berechtigten Trieb des Grenzlandes zur Erhaltung seiner Eigenart in richtige Bahnen zu lenken wissen. Die Parole freilich, „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern", wird fürs erste wohl nicht wieder ausgegeben werden können.

Die gesamte Presse der letzten Zeit hat sich — anscheinend aus Straßburg beeinflußt — so gegen das Elsaß gewandt, daß es objektiver- und gerechterweise wohl einmal erlaubt sein mag, das zu sagen, was im Laufe der Zeiten erklärend und Verständnis fördernd für das deutsche Elsaß-Lothringen spricht.

Strahlenbehandlung bei gutartigen und bösartigen Geschwülsten[1])

Von

Geheimrat Prof. Dr. Krönig (Freiburg i. B.)

Wenn wir von der Strahlenbehandlung sprechen, so müssen wir zunächst von der Quelle ausgehen, von der aus uns die gewaltigste Strahlenenergie gesandt wird, nämlich von der Sonnenbestrahlung. Selbst die primitivste Beobachtung zeigt schon die gewaltige Abhängigkeit alles dessen, was wir Leben nennen, von dieser strahlenden Energie. Wir sehen, wie die Pflanzen ihr Wachstum

[1]) Vortrag, gehalten im Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien in Stuttgart im Februar 1914.

Digitized by Google

nach der Sonne richten, wir sehen, wie die Pflanzen, wenn sie von sonnigen auf schattige Plätze verpflanzt werden, in ihrer Entwicklung leiden und verkrüppeln. Bei den Tieren, die nicht an den Ort gebunden sind, tritt dieses Abhängigkeitsverhältnis nicht so sinnfällig in die Erscheinung. Aber auch hier sehen wir überall ein Streben nach dem Licht. Verdecken lang anhaltende neblige Herbsttage für lange Wochen uns die Sonnenstrahlen, so merken wir es an unsrer Gemütsstimmung, und die erste Sonne des erwachenden Frühlings läßt nicht nur die ersten Pflanzen aufschießen, sondern auch in unserm Innern regen sich neue Hoffnungen, frohe Stimmung. Es ist daher ohne weiteres verständlich, daß auch die Medizin schon seit altersher von dieser belebenden Wirkung der Sonnenstrahlen Gebrauch gemacht hat. Die Sonnenbehandlung ist so alt, als die geschichtliche Ueberlieferung reicht. Schon die alten römischen und griechischen Aerzte berichten von der Wirkung der Sonnenbäder. Aber auch hier, wie so oft bei den physikalischen Heilmethoden, zeigte sich, daß die Vertreter der eigentlichen wissenschaftlichen Medizin erst relativ spät methodisch dieses Heilverfahren ausgearbeitet haben. Wir können eigentlich erst seit ungefähr zehn bis fünfzehn Jahren von einer wirklich wissenschaftlich fundierten Lichtbehandlung sprechen. Die ersten methodisch durchgeführten Versuche, um bei bestimmten Krankheiten mit bestimmt dosierten Lichtmengen Heilresultate zu erzielen, knüpfen sich eigentlich erst an den Namen des dänischen Forschers Finsen. Leitend für seine Versuche waren wohl nicht zum wenigsten die mächtigen Reaktionserscheinungen, welche wir nach Bestrahlung unsrer Haut durch die Sonne auftreten sehen. Machen wir im Winter beim Reflex der Schneedecke unsre Skiwanderungen im Hochgebirge bei der Mittagssonne, so haben die meisten von ihnen wohl an sich selbst schon erfahren, wie dann die Einwirkung der Strahlung sich in unangenehmer Weise bei uns dadurch bemerkbar macht, daß einige Zeit, nachdem wir heimgekehrt sind, die Haut anfängt, sich lebhaft zu entzünden, schmerzhaft zu werden, und wie erst allmählich sich im Laufe von Tagen die Oberhaut durch Abstoßung der entzündeten Partien sich wieder frisch bildet. Wir nennen diese Hautentzündung den Gletscherbrand. Wir wissen ferner durch Erfahrung, daß die Einwirkung der Sonne ganz verschieden ist, im Hochgebirge, in der Tiefebene, auf dem Wasser beim Reflex der Wasseroberfläche. Erst allmählich tritt auch hier wie so oft eine Gewöhnung an die Strahlung ein. Macht der blasse Städter mit dem dunkelgebräunten Führer seine Gletscherwanderung, so weiß er, daß er sich durch Salben, gefärbte Schleier gegen die direkte Einwirkung dieser Strahlen schützen muß, während es dem gebräunten Führer gar nicht einfällt, irgend etwas gegen die Sonnenstrahlung zu tun. Die an seiner Haut durch die Strahlung allmählich auftretende Pigmentierung schützt ihn weitgehender gegen den Gletscherbrand, als alle von uns angewendeten Salben und Schleier, und wir selbst empfinden es an uns sehr bald, daß wenn unsre Gesichtshaut erst bei längerem Aufenthalt im Hochgebirge schwarzbraun gebrannt ist, daß wir dann uns mit viel größerer Ruhe ohne Schutz einer intensiven Sonnenbestrahlung aussetzen können. Diese intensive Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Haut benutzte

Digitized by Google

nun Finsen in geschickter Weise, um vor allem gegen die eine Erkrankung der Haut erfolgreich vorzugehen, nämlich gegen die Hauttuberkulose, den gefürchteten Lupus. Finsen zeigte allen andern den gangbaren Weg der Forschung, daß die Strahlen eine auslesende Eigenschaft haben, daß sie das normale Gewebe viel später zerstören wie das erkrankte, und daß infolgedessen bei richtiger Dosierung das erkrankte tuberkulöse Gewebe zerstört und durch neues Gewebe ersetzt wird.

Ein Weg weiter auf dem Schritt dieser methodischen Forschung war nun, daß man sich sagte, daß dann auch wahrscheinlich tiefer gelegene tuberkulöse Herde von den Sonnenstrahlen zerstört, d. h. zur Ausheilung gebracht werden könnten, vorausgesetzt, daß die Strahlen wenigstens teilweise in unsern Körper eindringen. Daran kann nun nach allen Untersuchungen nicht mehr gezweifelt werden. Es sind hier vor allem die Forscher Rollier in Leysin und Bernhard in Samaden gewesen, die das Prinzip der Sonnenbestrahlung auf die in den Knochen und Gelenken lokalisierten tuberkulösen Herde übertrugen. Ihnen beiden kam unterstützend zu Hilfe die intensive Wirkung der Sonnenstrahlen im Hochgebirge. Leysin und Samaden liegen, wie Sie wissen, auf Höhen von 1300 bis 1800 Meter, sind also, wie wir schon vorher sagten, der Einwirkung der Sonnenstrahlen viel anders ausgesetzt als die Orte der Tiefebene. Auf dem Internationalen Kongreß in London 1913 zeigte Rollier zuerst einem größeren ärztlichen Publikum seine geradezu hervorragenden Erfolge. Die Knochen- und Gelenkstuberkulose, die ja, wie Sie wissen, hauptsächlich in den Entwicklungsjahren auftritt, war von jeher eine wahre Krux. Monate-, ja jahrelang wurden die von ihnen befallenen Kinder mit Streckverbänden behandelt. Es wurden die sich bildenden Eitermassen mit dem scharfen Löffel ausgekratzt. Es wurden Teile des Gelenkes und des Knochens fortgenommen, und im günstigsten Falle, wenn wirklich eine Ausheilung eintrat, blieben nur zu oft ein oder mehrere versteifte Gelenke zurück, oder noch schlimmer, es blieben, da die Tuberkulose gerne den Teil des Knochens befällt, welcher den Wachstumskern enthält, und diese von dem Operateur entfernt wurden, entstellende starke Verkrüppelungen, d. h. Verkürzungen der Extremitäten, zurück. Rollier selbst beschreibt uns, wie er als chirurgischer Assistent eines unsrer wissenschaftlichsten und besten Chirurgen, nämlich Kocher, mit diesem Resultat der chirurgischen Behandlung unzufrieden war, wie er sein ganzes Streben darauf richtete, hier andre Heilfaktoren zu finden, welche die Beweglichkeit des Gelenkes möglichst erhalten und die Verkürzung der Extremitäten verhindern sollten. Man darf wohl sagen, daß diese seine Bestrebungen von dem glänzendsten Erfolge begleitet gewesen sind. Durch langsam beginnende, methodisch durchgeführte Bestrahlung wird der Körper mehr und mehr an die Strahlung gewöhnt. Die Gewöhnung ist schließlich eine so vollkommene, daß die kleinen Burschen und Mädchen, nur mit Badehose und Strohhut bedeckt, sich stundenlang auf Ski in der Gletschersonne tummeln, ohne daß die schwarzgebräunte Haut auch nur mit einem Reiz antwortet, während wir ungewohnt nicht nur mit einem allgemeinen Gletscherbrand, sondern

Digitized by Google

gleich auch mit hohem Fieber und schweren Störungen des Allgemeinbefindens antworten würden. Rollier und Bernhard haben uns nun an einer großen Krankenzahl gezeigt, wie tatsächlich selbst fortgeschrittene Fälle von Knochentuberkulose und Gelenkstuberkulose, die schon zu einer Versteifung des Gelenkes geführt haben, in einem relativ großen Prozentsatz mit voller Funktionstüchtigkeit des Gelenkes zur Ausheilung kommen, und vor allem, wie die mit Recht bei chirurgischen Eingriffen gefürchtete Knochenkürzung auf ein Minimum reduziert wird. Ich möchte nicht verfehlen, zu bemerken, daß ich diesen Fortschritt für einen der wichtigsten Fortschritte halte, den die Medizin in den letzten Jahren gemacht hat, und es ist nur zu wünschen, daß bei der riesigen Verbreitung der Knochentuberkulose sich auch bei uns in Deutschland die Heilstättenbewegung nicht bloß auf die Lungentuberkulose beschränkt, sondern sich ausdehnt auf den mindest so wichtigen Teil zur Gründung von Heilstätten im Hochgebirge, in geschützter Lage, zur Behandlung von Gelenks-, Knochen- und Bauchfelltuberkulose.

Daß sich diese Methode der Sonnenbestrahlung noch auf andre Krankheiten in Zukunft ausdehnen wird, ist ohne weiteres verständlich, doch würde es zu weit führen, an dieser Stelle auf die schon in Angriff genommenen Versuche einzugehen. Hier bedarf es nur noch ganz kurz der Frage nach den heilsamen Faktoren der Sonnenstrahlung, weil wir auf diese Weise überleiten zu den uns heute vornehmlich interessierenden Gebieten, nämlich dem Ersatz der Sonnenbestrahlung zu Heilzwecken durch andre Strahlungsqualitäten, die wir uns zum Teil künstlich verschaffen, die zum Teil uns von der Natur als Eigenschaft gewisser strahlender Metalle geschenkt sind. Sie alle wissen schon aus Ihrer Schulzeit, daß die Sonnenstrahlen aus einem Gemisch verschiedenster Strahlensorten bestehen. Es sind die Wärmestrahlen, es sind die Lichtstrahlen, die sich, wenn wir die Strahlen der Sonne durch ein bestimmt abgeschliffenes Glas schicken, in dem Ihnen allen bekannten Sonnenspektrum von Rot bis zu Violett auflösen. Sind es die langwelligen roten Strahlen, oder sind es die auf der andern Seite des Spektrums befindlichen violetten Strahlen, welche die heilende Wirkung ausüben, oder sind es vielleicht die für unser Auge nicht mehr direkt sichtbaren, sondern nur noch durch die Photographie darstellbaren, jenseits des Violett liegenden ultravioletten Strahlen, welche die Heilung bedingen? Hierüber sind die Akten noch nicht geschlossen, vieles spricht aber dafür, daß es hauptsächlich die für unser Auge unsichtbaren ultravioletten Strahlen sind, die hier in Betracht kommen, und so wollen Sie dann das Bestreben der Technik verstehen, Bestrahlungskörper zu Heilzwecken herzustellen, die in erster Linie die Spender dieser ultravioletten Strahlen sind. Es ist die sog. künstliche Höhensonne, die diesen Bestrebungen Rechnung tragen soll, und soweit heute die Versuche reichen, scheint in der Tat hier wenigstens ein gewisser Ersatz für die strahlende Wirkung der Sonne vorzuliegen. Ganz nahe verwandt nun mit diesen ultravioletten Strahlen sind Strahlenqualitäten, die wir als Lichtstrahlen nur mit veränderter Wellenlänge auffassen dürfen, es sind dieses die Strahlungen,

Digitized by Google

die die Röntgenröhre aussendet, und die Strahlungen, die von gewissen eigentümlichen Körpern, die in der Natur vorkommen, und die dem Physiker bei Beginn der Entdeckung so unendlich viel Kopfzerbrechen bereitet haben, die Strahlen, welche die radioaktiven Substanzen, das Ihnen jetzt allen geläufig gewordene Radium, Mesothorium und andre ähnliche Körper, aussenden.

Um Ihnen gleich einen sinnfälligen Beweis dafür zu geben, daß tatsächlich zwischen den Lichtstrahlen der Sonne und den Strahlen der Röntgenröhre und der radioaktiven Substanzen Aehnlichkeiten bestehen, möchte ich die Einwirkung dieser Strahlengattung auf die Haut anführen. Ich sagte Ihnen, daß, wenn wir die Sonnenstrahlen, nicht gebremst durch den Dunst der Atmosphäre, auf großen Höhen auf unsre Haut einwirken lassen, daß dann zunächst nichts auftritt, sondern daß nach einer gewissen Zeit erst, am nächsten Tage oder auch später, die Hautreizung einsetzt, welche wir als Sonnenverbrennung oder Gletscherbrand bezeichnen. Setzen Sie eine Stelle Ihrer Haut den Strahlen der Röntgenröhre aus, so passiert zunächst einmal an Ihrer Haut gar nichts, Sie haben keine abnorme Sensation; aber auch hier sehen wir nach einer gewissen Zeit, nach fünf Tagen, nach zehn Tagen, wenn die Dosis sehr groß war, plötzlich eine schwere Hautentzündung auftreten, die auch wiederum nach einem gewissen Zeitintervall zur Abheilung kommt. Was die Röntgenröhre macht, geschieht nun in gleicher Weise beim Radium und Mesothorium. Auch hier bekommen wir die gleiche Hautentzündung, die bei wiederholten Einwirkungen zu langsam ausheilenden Hautgeschwüren führen kann.

Ein Unterschied, der zwischen den Lichtstrahlen und den Röntgenstrahlen sowie den Strahlen der radioaktiven Substanzen besteht, ist nun für uns wesentlich darin zu erblicken, daß die Lichtstrahlen im allgemeinen nicht ein so intensives Durchdringungsvermögen haben wie die Röntgenstrahlen und die Strahlen der radioaktiven Substanzen. Der gewaltige Eindruck, den die Entdeckung Röntgens auch in der Laienwelt hervorgerufen hat, war ja gerade darum begründet, daß Röntgen zum erstenmal der staunenden Menschheit eine Strahlenqualität demonstrierte, die glatt durch eine dicke Holzschicht hindurchging, glatt unsre Weichteile, ja unsre Knochen durchdringt und auf der photographischen Platte Schattenbilder von den Organen unsers Körpers im Innern zeigte. Rutherford und vornehmlich das Ehepaar Curie haben dann durch die Herstellung des Radiums aus der Pechblende, und Hahn durch Herstellung des Mesothoriums aus dem Monozitsand gezeigt, daß diese chemischen Stoffe diese Durchdringungsfähigkeit sogar in noch höherem Maße besitzen, als wie die durch die Elektrizität getriebene Röntgenröhre. Nicht bloß dicke Holzplatten, sondern dicke Bleiwände werden von diesen Strahlen der radioaktiven Substanzen durchschlagen, und die Penetrationskraft dieser Strahlen ist zum Teil so groß, daß die Strahlen beim Durchtritt durch unsern Körper von den Knochen und dem Gewebe kaum merklich gebremst werden. Diese Einwirkung auf die Zellen der Haut und die starke Durchdringungsfähigkeit dieser Strahlengattung machen es von vornherein wahrscheinlich, daß ähnlich wie die Sonnenstrahlen bei der

Digitized by Google

Tuberkulose im Innern des Körpers, so auch die Röntgenstrahlen und die Strahlen der radioaktiven Substanzen nicht nur auf die oberflächlich gelegenen Zellen, sondern auf die im Organismus gelegenen Zellen einen bestimmten, eventuell heilenden Einfluß ausüben würden. Diese Hoffnung hat sich ja, wie Sie wissen, in weitgehendem Maße erfüllt. Man beginnt genau wie bei der Sonnenbestrahlung die Tuberkulose mit Röntgenlicht zu behandeln. Vor allem aber haben sich diese Strahlengattungen als erfolgreich erwiesen zur Vernichtung von Zellen und Zellgruppen in unserm Körper, die wir als gefährliche Parasiten unsers Körpers bezeichnen dürfen, nämlich die Geschwülste.

Was ist eine Geschwulst?

Wir können die Geschwulst heute auffassen, um uns im allgemeinen eine Vorstellung zu verschaffen, als einen fremden Zellstaat im geordneten Zellstaat unsers Körpers. Brauchen wir einen Vergleich. Die einfachste Form des Staatslebens, gewissermaßen die Staatseinheit, ist die Familie. In ihr herrschen patriarchalische Verhältnisse, gleiche Interessen, gleiche Bestrebungen vereinigen die Mitglieder der Familie. Sobald sich aber die Familie verzweigt und weiter verzweigt, aus der Familie die Gemeinde, aus der Gemeinde der Staat wird, so treten unter den so geschaffenen komplizierten Verhältnissen sofort verschiedene Interessengruppen, verschiedene Bestrebungen, die sich jetzt gegenseitig bekämpfen, auf. Je größer das Staatswesen, je differenter die Zusammensetzung aus den verschiedensten nationalen Elementen ist, um so differenter und auseinandergehender die Interessen, um so schwieriger, die Interessengruppen zu einigen zu dem gemeinsamen Zweck der Erhaltung des Gesamtstaates. Je differenzierter ein Staat ist in seinen einzelnen Elementen, um so mehr bilden sich Gruppen, Parteien, die in der herrschenden Regierungsform nicht das Ideal ihrer Bestrebungen sehen und die damit notgedrungen zum Sturze der Regierungsform und zum Streben, die Regierungsform durch eine neue, andre zu ersetzen, führen. Es bilden sich sog. staatserhaltende Parteigruppen und sog. Umsturzparteien oder, um lieber ein ferner liegendes aktuelles Thema zum Vergleich heranzuziehen, damit ich um Gottes willen nicht parteipolitische Verhältnisse wachrufe, denken Sie an die jetzt herrschenden politischen Verhältnisse in Mexiko. Hier herrscht der Bruderkrieg, hier kämpft die Regierung mit den Revolutionären. Beide sind Teile des Gesamtorganismus, des Staates. Die Revolutionäre, die anfänglich nur einen kleinen Teil des Staatswesens repräsentierten, haben allmählich einen mächtigen Einfluß gewonnen und versuchen nun ihrerseits die alten Regierungsformen zu stürzen. Und es handelt sich jetzt nur darum, ob die alte Regierungsform die Macht hat, diese auf die Zerstörung des jetzigen Staatswesens hinzielenden Elemente durch ein straffes Regiment zu unterdrücken. Nicht anders in unserm Körper. Auch die Geschwulstzellen dürfen wir als an irgendeiner Stelle im Körper angesiedelte, meist erblich übertragene Zellkomplexe ansprechen. Solange der Gesamtorganismus eine straffe Herrschaft über diese Zelle ausübt, werden sie als für den Gesamtkörper harmlose, sich nicht vermehrende Zellen ihr Dasein fristen. Sobald aber aus irgendwelchen Gründen die Machtverhältnisse zwischen

Digitized by Google

diesen parasitären Zellen und den Zellen im übrigen Organismus sich verschieben, fangen diese Zellen, die — wie wir annehmen — mit höherer Wahrscheinlichkeit von Jugend auf als Erbmasse schon in unserm Körper vorhanden sind, an zu wachsen, und es beginnt jetzt der Bruderkrieg. Verliert der Gesamtorganismus die Kraft einer straffen Regierung, so können sich diese Zellen vermehren. Diese straffe Herrschaft verliert nun der Körper fast gesetzmäßig im Alter, und daher die prozentual ungeheure Steigerung der Frequenz der Geschwülste mit zunehmendem Alter. Je älter wir werden, um so mehr ist diesen vererbten Zellmassen die Möglichkeit gegeben, sich zu vermehren, und würden wir, um mal paradox zu sprechen, alt genug werden, so würden wir alle schließlich, wenn uns nicht eine andre Krankheit schon früher dahinrafft, wahrscheinlich an den Geschwulstzellen, dem Krebse, zugrunde gehen. So wollen Sie auch bitte verstehen, die in unserm Kulturleben immer mehr zunehmende Krebsangst; der Krebs ist nur scheinbar häufiger geworden, nur weil in einem Kulturstaat durch die verbesserten hygienischen Verhältnisse das Leben des einzelnen länger dauert, ist, absolut gerechnet, die Zahl der Krebse, welche in Erscheinung treten, häufiger geworden. Je mehr alte Leute in einem Staate sind, um so mehr muß nach dem Gesagten, absolut gerechnet, die Zahl der bösartigen Geschwülste zunehmen. Und so wollen Sie denn auch verstehen, warum bei andern, z. B. wirbellosen Tieren, so selten Geschwülste beobachtet werden. Bei Tieren, wo die Organe nicht so fein differenziert sind wie in den höheren Entwicklungsstufen der Wirbeltiere, ist der Zellstaat leichter zu regieren; je komplizierter in der ansteigenden Tierreihe das Tier wird, um so häufiger sehen wir Geschwülste einsetzen, und der Mensch als kompliziert entwickeltes Lebewesen hat leider diese aufsteigende Stufe damit zu büßen, daß er am häufigsten von allen Lebewesen von den Geschwülsten befallen wird.

Auch der Laie weiß, daß wir unterscheiden zwischen gut- und bösartigen Geschwülsten. Was ist der Unterschied? Die gutartigen Geschwülste, wenn ich in dem Vergleich fortfahren darf, unterscheiden sich dadurch nur von den bösartigen Geschwülsten, daß ihre Zellen, aus denen sie zusammengesetzt sind, zwar eine starke Wachstumstendenz zeigen, aber daß doch schließlich mal bei ihnen eine Grenze des Wachstums statthat, über die sie nicht hinausgehen. Sie gleichen also noch etwas mehr den Zellen unsers gesunden Organismus. Auch wir wissen ja, daß unsre Zellen sich nicht bis ins Unendliche vermehren, sondern daß, wenn eine gewisse Entwicklungsstufe eingetreten ist, daß sie dann in ihrem Wachstum aufhören und daß sie nur noch das Abgebaute wiederum ersetzen. Die bösartigen Geschwülste sind aus Zellen zusammengesetzt, welche zwar ebenfalls zu irgendeiner Zeit des Lebens, meistens im Alter, genau wie die Zellen der gutartigen Geschwülste anfangen zu wachsen, nun aber im Gegensatz zu den gutartigen Geschwülsten ein unbeschränktes Wachstum zeigen, bis der Wirt, also der Mensch, auf dem sie als Parasiten wuchern, ihnen noch die nötigen Nährstoffe liefert, d. h. nicht eher aufhören zu wachsen, bis der Wirt, der Mensch, tot ist.

Digitized by Google

Diese ganze Betrachtung war deswegen so notwendig, damit Sie überhaupt den ganzen Ideengang verstehen, der eingehalten ist, um gegen die Geschwulstmassen durch Strahlen der Röntgenröhre und der radioaktiven Substanzen vorzugehen. Die ganze Strahlenbehandlung ist nicht etwa eine zufällig gemachte Erfindung, sondern ein mühsam aufgebautes, aus Tierexperimenten und Beobachtungen am Leben abgeleitete Behandlung.

Wir können uns den Entwicklungsgang der Strahlenbehandlung der Geschwülste folgendermaßen darstellen. Die ganze Behandlung der Geschwülste vermittelst dieser Strahlung hat eine Beobachtung zur Voraussetzung, nämlich die, daß die Geschwulstzellen im allgemeinen besser von den Strahlen angegriffen und vernichtet werden als die übrigen Zellen des Körpers. Wir nennen dieses die auslesende Wirkung der Röntgenstrahlen und der Strahlung der radioaktiven Substanzen auf die Geschwulstzelle. Diese auslesende Wirkung ist nicht etwa etwas ganz Wunderbares oder zufällig Gefundenes, sondern war wiederum von vornherein zu erwarten auf Grund von Tierexperimenten, die nämlich zeigten, daß, wenn wir, sagen wir einmal Röntgenstrahlen, auf die Zellen eines noch wachsenden Organismus einwirken lassen, dessen Zellen sich noch rapide vermehren, die Röntgenstrahlen auf diese jugendlichen Zellen viel intensiver einwirken als die Zellen in einem ausgewachsenen Organismus. Setzen wir z. B. eine alte Henne unter die Röntgenröhre, lassen durch elektrischen Stromschluß diese Röntgenröhre laufen und setzen sie damit den Röntgenstrahlen lange Zeit aus, so können Sie schon zwei, drei Stunden hintereinander die Röntgenröhre einwirken lassen, ohne daß bei der Henne jetzt oder in Zukunft irgend etwas Anormales erscheint. Sie bleibt munter, frißt und bleibt am Leben. Wenn Sie eine gleichgroße oder sogar um die Hälfte verringerte Menge von Röntgenstrahlen auf ein junges Hühnchen einwirken lassen, so zeigt sich in der Folge etwas Merkwürdiges: das Tierchen entwickelt sich nicht wie die Geschwister, sondern bleibt in der Entwicklung zurück und geht meistens frühzeitig zugrunde, d. h. die schnellwachsenden Zellen des jungen Hühnchens sind für die Röntgenstrahlen empfindlicher als die Zellen der erwachsenen Henne. Aber noch weiter. Wenn wir bei einem wachsenden Hühnchen nur einen Teil des Körpers, sagen wir z. B. einen Flügel, mit den Röntgenstrahlen beleuchten, alles andre aber vor den Röntgenstrahlen schützen, so wächst das Hühnchen jetzt im ganzen weiter und entwickelt sich zur Henne, aber der eine Flügel, der bestrahlt wurde, der bleibt in der Entwicklung zurück, so daß das arme Tierchen später nicht fliegen kann. Also auch hier dasselbe Bild: ein Gewebe, das im Wachstum begriffen ist, wird durch Röntgenstrahlen sehr viel stärker beeinflußt als ein Gewebe, dessen Wachstum schon vollendet ist. Wir dürfen nun aber, wenn ich mich verständlich ausgedrückt habe, die Krebszellen auffassen als jugendfrische Zellen, die sich in einem alternden Körper, dessen Zellen schon in der Entwicklung abgeschlossen sind, vermehren. Unter Zuhilfenahme des Tierversuches wird es nun aber ohne weiteres plausibel, warum die Röntgenstrahlen und die Strahlen der radioaktiven Substanzen jetzt mit Vorliebe auf diese schnellwachsenden

Digitized by Google

jugendlichen Zellen des Krebses oder andrer Geschwülste zur Einwirkung kommen, während sie die in der Entwicklung abgeschlossenen Zellen des Körpers kaum beeinflussen. Man nennt infolgedessen die Geschwulstzellen gerne röntgenempfindlich oder radiumempfindlich, d. h. sie antworten schneller durch Zerfall unter Einwirkung der Röntgen- und Radiumstrahlen als die Zellen des übrigen Körpers. Es waren Perthes und Herxheimer, die wohl mit als erste diese eigentümliche Empfindlichkeit der Geschwulstzellen auf Grund genauer mikroskopischer Untersuchungen feststellten, und diese beiden Forscher haben auch die Schlußfolgerung gezogen, indem sie versuchten, gut- und bösartige Geschwülste durch Röntgenbehandlung auf diesem Wege zur Heilung zu bringen. Sie alle wissen, daß dieser Versuch wenigstens für *oberflächlich* liegende Krebse heute als gelungen bezeichnet werden kann. Die Zahlen der wirklichen Heilungen bei oberflächlich liegenden Karzinomen sind heute so groß, daß an dieser Tatsache nicht mehr gezweifelt werden kann.

Anders aber liegen die Verhältnisse sofort, sobald wir es mit *tiefreichenden* oder von vornherein tief im Körper liegenden Geschwülsten zu tun haben. Wenn ich vorher sagte, daß die Röntgenstrahlen und die Strahlung der radioaktiven Substanzen den Körper durchschlagen, so ist es ebenso verständig, daß von der Kraft, die dieser Strahlung innewohnt, beim Durchschlagen des Gewebes eine größere Menge von Energie entzogen wird. Nehmen wir mal an, Sie hätten ein modernes Infanteriegewehr, so wissen Sie alle, daß die Triebkraft der abgeschossenen Kugel so groß ist, daß die Kugel glatt durch eine dicke Holztür durchschlägt. Auf dem Wege aber durch diese dicke Holztür geht soviel von der anfänglichen Energie, die der Kugel innewohnt, verloren, daß, wenn Sie in einiger Entfernung von der einen Holzwand noch eine zweite anbringen, die Durchschlagskraft der Kugel jetzt nicht mehr ausreicht, um auch diese zweite Holzwand zu durchdringen, sondern die Kugel bleibt oberflächlich in der zweiten Holzwand stecken. Die Wirkung der Kugel ist also in der ersten Holzwand sehr viel intensiver als in der zweiten.

Uebertragen wir dieses nun auf unsern Körper und auf die Strahlung. Wir nehmen an, ein Krebs sitzt tief in unserm Körper. Wir müssen also nach dem oben Gesagten, damit die Röntgen- und Radiumstrahlen den Krebs intensiv genug treffen, um ihn zu vernichten, schon eine sehr große intensive Strahlung auf die Oberfläche des Körpers bringen, an der Stelle, wo wir in der Tiefe den Krebs bestimmt haben. Dann aber besteht ohne weiteres die Gefahr, daß dann die Oberfläche, vor allem die Haut, jetzt so viel Mengen von Röntgenstrahlen und die Strahlung der radioaktiven Substanzen treffen, daß diese zu sehr geschädigt wird, d. h. mit andern Worten, daß wir eine schwere Hautverbrennung setzen, ehe der Krebs in der Tiefe zerstört ist.

An dieser Klippe schien lange Zeit die Bestrahlung des tiefliegenden Gewebes zu scheitern, auf der einen Seite mußte man sehr viel strahlende Energie in die Tiefe schicken, um dort den Krebs zu zerstören, auf der andern Seite gestattet die Haut und das über dem Krebs liegende normale Gewebe nicht, durch

Digitized by Google

sie die nötige Menge von Strahlen in die Tiefe zu schicken, ohne ebenfalls mit einer erheblichen Schädigung zu antworten. Denn wenn auch die Geschwulstzellen empfindlich sind gegen die Röntgenstrahlen und die Strahlung der radioaktiven Substanzen, so ist doch selbstverständlich die Empfindlichkeit des übrigen Gewebes nicht so gering, daß man durch sie beliebig viele Strahlen in die Tiefe schicken kann.

Einen Ausweg zwischen diesen beiden Klippen, zwischen der Szylla und Charybdis, ist nun tatsächlich in der letzten Zeit teilweise gefunden. Die Physiker wußten es schon seit langem, daß die aus der Röntgenröhre und aus den radioaktiven Substanzen ausgesandten Strahlen nicht alle gleichmäßig stark durchdringend sind, also, um im Bilde zu bleiben, rasant sind, sondern aus der Röntgenröhre sowohl wie aus den radioaktiven Substanzen strömen solche Strahlen aus, die wenig rasant sind, die also schon an der Hautoberfläche oder in der Haut stecken bleiben, und andre Strahlen, die eine außerordentlich starke Rasanz haben und glatt große Teile des Gewebes durchschlagen. Die einen Strahlen werden die stärker penetranten, die andern Strahlen die wenig durchdringenden Strahlen genannt.

Nun bitte ich Sie, noch einmal zu unserm Vergleich mit der Flintenkugel zu folgen. Nehmen wir mal an, wir hätten eine alte Vorderladerpistole, deren Geschoß nur geringe Triebkraft hat. Wir schießen gegen eine Holzwand; was wird passieren? Die Kugel wird infolge ihrer geringen Rasanz gleich in der oberflächlichen Schicht des Holzes stecken bleiben und hier sich breitdrücken. Es entsteht infolgedessen ein großer Defekt an der Oberfläche, während die Tiefe des Holzes unberührt bleibt. Jetzt nehmen wir ein andres Geschoß mit sehr starker Rasanz, also sehr starker Triebkraft, und richten es auf die gleiche Holzwand an einer andern Stelle. Dieses Geschoß wird glatt die ganze Holzfläche durchschlagen, und zwar wird die Wirkung in der Oberfläche und Tiefe die gleiche sein, d. h. wir haben überall in ganz gleichem Maße ein Loch in der Oberfläche und in der Tiefe. Uebertragen Sie dieses auf die Röntgen- und Radiumstrahlen, so werden Sie vielleicht selbst den Weg finden, den die Forschung genommen hat. Wenn die Röntgenstrahlen, wie wir sahen, aus verschiedenen Kugeln bestehen, von denen die eine Kugel eine außerordentlich starke, die andre Kugel eine außerordentlich schwache Rasanz hat, so werden alle die Kugeln mit schwacher Triebkraft in unsrer Haut stecken bleiben und weitgehende Zerstörungen machen, dagegen den in der Tiefe liegenden Krebs überhaupt nicht berühren. Nur die Kugeln mit sehr starker Rasanz werden Oberfläche und Tiefe gleichstark treffen, wenn natürlich auch durch die abnehmende Triebkraft die Wirkung in der Tiefe etwas weniger wie an der Oberfläche ist. Die Aufgabe besteht also einfach darin, daß wir die aus der Röntgenröhre und den radioaktiven Substanzen austretenden Kugeln nicht alle auf den Körper einwirken lassen, sondern daß wir alle die Kugeln mit geringer Rasanz vorher schon abfangen und nur die Kugeln mit starker Rasanz zur Einwirkung kommen lassen. Dieses Abfangen der schwach durchdringenden Strahlen machen wir nach Art

Digitized by Google

der Physiker durch Filter, indem wir zwischen Röntgenröhre oder radioaktive Substanzen und dem Körper gewisse Metallschichten bringen, in die sich alle die wenig rasanten Kugeln abfangen, während die stark rasanten Kugeln durchgehen und in unsern Körper eindringen. Sie werden es nun auch vielleicht verstehen, warum die Forscher sich mit so großer Vorliebe bei der Behandlung tiefliegender Krebse des Radiums und Mesothoriums bedienen; denn ich erwähnte schon vorher, daß die Strahlen, welche aus diesen Körpern austreten, eine sehr viel größere Rasanz haben als die Strahlen, welche von der Röntgenröhre ausgehen. Sie verhalten sich daher in bezug auf Rasanz wie vielleicht ein modernes Infanteriegewehr zu einem Vorderlader mit geringer Pulverladung.

Nun hat ja aber neuerdings auch die Technik versucht, Röntgenstrahlen aus der Röntgenröhre austreten zu lassen, welche in bezug auf Rasanz nicht allzuweit hinter den Strahlen der radioaktiven Substanz zurückbleiben, so daß heute der Zwiespalt der Meinungen, wie Sie dieses ja alles aus den politischen Zeitungen kennen, sich dreht, hie Röntgenröhre, hie Mesothorium oder Radium. Die Entscheidung steht noch dahin. Ich glaube, daß die Röntgentechnik bei voller Anerkennung der Fortschritte, die sie gemacht hat, dieses wichtige Ziel noch nicht erreicht hat, Röntgenstrahlen zu erzeugen, die in bezug auf Rasanz den Strahlungen der radioaktiven Substanzen gleichstehen, und so möchte ich auch meinen, daß, bis dieses Ziel erreicht ist, wir des Mesothoriums und des Radiums für tiefliegende Krebse gar nicht entbehren können. Vorbedingung ist nur beim Mesothorium und beim Radium, daß wir die nötigen Mengen besitzen, was ja bei Anbetracht der Geldkosten manchmal auf Widerstand stößt.

Hiermit komme ich nun zu der Schlußfrage: Ist denn nun tatsächlich das erreicht, was man erhoffte, ist es denn nun wirklich gelungen, Geschwülste, die nicht an der Oberfläche, sondern tief in unserm Körper liegen, durch Strahlenenergie im Wachstum aufzuhalten oder sogar zu zerstören? Die Antwort ist heute zum Teil bejahend, zum Teil verneinend.

Die Antwort ist sicherlich bejahend für eine große Gruppe von Geschwülsten der Frau, die, wenn auch gutartig, d. h. wenn auch nicht unaufhaltsam wachsend, doch dem Körper der Frau schwere, ja tödlich wirkende Schädigungen beibringt. Es ist heute mit Sicherheit erwiesen, daß wir diese Geschwülste, mögen sie klein wie ein Apfel oder groß wie ein Kürbis sein, nicht bloß im Wachstum aufhalten können, sondern auch soweit zurückbringen, allein unter der Einwirkung der Strahlen, daß nach einem Zeitintervall von einem Jahr von dieser Geschwulst kaum etwas mehr zu fühlen ist. Die Wirkung der Strahlen ist hier eine so sichere geworden, daß wir fast für den Erfolg garantieren können, indem 95 bis 97 Prozent Erfolge zu verzeichnen sind. Wenn wir bedenken, daß wegen dieser Geschwülste und der durch sie bedingten Störungen des Körpers jährlich eine Unzahl von schweren Operationen ausgeführt werden mußten, die eine nicht kleine Anzahl Todesopfer direkt nach der Operation erforderten, so werden Sie verstehen, daß die wissenschaftliche Medizin auf diese Leistung in der Tat stolz sein darf. Denn wenn auch im Anfang der Technik, wie das, glaube ich, nach

Digitized by Google

dem Gesagten Ihnen jetzt verständlich ist, Hautschädigungen vorgekommen sind, so scheint es doch nach allem, und die Erfahrungen gehen jetzt schon in die Tausende, daß tatsächlich diese Strahlenbehandlung eine für den übrigen Körper unschädliche und gefahrlose ist.

Vor allem aber sind es die hier klar erwiesenen Erfolge gewesen, die uns nun gleichzeitig als Wegweiser und Pfadfinder dienten, um jetzt die hier gewonnenen Erfahrungen auch auf die bösartigen Geschwülste, den Krebs, in der Tiefe des Körpers zu übertragen. Die moderne Krebsbehandlung ist nichts weiteres als die konsequente Uebertragung aller der Prinzipien, die schon gewonnen waren bei der Behandlung gutartiger Geschwülste. Nicht denen gebührt heute ein Verdienst, die unter Anwendung dieser Prinzipien nun auch den Krebs angreifen und zum Teil heilen, sondern denen, die die Prinzipien an den gutartigen Geschwülsten physikalisch und klinisch festgelegt haben.

Die bösartigen Geschwülste, vor allem der Krebs, unterscheiden sich, was besonders hier für uns von Wichtigkeit ist, dadurch auch von den gutartigen Geschwülsten, daß letztere meistens auf einen Platz im Körper beschränkt bleiben, die Krebsgeschwulst dagegen so rapide wächst, daß sie von ihrem ersten Herde aus relativ früh Vorposten vorausschickt, die nun ihrerseits wiederum neue Tochterkrebse erzeugen. Man darf sich so ausdrücken, daß bei der bösartigen Geschwulst, nicht wie bei der gutartigen Geschwulst, nur an einer Stelle im Staate ein Revolutionsherd ausbricht, sondern daß von diesem einen Herde aus sich bald an den verschiedenen Stellen neue Revolutionsherde bilden. Wenn wir z. B. einen Krebs im Darm haben, so ist oft schon sehr früh ein Vorposten geschickt nach der Leber, und es bildet sich sehr bald ein Tochterkrebs in der Leber aus.

Ich hoffe, daß Sie nun noch ohne weiteres verstehen die Schwierigkeit, vor die jetzt der Arzt gestellt ist. Wir haben auf die Stelle, wo wir den Darmkrebs erwarten, all unsre Röntgengeschosse und Mesothorium- oder Radiumgeschosse gerichtet. Unter ihrer Einwirkung verschwindet auch dieser Herd, aber plötzlich tritt ein neuer Krebs in der Leber auf, der nun von neuem der Behandlung unterzogen werden muß. Hierbei hat sich als weitere Schwierigkeit ergeben, daß ähnlich wie die Haut sich an die Sonnenbestrahlung gewöhnt, der Krebs sich auch an die Strahlung der Röntgenröhre und der radioaktiven Substanzen gewöhnt, d. h. die Geschosse, die ihn früher vernichteten, sie prallen später wirkungslos an ihm ab. Wir dürfen infolgedessen eigentlich nur dann von einem einigermaßen sicheren Erfolg sprechen, wenn wir es nur mit einer örtlich lokalisierten Krebsgeschwulst zu tun haben, die womöglich noch nicht allzu weit ihre Vorposten in andre Organe geschickt hat. Unsre Erfahrung ist dementsprechend die: fortgeschrittene Krebse, die schon Tochterkrebse in andern Organen gebildet haben, sind kaum noch beeinflußbar. Wir stehen ihnen heute im allgemeinen noch ebenso machtlos gegenüber wie früher.

Anders liegen die Verhältnisse bei beginnenden Karzinomen, die noch nicht zu weit fortgeschritten sind. Hier kann gar nicht daran gezweifelt werden, daß

Digitized by Google

sie so beeinflußt werden können, daß sie verschwinden, d. h. daß wir sie weder mit dem Tastsinn noch mit dem Gesichtssinn bei einer eventuell ausgeführten Operation sehen können. Aber, und damit kommen wir zu einem weiteren üblen Nachteil der Krebsgeschwulst gegenüber der gutartigen Geschwulst, wir können, wenn wir eine bösartige Geschwulst soweit entfernt haben, daß sie weder dem Gesichts- noch Tastsinn erkennbar ist, leider noch nicht von völliger Heilung sprechen. Sie alle wissen es vielleicht schon aus eignen trüben Erfahrungen in ihrer Familie, daß, wenn der Operateur einen Krebs mit dem Messer entfernt hatte, soweit, daß er überall auf der Schnittfläche nur gesundes Gewebe sah, der Kranke damit noch nicht gerettet ist, sondern es drohen die gefürchteten Rückfälle, d. h. nach einem Jahre, nach zwei Jahren, ja sogar noch nach drei Jahren bildet sich entweder an Ort und Stelle der Operation oder an einem nahegelegenen Organe wieder Krebs aus. Mit andern Worten, der alte böse Feind hat seine Vorposten schon zur Zeit der Operation soweit ausgesandt, daß wir mit dem Messer nicht folgen konnten, weil wir sie nicht sahen, und diese geringen Vorpostenzellen haben nun im Laufe der Zeit die Kraft bekommen, jetzt ihrerseits siegreich gegen den Körper vorzugehen und durch Bildung neuer Krebsgeschwülste den Körper zu gefährden oder zu vernichten. Diese Rückfälle nach Operationen sind leider zum Teil erschreckend häufig. Auch in meinem engeren Gebiete erreichen sie nach Operationen eine Häufigkeit oft bis zu 80 Prozent, d. h. wenn wir 100 Krebsoperationen machen, kommen im Laufe der nächsten Jahre 80 trotz der Operation wieder. Diese überaus häufigen Rückfälle sind es ja gewesen, welche manchem Operateur die Lust an der operativen Behandlung der Geschwülste so oft verleitet hat, und es war sicherlich kein Zufall, daß ein so erfahrener und so glücklicher Chirurg wie Czerny an seinem Lebensabend doch fast resigniert eingestehen mußte, daß das Messer nie und nimmer allein das Allheilmittel für den Krebs sein kann, sondern daß man versuchen muß, das Messer zu unterstützen oder aber durch andre Behandlungsmethoden zu ersetzen. Natürlich gehörte dem Messer die unumstrittene Domäne in der Behandlung des Krebses so lange, als man keine andre Behandlungsmethode kannte, aber heute liegen doch die Verhältnisse anders. Das, was das Messer erreicht, erzielen wir ja gar nicht so selten genau so mit der Strahlenbehandlung, d. h. der Krebs verschwindet restlos an Ort und Stelle. Die große, heute noch unbeantwortete Frage ist nur die: Wo werden die Rückfälle häufiger sein, nach der Operation oder nach der Strahlenbehandlung? Dabei ist zuungunsten des Messers die zum Teil erschreckend hohe Sterblichkeit im mehr oder weniger unmittelbaren Anschluß an die Operation zu erwähnen. Wenn wir Krebsoperationen ausführen, so werden Sie nach dem Gesagten verstehen, daß wir, um einigermaßen gute Resultate zu erreichen, wir über das sichtbare Karzinom hinaus möglichst alles, was wir entfernen können, entfernen müssen, damit wir die vom Krebs ausgesandten Vorposten möglichst ebenfalls aus dem Organismus bei der Operation mit entfernen. Die so notwendigen, oft sehr großen Eingriffe werden aber leider nur zu oft von den Kranken nicht mehr ertragen. Wir

Digitized by Google

haben Krebsoperationen, die gleich nach der Operation jede vierte Frau an den Folgen der Operation dahinrafft, ganz abgesehen von den vielen unbeabsichtigten Nebenverletzungen, die an benachbarten Organen vorkommen, weil sie im Bereiche des Krebses liegen. In diesem Punkte sind die Verhältnisse bei der Strahlenbehandlung unendlich viel günstiger. Direkte Todesfälle kurz nach der Strahlenbehandlung, die mit dieser in Zusammenhang gebracht werden können, sind bisher nicht beobachtet. Wohl sind Nebenschädigungen durch Ueberdosierungen, die ja zum Teil unvermeidlich sind, z. B. schwere Hautverbrennungen passiert, aber alle diese spielen gegenüber den Nebenverletzungen, die manchmal bei Krebsoperationen vorkommen, eine ganz untergeordnete Rolle. Ich glaube daher bei den Erfolgen, die heute schon die Strahlenbehandlung hat, sagen zu dürfen, daß man ohne weiteres die Berechtigung zugeben muß, daß man in den Fällen, in denen nach der ganzen Konstitution des Kranken zu schließen, die Gefahr eines operativen Eingriffes unverhältnismäßig groß ist, zum mindesten einen Versuch mit der Strahlenbehandlung machen darf. Die Entscheidung wird erst schwer, wenn wir einen Krebs vor uns haben, welcher ohne größere Lebensgefahr entfernt werden kann. Ich glaube die Ansicht vieler wiederzugeben, wenn ich sage, daß auch hier ein Versuch mit der Strahlenbehandlung dann durchaus gestattet ist, wenn bei der operativen Entfernung des Krebses schwere Entstellungen herbeigeführt werden, die eventuell dem Betreffenden im sozialen Fortkommen hinderlich sind. Ich denke hier an die Krebse des Gesichts, an Nasenkrebse, an Lippen- und Zungenkrebse. Dadurch, daß das Messer weit im Gesunden entfernen muß, die Röntgenstrahlen und die Strahlen der radioaktiven Substanzen sich mehr auf das Krebsige allein beschränken, und das zur Vernarbung bringen, haben wir bei der Strahlenbehandlung oft geradezu ideale kosmetische Resultate, und z. B. bei einem nicht zu weit fortgeschrittenen Zungenkrebs geradezu ideale funktionelle Resultate zu verzeichnen.

Alles ist heute noch im Flusse; es ist sehr gut möglich, daß wir vielleicht bei denen, wo wir durch Strahlenbehandlung den Krebs örtlich so weit entfernt haben, daß nichts mehr durch Tastsinn und Gesichtssinn zu erkennen ist, ebenso wie nach Operationen Rückfälle bekommen, und es wird die Frage zu beantworten sein, wo sind die Rückfälle häufiger, nach Operation oder Strahlenbehandlung. Diese so wichtige Antwort können wir leider heute noch nicht geben, da dazu die Beobachtungszeit zu kurz ist. Nur glaube ich, müssen wir uns im Interesse der wissenschaftlichen Fortschritte in der Behandlung des Krebses mit aller Energie dagegen wehren, daß einige Operateure durch Resolutionen in großen Gesellschaften gewissermaßen die knebeln wollen, die nun nicht in dem Messer das Allheilmittel finden, sondern auch bei beginnendem Krebse andre Methoden versuchen, um zum Ziele zu gelangen. Es darf heute nicht mehr als ein Kunstfehler betrachtet werden, wenn manche, und wahrlich nicht die schlechtesten Operateure, auch bei beginnendem Krebs die Strahlenbehandlung der Operation vorziehen. Beide Gruppen sind doch von dem gleichen Wunsche beseelt, dem Aermsten der Armen, dem Krebskranken zu helfen, beide haben Erfolge und

Digitized by Google

Enttäuschungen. Beider Wege sind dornenvoll. Ebenso wie es verfehlt wäre, die Erfolge der Strahlenbehandlung in den Himmel zu heben, ebenso unrecht ist es aber auch, der operativen Behandlung des Krebses Erfolge nachzurühmen, die sie in Wahrheit nicht besitzen. Daher soll man beiden Verfahren keine Fesseln anlegen durch vorzeitige Beschränkung irgendeiner Behandlungsmethode.

Als vor fünf Jahren einige Forscher den Mut hatten, gegen die operative Behandlung gewisser gutartiger Geschwülste zu frondieren, und sie ersetzen wollten durch die Strahlenbehandlung, brach genau der gleiche Sturm der Entrüstung los. Man nannte das Verfahren unwissenschaftlich, gefährlich, von unabsehbaren Folgen begleitet. Heute nach fünf Jahren finden sich nur noch wenige, welche ernstlich bei diesen Geschwülsten die operative Behandlung mit der Strahlenbehandlung im Erfolge gleichsetzen wollen. Die Strahlenbehandlung hat hier auf allen Fronten gesiegt.

Ich kann es mir nicht versagen, zum Schlusse auf einen Punkt einzugehen, der für die ganze Entwicklung der Strahlenbehandlung bei bösartigen Geschwülsten für die Zukunft nicht ohne wesentlichen Einfluß sein wird. Ich hoffe, daß ich mich so klar ausgedrückt habe, daß Sie verstehen können, daß wir uns bei der Strahlenbehandlung in einer engen Fahrrinne bewegen, wo rechts und links das Schiff scheitern kann. Geben wir von der Strahlenenergie der Röntgenröhre und der radioaktiven Substanzen zu *wenig*, so besteht die *furchtbare Gefahr*, daß wir den Krebs nicht vernichten, sondern daß wir ihn durch kleine Dosen zum schnellen Wachstum anreizen, wie das leider nur zu oft beobachtet ist. Geben wir zu viel, so schädigen wir ungewollt das über dem Krebse liegende Gewebe und die Haut. Mehr oberflächlich oder tiefergehende Hautverbrennungen sind die Folge. Unser Schifflein hier richtig zu steuern, ohne aufzulaufen, ist leider nicht immer möglich. Dazu gehört das Wichtigste, nämlich die Kenntnis der Fahrrinne, und diese ist nur durch große Erfahrungen zu gewinnen, die uns heute noch fehlen. Der Arzt, der durch Strahlenbehandlung versucht, den Krebs zu heilen, *schadet* im ersteren Falle, wenn er *zu wenig* gibt, viel mehr als wie im zweiten Falle, wo er durch Ueberdosierung eine nicht gewollte Hautverbrennung setzt. Aber das Publikum urteilt anders. Stirbt im ersteren Falle, wie es natürlich ist, der Kranke an Krebs, so hat eben die Behandlung nichts geholfen, und der Laie beruhigt sich. Im zweiten Falle dagegen, wo der Krebs zwar geheilt, der Kranke am Leben bleibt, dem Kranken also wirklich der größte Vorteil zukommt, wird der Arzt in Acht und Bann getan, weil er bei seinem Heilverfahren eine unbeabsichtigte Nebenschädigung gesetzt hat, die schließlich doch glatt zur Ausheilung kommt. Der Laie vergißt ganz, daß hier ein hohes Ziel, nämlich das Leben, durch eine zwar unangenehme, aber doch heilbare Nebenverletzung gerettet ist. Wie mir nun die Versicherung mitteilt, bleibt es nicht bloß bei der Kritik des Publikums, sondern es häufen sich bei Beginn der Tiefenbestrahlung die Schadenersatzansprüche der Kranken ins Unermessene und ihre Häufigkeit wird noch vermehrt durch die nicht selten zuungunsten des Arztes entschiedenen gerichtlichen Urteile. Es erinnert uns dieses unwillkürlich an die

Digitized by Google

Zeit der Einführung der Narkose. Auch bei der Narkose haben wir die enge Fahrrinne. Geben wir zu wenig, so hat der Operierte nicht die zur guten Durchführung der Operation unbedingt notwendige Erschlaffung aller Muskeln. Die Operation wird technisch schlecht ausgeführt, und der Kranke geht an der schlecht durchgeführten Operation leider nur zu oft zugrunde. Geben wir auf der andern Seite zu viel, so kann aus dem gewollten Erschlaffungszustand im tiefsten Schlafe nur leider, wie Sie wissen, manchmal der Tod in der Narkose erfolgen. Heute weiß jeder Laie, daß, auch bei der größten Vorsicht, der Tod in der Narkose passieren kann, und kaum je wird das Gericht, wenn wirklich mal ein Ersatzanspruch von den Angehörigen erhoben wird, zu einem verurteilenden Schiedsspruch kommen. Früher war dieses anders. Uns wird berichtet von nicht wenigen Aerzten, denen das Unglück eines Narkosentodes passierte, die dann vom Gericht sogar mit empfindlichen Freiheitsstrafen bedacht wurden. Wer weiß, ob heute die Narkose wirklich die Vollkommenheit erreicht hätte, wenn nicht in einem sehr bekannt gewordenen Prozeß, wo ein berühmter Operateur auf der Anklagebank saß, ein Sachverständiger den Richtern zugerufen hätte, daß, wenn sie diesen Mann verurteilen würden, die ganze Zukunft der Entwicklung der Narkose in Gefahr stände. Ich glaube, daß wir etwas Aehnliches befürchten müssen in der Strahlenbehandlung des Krebses. Wenn hier nicht ähnlich, wie jetzt in der Narkosenfrage die Richter loyal urteilen, und nicht ganz nebensächliche Unzulänglichkeiten, die bei einem so komplizierten Verfahren, wenn man es unter die Lupe nimmt, stets zu eruieren sind, milde beurteilen, so besteht die Gefahr, daß dann bei der Strahlenbehandlung des Krebses ängstliche Aerzte den schlimmsten Fehler in der Behandlung des Krebses machen, nämlich zu kleine Dosen geben. Auch der Laie muß sich darüber klar sein, daß es besser ist, das Leben eines Krebskranken zu retten mit einer mehr oder weniger nebensächlichen Schädigung, als den Kranken hoffnungslos dem fortschreitenden Krebse zu überantworten. Ebenso wie die operative Entfernung des Krebses schwerste Nebenschädigungen setzt, so kann wenigstens vorläufig bei einem so furchtbaren Leiden wie dem Krebse von der Strahlenbehandlung nicht gefordert werden, daß sie ohne jede Störung im Allgemeinbefinden dieses sonst sicher tödliche Leiden heilt.

Digitized by Google

Einige Bemerkungen zur Lage auf dem Balkan und zu den dortigen Verkehrsproblemen

Von einem österreichischen Staatsmann a. D.

Obgleich die Ereignisse, die sich während der letzten zwei Jahre auf dem Balkan zugetragen haben, im gegebenen Augenblick ein Trugbild der Beruhigung haben erstehen lassen, so kann es doch weder für Rußland noch für Oesterreich, Deutschland und ganz Europa ein Geheimnis sein, daß diese Ereignisse nicht so sehr den Gordischen Knoten auf der Balkanhalbinsel gelöst als dort für lange Zeit einen vulkanischen Boden geschaffen haben, auf dem immer wieder neue Komplikationen eintreten können."

Der bekannte russische Publizist Fürst Meschtschersky ist es, der in einem letzter Tage in einem großen Wiener Blatt veröffentlichten Artikel die gegenwärtige Situation der Balkanländer mit diesen Worten kennzeichnet. Seine pessimistische Auffassung erweist sich leider als zutreffend; wir sehen wieder einmal, daß der Erfahrungssatz der Dynamik, wonach eine inerte Masse oft leichter in Bewegung gesetzt als später in den Beharrungszustand zurückgebracht werden kann, auch für Umwälzungen politischer Art Geltung hat.

Im Lauf der letzten zwei Jahrhunderte war in den einstmal so mächtigen Bau des türkischen Reichs wohl schon so manche Bresche gelegt worden. Aber wenn auch weite Gebiete durch unglückliche Kriege verloren gegangen waren, so schien doch ungeachtet der an der Peripherie erduldeten Einbußen dem Staate genügend Kraft übrig zu bleiben, um sich noch lange auf dem reduzierten Territorium zu behaupten. Die Ereignisse, welche dem unter einer eigenartigen Konstellation ausgebrochenen Angriff der Balkankönigreiche folgten, erwiesen den Irrtum jener Annahme, wir erlebten den fast gänzlichen Zusammenbruch derjenigen Macht, die einst bis nach Mitteleuropa Schrecken verbreitet und zu zwei verschiedenen Malen sich vermessen hatte, das Kreuz auf dem Wiener Stephansturm durch den Halbmond ersetzen zu wollen. Die durch die Neugestaltung der politischen Karte des Balkans geschaffenen Zustände sind noch keineswegs konsolidiert, es wird geraumer Zeit bedürfen, bis auf den durch den Krieg verwüsteten Gebieten ein neues Leben erblüht. Einstweilen sehen wir, daß namhafte Teile der durch die Veränderung der politischen Grenzen neuen Geschicken überantworteten Völkerschaften diese Aenderung durchaus nicht als Besserung ihrer Lage auffassen, sondern gegen die unter Mißachtung ihrer nationalen Aspirationen und wirtschaftlichen Interessen erfolgte Gebietseinteilung mehr oder minder offen sich auflehnen.

Die Uneinigkeit der Mächtegruppen und deren durch gegenseitiges Mißtrauen verursachte Einflußlosigkeit hatten den Balkanstaaten zu ihrem Unternehmen Mut gemacht; nach den ersten überraschenden Erfolgen änderten die Alliierten ihren anfänglichen Plan und steckten ihre Ziele immer weiter hinaus. Sobald der

Digitized by Google

gemeinsame Feind niedergerungen und Bulgarien in dem darauffolgenden Kampf gegen seine Verbündeten von gestern um den besten Teil des Siegespreises gebracht worden war, setzte der Friedensschluß von Bukarest wohl den offenen Feindseligkeiten ein Ende, keineswegs aber den nationalen Rivalitäten und Hegemoniegelüsten, die den letzten Waffengang verursacht hatten.

Von dem Zeitpunkt ab, wo nicht mehr wie ehedem auf den großen Kongressen, späterhin auch noch in Mürzsteg der einheitliche Wille Europas den entscheidenden Faktor für die Geschicke des Balkans bildete, ist die Halbinsel zu einem Gefahrenzentrum für die Ruhe des Weltteils geworden. Wiederholt spitzte sich während der Kriegsereignisse die Situation derart zu, daß es schien, als würden die Großmächte direkt in den Wirbel der Balkanwirren hineingezogen werden. Wohl ist bisher der Eintritt einer solchen Katastrophe vermieden worden, allein nach allgemeiner Empfindung ist doch die politische Lage höchst unbefriedigend und gefahrvoll; der Eindruck ist nicht abzuweisen, daß wenigstens zu einem guten Teil das bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Rüstungsfieber, welches auch die kleinen Staaten ergriffen hat, zeitlich und ursächlich durch die Wechselfälle, deren Schauplatz die Balkanhalbinsel seit zwei Jahren gewesen ist, mit verschuldet wurde.

Die sprunghafte Zunahme der militärischen Auslagen und die lähmende Ungewißheit über die Gestaltung der nächsten Zukunft lasten schwer auf allen Kreisen. Jede Anregung, die, sei es zunächst auch nur in einer einzelnen Frage, geeignet erschiene, einen Ausweg aus den bestehenden Schwierigkeiten zu eröffnen, wäre daher freudigst zu begrüßen.

Eine dieser Detailfragen, und zwar eine solche, die in erster Linie wichtige Interessen der Donaumonarchie in sich schließt, betrifft das Verkehrswesen auf dem Balkan. Hierbei handelt es sich zunächst darum, die für die Sicherung des Verkehrs unter dem früheren Regime bestandenen Garantien den neuen Verhältnissen anzupassen und zeitgemäß zu vervollkommnen.

Die Wahrnehmung der Verkehrsinteressen im Südosten des Weltteils gehört zu historischen Traditionen Oesterreichs. Bald nach Abschluß des Friedens von Passarowitz, noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, richtete die Wiener Regierung einen regelmäßigen, erst monatlich einmaligen, später vierzehntägigen Ueberlandpostkurs nach und von Konstantinopel ein. Nach und nach wurde der österreichische Postdienst auf eine Reihe andrer Plätze in der Levante ausgedehnt. Andre Mächte folgten später mit ähnlichen Einrichtungen nach, indes steht die österreichische Institution, was den Geschäftsumfang und die Zahl der Aemter betrifft, noch immer an erster Stelle. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Oesterreich die Einrichtung und Aufrechterhaltung seines Postdienstes im nahen Orient ausschließlich als Verkehrsbedürfnis, nie aber als Mittel politischer Propaganda ansah und demgemäß nicht zögerte, die Postanstalten in dem Zeitpunkt und dort zurückzuziehen, wo — wie dies in den christlichen Balkanstaaten und Aegypten der Fall war, eine vertrauenswürdige einheimische Organisation des Postdienstes jenem Bedürfnis Rechnung trug. Die im Jahre 1836 erfolgte

Digitized by Google

Gründung der Dampfschiffahrtsgesellschaft des Oesterreichischen Lloyd bot der Monarchie das Mittel, mit dem französischen Seepostdienst nach der Levante, der bis dahin eine Art Monopolsstellung innegehabt hatte, erfolgreich in Konkurrenz zu treten und der österreichischen Handelsflagge in jenen Gewässern das hohe Ansehen zu verschaffen, dessen sie sich dort auch heute erfreut. In diesem Zusammenhang ist auch der rühmliche Anteil zu erwähnen, welcher bei den Vorarbeiten für den Bau des Suezkanals, der österreichischen Initiative und Ingenieurkunst zugebilligt werden muß.

Weniger großzügig erwies sich die Verkehrspolitik der Monarchie zur Zeit, wo durch das mit dem Namen des Baron Hirsch verknüpfte Unternehmen, die Herstellung der Eisenbahnen in der europäischen Türkei, eingeleitet wurde. So konnte es geschehen, daß — von der bedeutungslosen kurzen Strecke Novi—Banjaluka abgesehen — die Bahnen von der Seeseite landeinwärts erbaut und viele Jahre hindurch ohne Anschluß an das Netz Oesterreich-Ungarns belassen wurden; indem sie unsern Handelskonkurrenten neue Wege nach dem Innern erschlossen, dienten diese Linien dazu, unsre Waren aus alterworbenen Absatzgebieten hinauszudrängen. Als endlich der Ausbau der Verbindungsstrecken sichergestellt und dadurch an Stelle der zu unserm Nachteil allzulang bestandenen künstlichen Unterbindung des Verkehrswegs zu Land normale Verhältnisse traten, erkannte es die Wiener Regierung als ihre Aufgabe, Garantien zu schaffen, damit die angemessene Benutzung der neuen Route dem österreichisch-ungarischen Handel dauernd gesichert bleibe. Diesem Zweck sollte der im Jahre 1883 von Oesterreich-Ungarn, Serbien, Bulgarien und der Türkei abgeschlossene Vertrag, die sog. Convention à quatre, dienen, welche das Prinzip der Meistbegünstigung im internationalen Verkehr feststellt. Artikel 9 derselben bestimmt: „Auf den infolge gegenwärtigen Uebereinkommens zu bauenden Eisenbahnen wird in demselben Land, sowohl hinsichtlich der Beförderungspreise und öffentlichen Abgaben als der Zeit und Art der Abfertigung, kein Unterschied zwischen den Untertanen der vertragschließenden Teile gemacht werden. Ebenso sollen in allen den gedachten Beziehungen, die aus dem Gebiete des einen in das Gebiet des andern Teils eingeführten oder das letztere transitierenden Transporte keinesfalls ungünstiger behandelt werden als die inländischen Waren."

Infolge der in der politischen Karte des Balkans eingetretenen Veränderung ist der größere Teil der Bahnstrecken für die Türkei verloren gegangen und nunmehr der Territorialhoheit Serbiens, Bulgariens und Griechenlands unterstellt. Da nun nach allgemein anerkannten völkerrechtlichen Grundsätzen die vom zedierenden Staat — im vorliegenden Fall der Türkei — durch die Konzessionierung von Eisenbahnen gegenüber Privatgesellschaften eingegangenen privatrechtlichen Verpflichtungen bei derlei Besitzveränderungen auf den Besitznachfolger übergehen, so hat dieses Prinzip um so zweifelloser Geltung, wenn es sich dabei auch noch um in Kraft stehende öffentlich-rechtliche Verpflichtungen gegenüber einem dritten Staat handelt. Es versteht sich daher von selbst, daß Oesterreich-Ungarn aus prinzipiellen Gründen ebenso wie auch zur Wahrnehmung seiner

Digitized by Google

Verkehrsinteressen daran festhält, daß die eingetretenen territorialen Verschiebungen die volle Rechtswirksamkeit des genannten Vertrages in keiner Weise in Frage stellen dürfen. Weiters wird die Regierung die Aufgabe haben, gegebenenfalls die privatrechtlichen Reklamationen der Betriebsgesellschaft, die zwar türkischer Nationalität, deren Aktienmajorität aber in österreichischem Besitz ist, den Rechtsnachfolgern der Türkei gegenüber zu vertreten.

Die Austragung dieser Angelegenheiten scheint nun, speziell in Serbien, auf Schwierigkeiten zu stoßen; Vorschläge, die dahin zielen, bei voller Wahrung unsrer legitimen Interessen, eine Verständigung zu ermöglichen, welche auch die politischen Beziehungen zwischen Wien und Belgrad günstig beeinflussen würde, verdienen daher, wie bereits bemerkt, mit größter Aufmerksamkeit geprüft zu werden.

Versuchen wir dies rücksichtlich der von Herrn Prof. Dr. Max Eckert (Aachen) unter dem Titel: „Die Vorteile einer Freihandelszone zwischen dem Schwarzen Meere und der Adria für Europa und den Welthandel mit dem Orient" im Februar-Heft der „Deutschen Revue" veröffentlichten Ausführungen.

Was der Herr Verfasser dieses Aufsatzes über die Bedeutung des Handelsverkehrs als Kultur- und Wirtschaftsfaktor eines Landes, was er über die von der Natur bevorzugte Lage der Balkanhalbinsel für den Transithandel, über die Möglichkeit des Aufschwunges dieses bisher kommunikationsarmen und ungenügend entwickelten Gebietes sagt, all dies ist mit beiden Händen zu unterschreiben. Der Autor läßt es dahingestellt sein, ob die zu erbauenden neuen Bahnen sich für den Weltverkehr nützlich erweisen werden und ist der Ansicht, daß im Interesse einer großzügigen Lösung des südosteuropäischen Verkehrsproblems eine Freihandelszone in der Breite von 10 bis 20 Kilometern längs der Donau wie auch längs der bestehenden und zukünftigen Haupteisenbahnen geschaffen werden müsse, mit Fortsetzung zu den Schiffahrtsstraßen des Rheins, der Elbe und der Oder.

Der Autor selbst meint, daß sein Vorschlag zur Begründung der Freihandelszone frappierend, vielen sogar utopistisch klingen mag, glaubt aber, daß derselbe, sobald man sich in das Problem vertieft, reale Kraft und greifbaren Boden gewinne. Im Gegensatz zu der letzterwähnten Ansicht ist der Schreiber dieser Zeilen, bei rückhaltloser Anerkennung der Motive des Vorschlags, von dessen praktischen Undurchführbarkeit überzeugt. Gewiß, daran soll kein Anstoß genommen werden, daß es sich um ein vollständiges Novum handeln würde; abgesehen nämlich von der entlang der Mandschurischen Eisenbahn unter ganz anders gearteten Verhältnissen eingerichteten Freihandelszone mit russischen, bzw. japanischen Besatzungen, wäre ein Vorbild wohl nirgendwo zu finden. Gibt es aber einen Wirtschaftspolitiker, der die Schaffung einer ähnlichen Einrichtung in Europa für möglich hielte? Schon die Frage nach der technischen Organisation der vorgeschlagenen Einrichtung läßt erkennen, welche Hindernisse ihr im Wege stünden. Es sei nur darauf hingewiesen, daß eine Anzahl größerer Städte in

Digitized by Google

die geplante Freihandelszone fallen würde, ein Umstand, der die an sich schon erhebliche Schwierigkeit der Ueberwachung einer die Länder mitten durchschneidenden Zollgrenze zu beiden Seiten des Freihandelsstreifens noch steigern müßte; ist es denkbar, daß die auf ihre zollpolitische Unabhängigkeit eifersüchtig bedachten Balkanländer einer so einschneidenden Beschränkung ihrer Autonomie zustimmen, denn um wirksam zu sein und den angestrebten Effekt zu verbürgen, müßte die neue Einrichtung der Kontrolle einer internationalen Organisation unterstellt werden, ja ist es wahrscheinlich, daß die mit in Betracht kommenden Großmächte geneigt seien, an einem solchen Experiment mitzuwirken, wo doch schon die Erneuerung der in kaum drei Jahren ablaufenden Handelsverträge, nach den im schutzzöllnerischen Lager laut werdenden Stimmen, sich schwer genug gestalten wird. Die Reihe dieser Einwürfe ließe sich leicht vervollständigen, sie genügt wohl, um mit gutem Grund behaupten zu können, daß die Anregung des Herrn Professor Dr. Eckert keinen praktischen Erfolg verspricht.

Der Sperling in der Hand, ist besser als die Taube auf dem Dach; diese triviale Spruchweisheit im vorliegenden Zusammenhang angewendet, scheint zu besagen, daß die Aufrechterhaltung und der weitere Aufschwung des Kommunikationswesens in der Balkanhalbinsel vor allem von der ungeschmälerten Fortdauer der bestehenden vertragsrechtlichen Garantien abhängt; jedem Versuch, sie in Frage zu stellen, müßte daher mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden. Die Bestimmungen der Convention à quatre, seit bald dreißig Jahren in Kraft stehend, haben sich, nach den während dieser Zeit gemachten Erfahrungen zu urteilen, hinreichend bewährt, um bis auf weiteres den Bedürfnissen des Verkehrs zu genügen.

Sollte nach Maßgabe der Verdichtung des Bahnnetzes und der Zunahme des Verkehrs späterhin das Bedürfnis nach einer Erleichterung der Kommunikationen, sei es im Zug der bereits bestehenden Bahnen, sei es in der Richtung der projektierten Verbindungen zwischen der Donau und der Adria, sich ergeben, so könnte daran gedacht werden, durch Péageverträge und durch die Schaffung von Entrepots unter Zollausschluß in den Seehäfen einem solchen Bedürfnis im weitesten Umfang entgegenzukommen.

Freilich der Dunstkreis politischen Argwohns, der seit einigen Jahren über Serbien lastet, erschwert auch die Entwicklung der wirtschaftlichen Beziehungen zur Monarchie. Ist es in dieser Beziehung nicht bezeichnend, daß, während Bulgarien, Griechenland und die Türkei keine Schwierigkeit erhoben, die zur Zeit des Krieges in Beschlag genommenen Bahnstrecken wieder der Betriebsgesellschaft zurückzustellen, Serbien noch immer damit im Rückstand bleibt?

Wollten die Staatsmänner in Belgrad, anstatt Oesterreich-Ungarn zu mißtrauen und sich mit politischen Phantomen abzugeben, die einmal gegebenen realen Verhältnisse vorurteilsfrei ins Auge fassen, so würden sie leicht erkennen, daß zwischen den Balkanländern und der Donaumonarchie in vielen wirtschaftlichen Fragen eine Identität der Interessen besteht, deren aufmerksame Pflege

Digitized by Google

für beide Teile von großem Nutzen wäre. Hoffen wir, daß das Reifen dieser Erkenntnis mit den günstigen politischen und wirtschaftlichen Rückwirkungen, die sie zur Folge hätte, bald konstatiert werden könne.

Februar 1914.

Die ersten Unterhandlungsversuche des Marschalls Bazaine in Metz

Von

Germain Bapst (Paris)

(Schluß)

Zu derselben Zeit, mit der die Aera der Unterhandlungen begann, endete die der Operationen im Feld.

Seit achtundvierzig Stunden hatten Marschall Bazaine und General Coffinières lange Unterredungen; auch hatten sie eine Reihe von Briefen gewechselt. Sie fürchteten einen Sturmangriff der deutschen Armee gegen die französischen Linien oder zum mindesten eine Beschießung der Stadt, der Forts und des verschanzten Lagers. Um sich dagegen zu rüsten, beschlossen sie den Bau neuer Batterien und neuer Befestigungen diesseits der augenblicklichen Linien und verabredeten, die Truppen für den Fall eines feindlichen Angriffes gegen die Wälle der Stadt zurückzuziehen.

Es war kein Zweifel mehr möglich: der Marschall hatte jede Offensivbetätigung aufgegeben — diese Verteidigungswerke und der Plan, die Truppen auf einen Raum zurückzunehmen, auf dem sie sich nicht bewegen konnten, bewiesen es. Wenn der Feind wirklich eine Beschießung vorbereitete, konnte nur eines geschehen: man mußte dann durch fortwährende Angriffe die Batterien zu zerstören suchen, ehe sie instand waren, statt ihn gewähren zu lassen und sich in sicheren Deckungen zu halten.

Der Abend schloß in gedrückter Stimmung. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, ein deutscher Offizier habe auf Ehrenwort einem französischen versichert, daß der Kronprinz von Preußen am selben Tage noch in Paris einziehen werde. „Wie schmerzlich uns diese Katastrophe auch erscheinen mag," schrieb Oberst Fay am Abend des 11. September, „sind wir doch durch das Unglück von Sedan schon so niedergeschmettert, daß wir diese falschen Nachrichten ohne Empörung anhören."

Das schöne Wetter dauerte am 12. September fort. Am Vormittag wurden fünf bei Sedan gefangen genommene Offiziere von einem Parlamentär nach Moulins gebracht, und von dort nach Ban St. Martin geführt. Sie bestätigten die früheren Nachrichten und sagten, daß die Preußen das Erscheinen des Kronprinzen vor Paris ankündigten.

Digitized by Google

In der Stadt gaben die Zeitungen an der Spitze ihrer Kolumnen dem Hauptinhalt nach die Nachrichten wieder, die Major Samuel tags zuvor mitgebracht hatte, und setzten diejenigen ihrer Leser, die etwa noch nichts davon wußten, von den letzten Niederlagen und dem Umsturz, der sich in Paris vollzogen hatte, in Kenntnis.

Um $^1/_2$11 Uhr wurden die Armeekorpskommandanten und die Divisionsgenerale durch ein Schreiben aufgefordert, sich um $^1/_2$4 Uhr nachmittags bei Marschall Bazaine einzufinden.

Es handelte sich, wie nicht zu bezweifeln war, um eine Mitteilung von großer Wichtigkeit.

Einige Generale begaben sich nach Ban St. Martin mit dem festen Entschluß, Fragen an den Marschall Bazaine zu stellen und Aufklärungen über die Ereignisse, über die er unterrichtet sein mußte, sowie genaue Angaben über seine Pläne von ihm zu verlangen. Ihre Absichten wurden vereitelt.

Um $^1/_2$4 Uhr waren Marschälle von Frankreich und Divisionsgenerale, ungefähr dreißig an der Zahl, im Kabinett des Marschalls Bazaine versammelt. Dieser ergriff, als alle eingetreten waren, das Wort mit einer Ruhe und Gelassenheit, die wie Sorglosigkeit erschien.

„Ein höherer Offizier des großen Hauptquartiers," sagte er, „hat gestern eine preußische Zeitung gelesen, die ‚Kreuzzeitung', in der berichtet war, daß der Kaiser in Wilhelmshöhe bei Kassel angekommen sei, daß die Kaiserin und der kaiserliche Prinz sich in England befinden, daß diese Gefangenschaft des Kaisers und die Abreise der kaiserlichen Familie die Folge der Katastrophe von Sedan gewesen seien, daß die Armee des Marschalls de Mac Mahon vernichtet sei; daß der Marschall mit ungefähr 10000 Mann auf belgischem Gebiet interniert, der Rest dieser Armee getötet, versprengt oder gefangen genommen sei; daß sich infolge dieser Ereignisse in Paris eine provisorische Regierung in republikanischer Form gebildet habe, daß der General Trochu das Oberhaupt der Exekutivgewalt, Herr Jules Favre Minister des Auswärtigen, Herr Le Flô Kriegsminister, Herr Gambetta Minister des Innern, Herr Kératry Polizeiminister seien; daß diese Regierung an den König von Preußen geschrieben habe, um ihm zu sagen, daß, da der gegenwärtige Krieg gegen die frühere französische Regierung geführt worden, kein Grund mehr vorhanden sei, ihn zu verlängern, und daß infolgedessen der König ersucht werde, unter Wahrung der Integrität des französischen Gebietes zu unterhandeln.

„Diese Nachrichten sind teils der ‚Kreuzzeitung' entnommen, teils französischen Zeitungen, die ein Offizier in Forbach gelesen hat.[1])

[1]) Die Historiker haben die Ansprache des Marschalls Bazaine gewöhnlich nach dem Text reproduziert, den General Deligny von ihr in der Broschüre gibt, die er am Ende des Jahres 1870 veröffentlichte, als er in Münster in Gefangenschaft war. Der Text des Generals Deligny scheint uns nachträglich niedergeschrieben zu sein. Er läßt den Marschall Bazaine sagen: „Ich will mich nicht dem Schicksal Mac Mahons aussetzen . . ." Sicherlich hat Marschall Bazaine diese Worte nicht gesprochen. General Deligny drückt mit diesen

Digitized by Google

„Welchen Glauben soll man diesen Nachrichten schenken? Das ist die Frage. Es ist anzunehmen, daß sie zum großen Teile wahr sind.

„Ich ersuche Sie, diese Tatsachen den unter Ihrem Befehl stehenden Truppen zur Kenntnis zu bringen und ihnen dabei zu sagen, daß unter diesen ernsten Umständen die Rheinarmee nur fortfahren kann, wie sie es bis auf den heutigen Tag getan hat, die Ehre der Fahne wahren und hochzuhalten, indem sie den Preußen zeigen, daß wir, weit davon entfernt, entmutigt zu sein, fest entschlossen sind, uns zu verteidigen."

Ohne eine Pause zu machen, ging der Marschall sodann auf ein andres Thema über: „Einige Offiziere," fuhr er fort, „haben mir Pläne geschickt, nach denen wir aus unsern Linien hervorbrechen und uns, sei es nach Belfort, sei es nach Straßburg oder Lyon zurückziehen sollen, aber diese Pläne verraten mehr Mut als Urteilskraft: es ist besser, die Ereignisse herankommen zu lassen, um sie bei passender Gelegenheit zu benützen.

„Es sind in Metz noch Lebensmittel für fünf Wochen vorhanden. Wir werden hier bleiben und hier Befehle erwarten. Man kann nicht mehr daran denken, einen energischen Angriff gegen die Einschließungslinien zu unternehmen, ohne die Existenz der einzigen Armee, die Frankreich besitzt, aufs Spiel zu setzen, um so weniger, als kein bestimmtes Ziel mehr vorhanden ist. Es wäre eine strafbare Torheit, den Versuch zu machen, sich einen Weg durch ein so weit ausgedehntes Gebiet, das vom Feinde so stark besetzt ist, zu bahnen."

Als der Marschall geendet hatte, herrschte einen Augenblick lang Schweigen, das General Frossard unterbrach, um Zweifel an den gemeldeten Ereignissen zu äußern: „Ich kann mir die Einnahme Sedans nicht erklären," sagte er.

Der Marschall antwortete nicht, ergriff aber wieder das Wort. Er forderte die Generale auf, ihre Vorposten sorgsam zu überwachen, und kündigte Befehle für die Wiederherstellung und Verstärkung der Verteidigungslinien an. Später sagte der Marschall, daß er daran gedacht habe, seine Entlassung einzureichen, aber in seiner Anrede deutete nichts auf eine solche Absicht seinerseits hin.

Alle kannten die Tatsachen, die der Marschall aufgeführt hatte, aber viele hielten sie für übertrieben oder wollten noch immer daran zweifeln, und so wirkte die Mitteilung des Marschalls Bazaine auf die Versammlung wie ein elektrischer Schlag.

Worten die Empfindung aus, die er — mit Recht oder mit Unrecht — in seinen Chef hineinlegt. Man darf nicht vergessen, daß General Deligny am 12. September noch ein Bewunderer des Marschalls Bazaine war, und daß er erst später seinen Weg nach Damaskus fand.

Wir haben den Text des Resumees dieser Rede des Marschalls vor uns, das General Deligny seinen Brigadegeneralen und seinen Obersten am nächsten Tage mitteilte. Der in Frage stehende Satz befindet sich nicht darin. Wir haben etwa zehn Inhaltsangaben der Rede des Marschalls Bazaine vergleichen können. Die genaueste scheint uns diejenige zu sein, die General Coffinières am selben Abend zu Papier brachte und den Generalen, den „chefs de service", den Kommandanten der Korps und der zur Festung gehörigen Forts schriftlich zukommen ließ. Diesem Text haben wir einige Sätze beigefügt, die wir in unmittelbar nachher niedergeschriebenen Analysen oder Resumees gefunden haben.

Digitized by Google

Marschall Leboeuf, der in der ersten Reihe stand, sah völlig niedergeschmettert aus. Die Bekümmernis beherrschte jedes andre Gefühl und hinderte alle Ueberlegung. Man dachte nur an das Unglück der Armee, an die Gefangennahme des Kaisers, an den Ruin des Landes und an die Folgen dieser unglücklichen Ereignisse. Der Darlegung der Pläne des Marschalls schenkte man keine Aufmerksamkeit. Dabei kündigte er die Einstellung aller Kriegsoperationen an, eine ungewohnte Idee, die jedem denkenden und kaltblütigen Geist hätte klar machen müssen, daß an die Stelle der Kämpfe die Unterhandlungen und die Politik getreten waren.

Alles war bestürzt, niemand sprach ein Wort, und erst am folgenden Morgen bemerkten die Einsichtigsten, als sie sich anschickten, ihren Offizieren die Worte des Marschalls zu wiederholen, daß ihr Schweigen eine Zustimmung gewesen war. Sie bedauerten es jetzt; dieses Bedauern wurde immer lebhafter, je weiter die Ereignisse sich abwickelten, und nach der Kapitulation gab General Deligny ihm Ausdruck.

Am folgenden Tage brachten die Divisionsgenerale die Mitteilung des Marschalls Bazaine ihren Truppen zur Kenntnis. Ueber die Worte, die bei dieser Gelegenheit die Generale Desvaux und Deligny sprachen, besitzen wir einige Angaben, über die Versammlung aber, die Marschall Canrobert in seinem Hauptquartier abhielt, sind wir bis ins einzelne unterrichtet und wollen jetzt erzählen, was sich dort zutrug.

Es war $^1/_2 8$ Uhr morgens, die Sonne kam herauf. Generale, Offiziere und Unteroffiziere, die ältesten eines jeden Regimentes, begaben sich aus allen Lagern des VI. Korps in den Park von La Ronde, wo sie sich auf dem grünen Rasen, der sich vor dem Wohnhaus ausdehnte, versammelten. Sie trugen Dienstuniform und ihre Gesichter waren wie von Trauer verschleiert; es herrschte vollkommenes Schweigen. Man hätte meinen können, daß ein Begräbnis stattfinden solle.

Um 8 Uhr kam Marschall Canrobert aus dem Hause, ging auf das Zentrum der Gruppe zu, gab den Versammelten ein Zeichen, daß sie rechts und links näher herantreten sollten, um einen Kreis um ihn zu bilden, und begann folgendermaßen:

„Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß infolge unglücklicher militärischer Operationen die französische Armee in zwei Teile getrennt worden ist: die eine ist bei Metz zurückgeblieben, von überlegenen Streitkräften eingeschlossen; die andre ist nach Châlons gegangen, um unter dem Befehl des Marschalls de Mac Mahon neu formiert zu werden. Sie haben, was die erste betrifft, alle Anstrengungen mitangesehen, die sie gemacht hat, um die feindlichen Linien zu durchbrechen, und Sie sind Zeugen ihrer Mißerfolge gewesen. Was die zweite betrifft, so sind wir ohne offizielle Nachrichten über sie, aber wir haben Mitteilungen, die wahrscheinlich richtig sind. Marschall de Mac Mahon hat bei Sedan gekämpft, ist besiegt und getötet worden. Seine Armee ist in zwei Teile getrennt worden; dem einen Teil ist es gelungen, sich durchzuschlagen, der andre ist gezwungen worden, sich mit dem Kaiser zu ergeben. Ich wiederhole Ihnen,

Digitized by Google

diese Nachrichten sind nicht offiziell, man muß sie jedoch als wahrscheinlich ansehen.

„Infolge dieser Operationen hat Frankreich, seiner Regierung beraubt, eine provisorische geschaffen. An ihrer Spitze steht ein General, ein wackerer und tapferer Mann, zu dem wir Vertrauen haben dürfen.

„Was haben wir jetzt zu tun? Unser Weg ist uns vollständig vorgezeichnet. Solange wir die Hoffnung gehabt haben, uns mit Mac Mahon zu vereinigen, haben wir versucht, die feindlichen Linien zu durchbrechen. Heute wäre diese Operation, da sie keinen Zweck mehr hat, verfehlt und nutzlos. Wir können uns nur noch unter den Kanonen von Metz stark verschanzen, den wenig wahrscheinlichen Angriff des Feindes abwarten und uns kräftig gegen ihn wehren, um die Ehre Frankreichs zu retten. Wir haben noch für drei Wochen Lebensmittel vor uns: von da an, dessen können Sie sicher sein, werden die Ereignisse dafür sorgen, der unglücklichen Lage, in der wir uns befinden, ein Ende zu machen. Italien, Dänemark, England, Rußland und Oesterreich verlangen, daß die Preußen Frankreich verlassen und daß über den Frieden unterhandelt werde, und zwar auf Ersuchen des Oberhauptes der provisorischen Regierung.

„Um uns, meine Herren, alle denkbaren Chancen zu erhalten, hat der kommandierende Herr Marschall, zu dem wir Vertrauen haben können, die Maßregeln ergriffen, die nötig sind, um das Gelingen eines feindlichen Angriffes zu verhindern.

„Gestatten Sie mir, auf einige Einzelheiten einzugehen:

„Das Fort Moselle, die Lünetten der Insel Chambière, ein Teil des Forts Belle-Croix, das Fort St. Julien bestreichen die Ebene von Ladonchamps vollkommen. Folglich müßte man im Fall eines Angriffes die Ebene, auf der wir unsre Lager haben, räumen, um den Kanonen der Festung und der Forts sowie unsern eignen die Möglichkeit zu geben, ungehindert zu feuern. Wir werden das Armeekorps hinter seinem linken Flügel oberhalb der Forts St. Quentin und Plappeville zusammenziehen und in dieser Stellung können wir dem Feind die Stirn bieten.

„Ich habe Sie hier versammelt, meine Herren, um Ihnen diese Mitteilungen zu machen: Sie werden sie Ihren Kameraden, Offizieren und Soldaten übermitteln. Sie werden ihnen die Lage schildern, wie sie ist. Der französische Soldat hat das Bedürfnis, die Wahrheit zu kennen, sagen Sie sie ihm ganz. Wir sind die einzige Armee Frankreichs, ich kann Ihnen versichern, daß wir dafür sorgen werden, daß die Fahne unsers Landes ohne Makel bleibt."

Der Stabsleutnant Plazanet, der sich Notizen gemacht und noch am selben Tag die Ansprache des Marschalls Canrobert ausführlich niedergeschrieben hat, begleitet sie mit folgenden Betrachtungen:

„Während der Zeit, die seine Ansprache dauerte, war Marschall Canrobert sehr schlicht in seinen Ausdrücken, sehr sparsam mit Gesten, man hatte den Eindruck, daß er ganz von der Lage erfüllt und angesichts so ernster Ereignisse sorgenvoll war."

Digitized by Google

Nach andern noch vorhandenen Notizen, die von mehreren der Anwesenden wie den Obersten de Montluisant und Fourchaud, den Hauptleuten Bédarrides und Chamoin herrühren, wurde die dem Marschall Bazaine dargebrachte Huldigung, obwohl sie aufrichtig gemeint zu sein schien, von manchen mit einem Stirnrunzeln aufgenommen, aber alle ließen sich nach und nach durch die suggestive Wärme des Marschalls Canrobert gewinnen, und als dieser zu sprechen aufgehört hatte, war die Ergriffenheit allgemein.

In die Lager zurückgekehrt, teilten die Offiziere die Neuigkeiten ihren Truppen mit.

Während der Erfolg eine zahlreiche Kundschaft herbeizieht, treibt das Unglück sie fort; das läßt sich auch bei der Rheinarmee konstatieren. Bei den ersten Mißerfolgen hatten sich viele in ihren Gefühlen vom Kaisertum abgewendet. „Die Truppen scheinen gleichgültig gegen den Regierungswechsel zu sein, und die Generale stellen sich leicht auf ihre Seite," schrieb mit einigem Erstaunen Hauptmann de Brye vom Stab der Garde. Man muß sagen, daß viele Soldaten nicht glauben wollten, was man ihnen sagte. „Der Kaiser gefangen — geht doch, dazu ist er ja viel zu schlau," meinten sie.

Augenscheinlich gab es aber auch Ausnahmen, und in der Garde waren einige Offiziere darüber unzufrieden, daß sie ihre Bevorzugungen einbüßten. Es gab auch edle Naturen, die aus Dankbarkeit oder aufrichtiger Ueberzeugung einen Herrscher bedauerten, der gut gegen sie gewesen war, oder ein Regime, das in ihren Augen den Vorzug vor allen andern verdiente. Es gab Leute, die das bloße Wort Republik ebenso erschreckte wie das Wort Revolution. Die Gerüchte, die in Umlauf waren, riefen bei ihnen Vorstellungen von einer Anarchie hervor. Sie sahen in ihrer Einbildung die schlimmsten Tage von 1848 wiederkehren: die Junimassaker, Brand und Plünderung. Sie redeten sich ein, daß ihre Familie und ihr Besitz in Gefahr sei und daß die ganze soziale Ordnung in Frankreich zusammenbreche.

„Es wäre besser, die Preußen da zu lassen und nach Paris zu gehen, um die Tollhäusler zur Vernunft zu bringen," sagte ein Stabschef zu seinen Offizieren. Seine Aeußerung wurde scharf gerügt, und wenn wir sie erwähnen, so geschieht das, weil sie einen seltenen, wo nicht einzigen Fall darstellt.

Die Unglücksnachrichten brachten ebenso seltsame wie verschiedenartige Wirkungen hervor. Politiker begannen über die in Frankreich einzuführenden Reformen zu sprechen. Soziologen sahen die Ursache unsrer Mißerfolge in der Entwicklung des Wohllebens und dem übertriebenen Streben danach. Mystiker sahen in unserm Unglück die Strafe des Himmels für die Uebeltaten Frankreichs. Phantasievolle und exaltierte Leute erfanden die unglaublichsten Geschichten: „sie versicherten, daß Rochefort und Flourens, nachdem sie die provisorische Regierung gestürzt, sich im Hotel de Ville an ihre Stelle gesetzt hätten, behaupteten, daß man aus verschiedenen Provinzen den Grafen von Paris auf den Thron gerufen habe, oder gingen sogar so weit, zu erzählen, daß die Rede davon sei, den Prinzen Friedrich Karl zum König von Frankreich zu ernennen".

Digitized by Google

Während die mehr oder weniger haltlosen Geister sich so in abenteuerlichen Vorstellungen ergingen, faßten die Leute, die vernünftig urteilten, den Entschluß, ihre Pflicht zu tun, nichts weiter als ihre Pflicht.

Als der General du Barail nach der Versammlung der Marschälle und der Divisionsgenerale bei dem Marschall Bazaine wieder fortging, tat er bei sich folgenden Schwur: „Frankreich blutet vor den Augen des siegreichen Feindes, du bist Soldat, du bist General, du hast die Augen zu schließen und darfst sie nur aufmachen, um deine militärische Pflicht zu erfüllen."

In einem kleinen Zelt unterhielten sich am 12. September abends zwei Offiziere über das, was sie soeben erfahren hatten. Der eine von ihnen, der Unterleutnant Judeaux vom 15. Linienregiment, ein schlichter, ehrenwerter, pflichttreuer Offizier, sagte, nachdem er lange mit dem Leutnant Dubard von demselben Regiment über die Ereignisse gesprochen hatte, schließlich zu ihm: „Was uns betrifft, so haben wir nur unsre Pflicht zu erfüllen, wie immer sie sein mag, und wir werden sie tun."

Die Armee besaß eine Menge Offiziere und Soldaten dieses Schlages. Warum hatte sie keinen Führer? Die Lauen und Entmutigten hätten wieder Kraft bekommen und wären fortgerissen worden, und die Armee wäre fähig geworden, das Unglück des Vaterlandes zum großen Teil abzuschwächen.

Revolutionen, die an Stelle einer regulären Regierungsgewalt eine Gewalt ohne Mandat setzen, bringen, besonders wenn sie es angesichts des Feindes tun, im ganzen Land und vor allem in den Armeen eine tiefe Erschütterung hervor. Im ersten Augenblick wird man sich darüber nicht ganz klar, und die hervorgebrachte Wirkung macht sich erst mit der Zeit fühlbar; aber die Disziplin läßt nach, das Prestige der Vorgesetzten vermindert sich, und die Autorität verliert in den Augen der Soldaten an Wert.

Da der Kaiser der Oberbefehlshaber der Armee war, wurden alle andern Führer, die ihre Stellung von ihm hatten, in den Augen des Soldaten kleiner.

Eine Menge von Fragen — immer dieselben Fragen — erhoben sich. Wollte die neue Regierung den Krieg fortsetzen oder Frieden schließen? Konnte sie sich auf die Dauer halten? Würden der König von Preußen und die andern auswärtigen Mächte sie ignorieren oder ihr das Recht absprechen, das Land zu vertreten? Und welche andre Regierung würde in der Zukunft ihr folgen? Und dann kam man immer wieder auf die ewige Frage, die die peinlichste von allen war, zurück: Was wird Marschall Bazaine tun? Was wird aus der Armee werden?

Der Marschall hatte allerdings angekündigt, daß er keine Operationen mehr unternehmen werde; würde er aber, wenn das sein Wille war, die Armee bis zum Verbrauch des letzten Stückchens Brot in der Untätigkeit verharren lassen? Das bedeutete dann die Kapitulation zu einem bestimmten Zeitpunkt. Würde er nichts versuchen, um diesen äußersten Fall zu vermeiden? Hatte er nicht den Hintergedanken, zu unterhandeln, ohne die Mittel erschöpft zu haben, die ihm für die Fortführung des Kampfes zur Verfügung standen?

Digitized by Google

Das fragte sich jeder. Der einen Augenblick durch die Aufregung und den Kummer unterbrochene Streit zwischen den Energischen und den Resignierten begann bald von neuem. Die letzteren schöpften aus den Erklärungen des Marschalls Bazaine neue Kraft.

Die Energischen ihrerseits wurden heftiger. Sie hatten dem Marschall schon seine Untätigkeit und seinen schlechten Willen bei den Ausfällen am 26. und 31. August vorgeworfen und sich auch über sein Schweigen und die Abschließung beschwert, aus der er seit dem 1. September nicht herausgetreten war. Von jetzt an beschuldigten sie ihn noch, die Kapitulation vorbereitet, eine fortwährende Zweideutigkeit gezeigt und alle getäuscht zu haben, um seine Pläne zu verbergen, sowie daß er den Kampf aufgegeben habe, um sich in die Politik zu mischen, und mit dem Feind im Einverständnis stehe.

Das Unglück macht ungerecht, und viele der gegen den Marschall Bazaine geschleuderten Beschuldigungen sind Verleumdungen, die die genaue Untersuchung der Tatsachen zunichte macht. Man hat dem Marschall Bazaine die Schwierigkeiten seiner Lage nicht genügend zugute gehalten. Man hat von Verbrechen und Fehlern gesprochen, wo oft nur Irrtum oder Ungeschicklichkeit vorlag. Indessen ist es doch Tatsache, daß schon am 12. September Offiziere Verhandlungen zum Zweck der Herbeiführung einer Kapitulation unter dem Namen einer Konvention oder verkappten Kapitulation voraussahen und Maßregeln ergriffen, um ihr zu entkommen.

„Obwohl ich," schrieb der Major Le Perche am 13. September in sein Notizbuch, „noch immer gern glauben will, daß Marschall Bazaine nicht die Ehrlosigkeit haben wird, seiner so oft bewiesenen kläglichen Unentschlossenheit durch eine schmachvolle Unterhandlung mit dem Feind die Krone aufzusetzen, ist es doch angezeigt, sich für diesen Fall vorzusehen und sich auch auf den einzurichten, daß es, wenn die Armee umzingelt ist, einem General, der entschlossen wäre, ihm zu entkommen, gelingen könnte, die Linien zu durchbrechen ... man muß von vornherein seinen Plan fertig haben ..." Dann skizzierte er die zweckmäßigste Route, um am raschesten die von den französischen Truppen besetzten Gebiete erreichen zu können.

Andre Offiziere, die überzeugt waren, daß die Armee von Metz ihre Rolle ausgespielt hatte, suchten nach dem Mittel, um die Wunden des Landes zu heilen und für seinen moralischen und materiellen Wiederaufschwung zu sorgen.

Oberst Lewal und Hauptmann de La Tour du Pin meinten beide, das einzige, was man tun könne, sei, „sich der Wiederherstellung unsrer Armee zu widmen". Und Oberst Lewal kümmerte sich nicht mehr um seinen Dienst, sondern beschäftigte sich ausschließlich mit der Vollendung seines Buches „La Réforme de l'Armée".

Wenn die mit den wichtigsten Aemtern betrauten Führer dahin kommen, daß sie ihren Dienst vernachlässigen und aufhören, ihre Pflicht zu erfüllen, um sich mit Arbeiten zu beschäftigen, an denen sie ein persönliches Interesse haben, so ist die Armee schwerkrank, und mag sie auch äußerlich noch immer ein be-

Digitized by Google

friedigendes Bild darbieten, so besitzt sie doch nicht mehr die nötige Spannkraft, um Großes zu vollbringen.

Sie ist nur noch eine Augentäuschung wie jene leeren, in den Altertumsmuseen zur Schau gestellten Rüstungen, die unter der starken Hülle aus festem Stahl weder eine Seele noch einen Leib aufweisen, die ihnen Gedanken und Bewegung verleihen. Sie ist nur noch ein dekorativer und lebloser Gegenstand.

Der Schädel Friedrich v. Schillers

Von

J. Kollmann (Basel)

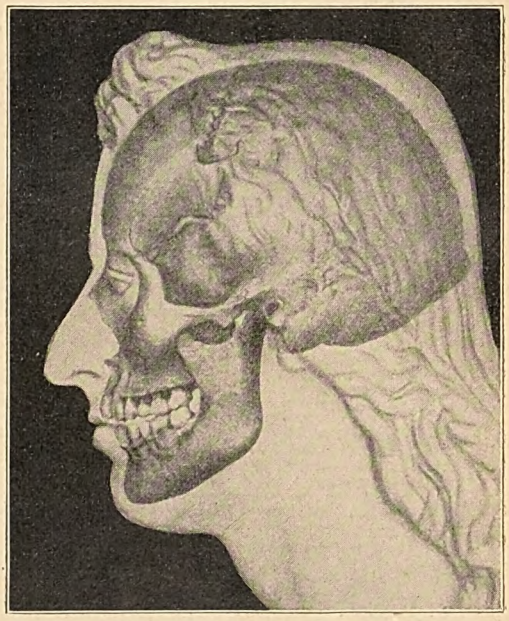
Die Frage nach dem echten Schillerschädel ist in den letzten Jahren wieder akut geworden. Seit dem Jahre 1883 hat sie freilich niemals vollständig geruht. Man war seit jener Zeit nicht mehr sicher, ob die Reste des Lieblingsdichters in der Fürstengruft zu Weimar wirklich die echten seien. Ein Anatom, Hermann Welcker, hatte vor dreißig Jahren den frommen Glauben schonungslos zerstört, der in der Fürstengruft in Weimar ruhende Schädel stamme von dem Dichter. Die pietätvolle Bewunderung war durchbrochen. Der Hallenser Anatom hatte ja gründliche Arbeit getan. Wer seine Abhandlung durchblätterte, war überzeugt von dem schweren Irrtum, in welchen man früher verfallen war. Welckers aufsehenerregende Schrift führte den Titel „Schillers Schädel und Totenmaske, nebst Mitteilungen über Schädel und Totenmaske Kants", Braunschweig 1883. Für Kants Schädel und Totenmaske hatte er durch Ineinanderpassen der Profillinie den Beweis erbracht, daß sie zusammengehören, aber für den vorhandenen Schillerschädel und die Totenmaske ergab sich die Unmöglichkeit ihrer Vereinigung, und daraus folgte die Verpflichtung, den in der Fürstengruft zu Weimar aufbewahrten Schädel als denjenigen Schillers mit Bedauern abzulehnen.

Vertreter verwandter Fächer, sowie auch Laien, haben wiederholt und bis in die neueste Zeit versucht, die Echtheit des vermeintlichen Schillerschädels, entgegen der Kritik Welckers, von neuem zu verteidigen. Allein schon dieser alten Kritik aus dem Jahre 1883 gegenüber war ein Erfolg ausgeschlossen, nach den neuesten Untersuchungen ist jeder Versuch nach dieser Seite hin aussichtslos. Bis in unsre Tage herein war es ja verständlich, daß man an der Auswahl des trefflichen Bürgermeisters Karl Leberecht Schwabe von Weimar festhielt. War sie doch nach bestem Wissen ausgeführt, von den damals maßgebenden Sachverständigen geprüft und von Goethe und dem Herzog Karl August gutgeheißen worden. Wer aber die neuesten Berichte über diese Vorgänge an sich vorüberziehen läßt, der kommt zur Ueberzeugung, daß so viel Pietät doch nicht genügend war, um vor einem glänzenden Irrtum zu schützen.

Digitized by Google

Unter diesen Umständen ist es unerläßlich, auf den Tatbestand von einst und jetzt in Kürze einzugehen, der durch den Anatomen v. Froriep jüngst dargelegt wurde.

Nach der Entfernung der Gebeine und des vermeintlichen Schädels Schillers war kein zwingender Grund mehr vorhanden, das sog. Kassengewölbe, in welchem einst die Leiche Schillers beigesetzt worden war, trotz noch zahlreich vorhandener Leichenreste alter hervorragender Weimaraner vor der Zerstörung besonders zu schützen. Die Bürgerschaft Weimars strebte danach, den ganzen Kirchhof, auf dem sich die Gruft befunden hatte, zu beseitigen und an seiner Stelle einen öffentlichen Park anzulegen. Das geschah nach langen Verhandlungen; der Oberbau der Gruft, die sog. „obere Halle", wurde abgetragen und das darunter befindliche „Gruftgewölbe", in dem einst Schillers Sarg mit vielen andern aufbewahrt worden war, wurde zugeschüttet.



Der von Professor August v. Froriep (Tübingen) aufgefundene Schädel Schillers

Aus diesem Gruftgewölbe hatte einst C. L. Schwabe 23 Schädel und ein langes Skelett hervorgeholt. Für die Richtigkeit des Skelettes Schillers war ein wichtiger Anhaltspunkt vorhanden; Schiller besaß eine bedeutende Körperhöhe, nahezu 1,80 Meter, und für den Schädel war bestimmend die Größe. Schiller sollte ein ungewöhnlich großes Haupt besessen haben. Diese Vorstellung leitete Schwabes Hand; der Vergleich mit den vorhandenen Totenmasken Schillers schien mehr als befriedigend, und so wurde dem Skelett Schillers ein mächtiger, großer Schädel beigegeben und mit den Knochen feierlich bestattet.

Aber man hatte sich leider nicht im Skelett, aber in dem Schädel vergriffen, wie Welcker nachgewiesen hatte, der echte Schillerschädel mußte noch im Gruftgewölbe sich befinden. Froriep entleerte nun mit größter Sorgfalt, unter tagelanger Arbeit die Gruft und konnte aus Schutt und Moder viele Schädel herausholen, unter denen einer später nach eingehenden Studien und mühevollen Vergleichungen als Schädel Schillers erkannt wurde. Der Schädel war ohne Unterkiefer, aber es wurden mehrere Unterkiefer im Gewölbe gefunden. Einer derselben, der in der Nähe lag, fiel durch tadellose Bezahnung auf. Er paßte zu dem ebenfalls gut bezahnten Schädel.

Nachdem diese fundamentale Aufgabe zunächst glücklich gelöst war, handelte

Digitized by Google

es sich um den weiteren Nachweis, daß der Schädel Schillers und die Umrisse der Totenmasken, besonders die Profillinien ineinander paßten. Einige wichtige Abschnitte des gefundenen Kleinods waren glücklicherweise tadellos erhalten, wie der Nasenrücken und die Oberaugengegend, Wangenbein und Oberkiefer der einen Seite. Deren fundamentale Linien und Flächen lehrten durch das Studium der Totenmasken (es gab mehrere) und der Büsten, daß das Ziel erreicht war. Nur ein Ton des Zweifels klang dazwischen, erzählt Froriep. Er hatte einen großen Schädel erwartet, und nun war der gefundene nur von mittlerer Größe und von feinem, schlanken Bau. Hätten nicht einige derbe Abschnitte des Hinterkopfes eines andern belehrt, durch die Betrachtung des Gesichtes konnte man daran denken, den Schädel für einen weiblichen zu halten. Allein jeder Zweifel mußte schweigen, der Schädel paßte überraschend gut in den Umriß der Totenmaske, aber nicht in die größere Weimars, sondern in eine etwas kleinere. Diese auffallende Erscheinung konnte durch einen erfahrenen Bildhauer, den Professor Melchior v. Hugo in Stuttgart, zur vollen Zufriedenheit einwandfrei aufgeklärt werden.

Nun handelte es sich darum, den in der Fürstengruft beigesetzten Schädel mit dem neuentdeckten Schillerschädel zu vergleichen. Dieses vielumstrittene Objekt ist der lebenden Generation nur im Gipsabguß bekannt. Der Schädel selbst wurde am 16. Dezember 1827, früh 6 Uhr, in der Großherzoglichen Familiengruft auf dem neuen Gottesacker zu Weimar feierlich beigesetzt und in einem Sarkophag aus Eichenholz, der in eisernen Buchstaben die Aufschrift „Schiller" trägt, eingeschlossen. Vorher wurde auf Befehl des Großherzogs Karl August noch ein Abguß von dem Schädel genommen. Von diesem Objekt wurde eine Form hergestellt, die sich noch im Goethe-Nationalmuseum befindet. Zahlreiche Ausgüsse wurden von Sammlungen und Museen erworben.

Mit diesem Abguß mußte der neugefundene Schillerschädel genauestens verglichen werden (das Original selbst ist nicht erhältlich). Zwar hatte Welcker den Abguß dieses Schädels mit außerordentlicher Gründlichkeit untersucht. Seine Beweisführung hat um so größeres Gewicht, als in dem vorliegenden Sondergebiet anatomischer Forschung, nämlich der Feststellung der Form eines Schädels in seinen Beziehungen zu den Weichteilen, nur wenige Forscher die gleiche anerkannte Autorität genießen Allein dennoch mußte die Vergleichung von Schädel und Totenmasken aufs neue und auf das genaueste durch v. Froriep durchgeführt werden, schon deshalb, um Wahrheit und Irrtum scharf zu scheiden. Denn jüngst hat Professor Neuhaus in der Zeitschrift für Ethnologie 1912 wieder behauptet, der Schädel in der Fürstengruft sei der echte. Allein die Einwände werden mit Umsicht und Genauigkeit vollständig widerlegt. Greifen wir aus Froriepps Begründungen einige Beispiele heraus, z. B. die Stirnbreite und den Augenabstand. Der neue Schädel besitzt eine geringere Augendistanz, womit der Abstand des innern Randes der Augenhöhle voneinander gemeint ist. An den Totenmasken und Büsten ist die Augendistanz größer, allein in mehreren Bildnissen ist das Auge doch auch an die Nasenwurzel nahe herangerückt.

Digitized by Google

Die Charakteristik des schweizerischen Dichters v. Salis-Seewis macht von der Erscheinung des Dichters überdies die bestimmte Angabe, daß Schiller nahe beisammenstehende Augen gehabt habe. Hier weist nun eine Büste (die Klauersche) und die Totenmaske den nämlichen durch die Technik bedingten Fehler auf, den Professor v. Hugo aufgedeckt hat, denselben Fehler, den Dannecker in seiner berühmten Schillerbüste vielleicht unbewußt begangen, wenn er die Augen weit auseinanderrückte zur Verherrlichung des Menschen und des Dichters. Die breite Stirn, welche die Büste aufweist, mußte naturgemäß einen weiteren Abstand der Augen herbeiführen. So war zwar eine anatomische Unrichtigkeit entstanden, aber Schiller dafür verkörpert, wie er im Bewußtsein der Menschheit fortleben wird. Und Froriep muß man unbedingt zustimmen, der sich nicht von dem Aussehen der toten Masken, sondern von dem anatomischen Sachverhalt am Schädel und den damit übereinstimmenden Angaben der Zeitgenossen in Wort und Bild bestimmen ließ. Denn das Objekt bleibt für den Naturforscher das entscheidende.

Zu einem andern wertvollen Beweismittel wurde das Nasenskelett des geborgenen Schädels. Man kann an jedem Schädel nachträglich feststellen, wie die Nase des Lebenden sich zur Mittelebene verhalten hat, ob sie gerade oder schief, ob nach rechts oder links abweichend gewesen ist. Die Totenmasken, sowohl die Weimarer wie die Schwabesche in Marbach und die Donndorfsche, zeigen nun deutlich eine leichte Abnormität an der Nase Schillers, und ebenso die Porträtbüste von Ludwig Klauer, und zwar in folgender Form. Die rechte Nasenhälfte steht etwas höher, namentlich an der Stellung des rechten Nasenloches erkennbar, und ist zugleich breiter; an der Totenmaske hat überdies der knöcherne Nasenrücken eine freilich unbedeutende Abweichung, nämlich einen schwach nach links gewendeten Nasenrücken. Wenn diese Merkmale unzweifelhaft zutreffend wiedergegeben sind, dann muß der von Froriep entdeckte Schillerschädel diese Merkmale ebenfalls aufweisen: der Schädel in der Fürstengruft oder dessen Abgüsse dürfen sie aber nicht besitzen. Die photographischen Dokumente, denn so darf man die von der Sonne gezeichneten Bilder nennen, lassen hier das Fehlen und dort die Gegenwart dieser Merkmale mit der größten Sicherheit erkennen. Wäre kein andres Indizium vorhanden, so würde dieses allein genügen, um mit aller Sicherheit das Urteil zu fällen, daß der in der Fürstengruft beigesetzte Schädel dem Dichter nicht angehört habe, daß dagegen der Schädel 34 der Froriepschen Grabung der echte Schillerschädel sei. In diesem hohen Grade bewerten die Anatomen diese anatomischen Tatsachen.

Das genaue Studium des Ober- und Unterkiefers und namentlich auch der Zähne hat ebenfalls wertvolle Beiträge zur Identifizierung geliefert, die wir in Kürze herausheben wollen. Am Oberkiefer zeigte sich in der Gegend des Eckzahns der linken Seite eine umschriebene Verdickung des Knochens, die zu den Wurzeln des zweiten Schneide- und des Eckzahns in Beziehung steht. Eine Verdickung solcher Art heißt in der Anatomie Jugum alveolare. Es ist in diesem Fall durch die kräftige Wurzel des Eckzahnes und der beiden Nachbarwurzeln hervorgerufen, wie dies eine Röntgenaufnahme mit unübertrefflicher Deutlichkeit

Digitized by Google

erkennen läßt. Besondere Bedeutung gewinnt nun dieser Befund durch den Umstand, daß die Totenmaske Schillers eine dem beschriebenen Knochenhöcker des Oberkiefers entsprechende hügelartige Erhebung der Oberlippe erkennen läßt. So wird dieses Verhalten der erwähnten Zahnwurzel ein wertvoller Beweis der Uebereinstimmung von Schädel und Totenmaske. Anatomie der Zähne und des Oberkiefers und das früher nicht beachtete zartmodellierte Relief der Oberlippe verbinden sich zu einem Identitätsbeweis, den jeder wahrnehmen kann, der die trefflichen Figuren auf sich wirken läßt, die keine menschliche Hand entworfen hat, sondern die Linse des photographischen Apparates und die chemischen Strahlen des Lichtes.

Am Oberkiefer ist u. a. noch eine Eigentümlichkeit bemerkenswert und von einschneidender Bedeutung, das Vorkommen einer Zahnlücke. In dem vortrefflichen Gebiß des neu erhobenen Schädels fehlt der zweite Backzahn des linken Oberkiefers. Er ist der einzige während des Lebens verlorene Zahn Schillers; alle andern waren bei der Beerdigung am Platz. An dieser Zahnlücke befindet sich nun kein Loch, sondern eine Knochennarbe. Die Vernarbung des Zahnfaches ist eine vollkommene, wie sie nur vorkommt, wenn der Zahn lange vor dem Tode entfernt war. Nun ist es durch das Zeugnis des Dieners Färber festgestellt, daß Schiller einen Backzahn sich habe ausziehen lassen. Aus einer zufälligen Angabe über Schillers Zahnleiden ergibt sich nun das Jahr 1790: „Er hat entsetzliche Zahnschmerzen, geschwollene Backen und mußte das Schnupftuch immer für den Mund halten, so daß er mit Mühe sprach." Diese Notiz findet sich im Tagebuch des dänisch-deutschen Dichters Baggesen, der ihn besuchte; sie ist eine Bestätigung für die Angabe des Dieners über das Ausziehen des Zahnes, für den Vernarbungsprozeß am Kiefer und für den Identitätsnachweis des Schädels mit demjenigen Schillers überhaupt. — Da sind noch andre anatomische Merkmale, aber wir wollen uns mit dem abschließenden Urteil der in München (Ostern 1912) versammelten Anatomen begnügen, das Professor Kallius-Greifswald formulierte. Die Versammlung schloß sich einstimmig dem Urteil Frorieps an, dahin lautend, daß der von ihm vorgelegte Schädel samt Unterkiefer der Schädel Schillers sei.

Können damit für die weitesten Kreise die Bedenken als beseitigt gelten, welche über die verspätete Entdeckung des echten Schädels in der Gruft des Kassengewölbes sich auftürmen mußten, so ist doch noch eines Umstandes zu gedenken, der ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt, das ist die Größe von Schillers Schädel und das Gewicht seines Gehirns. Die Anatomie besitzt eine Anzahl genauer Methoden, um die Kapazität, den Rauminhalt des Schädels und das damit zusammenhängende Hirngewicht zu bestimmen. Die wiederholten Messungen ergaben als Durchschnittsmaß den Mittelwert 1410 Kubikzentimeter Kapazität. Daraus ergibt sich durch Berechnung ein Hirngewicht von nicht ganz 1300 Gramm, während bekanntlich das mittlere Gehirngewicht europäischer Männer auf 1360, nach andern Reihen auf 1375, ja sogar auf 1400 Gramm bestimmt worden ist.

Daß der reiche, umfassende Geist Schillers sich mit kaum 1300 Gramm

Digitized by Google

begnügen mußte, schien mindestens befremdend. Das Dogma vom Zusammenhang von Gehirngewicht und Intelligenz beherrscht ja die Vorstellung; allein die neuesten Untersuchungen haben dieses Dogma schwer erschüttert. Die geistigen Tätigkeiten sind nicht an das Gehirn als Ganzes, sondern nur an die graue Rinde des Großhirns gebunden, welche um so bedeutender wird, je mehr die Furchen in die Tiefe des Organes eindringen. Die „Furchenrinde" ist das Entscheidende, nur dafür gilt der Parallelismus mit der Höhe der Intelligenz. So erklärt sich die überraschende Erscheinung, daß Männer mit einem leichteren Gehirn die höchste Intelligenz zum Ausdruck bringen können. Es sind viele ausgezeichnete Gelehrte und Forscher bekannt geworden mit Gehirngewichten zwischen 1207 bis 1294 Gramm. Die Vollendung ihrer Organisation im Gehirn lag eben in den Tiefen der Furchenrinde. Man darf also auch über diesen Punkt zur Tagesordnung übergehen.

Die Gebeine Schillers haben niemals Zweifel an ihrer Echtheit hervorgerufen, dennoch hat Froriep genaue Untersuchungen auch hierüber angestellt und ist bezüglich des ersten Halswirbels zu Resultaten gelangt, die seinem Scharfsinn alle Ehre machen. Der erste Halswirbel, Atlas genannt, zeigt kleine, nur dem Fachmann bemerkbare Eigenschaften, die an sich in einem andern Fall gänzlich bedeutungslos wären, aber hier wieder, wie die andern schon erwähnten Zeichen, eine entscheidende Bedeutung gewinnen. Es ließ sich nämlich durch eine allerdings umständliche Vergleichung durch Messung und Zeichnung erkennen, daß eine ganz individuelle, identische Asymmetrie an Schädel und Atlas vorhanden sei, wobei sich eine genaue Kongruenz herausstellte. Damit war der Beweis einwandfrei geliefert, daß der erste Halswirbel wirklich zu dem Schädel 34 gehört. Denn eine so scharf ausgeprägte Verschiedenheit der Kopfgelenke rechts und links kommt mit solcher Uebereinstimmung zwischen zwei Personen nicht wieder vor. So wird diese unscheinbare Verschiedenheit zu einem starken Beweis für die Zusammengehörigkeit von Schädel und Wirbelsäule und dadurch zu einem neuen Beweis für die Echtheit des mit unermüdlicher Gewissenhaftigkeit und Hingebung entdeckten Schillerschädels.

Wer sich in dieser alle Gebildeten interessierenden Frage ein selbständiges Urteil bilden will, muß das große Werk Frorieps durchstudieren. Was oben nur angedeutet werden konnte, sei zum Schluß noch hervorgehoben: der Verfasser hat alle in Betracht kommenden Umstände anatomischer, biographischer und archivalischer Art auf das sorgfältigste geprüft und zu einem eisernen Ring von überwältigenden Beweisen vereinigt. Man darf der ganzen Welt verkünden: Jetzt ist durch die Ausdauer und die Umsicht des Tübinger Anatomen[1]) der echte Schädel Schillers in der Gruft, wenn auch erst nach langer Zeit, glücklich gefunden!

[1]) Der Schädel Friedrich v. Schillers und des Dichters Begräbnisstätte. Von August v. Froriep, Professor der Anatomie in Tübingen. Mit Lichtdrucktafeln und Abbildungen im Text. Leipzig 1913, Verlag von Johann Ambrosius Barth. Groß 4°.

Digitized by Google

Inmitten der Revolution von Mexiko

Von

Graf Vay de Vaya und zu Luskod E. A. S. M. — A. P.

I

Mein Aufenthalt in Mexiko brachte mich mitten in die Revolution. Nach vielen Schwierigkeiten traf ich endlich in Cuernavaca ein. Dieser alte Wohnsitz von Herman Cortes ist ein höchst anziehender Ort des ehemaligen Neuspanien. An wenigen Plätzen werden die Erinnerungen aus der Vergangenheit bemerkbarer und die Umgebung verlockender sein. Die Gegend ist eine der schönsten des malerischen Landes und der bekannte Hauptort des Staates Morelos bewahrt sich unverändert sein einstiges Gepräge.

Leider bildet die Landschaft bei ihrem wilden Charakter zugleich den hauptsächlichsten Schauplatz für Raubanfälle und Mordtaten. Obgleich ihre Entfernung von der Hauptstadt eigentlich gering ist, verursacht es ebensoviel Schwierigkeit als Gefahr, dahin zu gelangen. Die Eisenbahn könnte noch so gut gebaut sein, die Verbindung wird doch jeden Augenblick unterbrochen. Die Schienen werden beständig aufgerissen oder die Züge einfach angehalten und die Reisenden ausgeplündert, auch selbst getötet.

Ich wartete längere Zeit, bis ich in Erfahrung brachte, daß demnächst ein Zug abgehen würde, um Regierungstruppen und Munition auf den Kampfplatz zu bringen.

Schon sehr lange führt die Regierung einen gänzlich erfolglosen Krieg gegen die Aufständischen. Tausende von Truppen stehen im Feld, jedoch offenbar unfähig, die Guerillas aufzuhalten und dem Lande wieder Sicherheit zu verschaffen. Jeden Morgen bringen die Zeitungen traurige Berichte von neuen Kämpfen, Ueberfällen und Metzeleien. Um entschieden dagegen vorzugehen, dazu scheint es sowohl an Energie wie an Mitteln zu fehlen. Wie wäre es sonst möglich, daß in einem zivilisierten Lande weder Eigentum noch Leben der Bürger geschützt wird. So unglaublich es auch klingt, die Grundbesitzer müssen darauf gefaßt sein, jeden Augenblick vertrieben zu werden. Die Häuser sind beständig der Zerstörung ausgesetzt, und wer noch sein Leben retten kann, ist glücklich. Fortgesetzt überfallen Banden die großen Farmen, alles mitschleppend, was beweglich ist. Die eisernen Kassen werden geleert, die Pferde fortgeführt, alles, was den Plünderern brauchbar erscheint, gestohlen. Dabei entbehrt es nicht der Komik, daß die Räuber oft behaupten, für die Freiheit und das Vaterland zu kämpfen und — der Gipfel des Lächerlichen —, daß sie häufig förmliche Empfangsscheine über die entrissenen Gegenstände verabreichen, mit der Versicherung, sie so bald wie möglich zurückzubezahlen.

„Räuberwesen in der Verkleidung von Revolution oder Patriotismus"

Digitized by Google

wäre die richtige Bezeichnung für den gegenwärtigen Staat Mexiko. Denn nicht nur im Süden ist die Bevölkerung in Aufruhr, im Norden verhält es sich noch schlimmer. In Chiuahua wütet ein förmlicher Krieg und die Lage ist so ernst geworden, daß die daselbst zahlreich wohnenden Ausländer jenseits der Grenze Schutz suchen mußten. Infolgedessen sind die Minendistrikte und die ehemals so blühenden Eisenwerke vollständig verlassen.

In den ersten Tagesstunden begab ich mich an den Bahnhof von Buena Vista. Die Hauptstadt schlief noch, nur einige Peons, in ihre weiten, roten Decken gehüllt, die zugleich als Wohnsitz, als Nachtlager und als Kleidung dienen, schlichen durch die düsteren Straßen. So fröhlich und glanzvoll die Stadt auch am Tage erscheint, so kalt und dunkel wirkt sie von dem Augenblick an, da die Sonne, die große Zauberin, am Horizont wieder verschwindet.

Vor der Station im Freien finde ich ein Bataillon Soldaten. Ihre Gewehre sind in Pyramiden auf dem Boden zusammengestellt, ihre Bündel auf die Bajonette gesteckt. Sie kaufen noch allerlei Lebensmittel von den umherziehenden Verkäufern oder nehmen Abschied von Freunden und Verwandten, die sie begleitet haben. Ergreifende Szenen spielen sich ab, die zu Tränen rühren. Ein Fortziehen in den Krieg ist immer schwer, wie viel schmerzlicher aber, wenn es gilt, gegen die eignen Landsleute zu kämpfen, die Waffen auf die Brüder zu richten. Kaum je habe ich denn auch herzzerreißenderen Szenen beigewohnt. Bis zum letzten Augenblick klammerten sich die Leute an die Ihrigen, immer noch etwas sagend, einen letzten Kuß gebend.

Endlich erscholl das Abfahrtszeichen und der traurige Zug setzte sich langsam, wie ein Totenwagen in Bewegung. Das ununterbrochen klingende Geläute der großen Lokomotivglocke erhöhte den Eindruck eines Leichenzuges. An die Fenster der Abteile wurden Soldaten mit dem Gewehr in der Hand gestellt, um bei dem geringsten Verdächtigen Alarmzeichen zu geben. Die Offiziere ihrerseits nahmen die Plätze der Schaffner auf den Plattformen und den Bänken bei den Bremsen ein.

Zu Beginn beschrieb der Zug einen weiten Bogen durch die Vorstädte. Zuerst durch Chapultepec, das einzigartige Tuskulum der Aztekenkönige, in dem auch gegenwärtig das Staatsoberhaupt noch wohnt. Das mächtige, auf einen Felsen gebaute Schloß sieht stolz aus seiner dunkeln Umrahmung von Buschwerk nieder.

Auch Tacubaya, Mixcoac, Miranda gewähren mit ihren heiteren, blütenumwachsenen Landhäusern ringsum einen anmutigen Anblick. Je weiter die Bahn sich zur Höhe hinanwindet, je mehr wechselt der Charakter der Landschaft. An Stelle der südlichen Vegetation tritt rauheres Gebüsch und die Kaktusfelder weichen Tannenwäldern. Vor uns erheben sich die Berge immer mächtiger und die Maschine pustet und faucht, als ob sie schwer zu arbeiten hätte. Eine unbeschreiblich schöne Aussicht weitet sich vor dem Blick. Immer noch das Tal von Mexiko, jedoch von Westen gesehen. Die großen Vulkane erheben sich jetzt unmittelbar vor uns und die Ebene verliert sich in unendliche

Digitized by Google

Fernen. Zwischen duftigen Morgennebeln ruhen die Seen. Soeben beginnen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne im schimmernden Farbenspiel des Regenbogens die Dunstschleier zu zerreißen.

II

Das Bild ist so wunderbar, daß ich mich auf die Plattform begebe, es zu betrachten. Der Offizier auf seinem Beobachtungsposten macht mich darauf aufmerksam, daß der Platz unsicher ist, da die Banditen alle Augenblicke hinter Bäumen hervorfeuern. Einer seiner Kameraden, ein junger Offizier, wurde auf diese Weise vor wenig Wochen getötet. Man weiß nie, wann ein Schuß hierher trifft. Um mich zu überzeugen, zeigt er mir in der Wand des Wagens zahlreiche Kugelspuren.

Je näher die Gefahr, je weniger wird sie überschaut. In der Eisenbahn durch eine scheinbar ruhige Landschaft fahrend, ist es besonders schwer, sich vorzustellen, daß man jeden Augenblick gefangengenommen und ausgeplündert oder auch umgebracht werden kann, wie in den bewegten Zeiten, als die langen Züge der ersten Kolonisatoren diese felsigen, bewaldeten Berge überschritten.

Dichte Wälder erstrecken sich ringsum. Gewaltige Zedern und Zypressen breiten ihre, tiefe Schatten werfenden Zweige in dunklem, immer dauerndem Grün aus. In ihrer ganzen majestätischen Schönheit zeigt sich die Natur in dieser Wildnis. Selten mag sie ergreifender wirken als in solcher Einsamkeit. Nichts unterbricht die undurchdringlichen Wälder, keine Ansiedlung, keine menschliche Spur, nichts als jahrhundertealte Baumriesen, dunkle, mit samtigem Moos bedeckte Stämme. Dorniges Gestrüpp, ungeheure Farne verwehren ein Eindringen in das Dickicht.

Die Zapatistas, diese bäuerlichen Räuber, hätten keinen besseren Schlupfwinkel finden können. Sie dürfen sich vollkommen sicher fühlen in diesem, jede Annäherung ausschließenden Gebiet, das eines ihrer Hauptquartiere bildet und das sie nur verlassen, um nächtliche Raubzüge auszuführen oder plötzliche Angriffe auf die Eisenbahn zu unternehmen. Seit vielen Monaten dauert dieser anarchistische Zustand an, und zwar, was beinahe unverständlich, unmittelbar vor den Toren der Hauptstadt.

In Tres Maria hält der Zug, um Wasser aufzunehmen. Die Soldaten stellen sich in Reih und Glied schießbereit vor den Wagen auf. Dieser Angriff gegen die Wälder, gegen friedliche, leblose Bäume und Felsen erscheint mir sonderbar. Man unterrichtet mich, daß hier ein Hauptstandplatz der Banditen, die überall ringsum auf den Hügeln versteckt sind. Ihre Stellungen beherrschen den ganzen Schienenweg. Die Station macht den Eindruck einer rasch errichteten Festung. Sie ist umgeben von Barrikaden und schwach geschützt durch Schanzen. Die Fenster sind entweder vergittert oder ganz zugemauert. Alles beweist, daß man sich auf einem Verteidigungsplatz befindet. Zahlreiche Regierungssoldaten lagern neben den Schienen auf dem Plateau; eine Abteilung zu Pferde bildet eine Art Karree um die Station.

Digitized by Google

In ihrer phantastischen Kleidung könnte man die Leute selbst für Räuber halten. Mit den roten Röcken, weiten, fliegenden Mänteln und breitrandigen, bunten Hüten gleichen sie dem Fra Diavolo des Theaters. Es sind die Rurales, eine Art Gendarmerie, die für die Sicherheit des Landes verantwortlich sein sollten. Was vermögen sie jedoch gegen Trupps von Hunderten und Tausenden wohlbewaffneter Leute! Ueberdies stehen sie oft, wie mir gesagt wird, im besten Einvernehmen mit den Banditen. Daß die einfachen Bauern und Arbeiter mit den Aufständischen fühlen, ist nichts Neues, und in allen vom Räuberwesen heimgesuchten Ländern bekannt. Eine große Anzahl von Dorfbewohnern stehen nicht nur in Beziehung zu den Mordbrennern, sie nehmen auch oft an ihren Streifzügen teil. Durch Schwärzen des Gesichtes machen sie sich unkenntlich, und wenn eine Untersuchung von seiten der Behörden veranstaltet wird, findet man sie friedlich arbeitend auf den Feldern.

Der hübsche Name Tres Marias rührt von den drei stumpfen Bergspitzen her, die das kleine Plateau, auf dem die Station steht, umgeben. Es ist ein alter Krater, und wir befinden uns 9895 Fuß hoch. Seit langer Zeit haben die Ausbrüche aufgehört, jedoch ihre Spuren sind noch sichtbar. Große Blöcke Lava liegen überall umher und zeugen von furchtbaren Verwüstungen in ferner Vergangenheit.

Nach Ueberquerung der Wasserscheide führt die Bahn wieder abwärts in die Niederung. Nicht mehr in das Tal von Mexiko mit seinen silbernen Seen, sondern in die Ebene von Morelos, die sich nahezu bis an das Meeresufer ausdehnt. Ausnahmsweise günstige Bedingungen machen diese Gegenden zu einem wahren Kanaan. Die Pflanzungen von Zuckerrohr und andern halbtropischen Erzeugnissen sind stets eine unerschöpfliche Quelle des nationalen Reichtums gewesen.

Während die Bahn sich senkt, wechselt die Vegetation sichtlich. Wenn ihr die Nadelbäume auf der Höhe einen alpinen Charakter verleihen, so wird sie nun von Minute zu Minute südlicher. Die Aloe, der unvermeidliche „Begleiter" der mexikanischen Landschaft, erscheint wieder. Die Zedern werden durch Palmen ersetzt. An Stelle des Efeus umwuchern Orchideen die Zweige, und in der Ebene werfen die Felder mit Zuckerrohr ihre smaragdenen Schatten. Beim Anblick dieser üppigen Fruchtbarkeit versteht man, daß Mexiko trotz seiner Aufstände, Plünderungen, schlechten Verwaltungen und Räubereien viele Hilfsmittel besitzt und daß es wie in der Vergangenheit fortfährt, ungeheure Summen Geldes zu vergeuden. So oft man auch sagen hört, daß dies oder jenes aus Mangel an Mitteln nicht unternommen werden kann, so leicht werden doch stets für allerlei unnötige und wertlose Dinge Ausgaben gemacht. Wie meist bei den südlichen Völkern, scheint das Unerläßliche überflüssig zu sein, während der Luxus als Notwendigkeit angesehen wird.

Die Soldaten setzen die Gewehre beiseite und verlassen ihre Posten, denn die Landschaft weitet sich und man würde einen Angriff von weitem bemerken. Die armen Leute sind offenbar todmüde und sehen nicht aus, als ob sie gut

Digitized by Google

genährt wären. Beinahe ausnahmslos Indianer oder Mestizen, machen sie bei ihrem kleinen Wuchs einen zarten Eindruck. Indessen sind sie wegen ihrer außerordentlichen Zähigkeit und Ausdauer bekannt. Seit Kindheit an Entbehrungen gewöhnt, können sie leicht befriedigt werden.

Die junge Generation ist anders geartet. Man hört überall von sich auflehnenden Arbeitern. Eine der Ursachen des beständigen Streites beruht im Begehren der Bauern nach Boden und in der Verteilung der großen Besitzungen, die häufig bis in die Zeit der ersten Eroberung zurückzuführen ist. Die Arbeiter finden, daß sie, selbst ohne Grundeigentum, zu sehr von den Landbesitzern abhängen und, wenn auch nicht ihre Sklaven, so doch bis zu einem gewissen Grade ihre Hörigen sind.

III

Inzwischen erscheint Cuernavaca auf einem Hügel, rings von Schluchten umgeben und die ganze Ebene beherrschend. Das Bild wirkt bezaubernd. Die Silhouette der alten Stadt mit ihren Zinnenmauern und zahlreichen Kuppeln ist höchst anziehend. Der altertümliche Charakter ist so vollständig erhalten, daß man sich ins Mittelalter versetzt glauben könnte. Der berühmte Ort der Conquistadores wurde vergessen und blieb unberührt wie die alten in der Sierra Nevada oder in andern Winkeln von Alpuhara verlorenen „Adlernester".

Für dieses entzückende, farbenprächtige, von der unvergleichlichen mexikanischen Sonne bestrahlte Bild gibt die üppige Vegetation einen würdigen Rahmen. Die schlanken Palmen breiten ihre Blätterbüschel aus. Lorbeeren fassen die Bäche ein, und der Jasmin ziert die Felsen. Welch selten blütenreicher, wonniger Ort! Sein weltbekannter Ruhm der Schönheit und der Ruhe ist wohl begründet.

An dem verfallenen Stadttor prüfen und untersuchen Soldaten jeden Ankommenden. Ich vergaß vollständig, daß sich die Stadt im Zustand der Belagerung befindet und daß mancherlei Förmlichkeiten zu überwinden sind, um hineinzugelangen. Alles ist in Waffen. Patrouillen durchschreiten die Straßen. Wachen ersteigen die Wälle. Truppen haben die öffentlichen Plätze besetzt. Der Eindruck ist derart kriegerisch, daß ich mir leicht einbilden könnte, in den Zeiten der Kämpfe des Cortes zu sein. Es war dieser große Kriegsheld, der die Stadt der Tlahuicas, eines Indianerstammes, eroberte. Diese Untertanen der Azteken wurden durch sie im Jahre 1521 den Spaniern ausgeliefert.

Der Ort gefiel Cortes so sehr, daß ihn Kaiser Karl V. mit weiteren ungeheuer großen Gebieten ihm zum Geschenk machte. Zehn Jahre später, nach seinem zweiten Aufenthalt in Mexiko, ließ Cortes den berühmten Palast erbauen, der bis heute die größte Zierde der Stadt geblieben ist und gegenwärtig als Abgeordnetenhaus dient. Seinem Aeußern nach ist das Gebäude von gewaltiger Wirkung; eine schwere, schön gegliederte Masse. Mächtige Bogen, von schlanken Säulen unterstützt, nehmen sich im Hintergrunde eines weiten Hofes außerordentlich gut aus. Eine der Ecken des Baues wird von einem

Digitized by Google

hohen Turm eingenommen. Den weitaus schönsten Schmuck verleiht ihm jedoch die wuchtige Zinnenverzierung, die die Mauern des alten Schlosses in ihrer ganzen Ausdehnung krönt.

Wechselvolle Zeiten kamen für den Palast, seit der stolze General seine Augen für immer geschlossen hatte. Seine jetzige Bestimmung hat nicht zu der Verbesserung seiner künstlerischen Ausschmückung beigetragen. Der Einrichtung für die oft lärmenden Landtagssitzungen mußte mancher persönliche Ton geopfert werden. Wenigstens blieb der kleine Garten mit seinen schattigen Laubgängen durch alle Zeiten unberührt in seiner unvergleichlichen Schönheit.

Einen ähnlich köstlichen Zufluchtsort bildet der berühmte Garten des La Borda. Ungemein anmutend wirkt durch seine altmodisch ländliche Anlage die Vereinigung von Grün, Wasser und Architektur. Prächtige Terrassen, Wasserbecken, Hecken und Statuen mischen sich in einem idealen Labyrinth. Schattige Winkel wechseln mit sonnigen Ausblicken. Kaskaden plätschern neben duftenden Blumenbeeten. Natur und Kunst vermengen sich in glücklichster Lösung.

La Borda, der einstige glückliche Besitzer dieses Edens, war ein erfolgreicher Unternehmer. Nachdem er zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts in Mexiko eintraf, wußte er sich unerschöpfliche Gold- und Silberminen zu verschaffen. Dadurch wuchs sein Vermögen in kurzer Zeit ungeheuer an, und er gab das unerwartet gewonnene Geld mit großer Leichtigkeit wieder aus. Von den prächtigen Palästen, die er bauen ließ, ist jener in Cuernavaca einer der hervorragendsten. Der Garten mit den exotischen Pflanzen war eine seiner Lieblingsschöpfungen. Man erzählt sich, daß er Unsummen hinein verwendet habe. Es mag sein, obgleich die Statuen, Springbrunnen, Geländer ziemlich kunstlos sind und der Stein oft durch Gips ersetzt oder die Mauern einfach beworfen wurden. Vielleicht verleiht eben diese naive Note dem sonnigen Retiro seinen trauten Zauber.

Der altertümliche Charakter überhaupt macht Cuernavaca so anziehend. Die engen, mit großen Steinplatten gepflasterten Gassen und in allen Farben bemalten Häuser zu beiden Seiten erinnern an die Zeiten, als es auf dem Höhepunkt seiner Blüte stand, da der stolze Eroberer in seinem prächtigen Palast einen glänzenden Hof hielt als absoluter Herrscher in „Neuspanien".

Um die längst vergangenen Zeiten noch lebhafter erstehen zu lassen, fehlt auch heute die nach allen Richtungen patrouillierende Wache nicht. Der freie Platz vor dem Palast scheint der Treffpunkt für das in der Stadt zusammengezogene Militär zu sein. Im Schatten der üppigen Bougainvillia und Rosengesträuche, der tiefrot blühenden Noche-Buena, der beliebtesten Pflanzen des Landes, erfreuen sich diese tapferen Söhne des Mars in dieser Weltverlorenheit einer sorglosen, wohltuenden Ruhe.

Waffen und Blumen geben eine merkwürdige Mischung. Gewehre gegen Rosenbüsche gelehnt, scheint eine Unvereinbarkeit. Die Zerstörer des Lebens und die Aeußerung ewigen, fruchtbaren Gedeihens, eines neben dem andern, fallen durch ihre Gegensätzlichkeit unwillkürlich auf. Die sonnige Piazza von Cuer-

Digitized by Google

navaca mit ihren farbenfrohen Blumenbeeten und dem Musiktempel, von Soldaten belagert, mit Munition bedeckt, gewährt einen ungewöhnlichen Anblick.

Von der Seite des Marktes her nähern sich Leute in atemloser Eile. Sie scheinen alle äußerst erregt und besprechen, aufs lebhafteste bewegt, die soeben eingetroffenen neuesten Nachrichten. Auf dem Markt, dem Mittelpunkt des Verkehrslebens, erfahre ich von den letzten durch die Zapatistas begangenen Schreckniſſen. Es scheint, daß der Zug, mit welchem ich ankam, auf der Rückfahrt nahe Sollano angehalten wurde. Die Insurgenten sollen eine wahre Schlacht gegen das Geleite geliefert haben. Die Zahl der Opfer wird als sehr hoch bezeichnet und der Kampf als ein äußerst erbitterter.

Die reitenden Boten jagen nach der Wohnung des Kommandanten. In der Kaserne ertönen Trompetensignale. Ein Bataillon macht sich in aller Eile marschfertig, um sich auf den Kampfplatz zu begeben. Der sonst so stille Ort widerhallt von Waffengeklirr, vom Stampfen der Pferde und von Kommandorufen. Alles ist in höchster Erregung begriffen.

Zapato scheint Cuernavaca angreifen zu wollen. Er trachtet nach einem günstigen Augenblick, um die Stadt zu überfallen. Der allgemeine Aufruhr ist also begreiflich, der Schrecken der Bevölkerung gerechtfertigt, und die angstvollen Szenen um mich her entbehren nicht der Begründung. Cuernavaca, die starke Schutzwehr von einst, wird wieder einmal belagert.

IV

Auf der letzten Strecke meiner langen Reise angelangt, bleibt mir bis zur Hauptstadt nur noch eine kurze Tagesfahrt. Hinter Queretaro fängt der Zug zu steigen an. Immer weiter und weiter wird der Blick über eine der fruchtbarsten Hochebenen Mexikos, dieses für jegliche Art von Bebauung geradezu idealen Landes. Der treffliche Boden bringt die begehrtesten Getreidearten hervor, und das wunderbare Klima besitzt, wenn die Sommerregen nicht ausbleiben, alle zu ihrem Gedeihen erforderlichen Bedingungen. Die enthusiastischen Berichte der ersten Eroberer schildern uns denn auch die lebhafte Freude, mit der die kühnen Reisenden ein so wunderbar fruchtbares Land begrüßten. Besonders den Andalusiern mußte es vorkommen, als ob sie in ein Märchenland versetzt wären. Zudem bietet die Gegend heute noch eine Fülle von Erinnerungen an vergangene Tage. Hier wölbt sich eine Brücke mit schweren Steinbögen über dem Abgrund, dort unten liegen, als beredte Zeugen aus wilder Zeit, festungsartige Gehöfte, und in der Ferne erglänzen die Kuppeln der Missionsstationen.

Eine derselben, anmutig am Fuße des Berges gelegen, führt den mythologischen Namen Herkules, der vermutlich seinen Ursprung dem gewaltigen Wasserleitungswerk verdankt, wodurch Queretaro ehemals mit Wasser versehen wurde. Heute stehen hier Baumwollemühlen und geben ihm eine gewisse Berühmtheit und viel Bewegung. Die Gegend ist lieblich und die Vegetation von außerordentlicher Ueppigkeit; die Früchte sind sehr gesucht.

Digitized by Google

Trotz der recht primitiv scheinenden Hilfsmittel gedeiht die Landwirtschaft offenbar ausgezeichnet. Die konservativen Landwirte verhalten sich jeder Neuerung gegenüber mißtrauisch. Fast immer bedienen sie sich der gleichen Einrichtungen wie schon vor Jahrhunderten. Die modernen Maschinen flößen den Eingeborenen wenig Vertrauen ein, sie ziehen die Handarbeit vor. Auf den unermeßlichen Feldern werden Legionen von Arbeitern beschäftigt und durch berittene Verwalter beaufsichtigt, welche für die geleistete Arbeit verantwortlich sind. Daher spornen sie die ermatteten Scharen bald durch Aufmunterung, bald durch Schelten unaufhörlich zur Arbeit an.

In San Juan de Rio wird unser Zug wieder einmal von Eßwarenverkäufern buchstäblich überfallen. Neben Milch, Pulque, Brot und Früchten bieten die Bauern alle möglichen Leckerbissen an. Diese improvisierten Picknicks sind ganz charakteristisch für die Reisen durch Mexiko. Während des Aufenthaltes in den Stationen verläßt jedermann den Zug, um an den von indianischen Unternehmern herbeigebrachten zusammenlegbaren Tischchen irgendeine Speise zu kosten. Alle Arten von Nationalgerichten, würzige Ragouts, gehacktes Fleisch sind zu haben. Die Lieblingsspeise sind indessen die Encielandas, eine Fleischpastete, die einige Aehnlichkeit mit Pirochqui, der Hauptspeise an den sibirischen Bahnhöfen, hat. Nach allem, was ich vorgesetzt bekam, ist die mexikanische Küche nicht schlecht, sogar ziemlich reichhaltig. Auch das Zuckerwerk, das beständig gekaut wird, verdient seinen guten Ruf. Die Zubereitung der Süßigkeiten hat hier keine geringere Bedeutung für die Kochkunst als in Spanien. Und wie dort wiederholen sich täglich die gleichen Vorgänge auf der ganzen Reise. Ueberall bringen, hier allerdings einfache Indianer und Indianerinnen, ihre sich stets gleichbleibenden Gerichte und stellen sich auf der der Station gegenüberliegenden Seite längs der Wagenreihen auf. Der Ursprung dieses seit langen Jahren bestehenden Gebrauches scheint noch in den Tagen des früheren Postverkehrs zu liegen.

Tula, die letzte ansehnliche Ortschaft auf dem Wege nach der Hauptstadt, war früher bedeutender als heute mit nur zweitausend Einwohnern. Damals war es der Hauptsitz der gefürchteten Toltec. Dieser mächtige Stamm, von dem in der Geschichte nur wenig bekannt ist, herrschte in diesen Landstrichen vom siebenten bis in das zwölfte Jahrhundert. In zahlreichen, zum Teil noch bestehenden Monumenten und Bildhauerarbeiten finden wir die Beweise einer vorgeschrittenen Zivilisation. Die in der Umgebung der Stadt und auf dem großen Platz zerstreuten Ueberreste, Statuen und allerlei Bruchstücke, auch kabbalistische Zeichen aus Porphyr, bilden eine wahre Zierde.

Die Toltec gelten auch für die Erfinder des Nationalgetränkes Pulque. Sie waren die ersten, die den Kaktus angepflanzt und seinen Saft zur Gärung gebracht haben, und die Vermutung liegt nahe, daß der Niedergang und schließliche Ruin des Stammes auf den Mißbrauch dieses Alkohols zurückzuführen ist. Heute sind die Toltec vollständig verschwunden, ohne daß sich ihre Spur verfolgen ließe. Der Kaktus jedoch besteht weiter; er wird in ganz Mexiko

Digitized by Google

gepflanzt. Durch so viele Jahrhunderte ist der Pulque der Nektar, zugleich aber auch der Ruin des Volkes geblieben.

Zahlreiche, jedoch unwichtige Stationen folgen noch. Auch einige Gehöfte, die früher zu den jetzt aufgehobenen Missionen gehörten; sie stammen aus der Zeit der Eroberung und wurden nach der Revolution eingezogen, offenbar weniger, um unter die Arbeiter verteilt zu werden, als zum Zweck dunkler Spekulationen zu dienen. Dadurch sind eine große Anzahl von Bürgern Millionäre geworden und bilden eine Art Aristokratie. Die alten spanischen, nach der Kolonie gezogenen Familien jedoch sind entweder in ihr Heimatland zurückgekehrt oder leben in bescheidenen Verhältnissen.

Die Lokomotive hat eine letzte Anhöhe überwunden, und vor dem Blick breitet sich eine wunderbar schöne Aussicht aus. Das Tal von Mexiko zeigt sich in seiner ganzen Schönheit. Ein weit ausgedehntes prächtiges Panorama! Wie begreiflich ist die Begeisterung aller, die es gesehen haben! Ist doch auch Humboldt unerschöpflich in seinen Lobpreisungen und wie bezaubert durch seine Naturschönheit.

Auf meinen vielen Reisen in allen fünf Erdteilen habe ich die schönsten Orte der Welt gesehen. Vergleiche anzustellen wäre von keiner Bedeutung. Die Lagen und Bedingungen der verschiedenen Landschaften sind oft so entgegengesetzt, daß sich schwer eine Parallele ziehen ließe. Jede besitzt ihre Eigenart, ihre besondere Lokalfärbung.

Die Schönheit des Tales von Mexiko mit seinen silberglänzenden Seen, den sie umgebenden Bergen, mit den weißschimmernden Gipfeln der riesigen Vulkane beruht hauptsächlich in seiner Stimmung. So wunderbar in der Landschaft die weite Ebene mit ihrem Texcoco und Chaleo, die Schneehäupter des Iztaccihuatl und des berühmten Popocatepetl wirken mögen, den größten und unvergleichlichsten Zauber verleihen ihr doch die einzigartigen Beleuchtungen, ihre zitternde, durchsichtige Atmosphäre!

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Der 4./16. November ist wieder ein trüber, nebliger Tag.

Der Fürst fährt nach Bogot, wo er den Großfürsten nicht sehr wohl antrifft. Er erfährt hier, daß Skobelew in dem Nachtgefechte verwundet worden ist, glücklicherweise nur ganz leicht. — Der Großfürst begibt sich trotz seines leidenden Zustandes nach den Batterien hinaus, während Fürst Carol zunächst

Digitized by Google

nach Tutschenitza zu General v. Todleben fährt. Dieser aber, der bereits wieder imstande ist, sein Quartier zu verlassen, ist draußen bei den Batterien, und so reitet der Fürst ihm nach und konferiert mit ihm und dem Fürsten Imeritinski, bis der Kaiser mit seiner gesamten Suite gleichfalls dort eintrifft. — Der Großfürst ist nach einer Weile, während deren einige Salven auf Plewna abgegeben werden, von dem kalten Winde, der den Nebel bald zerreißt, bald zusammenballt, gezwungen worden, in sein Quartier zurückzukehren. — Fürst Carol bleibt noch eine Stunde mit dem Kaiser in den Batterien und reitet dann mit ihm auf einem näheren Wege nach Poradim, wo sie in scharfem Trabe noch vor Anbruch der Dunkelheit eintreffen.

Bratianu hat mit dem Kaiser über die zukünftige Stellung Rumäniens gesprochen und teilt abends dem Fürsten die Einzelheiten dieses Gesprächs mit: Als er, außer der Anerkennung der Unabhängigkeit, auch den Wunsch Rumäniens berührt hatte, gewisse Punkte an der Donau als Pfand besetzt zu halten, hatte der Kaiser sich zwar ausweichend, aber in wohlwollender Weise dahin geäußert, daß er eine direkte Verpflichtung noch nicht eingehen, sondern nur versichern könne, daß Rumänien es nie bereuen werde, in den Krieg eingetreten zu sein.

Seit Beginn der schlechten Witterung hat der Fürst die russische Armeeleitung darauf aufmerksam gemacht, daß die Verbindung des russischen Heeres mit der Heimat schwer aufrechtzuerhalten sein würde, falls die Donau nicht etwa fest zufriere, da die hölzernen Pontonbrücken den Winterstürmen nicht standhalten könnten. Infolgedessen hat man in Rußland eine zerlegbare eiserne Brücke bestellt, deren Eintreffen man mit Ungeduld entgegensieht.

Den 5./17. November kommt Prinz Arnulf von Bayern vom Schipkapasse zurück, den er in tiefem Schnee gefunden hat. Er schildert die schweren Leiden der Truppen, die in der furchtbaren Kälte bei höchst mangelhafter Verpflegung dort biwakieren müssen. Augenblicklich herrsche vollständige Ruhe auf beiden Seiten; die Verschanzungen der Russen schienen ihm uneinnehmbar zu sein.

Jon Bratianu kehrt nach Turnu-Magurele zurück. Der Fürst hat mit ihm vereinbart, daß Rahowa und einige andre Punkte an der Donau bis zum Friedensschluß von den rumänischen Truppen besetzt bleiben sollen, und er hat sich anheischig gemacht, beim Kaiser durchzusetzen, daß auch Nikopoli der rumänischen Obhut übergeben werde.

Der Fürst besichtigt die in Poradim für das IX. und IV. Korps eingerichtete Bäckerei, die seinen Beifall findet.

General Fürst Imeritinski hält dem Fürsten Vortrag und unterbreitet ihm einen Tagesbefehl, nach welchem die verstärkte Westarmee fortan Belagerungsarmee genannt werden soll und insgesamt unter den Befehl des Fürsten Carol gestellt wird.

Der Fürst unterschreibt diesen Tagesbefehl, der folgenden Wortlaut hat:

Digitized by Google

„Par ordre du jour à l'armée active du 3 Novembre, Son Altesse Impériale le Grandduc, Commandant en chef de l'armée, a ordonné que, après avoir détaché du Corps d'Occident les troupes sous les ordres du Général Gurko, il soit formé de toutes les troupes russes et roumaines qui se trouvent dans les environs de Plewna, un Corps d'Investissement sous Mon Commandement immédiat, avec l'Aide-de-Camp Général Todleben pour Adjoint; le Lieutenant-Général Prince Imeritinski est nommé Chef d'Etat-Major de ce Corps. Portant ces dispositions à la connaissance des troupes, j'ordonne en même temps de diviser Nos positions autour de Plewna en sections, placées sous les ordres des Généraux suivants (folgen die Namen der Generale). Carol."

Dieser Sektoren, in die von nun an der ganze russisch-rumänische Zernierungsgürtel zerfällt, sind sechs. Den ersten und größten Sektor (etwa 15 Kilometer), vom rechten Widufer bis an die Grivitzaredoute, welchem nahezu 30 Erdwerke, Redouten, Lünetten, Redans und Batterien, untereinander durch Schützengräben verbunden, große Widerstandskraft verleihen, hält General Cernat mit 36 Bataillonen und 96 Geschützen besetzt. Den zweiten, bis an die Straße Plewna—Rustschuk, hält General Krüdener mit 21 Bataillonen und 72 Geschützen. Den dritten, bis an die Tutschenitzaschlucht, hält General Sotow mit 14 Bataillonen und 64 Geschützen, darunter 28 Belagerungsgeschützen. Den vierten, bis an den Taleinschnitt von Krtuschab, hält General Skobelew mit 27 Bataillonen und 96 Geschützen. Den fünften, bis an den Wid, hält General Katalei mit 16 Bataillonen (3 Gardedivisionen) und 54 Geschützen. Den sechsten, westlich des Wids, hält General Ganetzki mit 24 russischen Bataillonen und 108 Geschützen sowie mit einer Brigade der rumänischen IV. Division und einer Batterie; die letzteren stehen bei Dolnji-Netropol und stellen die Verbindung mit dem ersten Sektor (General Cernat) her.

Die rumänischen Truppen halten fast ein Drittel der ganzen Zernierungslinie besetzt. Die Kavallerie steht hauptsächlich jenseits des Wids. Es stehen unter dem Kommando des Fürsten Carol 100000 Mann. Osman-Pascha verfügt dagegen nur über 56000 Mann.

General Gurko ist mit seiner Avantgarde (unter General Dandeville) schon aufgebrochen und bis Jablanitza gekommen. General Skobelew hat wiederum, wie an den vorhergehenden Tagen, Angriffe der Türken auf seine Positionen abzuweisen gehabt.

General v. Todleben hat folgenden Befehl an die Truppen der Plewnaer Belagerungsarmee ergehen lassen: „Durch Befehl vom 3./15. November an die Truppen der Operationsarmee bin ich zum Adlatus des Kommandeurs der Plewnaer Belagerungsarmee, Seiner Hoheit des Fürsten Carol von Rumänien, ernannt worden. Zu dieser Belagerungsarmee gehören: das Grenadierkorps, IV. und das IX. Armeekorps, die IV. und IX. Kavalleriedivision und das rumänische Armeekorps, die III. Gardedivision, die 3. Schützen- und die 2. Sappeurbrigade, der 3. und 4. Militärtelegraphenpark. Indem ich dieses

Digitized by Google

den zur Belagerungsarmee gehörenden kaiserlich russischen Truppen eröffne, weise ich sie an, in allen Fragen, die sich auf Kommandoverhältnisse beziehen, sich an mich zu wenden."

Fürst Carol telegraphiert dem Großfürsten: „En ce moment je reçois la nouvelle que les Turcs concentrent précipitamment des troupes près de Sofia. Sept bataillons arrivés de Bosnie ont quitté Nisch pour se concentrer à Orhania, en même temps qu'une division, venue de Chipka, après avoir traversé les montagnes. A Orhania qui est sous le commandement de Mehemet Ali, il y a des retranchements considérables."

Aus den Erzählungen gefangener Türken, die aus Hunger nach Wrbitza geflohen waren, läßt sich schließen, daß in Plewna die Provisionen bald gänzlich aufgezehrt sein werden. Infanteriemunition ist noch genügend vorhanden. Die Pferde erhalten schon seit langem nur Mais, doch ist in Plewna überhaupt wenig Kavallerie, da Osman-Pascha dieselbe, solange der Weg noch frei war, nach Sofia geschickt hat.

Am 6./18. November wird in der kleinen Kirche zu Poradim das Fest des Gardehusarenregiments gefeiert.

Nachmittags trifft die Nachricht von der Einnahme von Kars ein, welche eine ungemein große Freude hervorruft.

Am 7./19. November erledigt der Fürst früh eine ganze Reihe von Staatsgeschäften, deren Akten durch einen Offizier nach Bukarest expediert werden.

Sodann begibt er sich vormittags zur russischen II. Division. An der sog. Kaiserredoute, unweit der Tutschenitzaschlucht, trifft er mit dem Großfürsten zusammen. Um 1 Uhr kommt auch der Kaiser dorthin, und es wird unter freiem Himmel, inmitten der Truppen, die ein Karree bilden, ein Dankgottesdienst für die Einnahme von Kars abgehalten. Es ist eine großartig schöne Feier, die Musikkorps spielen, der herrliche Gesang erhebt die Herzen, und rund umher geben sämtliche russische Batterien drei Salven ab.

Nachdem der Kaiser und der Großfürst heimgefahren sind, konferiert Fürst Carol noch mit dem General v. Todleben und begibt sich dann zu Pferde nach den Batterien von Raditschewo. Um den Weg abzukürzen, reitet er mit seinem Stabe und seiner Eskorte durch eine Talsenke zwischen den türkischen Redouten und den russischen Batterien hindurch — ein Wagnis, das er unternimmt, weil die Türken schon lange nicht nach dieser Seite geschossen haben. Allein kaum erblickt der Feind die so dicht an seinen Linien entlang reitende große Schar, als er aus zwei Redouten auf sie zu feuern beginnt. Mit einem Male eröffnen auch die russischen Batterien des dritten Sektors das Feuer; der Fürst setzt sich in Galopp, um möglichst rasch die letzteren zu erreichen. Als er bei der ersten Batterie angelangt ist, kommt ihm der die Artillerie kommandierende General v. Meller-Sedlinski entgegen, der seine Gefahr gesehen und darum schnell das Feuer seiner Geschütze auf die türkischen Redouten konzentriert hat, um diese zum Schweigen zu bringen. Fürst Carol, der diese Absicht des Generals sofort erkannt hat, dankt demselben für die bewiesene Geistesgegenwart und sagt ihm,

Digitized by Google

daß er ihm zum Andenken an diese kleine Episode die Tapferkeitsmedaille senden werde.

General Gurko hat von Tetewen über Bulgarski-Isvor Jablanitza und Staroselo nach Wratza einen Beobachtungskordon gezogen; auch eine Telegraphenverbindung mit Bogot ist hergestellt worden.

Am 8./20. November findet in Poradim für die kaiserliche Eskorte und die im Dorfe lagernden Truppen ein Tedeum für die Feier der Einnahme von Kars und des Michaeltages statt. Der Kaiser wohnt demselben mit dem Fürsten zu Pferde bei.

Am 7./19. hat der Großfürst Michael seinen feierlichen Einzug in Kars gehalten. Er berichtet von dort, daß die sieben Sturmkolonnen, die gegen die Forts und Vorwerke der Festung vorgegangen sind, mit außerordentlicher Tapferkeit und Todesverachtung gekämpft haben. Trotz der Dunkelheit riß das Feuer der Türken große Lücken in die Reihen der Stürmenden, und die Türken ergriffen wiederholt die Offensive, aber um 3 Uhr morgens waren die Russen im Besitz aller fünf Forts auf dem rechten Ufer des Flusses. In der Stadt hatten sie noch einen erbitterten Straßenkampf zu bestehen, die Zitadelle mußte gestürmt werden und ergab sich erst um 5 Uhr früh; ein Durchbruchsversuch der Besatzung nach Westen und Nordosten wurde von der Kavallerie vereitelt, und um 8 Uhr fielen auch die letzten Forts auf dem linken Ufer durch einen von General Roop geleiteten energischen Angriff: die von allen Seiten eingeschlossene Besatzung derselben verhandelte durch einen Parlamentär mit dem General und mußte schließlich in die verlangte bedingungslose Uebergabe willigen. Fünf Paschas und 17000 Mann gerieten in Gefangenschaft, 300 Geschütze und enorme Vorräte wurden erbeutet. Weit über 2000 Türken waren tot oder verwundet, und in den Spitälern liegen außerdem noch Tausende von Kranken und Verwundeten. Allerdings sind auch die russischen Verluste nicht gering: gefallen ein General (Graf Grabbe), 17 Offiziere und 500 Mann, verwundet ein General, 58 Offiziere und etwa 1800 Mann.

Gestern hat von Rustschuk aus eine starke türkische Kolonne einen Angriff auf die vorgeschobenen russischen Truppen bei Pirgos gemacht, der aber nach kurzem Kampfe, in welchem die Russen etwa 200 Mann verloren, zurückgewiesen wurde.

Den 9./21. November in der Frühe erhält der Fürst im Fort Alexander, wohin er mit dem Prinzen von Battenberg gefahren ist, die Nachricht, daß die rumänischen Truppen Rahowa besetzt haben. Der Fürst telegraphiert hierüber sofort dem Großfürsten: „Je suis heureux de l'annoncer que Rahowa est entre nos mains. L'attaque a eu lieu lundi 7/19. Les positions n'ont pas pu être en levées jusqu'au soir. Néanmoins les Turcs ont abandonné la ville et ont été poursuivis par la cavalerie et un bataillon d'infanterie. Le lendemain matin le Général Lupu a passé le Danube sur pontons avec 500 Dorobantzi et a occupé à Rahowa où tous les détachements se trouvent en ce moment. Nos pertes connues jusqu'ici sont de 2 Majors et

Digitized by Google

2 Lieutenants tués, 1 Lieutenant Colonel et 3 Officiers inférieurs blessés, 76 soldats tués et 139 blessés. Hier nos batteries de Calafat ont coulé un monitor. Demain j'espère pouvoir le donner de plus amples détails."

Nachdem der Fürst dann, begleitet von General Cernat und dessen Stabe, einen Teil der rumänischen III. Division inspiziert hat, bricht er nach der Lünette Tudor auf, gerät aber unterwegs in einen so dichten Nebel, daß er kaum zwei Schritt weit sehen kann und mit Mühe sein Ziel erreicht. In der Lünette spricht der Fürst mittels des Feldtelegraphen mit Bratianu, der in Bechet ist, über die Einnahme von Rahowa und erfährt, daß das 1. Dorobanzenregiment am Ogost dem abziehenden Feind den Weg verlegt, zwei Stabsoffiziere (die Majore Jene und Giuresku) tot, einer verwundet, 5 Offiziere und 200 Mann tot oder verwundet sind.

Oberst Slaniceanu scheint sich bei der Attacke nicht besonders geschickt benommen und die Truppen zu rasch zurückgezogen zu haben. Deshalb wird Oberst Lecca den Befehl über das Detachement erhalten und dasselbe zum Angriff gegen Lom-Palanka führen.

General Gurko berichtet, daß nach den von ihm angeordneten Rekognoszierungen das Defilee von Prawetz und die Stellung von Orhanieh durch die Türken, wie es heißt durch 20000 Mann unter Schakir-Pascha, stark befestigt worden sind.

Am 10./22. November begibt sich der Fürst zum Kaiser und berichtet über die Kämpfe bei Rahowa.

General Baron v. Meyendorf, der über die Roschioribrigade, ein russisches Ulanenregiment und je eine rumänische und eine russische reitende Batterie verfügte, hatte südlich und westlich von Rahowa zu operieren; Oberst Slaniceanu dagegen stand mit seinem Detachement (etwa 6000 Mann) am 6./18. November 4 Kilometer östlich von Rahowa auf dem Plateau von Selanowzi, während General Lupu mit dem 3. Dorobanzenregiment und zwei Batterien auf dem linken Donauufer bei Becket sich befand. Am 7./19. November wurde ein Bataillon des 1. Dorobanzenregiments dem General Meyendorf abgegeben, der einen Scheinangriff von Skit und Ogost her zu machen hatte. Um 9 Uhr vormittags eröffneten die 18 Geschütze Slaniceanus, die zwei Batterien bei Becket und die beiden Batterien Meyendorfs ein konzentriertes Feuer auf die Befestigungen von Rahowa, das die Türken energisch erwiderten. Nach dreistündiger Beschießung ging das 10. Dorobanzenregiment zum Angriff auf eine kleine vorgeschobene Redoute vor und erstürmte sie mit großen Verlusten; der Regimentskommandeur, Oberstleutnant Maldaresku, wurde verwundet. Die türkische Besatzung der Redoute zog sich in eine rückwärts liegende größere Redoute zurück, und von hier aus wurde nun ein mörderisches Feuer eröffnet; die rumänischen Batterien antworteten mit einer einstündigen energischen Beschießung, und dann brachen vier Bataillone zum Sturmangriff auf die Redoute vor und gelangten auch bis an den Graben. Da aber lichtete das verheerende Feuer der Türken die Reihen derart, daß sie nicht weiter vordringen konnten, zumal da

Digitized by Google

auch der Angriff auf die daneben liegende Redoute abgeschlagen worden war. Oberst Slaniceanu gab infolgedessen Befehl zum Rückzug, ließ diesen aber übereilt ausführen und ging bis auf Selanowzi zurück, ohne die Stellung der Türken auch nur zu beobachten. General Meyendorf dagegen blieb am Ogost stehen und ließ Rahowa durch die Kavallerie beobachten. Neun Offiziere und über 300 Mann waren kampfunfähig geworden. Am 8./20. November herrschte so dichter Nebel, daß an Aufnahme der Operationen nicht gedacht werden konnte. Ein Bataillon setzte von Becket aus über die Donau, um als Verstärkung herangezogen zu werden. Die Türken rührten sich den ganzen Tag nicht und erweckten dadurch den Verdacht, daß sie Rahowa zu räumen und nach Lom-Palanka durchzubrechen planten. Um das unmöglich zu machen, dirigierte man ein Bataillon des 1. Dorobanzenregiments mit der nötigen Artillerie nach der Skitbrücke, wo sie ihre Stellung verschanzten. Diese Voraussicht war richtig gewesen, denn in der Tat versuchten am 9./21. November, früh um 4 Uhr, die Türken unter dem Schutz der Dunkelheit und des Nebels bei der Skitbrücke durchzubrechen und stürmten, als sie dieselbe besetzt fanden, mit Wucht gegen die Dorobanzen an; diese aber hielten stand, und es kam zu einem heftigen Kampfe, in welchem Hauptmann Merischesku, der das Bataillon befehligte, wiederholt die Offensive ergriff. Auf beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit und Erbitterung gekämpft. Schließlich gaben die Türken den Angriff auf und versuchten unterhalb der Brücke den Fluß zu durchfurten. Dabei verloren sie aber die Hälfte ihrer Truppen, der Rest entkam dank dem Nebel, welcher der Kavallerie die Verfolgung erschwerte. Gegen 600 gefallene Feinde bedeckten die Walstatt; in der Redoute fand man zwei Geschütze. Mittags zogen die Rumänen in Rahowa ein, und die bulgarische Bevölkerung, die Geistlichkeit an der Spitze, begrüßte sie begeistert als Retter. — General v. Meyendorf telegraphierte dem Fürsten, daß die Dorobanzen die Ogostbrücke vortrefflich verteidigt und daß die Kavallerie den Türken 160 Munitionskarren abgenommen habe.

Dieses erzählend, erinnerte sich Fürst Carol, daß schon einmal, vor fast 500 Jahren, die Feldzeichen der Hohenzollern vor Rahowa geweht hatten: im Jahre 1396 gehörte Friedrich von Zollern, Burggraf von Nürnberg, zum Heere des Ungarnkönigs Sigmund, das Rahowa und Widin einnahm, dann aber in der Schlacht bei Nikopoli vom Sultan Bajaset aufgerieben ward. Es war derselbe Friedrich von Hohenzollern, den Kaiser Sigismund 1415 mit der Mark Brandenburg belehnte.

Kaiser Alexander, den Fürst Carol bittet, die rumänische Tapferkeitsmedaille anzunehmen, ist sehr erfreut über die ihm gemachten Mitteilungen.

In Bogot, wohin Fürst Carol zum Frühstück fuhr, wurde er vom Großen Hauptquartier, das ihn in corpore erwartete, gleichfalls beglückwünscht, und beim Frühstück brachte der Großfürst Nikolaus einen Toast auf den Fürsten und die rumänische Armee aus. Die Hurras wollten nicht enden, und der Fürst kam kaum zu Worte, um für die Aufmerksamkeit zu danken und das Wohl des Kaisers, des Großfürsten und der kaiserlichen Familie auszubringen. Darauf

Digitized by Google

hörten alle stehend die russische Hymne an, und Fürst Carol verlieh dem Großfürsten die rumänische Tapferkeitsmedaille mit folgenden Worten: „Votre Altesse Impériale a été à deux reprises dans les lignes roumaines et a visité les postes les plus avancés sur le feu de l'ennemi. Permettez-moi, en souvenir de ces jours où Vous étiez exposé aux balles turques qui tombaient à côté de nous, de Vous conférer la médaille militaire. En la portant, elle Vous rappelera aussi la prise de Rahowa que nous célébrons aujourd'hui." Großfürst Nikolaus umarmte den Fürsten herzlichst, steckte die Medaille sofort an und versicherte dankend, daß er sie stets tragen würde. Der Großfürst und General Nepokoitschitzki meinten sogar, daß der Erfolg bei Rahowa einen günstigen Einfluß auf die weitere Kriegsführung habe, und daß bis zum Februar der Krieg beendigt sein werde.

Nach einer Beratung mit dem Großfürsten und dem General beschließt der Fürst, daß die rumänischen Truppen an der Donau entlang gegen Lom-Palanka und Widin operieren sollen; in Rahowa ist nur eine schwache Besatzung zurückgelassen.

Der Großfürst hat sehr erschüttert dem Fürsten mitgeteilt, daß zwei Schwadronen der Gardedragoner südlich von Wratza fast aufgerieben worden sind. Die Details fehlen noch.

Darauf geht Fürst Carol nach Tutschenitza, wo er mit General v. Todleben die Instruktionen ausarbeitet, nach denen die Truppen der einzelnen Sektionen bei Alarmierungen einander Hilfe zu leisten haben.

Auf dem Schipka haben die Türken am 9./21. November einen Ueberfall auf die Batterien des Sweti-Nikola versucht. Trotz der Dunkelheit der Nacht entdeckten aber die russischen Vorposten die Bewegung noch rechtzeitig, um Verstärkungen heranziehen und den Angriff blutig zurückweisen zu können.

Den 11./23. November macht Oberst Catargiu die Mitteilung, daß in zehn Tagen Serbien der Türkei den Krieg erklären wird.

Bei Berkowitza sollen sich 10000 Türken gesammelt haben. Die rumänisch-russische Kavallerie bricht von Wratza auf, um den Vormarsch der Türken nach Plewna aufzuhalten.

General Fürst Imeritinski berichtet unter anderem, daß in den letzten 24 Stunden die Artillerie auf der ganzen Linie um Plewna 1100 Schuß abgegeben, der Feind aber das Feuer nur schwach erwidert hat.

Am 12./24. November in der Frühe Regen und Wind. Gegen Mittag klärt der Himmel sich aber auf, was um so erfreulicher ist, als heute, unweit der rumänischen Feldlazarette, ein Dankgottesdienst für die Einnahme von Rahowa stattfindet. Fürst Carol reitet das Karree der Truppen ab, unter denen Deputationen aller Regimenter der II. und III. Division sind, und hält nach beendigtem Tedeum eine Ansprache an seine Truppen. — Der Fürst hebt hervor, daß der Heldenmut des rumänischen Heeres sich bei der Einnahme Rahowas von neuem bewährt habe; das Blut der Gefallenen sei für die heilige Sache der Unabhängigkeit vergossen, und er, der Fürst, sei überzeugt, daß sein ganzes

Digitized by Google

Heer von derselben Opferwilligkeit beseelt sei. Deshalb habe er sich entschlossen, eine Medaille zu stiften, auf welcher zu lesen stehe: „Den Verteidigern der rumänischen Unabhängigkeit". Er fordere nunmehr seine Truppen auf, angesichts des Gegners und unter dem Donner der Kanonen in den Ruf einzustimmen: „Es lebe das freie Rumänien!"

Am 8./20. November hatte General Gurko den Vormarsch gegen die türkischen befestigten Stellungen von Etropol, Prawetz und Nowatschin-Ljutakowo befohlen. General Dandeville führte den linken Flügel, 12 Bataillone, 10 Schwadronen und 3 Batterien, gegen Etropol; zu dieser Kolonne gehörte auch Prinz A. von Oldenburg mit seinem Preobraschenskiregimente. General Graf Schuwalow im Zentrum ging von Ostkowo mit 22 Bataillonen und 6 Batterien gegen Prawetz vor und ließ durch General Rauch mit dem Regiment Semenow, dem kaiserlichen Schützenbataillon und dem Bataillon der kaiserlichen Familie, von Jablanitza aus, auf schwierigen Gebirgswegen die Stellung von Prawetz umgehen. General Leonow endlich marschierte mit den Gardedragonern des reitenden Grenadierregiments und zwei reitenden Batterien von Wratza aus gegen Nowatschin-Ljutakowo, um die hier stehenden türkischen Truppen festzuhalten. Es herrschte dichter Nebel, und die Avantgarde (anderthalb Schwadronen Gardedragoner und eine Artilleriesektion) marschierte an dem von den Türken besetzten Nowatschin vorüber bis an das Dorf Skriwena. Hier geriet sie in ein Gefecht mit Tscherkessen, von denen sie zurückgeschlagen wurde, und als dann die von Nowatschin ausgerückte türkische Infanterie die Dragoner in einen Hohlweg trieb, dessen einer Ausgang durch eine Wagenburg fliehender Bulgaren verrammelt war, während die Tscherkessen den andern versperrten, da nahmen die Umringten mit Todesverachtung den Kampf gegen die feindliche Uebermacht auf, um sich durchzuschlagen: zehn Offiziere und zwei Drittel der Mannschaft blieben tot auf dem Platze, der Rest entkam mit Zurücklassung zweier Geschütze. Dieses furchtbare Opfer war wenigstens nicht ganz umsonst gebracht, da es die Aufmerksamkeit der Türken in Orhanieh auf sich lenkte und die Besatzung dieses Platzes infolgedessen nicht nach Prawetz zu Hilfe eilte. Trotzdem konnte der von den Russen geplante Angriff auf Prawetz nicht am 10./22. November erfolgen, weil die Kolonne von Rauch im Gebirge zu großen Schwierigkeiten begegnet war und daselbst in Schnee und Kälte ohne Holz und Stroh auf dem Hochplateau übernachten mußte. Sofort nach seiner Ankunft vor Prawetz am 11./23. griff General Rauch die Türken an, und nach hartnäckigem Widerstande mußten die letzteren schließlich, als General Schuwalow mit dem Regimente Ismailow in das Gefecht eingriff, der Uebermacht weichen und sich eiligst auf Orhanieh zurückziehen. Der Verlust der Russen betrug 600 Mann.

Den 13./25. November berichtet General Gurko, daß die Garde Etropol genommen. General Dandeville ist am 12./24. zum Angriff auf diese Stadt geschritten, nachdem er denselben durch starkes Artilleriefeuer vorbereitet hatte. Wiederum leisteten die Türken kräftig Widerstand, obgleich sie von drei Seiten angegriffen wurden, und zogen sich zunächst auf die Stadt Etropol, und als

Digitized by Google

sie auch dort von den verfolgenden Russen angegriffen wurden, ins Gebirge zurück, wohin diese ihnen nicht folgen konnten. Der Schnee ist hoch im Gebirge und die Kälte ist empfindlich.

In einem kleinen Kriegsrat beim Kaiser wird der Beschluß des Fürsten Carol gutgeheißen, längs der Donau weiter zu operieren und Rahowa und Nikopoli bis zum Friedensschluß durch seine Truppen besetzt zu halten.

Um 1 Uhr ist ein Tedeum für die Geburt eines Sohnes des Großfürsten Wladimir; diesem folgt eine Parade. Der Kaiser ist sehr guter Laune und voller Hoffnungen für die nächste Zukunft.

Den 14./26. November verbringt Fürst Carol den Morgen mit dem Kaiser. Nachmittags, bei heftigem Sturm und Regen, fährt der Fürst nach Bogot und berät hier in der sehr kalten Kibitka des Großfürsten mit diesem und dem Fürsten Tscherkaski über die Einrichtung der Zivilverwaltung von Nikopoli und Rahowa. Die Garnisonen dieser Plätze sollen von den Rumänen gestellt werden, während die Zivilverwaltung, wie die Russen verlangen, in den Händen der letzteren bleibt, was den Fürsten wenig befriedigt.

General Gurko rückt gegen Orhanieh, wird aber nicht angreifen, da die Türken dort starke Kräfte ansammeln.

Abends nach Poradim zurückgekehrt, nimmt der Fürst Einsicht in die von den Ministern ihm zugesendete Thronrede, die er telegraphisch genehmigt.

Dann schickt er dem Kaiser die Abschrift eines Tagesbefehls zu, worin er sein Heer auffordert, des 27. Oktobers/8. Novembers als eines Ehrentages zu gedenken, da an ihm der Kaiser aller Reußen die rumänische Redoute Alexander unter heftigem Feuer des Feindes inspiziert habe; zugleich teilt er seinen Truppen mit, daß der Kaiser die ihm vom Fürsten verliehene Tapferkeitsmedaille anzunehmen geruht habe, eine Ehre, die sicherlich ein ewiger Ruhmestitel für das rumänische Heer sein werde.

Der telegraphische Verkehr ist durch den Schneesturm, der nachmittags begonnen hat, unterbrochen worden.

Auf den Wunsch des Fürsten hat General v. Todleben heute die rumänischen Truppen besichtigt. Er berichtet, daß er sie und alle von ihnen getroffenen Vorkehrungen in sehr gutem Stande gefunden habe, und lobt ihre Ausrüstung und Adjustierung.

Den 15./27. November sind zehn Bulgaren und ein türkischer Soldat nach dem rumänischen Hauptquartier Wrbitza gekommen; letzterer gibt als Grund seiner Desertion den in Plewna herrschenden Mangel an.

General Cernat berichtet aus Wrbitza, daß den 14./27. November ein Bulgare aus Opanetz dem General Rakowitza mitgeteilt hat, die Türken hätten den Abend vorher 5000 Mann und 10 Geschütze von Opanetz auf der Chaussee nach Plewna konzentriert.

Fürst Carol gibt den rumänischen Truppen folgende Neueinteilung: Die II., III. und I. Division bilden das I. Korps, unter General Cernat, und bleiben in ihren Stellungen vor Plewna. Die I. Division und die Reserve-

Digitized by Google

division von Calafat bilden das II. Korps und werden in Westbulgarien operieren und dabei die Fühlung mit der Kavallerie bewahren.

Das rumänische Detachement von Rahowa ist am 12./24. an der Tzibritza entlang in der Richtung gegen Tzibar-Palanka nach Wedschedema gerückt und hat am 13./25. Tzibar-Palanka besetzt, das von den Türken geräumt war. Vom linken Ufer aus haben die rumänischen Truppen schon am 11./23. Lom-Palanka beschossen, ohne daß die Türken das Feuer erwiderten.

Die Erfolge des Gurkoschen Korps bei Prawetz und Etropol haben die Möglichkeit einer Entsetzung Plewnas endgültig beseitigt.

Am 14./26. November haben die Türken einen energischen Angriff gegen das XII. Korps, Großfürst Wladimir, gemacht, der so plötzlich erfolgte, daß die russischen Vorposten auf Metschka und Trstenik zurückgeworfen wurden. Die Türken verfolgten sie und drangen in Metschka ein, wurden jedoch mit Hilfe der herbeigeeilten Reserven in blutigem Gefechte aus diesem Dorfe herausgedrängt, bis nach Pirgos verfolgt und auf Rustschuk zurückgedrängt. Zu gleicher Zeit hatte Suleiman-Pascha mit überlegenen Kräften die 2. Brigade der XII. Division zu Trstenik in der Front und auf beiden Flanken angegriffen; schon waren die Russen gegen die fortwährend andrängenden frischen Bataillone des Feindes stark im Nachteil, als um 12 Uhr General v. Driesen mit Kavallerieregimentern anlangte und den Gegner durch wiederholte Attacken aufzuhalten suchte. Inzwischen erschien auch der größte Teil der XXXIII. Division auf dem Gefechtsfelde, und an ihr prallten die letzten Versuche der Türken ab, die dann zum Rückzug gezwungen wurden. Die XXXIII. Division, die in Damogsla gestanden hatte, war nämlich vom Feinde so lau angegriffen worden, daß ihr Kommandeur, General Timofeyew, sofort erkannt hatte, es handle sich nur um eine Demonstration, und er könne daher ohne Gefahr den größten Teil seiner Truppen nach Trstenik abrücken lassen. Auch gegen den rechten Flügel der Armee des Großfürsten Thronfolgers wurde nur schwach demonstriert. Die Russen verloren 27 Offiziere und 700 Mann, die Türken mindestens das Doppelte. Als die Türken den Rückzug angetreten hatten, ergriff Großfürst Wladimir auf der ganzen Linie die Offensive und brachte dem Gegner eine vollständige Niederlage bei. Soleiman-Pascha mußte sich eiligst hinter den Lom zurückziehen.

Für diese ausgezeichnete Führung des Armeekorps hat der Kaiser dem Großfürsten Wladimir das Georgskreuz III. Klasse verliehen.

In Bukarest wurden am 15./27. November die Kammern eröffnet. Die Thronrede hebt hervor, daß die von den Kammern in ihrer letzten Session proklamierte Unabhängigkeit nunmehr auf den Schlachtfeldern besiegelt worden ist, wo der Fürst mit seiner jungen Armee hatte rücken müssen, als die blutigen Kämpfe der Russen mit Osman-Pascha den Schwerpunkt der Verteidigung der Landesgrenze über die Donau nach Plewna verlegt hatten. Beredter als Worte sprechen die Taten der Rumänen vor Griwitza

Digitized by Google

und Rahowa für den Heldenmut der rumänischen Krieger, die ihrer Vorväter sich würdig gezeigt haben. Aber nicht ohne schwere und große Verluste sind die Erfolge erreicht worden, und die erste Aufgabe der Kammern muß sein, ein Gesetz zu votieren, wodurch das Schicksal der Witwen und Waisen und jener Helden gesichert werde, die ihr Leben für das Vaterland gegeben haben. Der Fürst selbst hat noch die Pflicht, inmitten seines Heeres zu weilen, denn die erzielten Erfolge verlangen noch ihre Ergänzung durch zukünftige; doch nach der Bezwingung von Plewna wird ganz Europa die Anerkennung des unabhängigen Rumäniens aussprechen müssen, da es den Garantiemächten bewiesen hat, daß es sich nicht nur seiner Mission an der unteren Donau bewußt ist, sondern auch die Ausdauer besitzt, sie zu erfüllen, und die Mannhaftigkeit, sich mit den Waffen in der Hand seiner Feinde zu erwehren! Zum Schluß der schwungvollen und patriotischen Rede werden den gesetzgebenden Körperschaften mehrere speziell für das Heer wichtige Vorlagen angekündigt.

Am 16./28. November hat General Gurko seinen Truppen Ruhe gegeben. Die schneidende Kälte, 20 Grad Réaumur unter Null, und der tiefe Schnee erschweren die Operationen.

Da alle nördlichen Ausgänge der Balkanpässe in den Händen der Russen sind, so ist es unmöglich, daß noch neue türkische Verstärkungen von Süden nach Nordbulgarien gelangen.

In Wrbitza sind 9 Deserteure und 15 Bulgaren mit 20 Stück Vieh aus Plewna eingetroffen.

Fürst Carol begibt sich nach der Redoute der russischen II. Division, wo auch der Kaiser und der Großfürst sich einfinden. Nachmittags kehrt er über Sgalewitza, wo er die Feldlazarette besucht, nach Poradim zurück.

Der Fürst hat verfügt, daß General Lupu in Nikopoli, Oberst Mavriki in Rahowa den Befehl übernehmen sollen, während Oberst Lecca auf dem rechten Donauufer und General Haralambie in Calafat befehligt.

Den 17./29. November berät Fürst Carol mit den Generalen Todleben und Cernat über die Vorkehrungen gegen einen eventuellen Durchbruchsversuch Osman-Paschas bei Demirkioi, dem schwächsten Punkte der ganzen Linie. Die Höhen von Bivolar (Susurlu) müssen stärker befestigt und dichter besetzt werden; hierzu wird die Brigade Boranesku ausersehen, so daß nur die Brigade Cantili in Dolnij-Netropol bleibt.

Das rumänische Detachement hat am 14./26. Rasgrad-Mahala und Wltschederma besetzt und ein Bataillon nach Komaschtitza in der Richtung auf Lom-Palanka vorgesandt.

Wiederum 20 türkische Deserteure; sie behaupten, daß Plewna höchstens für 10 Tage Lebensmittel habe.

Den 18./30. November berichten neue Deserteure, in Plewna sei

Digitized by Google

noch für 14 Tage Proviant und Osman-Pascha habe erklärt, daß er durchbrechen werde.

Serbien schiebt seine Kriegserklärung immer wieder hinaus, was im russischen Hauptquartier und beim Kaiser einen höchst ungünstigen Eindruck macht.

Die rumänischen Zeitungen beschäftigen sich viel mit der Eventualität der Abtretung des rumänischen Bessarabiens an Rußland. Hierüber ist aber überhaupt noch gar nicht verhandelt worden, und der Fürst hält es nach seinen Beziehungen zu den russischen Machthabern für unmöglich, daß ihm eine solche Forderung gestellt würde.

Da das nach Nikopoli beorderte 10. Dorobanzenregiment dort noch nicht eingetroffen ist, hat die Festung den Rumänen noch nicht übergeben werden können. Dagegen ist ein Dorobanzenbataillon heute vom linken auf das rechte Donauufer gegangen und hat Lom-Palanka besetzt.

Die Roschioribrigade, die am 16./28. November in Belibrod am Ogost stand, hat am 17./29. mit 2 Schwadronen und 1 Artilleriesektion eine Rekognoszierung gegen Lom-Palanka unternommen, während gleichzeitig von Tzibar-Palanka aus eine Kalaraschenschwadron gegen jenen Ort vorging. Abends trafen sie dort ein und konstatierten, daß die Türken ihre Positionen geräumt hatten.

Vor Plewna sind die Befestigungsarbeiten des Belagerungskorps auf der ganzen Linie vollendet und bilden einen festen Ring. In der Widebene, wo die beiden Grenadierdivisionen in besonders exponierter Stellung sich befinden, sind auf beiden Seiten der Straße Plewna—Sofia sechs große Redouten und zahlreiche Lünetten und Batterien errichtet worden, welche genügen, um dem ersten Anprall eines türkischen Ausfalls zu widerstehen. Dolnji-Netropol ist von den rumänischen Truppen ebenfalls stark befestigt worden, und einer Redoute gegenüber hat man zur Stauung des Widflusses eine Wehr angelegt.

Gegenüber von Opanetz trägt eine rumänische Redoute den Namen Todlebens, eine russische vor Raditschewo denjenigen des Fürsten Carol. An der Minengalerie gegen die zweite Griwitzaredoute wird von den Rumänen eifrig gearbeitet.

Den 19. November/1. Dezember fährt der Fürst nach Bogot, wo der Großfürst ihm mitteilt, daß er seit der Einnahme von Kars von vielen Seiten gedrängt werde, einen Sturm auf Plewna zu versuchen, da dieses lange Warten verderblich auf die Disziplin wirke. Der Fürst erwidert, daß nach seiner Ansicht Osman nicht mehr lange imstande sei, sich zu halten, und man deshalb nur noch etwas zu gedulden brauche. Auch Todleben ist gegen einen Angriff, dessen Erfolg problematisch sei, während die Blockade sicher zum Ziele, zu der Gefangennehmung der türkischen Armee, führen müsse.

Allgemein fürchtet man das Eintreten der Winterkälte; man weiß ja von den im Balkan operierenden Truppen, wie entsetzlich sie darunter zu leiden haben.

Der Fürst dankt in einem an den Ministerpräsidenten Bratianu gerichteten Briefe für die vielen Glückwünsche, die ihm aus allen Teilen des Landes nach der Einnahme von Rahowa zugegangen sind.

Digitized by Google

Nachmittags, bei sehr schlechtem Wetter, fährt der Fürst nach Poradim zurück. Dort findet er folgende Antwort des Großfürsten Nikolaus auf die Verleihung der rumänischen Tapferkeitsmedaille, datiert aus Bogot den 18./30. November 1877:

„Monseigneur!

„J'ai reçu la lettre que Votre Altesse a bien voulu m'adresser le 12/24 Novembre, et je tiens a Vous assurer que j'apprécie très vivement l'honneur que Vous m'avez fait, en me conférant Votre Médaille pour la Valeur Militaire. Je suis aussi profondément touché du soin que Vous avez pris de marquer que cette médaille pourra me rappeler des circonstances où j'ai eu bonne fortune de me trouver auprès de Vous, sous le feu de l'ennemi.

„Veuillez me permettre de répéter à cette occasion que j'ai toujours été heureux de reconnaître la bravoure et les solides qualités militaires de l'Armée Roumaine. Votre Altesse sait aussi avec quelle confiance j'ai désiré La voir concourir avec Ses troupes à nos entreprises, et le souvenir de notre fraternité d'armes me restera infiniment précieux.

„Le succès de Rahowa appartient tout entier aux armes roumaines et, en dehors même de ce qui peut toucher à l'intérêt général de nos opérations, ainsi que Vous le faites remarquer, je m'associe bien cordialement à la satisfaction que Vous pouvez éprouver comme Souverain et comme Chef Suprême d'une armée à laquelle Vous avez donné tant de soin.

„J'espère que Votre Altesse n'aura pas manqué de se rendre compte des sentiments de dévouement et de sympathie profonde et respectueuse, que les troupes russes placées ici sous Ses ordres sont toujours heureuses de Lui témoigner. Je trouve moi-même une très grande satisfaction à voir si hautement apprécié Vos mérites militaires.

„En m'associant à ces sentiments, j'éprouve encore celui d'une véritable reconnaissance pour le concours éclairé, ferme et devoué que j'ai reçu en toute circonstance de Votre Altesse dans son Commandement des Troupes Alliées devant Plewna.

„Je Vous prie d'agréer, Monseigneur, l'expression de la haute considération et de l'attachement cordial, avec lesquels je demeure de Votre Altesse Sérénissime Nicolas."

Außerdem schreibt der Großfürst dem Fürsten besorgt über die Unsicherheit der Verbindung mit Rumänien, da die Brücke bei Nikopoli in dieser Zeit stets bedroht sei. Er fragt an, ob der Fürst keine Mittel habe, die Sicherheit der Verbindung, die für die russische Armee von größter Wichtigkeit sei, zu erhöhen, und schlägt vor, jedenfalls neben der Brücke eine Kettenfähre zu etablieren, die durch eine Lokomotive in Bewegung gesetzt werden könnte. — Der Fürst hebt in seiner Antwort hervor, daß er schon lange auf eine bessere Brücke gedrungen habe, daß aber die aus Rußland verschriebene eiserne noch nicht eingetroffen ist. Dem Eisgange würde keine hölzerne Pontonbrücke Widerstand leisten können.

Digitized by Google

Am 20. November/2. Dezember reitet Fürst Carol zur Kirche, wo er vom Kaiser erfährt, daß laut ihm zugegangener Nachricht, Osman-Pascha heute den Ausfall wagen wolle. Der Fürst wunderte sich hierüber, denn von den rumänischen Linien ist ihm keine Mitteilung zugegangen, die auf eine Aktion der Türken schließen läßt.

Mittags begibt sich der Fürst nach Griwitza, um die Positionen zu beobachten. Nach langer Zeit zum erstenmal feuern heute die türkischen Batterien auf der ganzen Linie; aus allen russischen und rumänischen Batterien wird energisch geantwortet; doch die Offensivbewegung bleibt aus. So kehrt gegen Abend der Fürst nach Poradim zurück, teilt dem Kaiser die Sachlage und arbeitet dann bei sich.

Die Kavallerie des Generals Arnoldi hat am 18./30. November Kutlowitza besetzt und beobachtet Berkowitza. — Das rumänische Detachement erhält den Befehl, vorläufig seine Operationen längs der Donau einzustellen.

Den 21. November/3. Dezember schreibt Fürst Carol seinem Vater: „Ich bin seit drei Monaten mit meiner Armee in Bulgarien und glaube nicht, daß ich zu Weihnachten in Bukarest zurück sein werde. Man hofft hier, daß Osman-Pascha, der sich mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer und Tapferkeit verteidigt, sich in zehn bis vierzehn Tagen ergeben wird; auf Verstärkungen kann er nicht mehr rechnen, da ganz Westbulgarien durch russisch-rumänische Truppen besetzt ist. Ein Durchbruch ist selbst mit großen Opfern sehr schwierig, seitdem um ganz Plewna herum eine starke Verteidigungslinie gezogen ist. Freilich ist diese Linie, die wir zu halten haben, enorm ausgedehnt und das Terrain sehr durchschnitten, so daß wir bei dem jetzt so häufigen dichten Nebel jedesmal besorgt sind. Doch habe ich alle Hoffnung, daß das blutige Drama von Plewna bald glücklich abschließen wird. Das Gros meiner Armee geht dann nach Widin vor, während der Rest Nikopoli, Rahowa und Lom-Palanka besetzt halten soll, damit wir dann ein Pfand für den Friedensschluß haben. Eine rumänische Brigade bleibt vielleicht in Plewna, aber darüber ist die Entscheidung noch nicht getroffen. — Mein Verhältnis zum Kaiser, den ich fast täglich sehe, und zum Großfürsten ist das freundschaftlichste; dagegen ist meine Stellung gegenüber der russischen Armee eine recht schwierige, wenngleich ich die Befriedigung habe, daß bis jetzt alles glatt abgelaufen ist. Todleben ist ein echter Deutscher, mit dem ich frei und ungezwungen alle militärischen Angelegenheiten verhandle; er ist sehr gründlich und bestimmt und deshalb von einem Teil des russischen Generalstabes nicht gern gesehen, überhaupt hat er viele Gegner. — Die Einnahme von Rahowa und die Tapferkeit, mit der sich meine Truppen daselbst geschlagen, hat auf den Kaiser und die ganze russische Armee den allerbesten Eindruck gemacht. Ich hoffe, Du bist stolz darauf, daß es mir gelungen ist, in zehn Jahren, trotz der Kämpfe und Anfeindungen, eine Armee zu schaffen, von der Europa heute mit Achtung spricht. Meine Stellung wird jetzt im In- und Auslande eine ganz andre werden, und ich kann mit Ruhe auch manchen Sturm über mich ergehen

Digitized by Google

lassen. Auch die Parteien im Lande werden sich jetzt mehr beruhigen und aufhören, mich zu beschuldigen, daß ich gegen die Interessen Rumäniens gearbeitet hätte. Die vielen Opfer, die der Krieg kostet, müssen ertragen werden, denn Rumänien durfte nicht anders als mit seinem Blute die Unabhängigkeit erkämpfen, und fortan wird sie uns niemand mehr streitig machen. — Was die Lage unsrer Truppen um Plewna angeht, so ist ihr Gesundheitszustand gut; sie sind in Hütten untergebracht, in denen sich selbst überwintern ließe; leider ist der Holzmangel sehr groß, nicht einmal hier im Hauptquartier haben wir genügendes Heizmaterial. Die Hütte, die ich bewohne, ist mehr als primitiv; die Mahlzeiten werden unter einem Zelte genommen; ich habe immer dreißig bis vierzig Personen zu Tisch. Oefters speise ich beim Kaiser in seinem kleinen Zimmer, wo es sehr gemütlich ist; es sind dann nie mehr als sechs bis acht Personen."

Am 22. November/4. Dezember ist wiederum dichter Nebel, der die Beobachtung des Feindes sehr erschwert. Das 10. Dorobanzenregiment, das sich an der Einnahme von Rahowa beteiligt hat, ist in Nikopoli zur Ablösung der russischen Garnison eingetroffen.

Der Fürst nimmt beim Kaiser das Frühstück ein, zu dem auch die Generale Todleben und Fürst Imeritinski geladen sind; die Unterhaltung dreht sich um den Fall Plewnas, von dem alle überzeugt sind, daß er nahe bevorsteht.

Den 23. November/5. Dezember empfängt Fürst Carol den russischen General Gern vom Ingenieurkorps, welcher die von den Rumänen gegen die zweite Griwitzaredoute angelegte Mine besucht hat und ihre Anlage lobt. Seiner Ansicht nach wird die Redoute nächste Woche in die Luft gesprengt werden können.

Nach eingelaufenen Nachrichten befindet sich Fuad-Pascha, der früher bei Osmanpazar stand, jetzt mit einem starken Detachement bei Slatanitza und Elena, von wo er den Fürsten Mirski verdrängt hat, während Kerim-Pascha bei Kesarowo und Nowoselo steht und Trnowo bedroht. Gestern hat Fuad-Pascha den Fürsten Mirski, der nur mit einem Teile seiner IX. Division Elena besetzt hielt, mit großer Uebermacht von drei Seiten gleichzeitig angegriffen, von Slatanitza konnte nicht sofort Verstärkung eintreffen, weil die dort stehende, eine Brigade der XI. Division, gleichfalls von den Türken angegriffen worden war, und als sie zur Räumung des Ortes gezwungen ward, ihr Marsch auf den tief verschneiten Gebirgswegen nur langsam von statten ging. So lief Fürst Mirski Gefahr, abgeschnitten zu werden, und mußte, um Trnowo zu decken, nach großen Verlusten Elena räumen und sich auf das andre Ufer der Drenka zurückziehen. Es sollen 20000 Türken gegen 5000 Russen gekämpft haben, doch wurden die letzteren auf ihrem Rückzuge nicht weiter behelligt.

Am 24. November/6. Dezember ist wieder stürmisches Wetter mit dichtem Nebel. Die Truppen leiden Mangel an Lebensmitteln, seitdem neuerdings der Sturm an der Donaubrücke 19 Pontons fortgerissen hat und die Transporte nicht mehr pünktlich eintreffen; man will aber den Rumänen das Recht der

Digitized by Google

Requisitionen in Bulgarien nicht zugestehen, und so ist die Lage höchst schwierig. Als der Fürst zuletzt in Bogot war, beklagte Fürst Tscherkaski sich bei ihm, daß sie die rumänischen Truppen längs der Donau requiriert hätten; Fürst Carol erwiderte jedoch, daß das im Kriege unvermeidlich wäre, selbst in Freundesland vorkäme, wie er persönlich im Jahre 1864 miterlebt hätte. Tscherkaski verstieg sich trotzdem zu der Aeußerung, daß die Rumänen, die sich mit Gewalt Stroh und Korn angeeignet, dadurch sich des Diebstahls schuldig gemacht hätten; er erhielt hierauf eine scharfe Antwort des Fürsten, der das Gespräch abbrach und dann dem Großfürsten erklärte, daß er beim Kaiser Beschwerde führen werde. Um ihn zu beruhigen, versprach der Großfürst, daß er den Fürsten Tscherkaski veranlassen werde, am folgenden Tage nach Poradim zu kommen und sein Bedauen über das Wort „Diebstahl" auszusprechen. Das ist auch geschehen, aber die Auffassung hat den Fürsten Carol doch unangenehm berührt.

General Enroth hat den Türken Slataritza wieder entrissen.

Am 25. November/7. Dezember telegraphiert der Großfürst aus Bogot, daß die Gefechte bei Maren und Elena am 22. November/4. Dezember ungünstiger gewesen wären, als man nach den ersten Nachrichten hätte glauben können. Kampfunfähig geworden seien etwa 50 Offiziere und 1800 Unteroffiziere und Soldaten; 11 Kanonen seien verloren, 4 beschädigt und 7 in die Hände des Feindes gefallen, weil die Bespannung abgeschossen worden ist.

General Leonew, der Kommandant der II. Gardekavalleriedivision, deren Avantgarde gerade Wratschesch, jenseits Orhanieh, besetzt hat, ist den Strapazen des Feldzuges erlegen: General Klot ist an seine Stelle ernannt worden.

Als am 19. November/1. Dezember General Graf Schuwalow auf der Straße von Orhanieh gegen Arabakonak vorging, fand General Ellis, der die Avantgarde kommandierte, die dortige Stellung der Türken so stark befestigt, daß er einen Frontalangriff als unmöglich erkannte. General Gurko erteilte nun den Befehl, das Eintreffen der Kolonnen Dandeville und Rauch abzuwarten, die von Etropol aus zur Umgehung Arabakonaks über das Gebirge gegangen sind. General Kurnakow ist am 7./29. November mit seiner Kosakenbrigade und dem Gardegrenadierregiment von Etropol abmarschiert und hat nach beschwerlichen Märschen über das schneebedeckte Gebirge bei empfindlicher Kälte am 21. November/3. Dezember Slatitza erreicht, wo die starken türkischen Streitkräfte sich verschanzt haben. Da er aus Mangel an Geschütz — er führte nur 4 Geschütze mit sich — diese Stellungen nicht angreifen konnte, beschränkte er sich darauf, Slatitza und das Dorf Mirkowo zu beobachten. Am 21. November/3. Dezember waren die beiden Kolonnen Dandeville und Rauch auf den Höhen des Schandornik eingetroffen. Mit den größten Anstrengungen wurden daselbst fünf Batterien postiert, die ein konzentriertes Feuer auf die vorgeschobenen Redouten der türkischen rechten Flanke eröffneten, während die Artillerie des

Digitized by Google

Generals Schuwalow die Front von Arabakonak beschoß. Das Regiment Moskau hatte eine Höhe besetzt, von der aus es die rechte Flanke der türkischen Stellung bedrohte. Die Türken versuchten sie mit Sturm zu nehmen; doch wurden die Angriffe wiederholt abgeschlagen und zuletzt, als die russische Stellung ernstlich in Gefahr geriet, griff zur rechten Zeit ein Bataillon des Gardeschützenregiments rettend ein. Das Regiment Pawlowsk war in Reserve gewesen und nicht mehr ins Feuer gekommen. Von beiden Seiten war mit Todesverachtung gekämpft worden; die Russen verloren 6 Offiziere und 180 Mann; viele ihrer Geschütze waren demontiert.

Fürst Carol fährt durch tiefen Schmutz der aufgeweichten Wege zu den rumänischen Ambulanzen. Hier trifft er die Generale v. Todleben und Cernat, die jenseits des Wids die Anordnungen gegen den jetzt täglich zu erwarteten Durchbruchsversuch Osman-Paschas getroffen haben. Beide halten es für geboten, daß die Flügel des sechsten Sektors durch eine rumänische, resp. eine russische Brigade verstärkt werden.

General v. Todleben äußert sich sehr besorgt über den Vormarsch des Generals Gurko, der sich bereits hinter Orhanieh befindet.

Den 26. November/8. Dezember ist das Fest des Georgsordens. Die Parade der in Poradim befindlichen Truppen ist wegen des dunklen Nebel- und Regenwetters abbestellt worden.

Um 12 Uhr ist beim Kaiser in dem künstlich erleuchteten Speisezelt ein großes Festdejeuner. Abends ebendaselbst ein Diner für alle Ritter des Georgsordens. Beidemal hat Fürst Carol seinen Platz zur Seite des Kaisers, der mit besonderer Liebenswürdigkeit betont, wie sehr er sich freue, daß der Fürst zu den St. Georgsrittern gehört.

Die Dorfstraße von Poradim ist in so schlechtem Zustande, daß der Fürst nur mit Mühe die 2 Kilometer nach seinem am entgegengesetzten Ende des Dorfes liegenden Häuschen zurücklegt. Das Haus des Kaisers wirkt jetzt ungemein behaglich, da es ganz und gar mit russischem grauem Militärtuch ausgeschlagen worden ist.

Den 27. November/9. Dezember dauert dasselbe unfreundliche, naßkalte Wetter.

Fürst Carol fährt nach Bogot. Wagen und Pferde laufen fortwährend Gefahr, in dem Kot des Weges stecken zu bleiben, oder sich in den endlosen Transportzügen festzufahren, welche die ganze Straße erfüllen; tote Pferde, die der Mühsal erlegen sind, liegen rechts und links vom Wege oder mitten darauf.

Erst nach 12 Uhr trifft der Fürst beim Großfürsten ein, welcher befürchtet, daß Osman-Pascha sich voraussichtlich noch einige Zeit werde halten können, während Fürst Carol im Gegenteil aus den Meldungen der rumänischen Vorposten von einer großen Wagenansammlung an der Widbrücke schließt, daß die Türken binnen kurzem ihren Durchbruchsversuch unternehmen werden. Der Fürst bleibt bis 2 Uhr. Man bespricht die Lage der beiden an den Balkanpässen stehenden Korps, Mirski und Gurko. Ersteres hat zwar Elena nicht wieder einnehmen

Digitized by Google

können, aber Trnowa gedeckt durch seine Aufstellung auf der Linie Merdan-Jakowzi. Letzterer hat Befehl bekommen, nicht weiter vorzugehen, sondern sich in seiner Stellung im Gebirge zu verschanzen; er leidet sehr unter der Ungunst der Witterung und hat viele Kranke, und die Pferde sind mitgenommen. Die türkische Stellung von Arabakonak ist auf drei Seiten eingeschlossen, und das Detachement von Slatitza bedroht die Rückzugslinie der Türken.

Fürst Carol hält auf der Weiterfahrt in Tutschenitza an, um sich mit General Todleben zu besprechen. Da auch dieser nach den am Wid beobachteten Bewegungen den Durchgangsversuch Osmans für unmittelbar bevorstehend ansieht, stellt er mit dem Fürsten fest, daß Skobelew morgen in der Frühe mit einer Brigade seiner Division und einer Brigade der III. Gardedivision den Wid überschreiten soll, während seine andre Brigade bis an den Wid rückt; von den rumänischen Truppen haben 4 Bataillone und 3 Batterien nach Demirkioi zu marschieren, 4 Bataillone und 2 Batterien hart am Wid stehen zu bleiben. Diese Befehle werden sofort den Kriegsführern mitgeteilt.

Auf dem Rückwege nach Poradim beginnt es zu schneien; da der Aufenthalt im Hause wegen des Rauchs unmöglich ist, bringt der Fürst den Abend unter dem naßkalten Zelte im Hofe zu.

General Cernat telegraphiert, daß im türkischen Lager eine auffallende Unruhe herrscht, und daß die Türken eine Brücke über den Wid schlagen.

Abends empfängt der Fürst ein Schreiben des Großfürsten: Da laut kaiserlichen Befehls die Festung Nikopoli unter rumänisches Kommando gekommen ist, wird Generalleutnant Stolypin seine früheren Funktionen in der Armee wieder übernehmen, während der in Turnu-Magurele stationierte Kapitän zur See Nowosilski die Aufsicht über alle Russen führen wird, die in Nikopoli und Turnu-Magurele zu tun haben.

(Fortsetzung folgt)

Ueber die Wirkungen von Mesothor und Radium

Ein Schreiben an das Zentralkomitee für Krebsforschung

Von

V. Czerny

Heidelberg, den 27. Februar 1914.

Ich habe mit Herrn Professor Rich. Werner seit 1903 die Krebsbehandlung anfangs allerdings mit bloß 20 bis 40 Milligramm Radium, seit zwei Jahren mit zirka 160 bis 300 Milligramm Mesothorium studiert. Da wir im Samariterhause seit 1906 über 4000 Fälle von Krebs und Sarkomen behandelt haben, dürfen wir uns wohl ein Urteil erlauben und haben dasselbe in zahlreichen Abhandlungen und Vorträgen niedergelegt, die allerdings, wie es scheint, nicht genügend Beachtung gefunden haben.

Digitized by Google

Wir haben folgendes festgestellt:

1. Die Wirkungen von Mesothor und Radium sind im wesentlichen gleich. 2. Sie zerstören bis zu einem gewissen Grade elektiv die Tumorzellen und können oberflächlich liegende Krebse heilen. Bei tiefgreifenden Krebsen bleiben nicht selten Zellreste zurück, welche zu Rückfällen Veranlassung geben. Ob die von deutschen Gynäkologen eingeführten großen Mesothordosen mit stark filtrierten Strahlen gegen diese Rückfälle schützen werden, kann erst nach einigen Jahren entschieden werden. 3. Tiefer als 4 bis 5 Zentimeter scheint selbst die Heilwirkung der γ-Strahlen nicht zu reichen. 4. Die Heilung ist eine lokale, sichert nicht gegen Rezidive und schützt nicht vor Metastasen. 5. Wenn die Strahlenintensität nicht genügend ist, um die Krebszellen zu zerstören, wirkt sie reizend und kann das Zellwachstum sogar beschleunigen. 6. Es gibt manche Krebse, deren Wachstumsenergie so groß ist, daß sie und die biologische Widerstandsfähigkeit auch durch die stärksten Strahlen nicht unterdrückt werden kann. Es sind uns Fälle von auswärts zugegangen, die trotz enormer Strahlendosen sich verschlechtert hatten (bis zu 130000 Milligrammstunden). 7. Trotzdem erkennen wir durchaus an, daß Radium und Mesothorium ein sehr wertvolles Hilfsmittel bei der Behandlung bösartiger Geschwülste darstellen und namentlich bei inoperablen Fällen unentbehrlich sind. Es scheint uns noch verfrüht zu sein, wenn manche Gynäkologen die Radiumtherapie an die Stelle der Operation setzen wollen. Es empfiehlt sich, wenn wir von Hautkrebsen und vielleicht von einigen Uterus- und Mastdarmkrebsen absehen, alle Krebse, die sich ohne wesentliche Gefahr operieren lassen, zu entfernen und zur Nachbehandlung die Radiumtherapie zu verwenden mit der Aussicht, dadurch die Gefahr der Rezidive zu vermindern. 8. Wir haben von Anfang an eine kombinierte Behandlungsmethode der Krebse eingeführt und sind jetzt noch der Ueberzeugung, daß eine kombinierte Behandlung die besten Erfolge ergibt. Wir behandeln die oberflächlichen und von außen zugänglichen Lokalisationen der Krebse mit Mesothorium, bestrahlen diffus erkrankte Partien und tiefer sitzende Geschwülste (Magen-, Oesophagus-, hochsitzende Darmkrebse, multiple Metastasen) mit großen Mengen harter filtrierter Röntgenstrahlen. 9. Da die Strahlentherapie nicht imstande ist, Metastasen zu verhindern oder innere Metastasen zu beseitigen, halten wir eine Kombination mit biologischen oder chemotherapeutischen Methoden für notwendig. 10. Wir haben vieles, namentlich Arsenik, Kieselsäure, Autolysate, Thor X usw. probiert und sind bei der Verwendung von Borcholin (Enzytol) stehen geblieben, weil wir bei 25000 bis 30000 intravenösen Einspritzungen niemals wesentliche Schädigung, recht oft aber erheblichen Nutzen sowohl betreffend das Allgemeinbefinden, Beseitigung der Schmerzen, aber auch Verminderung und Beseitigung von Geschwülsten gesehen haben. So können wir mehrere Fälle von Magenkarzinom, die bei der Operation als unheilbar und durch die Bioskopie mikroskopisch festgestellt waren, anführen, welche durch kombinierte Behandlung von Enzytol und Röntgenstrahlen als geheilt anzusehen sind. 11. Ob die Radiumtherapie namentlich mit den neuerdings empfohlenen Dosen nicht unbeab-

Digitized by Google

sichtigte schädliche Nebenwirkungen haben wird, läßt sich noch nicht sicher sagen. Bei den von uns verwendeten kombinierten Behandlungsmethoden kommen wir mit kleineren Dosen aus, die weniger schädlich sind. 12. Da zweifellos Heilerfolge, wenn auch vielleicht nur teilweise von dauerndem Nutzen, mit Radium und Mesothorium erzielt worden sind und die Versicherten berechtigt sind, zu verlangen, daß ihnen auch die neuesten Heilmittel zu Diensten stehen, wird das Reichsversicherungsamt die Anschaffung von diesen modernen Heilmitteln (Radium, Mesothorium, moderne Röntgenapparate, Enzytol) unterstützen müssen.

Für kleine Hautkrebse genügen Kapseln von 10 bis 20 Milligramm, sonst dürften Tuben von 50 Milligramm Einzeldosis zu empfehlen sein, von denen vier Stücke für mittlere Betriebe ausreichen dürften. Ob Radium oder Mesothorium angeschafft werden soll, hängt von dem Preise und dem vorhandenen Material ab.

Da die Anwendung radioaktiver Substanzen große Erfahrung voraussetzt, wenn sie Erfolg haben soll, empfiehlt es sich, vorerst solche Aerzte mit ihrer Anwendung zu betrauen, welche entweder schon über solche Erfahrungen verfügen oder doch Gelegenheit haben, an zahlreichen Kranken solche Erfahrungen zu sammeln.

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Fortsetzung)

Düsseldorf, den 14. August 1863.

Das allgemeine Interesse ist ausschließlich durch den Frankfurter Fürstentag in Anspruch genommen. Alle deutschen Fürsten, über dreißig an der Zahl, weilen dort mit Ausnahme Preußens. Niemand kann die Ergebnisse der Beschlüsse voraussehen, und ich gestehe, daß ich ungern jetzt weggehe, weil ich den Faden der Ereignisse auf der Reise verlieren werde.

Die Sache ist ungemein wichtig, und es kann ein Krieg — namentlich deutscher Bürgerkrieg — oder aber tiefer Frieden daraus hervorgehen. Die Spannung ist enorm, und bei dieser Hitze fühlt man doppelt, wie das Schwebende, Unklare und Unsichere die Nerven angreift. Wir stehen am Vorabend von Weltereignissen!

Sehr begierig bin ich, wie Kaiser Napoleon die Sache ansehen wird. Wegen seiner Intimität mit Oesterreich ist von Frankreich her keine Gefahr zu erwarten.

Davos muß herrlich sein, und den ewigen Eisbergen ist es gleichgültig, was die deutschen Fürsten in Frankfurt kochen und von sich geben!

Karl Anton.

*

Digitized by Google

Camp de Châlons, den 21. August 1863.

Vorgestern abend bei strömendem Regen glücklich angekommen, nachdem wir in Metz übernachtet hatten.

Es war 7 Uhr abends. In Châlons wartete ein Extrazug, der mich nach Mourmelon brachte, hier kaiserliche Post nebst einem Detachement Cent gardes zu Pferde als Ehreneskorte. In zehn Minuten waren wir im kaiserlichen Hauptquartier. Der Kaiser empfing mich unter der Türe mit dem schwarzen Adler angetan, stellte mir die ganze Suite vor und sodann ging es zum Diner. Anton und ich sitzen an seiner Seite, vis-à-vis der nette Joachim Murat mit dem Marschall O'Donnell, Duc de Tetuan und dem Marschall Roeder (?) zur Seite.

Der Kaiser erkundigte sich sehr nach Dir, und wir sprachen noch viel vom unglücklichen Todesfall und von Marie.

Nach dem Diner führte mich der Kaiser selber in mein scharmantes, elegantes Quartier in einem Pavillon neben dem seinigen. Ich habe Salon, Schlafzimmer und Schreibkabinett mit Kamin und allen erdenklichen Bequemlichkeiten. Anton ist nicht weit von mir, und wir frühstücken zusammen um 7 Uhr.

Gestern war kein militärisches Schauspiel, wohl aber Pferderennen, die anfangs sehr langweilig, später aber durch einige sauts périlleux interessant waren.

Abends Diner und nach dem Diner Theater in Mourmelon. Leider war das Wetter immer naß, und man muß sich sogar warm anziehen, weil der Wechsel zu stark ist. Heute großes Manöver.

Ich unterbreche meinen Brief, um denselben wieder aufzunehmen.

Um 11 Uhr sind wir ausgeritten und um $3^1/_2$ Uhr zurückgekehrt. Alles war sehr gut. Mich interessierten die Turkos und Spahis besonders, braune Wüstenkinder Afrikas, um ehrlichen Menschen Angst einzuflößen, so häßlich; allein es sollen gute Leute sein. Der kleine Prince Impérial war auch beim Manöver. Er ist ungemein artig und erinnert sich unsrer Visite.

Ich bleibe wahrscheinlich bis Dienstag, wo ich sodann über Straßburg nach Baden abreise, um den König zu sehen. Donnerstag oder Freitag werde ich in Düsseldorf wieder zurück sein. — Ich umarme Dich tausendmal! Viele Grüße an Marie.

Karl Anton.

*

Camp de Châlons, den 23. August 1863.

Ich kann Dir nur Gutes und Erfreuliches melden. Mein Aufenthalt ist äußerst spannend und interessant und überall das freundlichste Entgegenkommen. Der Kaiser ist überaus liebenswürdig, einfach und wahr, und ich nehme den besten Eindruck mit. Neulich sprach er mir von seinem Wunsch wegen Karl und Anna Murat; ich sagte ihm, daß es gewiß auch unsern Wünschen entsprechen würde, nur denke Karl jetzt noch nicht an eine Etablierung, weil als Zweitgeborener seine Existenz nicht sehr glänzend sei. Der Kaiser sagte mir on pouvait lui arranger une belle position en France. Uebrigens seien die Unterhandlungen mit dem Prinzen von Oranien noch nicht abgebrochen, nur

Digitized by Google

wolle der junge Prinz à tout prix eine alte Engländerin heiraten, in die er bis über die Ohren verliebt sei.

Am Mittwoch, den 26., reisen wir ab, und zwar — Du wirst Dich wundern — mit dem Kaiser nach Paris. Er hat es so bestimmt, und ich muß der Kaiserin die Höflichkeit erweisen, was ich auch von Herzen tue.

Wir essen sodann in St. Cloud einmal, und nach zweitägigem Aufenthalt reise ich nach Baden ab. Ich tue es auch wegen Anton, von dem mir der Kaiser sehr viel Lobenswertes gesagt hat. Anton benimmt sich sehr gut, ohne Steifheit und mit Natürlichkeit. Er geht viel mit Joachim Murat um. Heute große Militärmesse im Freien, zu der 25 000 Mann ausrücken. Gestern besuchte ich die Lagerdetails und wurde überall ausgezeichnet empfangen.

Mir geht es sehr gut. Ostende hat meinen Fuß gestärkt, und ich bin unberufen sehr wohl. — Es ist nicht leicht, mitten im Trubel des Lagers Briefe zu schreiben.

Karl Anton.

*

Camp de Châlons, den 25. August 1863.

Morgen ist revue d'honneur, sodann um 1 Uhr Abfahrt nach Paris. Das Lagerleben hat acht Tage gedauert, und wie ein Traum ist es schon verschwunden. Der Kaiser bleibt sich immer gleich, voll Aufmerksamkeit und Freundlichkeit für uns. Wetter immer schön. Gestern starke Hitze, der Kaiser war müde. Wir halten alles prächtig aus, weil wir mehr daran gewöhnt sind. Gestern hatte ich ein fatales Abenteuer. Nach dem Manöver zurückgekommen, entzündeten sich auf meinem Schreibtisch die Zündhölzchen, die ich leider offen gelassen hatte, und mein ganzer Schreibtisch ist mit allem, was darauf war, abgebrannt.

Ich saß vor dem Hause, Zeitungen lesend, als Oberst Rauch, der mein Nachbar ist, den Brand roch. Er öffnete die Türe; leider war es schon zu spät, und ich habe einen empfindlichen Verlust gehabt, indem mein Korrespondenzverzeichnis und Tagebuch mitverbrannte, ein Heft, das ich mit großer Pedanterie auf dem laufenden stets erhalten. J'en suis inconsolable, doch danke ich Gott, daß der Verlust, außer einem Loch in dem Schreibtisch, nur mich betroffen hat.

Nun noch etwas Spaßhaftes:

Hier sind magnifike große Bidets im Gebrauch. Ich beauftragte Knickenberg (seinen Leibjäger), sich die Adresse in Paris davon geben zu lassen. Er fragte den Kammerdiener des Kaisers, einen Spezialfreund von mir, danach. Kurze Zeit kam die Antwort, daß der Befehl gegeben sei, das Bidet für mich einzupacken und mitzunehmen.

Ich mache große Geschenke hier beim Weggehen, zwei Tabatieren mit Brillanten für General Fleury und Oberst Le Pic, Chef de la maison, sodann drei Brillantnadeln, dem Haushofmeister Dubricéz, dem Kammerdiener und dem Premier-Pikeur. Außerdem 3000 Franken ins Haus. Ich gebe es aber gern; denn wir waren bis in die kleinsten Teile soigniert.

Mündlich kann ich Dir vieles erzählen, denn es ist schwer, alle Details

Digitized by Google

zu schreiben. Es ist dies mein letzter Brief nach Davos. Von Baden schreibe ich Dir nach Weinburg. — Hortense werde ich in Paris aufsuchen.

Karl Anton.

Napoleon war sehr für eine Verbindung des Prinzen Karl mit der Prinzessin Murat. Karl Anton antwortete dem Kaiser ausweichend; er hätte doch nie zugegeben, daß sein Sohn Karl, auf den er große Stücke hielt, une belle position in Frankreich sich erworben. Dafür dachte er zu deutsch. König Wilhelm von Preußen war auch nicht einverstanden mit einer eventuellen Heirat des Prinzen und Anna Murat. Napoleon machte hohe Ansprüche, die König Wilhelm als Haupt der Familie nicht gutheißen konnte. Wahrscheinlich hingen diese Bedingungen Napoleons mit der belle position in Frankreich zusammen. Als Prinz Karl 1864 nach Schleswig-Holstein ausrückte, sagte ihm König Wilhelm: „Sieh dich vor und sei nicht zu tollkühn! Denke an deine Eltern und an noch jemand. Und," fügte er später in bezug auf die Neigung des Prinzen hinzu, „mir selbst ist es nicht so leicht gemacht worden, meine Jugendliebe zu überwinden; für mich trat kein Kriegs- und Feldleben zerstreuend dazwischen." ...

... Oberst v. Rauch war Kommandeur des 11. Husarenregiments in Düsseldorf und bei Karl Anton sehr beliebt. Er spielte auch eine Rolle bei den Präliminarien zu der Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern 1866 zum Fürsten von Rumänien.

Die Tabatiere hatte einen Wert von 525 Franken. Wenn man das alles zusammenzählt, erwägt, daß der Fürst die sämtlichen Auslagen der Reise, auch die seiner Begleitung, bezahlte, endlich den ungleich höheren Wert des Geldes zur damaligen Zeit berechnet, so kommt eine sehr ansehnliche Summe heraus, die die Reise nach Châlons kostete.

Karl Anton bewies, wiewohl sein Tagebuch verbrannt war, wie scharf er beobachtet hatte und wie gut sein Gedächtnis war, dadurch, daß er an den König einen langen, eingehenden Bericht über den Besuch des berühmten französischen Lagers ausarbeitete.[1])

*

Baden, den 29. August 1863.

Soeben in Baden angekommen, nachdem wir vor zwei Tagen in Paris waren, bin ich gleich zu Deiner Schwester geeilt. Sie sieht gut aus und befindet sich wesentlich besser, weil es hier kühler war ...

König und Königin habe ich auch schon gesehen; heute esse ich dort. Anton ist mit Fritz heute in Straßburg geblieben. Es regnet in Strömen. In Paris haben wir uns die Füße wund gelaufen — Anton war enchantiert davon, eine große Aufgabe für zwei Tage. Am ersten Tage waren wir in Br..? bei Murat. Anna Murat war aber in Paris, weil sie mit Kaiserin Eugenie nach Biarritz geht. Die Kaiserin war für uns scharmant. Elle est une grande

[1]) Siehe Karl Anton, Fürst von Hohenzollern S. 166 ff.

Digitized by Google

beauté et Mr. le Rauch en a la tête terminé. Mit meinen Herren war ich recht zufrieden. In größter Eile! Karl Anton.

*

Düsseldorf, den 2. September 1863.

... Der König war für mich von außerordentlicher Freundlichkeit und Rücksicht, auch die Königin war gnädig, obgleich wir keine Silbe Politik sprachen. Mit der Großherzogin Luise habe ich desto mehr gesprochen. Der Großherzog benimmt sich außerordentlich korrekt beim Fürstentag in Frankfurt! C'est le seul prince, qui remplit son devoir. Koburg ist wie wahnsinnig österreichisch und die andern Fürsten sind von Petitessen erfüllt.

Bereits beutet die Presse, namentlich die französische, meine Reise nach Frankreich politisch und diplomatisch aus und glaubt, ich hätte eine Allianz zwischen Preußen, Frankreich, Rußland und Italien zustande gebracht.

An allem ist kein wahres Wort, allein Du wirst es vielleicht auch noch lesen, und bekümmere Dich darob nicht. Alles ist eitel Geschwätz!

Die „Kölnische Zeitung" sagt mit Recht, daß sie nicht glaube, ich würde der jetzigen Regierung dienen; dazu sei ich zu taktvoll und gesinnungstüchtig.

Nachdem ich mit dem König gesprochen in Baden, muß ich ihm recht geben, daß er nicht nach Frankfurt gegangen ist.

Das Resultat des Fürstentages wird ein tiefer Riß in Deutschland sein, und ich glaube kaum, daß etwas Ersprießliches herauskommt. Noch wäre es Zeit, für Preußen etwas Großes zu tun! General Manteuffel ist gegenwärtig der größte Feind Bismarcks; er hält ihn für zu unberechenbar und gefährlich. Ist das nicht merkwürdig! Und doch müßte Manteuffel auch fort, wenn der König Frieden mit seinem Volke haben und machen will. Karl Anton.

Der Krieg von Schleswig-Holstein war ausgebrochen. Karl Anton hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als an ihm teilzunehmen. Sein Armeekorps war nicht mobilisiert, aber er wandte sich daher an den König mit der Bitte, ihm zu gestatten, nach dem Kriegsschauplatz sich zu begeben. Der König schrieb ihm einen längeren Brief: „Daß ich Deines Wunsches eingedenk sein werde, verspreche ich Dir bestimmt." Am 15. März 1864 erfolgte sodann die Order, wonach Fürst Karl Anton sich nach Schleswig-Holstein begeben solle. Der Fürst reiste sofort ab und schrieb schon am selben Tage von Berlin aus an seine Gemahlin (die Nachricht war ihm etwas früher zugegangen als die Order):

Berlin, den 15. März 1864.

... Meine Sorge um Fritz ist noch immer groß, allein Gott wird gewiß helfen. Nach durchschlafener Nacht 8 Uhr Ankunft. Ich wurde allenthalben empfangen und stieg in meinen alten Appartements ab. Anton war von Potsdam mit mir hinübergefahren.

Um 10 Uhr zum König, der mich mit offenen Armen und seltener Herzlichkeit empfing. Ich blieb anderthalb Stunden bei ihm, über Politik und alles

Digitized by Google

mögliche sprechend. Hierauf Königin, bei der ich eine Viertelstunde blieb. Sie erkundigte sich sehr angelegentlichst nach Benrath und Fritz, für mich persönlich aber war sie kalt und zurückhaltend. Der König hatte es mir voraus gesagt. Ich fehle ihm überall, sagte er. Kronprinzeß Viktoria sah ich ebenfalls, ebenso Prinzessin Karl. Beide hielten mich lange auf, und ich mußte vieles erzählen. Viktoria ist recht leidend und in Hoffnung. Um $10^1/_2$ Uhr fahre ich nach Hamburg ab und 7 Uhr morgens von dort weg. Ich will trachten, Hadersleben oder Kolding noch zu erreichen. Ich gehe zunächst zu Wrangel, Karl zum Kronprinz, später sodann nach Düppel, wo das Bombardement bald beginnen wird. Man glaubt hier nicht, daß es sehr lange dauern werde.

General Manteuffel war bei mir und hat mich bereits annonciert im Hauptquartier. Il est aux petits soins pour moi. Ich finde, daß meine Stellung hier sehr wichtig ist und sehr geachtet wird. Je le remarque à beaucoup de petits détails.

Die ganze Dienerschaft hatte große Freude, mich wiederzusehen. Ich bin wohl recht vergnügt und guter Dinge, wenn ich nicht an Euch dächte und Fritz mir auf dem Herzen läge. Karl Anton.

Der jüngste Sohn Fritz, Leutnant im Westfälischen Ulanenregiment, war plötzlich am Typhus erkrankt. Diese Krankheit kam, nachdem die Schwiegertochter Infantin Antoinette am 7. März zu Benrath einem Sohne, dem nunmehrigen Fürsten Wilhelm, der heute fünfzig Jahre alt ist, das Leben gegeben. Karl Anton schreibt hierüber seiner Stiefmutter, der Fürstin Katharina, einen sehr originellen Brief.

Kolding, den 17. März 1864.

Am 15. März, abends 11 Uhr, bin ich von Berlin fort — Anton muß mir auf Befehl des Königs nachkommen, wie er Dir geschrieben haben wird —, kam früh 5 Uhr in Hamburg an, frühstückte bei Hundekälte in Altona, um 8 Uhr von dort fort, durch die Dannewerke nach Flensburg, wo ich einen Extrapostwagen bestieg und um 10 Uhr nach Hadersleben kam. Hier blieb ich über Nacht und bin heute um 11 Uhr in Kolding angekommen. Karl ritt mir entgegen. Ich habe ein gutes Quartier bekommen, zwei Zimmer warm, und warte hier das Weitere ab. Nach Düppel gehen wir noch nicht. Karl ist sehr wohl und sieht vortrefflich aus.

Das Land ist abscheulich, nirgends Ortschaften, viel Heide, nur hübsch die Meerküste. Es ist noch sehr kalt. In der Nacht von Hamburg viel Schnee. Mein Pelz hat mir gute Dienste geleistet. Ich bin unberufen sehr wohl.

Mit Bangigkeit sehe ich auf Düsseldorf zurück. Es hat mir ungeheure Mühe gekostet, hierhin abzugehen, aber es ist Ehrensache gewesen.

Aengstige Dich nicht um mich; so rasch gibt es nichts Entscheidendes. Wie ich gute Nachricht von Fritz habe, ist es mir viel leichter, eine Sorge weniger zu wissen. Gott wache über seine Wiederherstellung! Ich umarme Dich tausendmal, Leopold, Antoinette, meinen Fritz und grüße alles zu Hause.

Digitized by Google

Heute nur in großer Eile, weil ich viele Besuche zu machen habe. Der Kronprinz war scharmant für mich und hatte große Freude, mich zu sehen.

Karl Anton.

*

Kolding, den 18. März 1864.

Heute früh 6 Uhr kam Anton an, ich lag noch zu Bett. Er ist mein Zimmernachbar. Um 8 Uhr ging ich zum Vortrag des Feldmarschalls Wrangel, sodann kam der Kronprinz zu mir und blieb zwei Stunden. Hierauf frühstückten wir mit sauren Nieren und Hamburger Rauchfleisch. Sodann machte ich mit Karl und Anton einen großen zweistündigen Spaziergang. Um 5 Uhr bin ich bei Wrangel zu Mittag.

Morgen um 8 Uhr rücken wir gegen Fridericia, biwakieren in einem Bauernhause, und übermorgen ist ein Angriff auf das verschanzte Lager von Fridericia. Es wird leicht gehen, weil die dänische Garnison in dieser Festung sehr demoralisiert ist. Am 21. gehen wir dann nach Flensburg und von dort nach Düppel, gegen das eine regelmäßige Belagerung eröffnet wird. Das Wetter ist magnifik und nicht kalt, der Meerbusen tiefblau — sonst ein trauriges Land.

Hier in Kolding sind wir in Feindesland. Nichts kostet etwas, und wir leben umsonst. Es herrscht viel froher Mut vor. Ich bin außerordentlich gut empfangen und sogleich in die militärischen Geheimnisse eingeweiht worden. Man wittert hinter mir geheime Aufträge des Königs, was aber nicht der Fall ist. — Morgen ist Dein Namenstag! Empfange meine herzlichsten Glückwünsche! In Gedanken werde ich bei Euch allen sein. Morgen kann ich nicht schreiben; denn wir werden den ganzen Tag draußen sein. Ich kehre erst übermorgen hierher zurück, um sodann sogleich nach Hadersleben abzufahren, von dort zum Nachtquartier nach Flensburg ...

Karl Anton.

*

Flensburg, den 23. März 1864.

Endlich komme ich dazu, Dir zu schreiben! Gestern abend 11 Uhr kam ich mit dem Kronprinzen hier an, woselbst zu Ehren des Königsgeburtstages großes Diner bei Prinz Friedrich Karl war.

Wir hatten früh 8 Uhr Kolding verlassen. Es sind ungeheure Entfernungen, und man fährt nur mit Bauernwagen und Pferden. Tausenden von Fuhrleuten begegnend, die sich stopften und zum Aufenthalt nötigten. Gestern abend fand ich Deine zwei Depeschen, die mich zu Tode erschreckten; denn ich hatte keine Ahnung von dem Wiederzunehmen der Krankheit; ich war seit dem 16. März ohne briefliche Nachricht von Dir, und am 17. empfing ich die sehr beruhigende Depesche. Heute morgen erst beim Erwachen bringt man mir fünf Briefpakete aus Düsseldorf und Deine lieben Briefe vom 18., 19., 20. und 21. März. Jetzt erst ging mir ein Licht auf und begriff ich den Zusammenhang. Gott sei mit uns und behüte uns vor dem Verlust unsers jüngsten Sohnes! Mein frischer Mut und Humor ist gebrochen; heute bleibe ich ruhig hier, um weitere Nachrichten zu erwarten ...

Digitized by Google

Ich bleibe gewiß in Flensburg und werde untertags nach Düppel gehen, wo alles langsam vorrückt. In allernächster Zeit ist kein Ende abzusehen. Ich halte den Sturm für unmöglich, es müßten denn viele tausend Menschen geopfert werden, um in der militärischen Gloire ein Relief zu geben, ohne daß deswegen der Krieg entschieden würde. Prinz Friedrich Karl ist derselben Ansicht, und noch ist etwas Bestimmtes nicht festgestellt.

Unsre Kriegstaten um Fridericia waren ganz miserabel. Nur eine Stimme herrscht über die Unfähigkeit und Miserabilität des Feldmarschalls Wrangel. Es ist für die Armee sehr traurig, und die Oesterreicher tanzen dem altersschwachen kindischen Mann auf der Nase herum. Wir haben es mit zwei Kommandierenden zu tun, nämlich mit einem äußerst geschickten — Gablenz — und einem sehr schlechten — Wrangel. Die Geschichte um Fridericia dauerte drei Tage. Die Stadt brannte an allen Ecken, aber die Festung blieb intakt, also kein Resultat, denn die zerstörte Stadt kümmert die Verteidigung nicht. Es war ziemlich ermüdend. Den ersten Tag war ich gleich zehn Stunden zu Pferde, den zweiten und den dritten wiederum; ich wundere mich nur, wie die armen Tiere es so gut aushalten konnten, die noch keinen einzigen Ruhetag gehabt. Dabei schneidend kalte Luft, an die man sich bei warmem Anziehen bald gewöhnt. Nur brennt einem das Gesicht abends fürchterlich. Zu Hause angekommen, aß man mit Appetit etwas Warmes, und mehrmals bin ich mit Anton schon nach 8 Uhr zu Bett gegangen.

Unsre Küche ist recht gut und einfach gewesen, und auch mein Quartier in Kolding, trotzdem daß der Hauswirt ein dänischer Beamter war. Die Leute sahen es sogar ungern, als wir gestern abreisten.

Die Verluste von Fridericia waren gering, höchstens 40 bis 50 Mann. Ich sah einen Grenadier mit abgeschossenem Bein und zwei Offiziere liegen, die nicht schwer verwundet waren. Die Gefahr ist nicht groß, die Dänen schießen schlecht mit Artillerie, und der Feldmarschall hält des Kronprinzen wegen stets ungeheuer auf. Anton brannte vor Begierde, die Feuertaufe zu erlangen, und will immer näher heranreiten. Damit er keine Unvorsichtigkeit begehen konnte, beschloß ich, mit ihm in eine Batterie zu gehen. Auf dem Wege dahin schlug eine 24-Pfund-Kugel etwa zwanzig Schritte vor uns in den Boden, und es krepierte ein Schrapnellschuß über unsern Köpfen. Alles ging so glücklich als möglich ab, weil ich die Geschosse daherpfeifen hörte, also Deckung nehmen konnte. Auf diese Weise haben Anton und ich die Feuertaufe erhalten, was notwendig ist und vor weiteren Heldentaten bewahrt, denn man muß nur einmal gezeigt haben, daß man kaltblütig ist. Anton war enchantiert; er wollte mehr noch haben, allein ich erlaubte es nicht, weil es eigentlich töricht ist, sich dem Tode auszusetzen, wenn man nur Zuschauer ist, und dadurch der Armee nichts nützt.

Es ist aber richtig, daß von solchen kleinen Abenteuern nicht gesprochen wird, weil es selbstverständlich ist, daß Kugeln rechts und links einschlagen, und solange man nicht getroffen wird, ist es eitle Renommage, sich damit zu brüsten.

Digitized by Google

Deswegen haben wir kein Wort davon gesagt, während andre es gesehen haben, die davon vielleicht sprechen. Osten und Locquenghien waren dabei.

In Kolding war das Düsseldorfer Gardebataillon, es kam nicht ins Feuer. Das Regiment Königin Elisabeth hat die meisten Verluste.

Die Oesterreicher alle sind sehr charmant und passioniert. Gablenz ist tout craché Oberst Pfuel im Wesen und Aeußern.

Karl ist sehr wohl und vergnügt; er erträgt die Strapazen sehr gut. Wenn nicht die Sorge um Fritz auf uns lastete wie ein schwerer Alp, so ginge alles vortrefflich, und mich selber würde diese Kampagne, bis jetzt de l'eau sucré, verjüngen.

Hoffentlich kommen gute oder beruhigende Nachrichten. Sollte ein Unglück geschehen, so komme ich gleich zurück. Jetzt wäre es nicht mehr möglich, ohne sich zu kompromittieren. Friedrich von Anhalt reist heute ab, was ihm sehr verdacht wird. Antoinette ist durch seine Abwesenheit ganz nervös geworden, was durch ihren Zustand erklärlich ist. Ich umarme Dich tausendmal. Gott sei mit Euch allen! Leopold, Antoinette, Wilhelm, Fritz, Maria, Therese, August tausend und tausend Liebes!

Ich wohne mit Anton hier allein in einem eleganten Hause; die Adjutanten außerhalb.

Karl Anton.

Wrangel war 1784 geboren, mithin schon achtzig Jahre alt. Wir kommen auf das Urteil des Fürsten über den Feldmarschall noch zurück. — Herzogin Antoinette von Anhalt war damals in Hoffnung, worauf die Bemerkung des Fürsten geht.

*

Flensburg, den 24. März 1864.

Gott sei Dank lauten die letzten Telegramme beruhigend ... Der Kronprinz nimmt den größten Anteil und war noch gestern abend 9 Uhr bei mir, um sich zu informieren ... Ich kann mir Deine Angst und Bekümmernis lebhaft vorstellen, stets so zwischen freudigem Hoffen und schweren Sorgen zu schweben. Es ist eine große Prüfung, die uns der liebe Gott auferlegt, und die Freude am Enkel ist sehr verbittert durch die Sorge um den Sohn. Heute ist Gründonnerstag. Man erwartet nichts von der stillen Woche hier; denn unabsehbare Wagenzüge fahren durch die Straßen mit Proviant, Munition, Kranken usw. Es ist eine ernste feierliche Karwoche, in welcher Tausende am Vorabende ihres Lebens stehen. Doch sind die Truppen alle heiter, ausdauernd, vergnügt, und keine trüben Wolken liegen über der Armee.

Sei ganz unbesorgt um uns. Ich werde gewiß mich nicht tollkühn exponieren, denn ich denke stets an Euch.

Karl Anton.

*

Flensburg, den 25. März 1864.

Der Sohn des Fürsten, der Prinz Fritz, ist, Nachrichten von der Fürstin Josephine zufolge, endlich außer Gefahr, worüber der Vater sehr erfreut ist.

Digitized by Google

Der Kronprinz ist voller Teilnahme. Gestern aß er bei mir um 5 Uhr und blieb bis 10 Uhr abends bei mir à deux. Gayer hatte ein sehr gutes schwäbisches Diner gemacht.

Von der Karwoche merken wir nichts. Heute ist es nur stiller in den Straßen als gewöhnlich. Kampf wird es wahrscheinlich keinen absetzen, weil jedermann das Bedürfnis fühlt, den heiligen Ernst dieser Zeit zu respektieren.

Karl Anton.

Karl Anton war zeitlebens von ganzem Herzen ein Schwabe. Das spricht er selbst sehr häufig aus, und er liebte die schwäbische Küche vor der französischen besonders, wenigstens einzelne Gerichte, wie Sauerkraut mit Spätzlen, Leberknödel, saure Nieren, saure Leber u. a. m.

*

Flensburg, den 27. März 1864.

... Gestern war ich bei den Batterien rechts vom Broacker. Durch ein Fernrohr konnte man die dänischen Batterien und Artilleristen genau sehen, auch die Stadt Sonderburg. Es wurde lebhaft geschossen, und in der Luft pfiffen, sausten und tönten die Kugeln und Granaten. Die Entfernung beträgt eine halbe Meile. Wir trafen Schuß für Schuß in die feindlichen Batterien, von jenseits traf kein Schuß, obgleich links und rechts Kugeln einschlugen. Man muß bei dieser Gelegenheit stets vom Pferde absitzen, weil die Dänen immer danach zielen. Gestern war ein warmer, lauer Frühlingstag, und die Gegend gewann dadurch an Weichheit. — Einen merkwürdigen Kontrast bildet der Lobgesang der Lerchen und Singvögel zum Sausen der Kugeln. Alles ist mit Truppen vollgestopft, fortwährend begegnet man Krankentransporten; die Kranken sind sehr gut verpflegt.

Gestern abend aß der Kronprinz wieder bei mir; er findet die Küche von Gayer exquisit, weil es Knöpfle, saure Leber und andre schwäbische Speisen gibt. Wir dinierten um 6 Uhr, weil ich dann erst von der Halbinsel Broacker zurückkam. Heute am Ostersonntag machten wir zu vier, d. h. mit dem Kronprinzen, eine Fahrt nach Glücksburg, einem schönen Schloß mit seltenen Gobelins, woselbst neulich der König Frederik von Dänemark gestorben ist. Sodann aßen wir en famille beim Kronprinzen, während seine Adjutanten bei mir mit meinen Herren aßen. Ueberhaupt schließt sich der Kronprinz ungemein an uns an. Die Konfusion beim Oberkommando dauert fort; es ist eine wahre Misere ...

Karl und Anton sind beide sehr wohl und vergnügt und freuen sich, aus dem Einerlei des Garnisonslebens herausgekommen zu sein. Doch werden wir auch froh sein, wenn wir wieder einmal en famille vereinigt sein werden. Wir alle haben Sehnsucht nach dem Süden.

Karl Anton.

*

Flensburg, den 29. März 1864.

... Wir fuhren richtig, wie ich Dir schon schrieb, am Ostersonntagnachmittag nach Schloß Glücksburg und besahen uns das ganze Schloß, das Sterbezimmer

Digitized by Google

Friedrichs VII. und die Appartements der Gräfin Danner. Das Schloß liegt mitten im Wasser, dieses eingesäumt von schönen Buchenwäldern. Das mag alles im Sommer seinen Reiz haben, während mir jetzt die ganze Gegend in ihrer Erstarrung ungemütlich und unpoetisch erscheint.

... Gestern morgen war ein sehr heftiges und blutiges Vorpostengefecht vor Düppel. Wunderbarerweise können wir hier keine Details erfahren, die Ihr wahrscheinlich früher in den Zeitungen lesen werdet als wir hier. Es kommt dies vom Widerwillen des Prinzen Friedrich Karl gegen Wrangel her, also vollkommene militärische Anarchie.

Das Panzerschiff „Rolf Krake" soll ungeheuren Schaden getan haben; ein einziger Schuß tötete 2 Offiziere und 22 Mann.

Noch immer kann ich Dir nichts Bestimmtes sagen, wenn die Sache mutmaßlich ihr Ende erreichen wird.

Es waren abscheuliche Ostertage: Schnee, Sturm, Regen, Kälte, Nässe, alles wechselte miteinander ab. Während ich Dir das schreibe, fahren viele Wagen mit Kranken und Verwundeten in die Spitäler. Letztere sind vortrefflich eingerichtet. Die Schwestern überbieten sich in Liebe und Pflege, und nirgends ist Mangel.

Diese Lazarettpflege scheint mir das einzige zu sein, was in diesem Kriege in vollkommener Ordnung ist.

... Wieder spricht sich der Fürst in eingehender Weise über die Krankheit bzw. Rekonvaleszenz des Sohnes aus. Dann fährt er fort:

Karl und Anton befinden sich sehr wohl. Anton hat sich mit dem Prinzen Arenberg, einem österreichischen Offizier des Feldmarschalls Wrangel, liiert. Der ist in der Tat ein scharmanter Mensch.

Karl Anton.

*

Flensburg, den 31. März 1864.

Um 8 Uhr präzise stehen wir auf und setzen uns gleich zum Kaffee. Auf dem Tisch im großen Saal liegen sodann die Postsachen, welche mit dem Kaffee verschlungen werden. Um 9 Uhr kommt Karl, und um 10 Uhr fahren wir gewöhnlich nach Düppel, um die Annäherungsarbeiten zu sehen. Man muß zwei Stunden lang fahren; in Ekensund stehen unsre Pferde, ziemlich gut versorgt, und die werden dann bestiegen. Sodann macht man eine Tour von fünf bis sechs Stunden, und nach 5 Uhr kommen wir wieder nach Flensburg zurück, dinieren und gehen zwischen 9 bis 10 Uhr zu Bett.

Gestern aß der Kronprinz wieder bei mir und blieb bis 10 Uhr sitzen, wo gemütlich geplaudert wird, und zwar sans gêne über alles — Familie, Politik, Armee, England usw. Der Kronprinz ist ungemein reif geworden, und ich muß oft über seine Vorurteilslosigkeit erstaunen, die sich mit der größten Unbefangenheit und Natürlichkeit geltend macht.

Von Leopold habe ich vorgestern einen Brief erhalten und bereits beantwortet. Il brûle d'envie de venir ici pour mériter des éperons, aber ich

Digitized by Google

habe ihn kalmiert, denn ich wüßte wahrlich nicht, was er hier machen und lernen sollte. Ohne die Anwesenheit des Kronprinzen wäre der Aufenthalt für uns sogar insupportable, obgleich man mir gegenüber gezwungen doch immer égard hat. Allein die Opposition zwischen dem Hauptquartier des alten Wrangel und dem Prinzen Friedrich Karl ist so unausstehlich, daß ein junger, alleinstehender Mann wie ein Spielball zwischen da und dort herumgeworfen würde.

Karl Anton.

*

Flensburg, 2. April 1864.

Das schlechte Wetter von gestern ist Ursache, daß die Hauptaktion verzögert werden mußte. Die baldige Beendigung ist deswegen nicht aufgehoben, sondern nur noch etwas verschoben, bis die Stürme sich legen.

Gestern habe ich mit Karl und Anton eine große Promenade gemacht, um auf Altertümer zu jagen. Wir fanden in einem Hause einige schöne Porzellangruppen. Abends 6 Uhr aß der Kronprinz bei mir, und wir blieben bis 10 Uhr gemütlich beisammen.

Karl Anton.

*

Flensburg, den 3. April 1864.

Soeben komme ich von Ekensund zurück. Kaum hatte ich Dir gestern geschrieben, als ich ein Billett vom Kronprinzen erhielt, daß diese Nacht die Entscheidung von Düppel fallen müsse.

Gestern nachmittag packten wir also Hals über Kopf ein und fuhren sogleich bis Ekensund. Dort stiegen wir zu Pferde; bald stiegen wir ab und sahen dem grandiosen Bombardement aus allen Batterien zu. Es war ein förmliches Raketenspiel mit Kanonenkugeln und Bomben. Die Dänen antworteten lebhaft, und trotzdem, daß während meiner Anwesenheit von ihnen mehr als tausend Schuß fielen, ist kein einziger preußischer Soldat verwundet worden. Ihre Geschütze reichen kaum auf die Entfernung wie die unsrigen, und regelmäßig schlagen die Schüsse wenigstens ein paar hundert Schritte zu kurz ein. In den Schanzen brannte vieles, und mit den Operngläsern sah man starke Bewegung und Agitation jenseits.

Als es dunkel wurde, war es ein grandioser, aber finisterer Anblick; denn mit jedem preußischen Schuß fielen gewiß immer viele Dänen.

Wir wollten die Stadt Sonderburg in Brand schießen, aber es gelang nicht. Die Nacht sollte fortgeschossen werden und gegen Tagesanbruch der Sturm beginnen. Alle Truppen waren bereit und die ganze Nacht hindurch in Marsch.

Gegen 10 Uhr kamen wir nach Ekensund zurück, aßen kalte Küche, die wir mitgebracht hatten, und Rühreier von der Wirtin und schliefen auf Stroh (ich auf einem alten Bett) bis 3 Uhr morgens. Wir tranken Kaffee, setzten uns zu Pferde und wollten nach dem Rendezvous des Feldmarschalls reiten, der um Mitternacht von Flensburg abgefahren war. In Azbüll trafen wir ihn in großer Konsternation. Der Prinz Friedrich Karl, hieß es, habe alles abbestellt.

Digitized by Google

Allerdings war die Nacht furchtbar an Sturm und Regen, allein alles war parat und schon durchnäßt, und wir hatten umsonst die Nacht biwakiert. Ich fuhr in Aerger alsbald zurück, weil jetzt wiederum eine kostbare Zeit verloren gegangen ist und die Sache sich demnach ins Unendliche fortspielen wird. Der Kronprinz war wütend. Er ist zum Prinzen Friedrich Karl gegangen; die Details weiß ich noch nicht, werde aber die Gründe hören.

Karl Anton.

*

Flensburg, den 5. April 1864.

... Prinz Friedrich Karl ist erkrankt. Es ist alles zu besorgen. Jedenfalls wird die Sache nicht rasch gehen, man will noch mehr Artillerie kommen lassen, und da reifen dann die Konferenzen heran, welche vielleicht allem Blutvergießen ein rasches Ende machen werden, zwar nicht zur Ehre der Armee, aber doch zum Wohle der Menschheit ...

Sollte die Entscheidung von Düppel aber gerade auf den 15. oder 16. April fallen, so ist es für mich eine militärische Unmöglichkeit, abzukommen. La réputation militaire est comme celle d'une jeune fille — sie duldet nicht den geringsten Flecken, und Du wirst die erste sein, welche das begreift und nicht zulassen wird, daß ein Makel auf meinen Ruf falle. Es würde mir ungeheuer leid tun, aber Ihr alle liebt mich zu sehr, als daß Ihr wünschen könntet, in einem solchen Falle mich kompromittiert zu sehen. Ich habe jedoch alle Hoffnung, daß ich kommen kann und daß die Entscheidung vor Düppel sich noch länger fortschleppen wird, bis am Ende Friede wird.

Karl Anton.

*

Flensburg, den 7. April 1864.

Gestern bin ich so fleißig gewesen, daß ich zu keinem Briefschreiben gelangen konnte, ich habe für den Kronprinzen ein militärisches Memoire über die Kriegführung schreiben müssen. Es war nicht leicht, weil die Personen ich schonen mußte und dennoch die ganze Wahrheit sagen sollte. Ich habe acht Stunden lang daran gearbeitet, weil der Kronprinz es dem Könige schicken will und ich alles Herbe und Bittere in Zucker einwickeln wollte.

Karl Anton.

Dieses Memoire ist in dem Buche „Karl Anton von Hohenzollern" S. 179 ff. abgedruckt,[1]) d. h. es ist zweifellos dasselbe, das der Fürst am 6. April 1864 für den Kronprinzen ausarbeitete. Es ist fast sicher, weil er es vor der Erstürmung der Düppeler Schanzen schrieb und es auch von Flensburg aus den 6. April 1864 datierte. Ganz in „Zucker" wickelte er es nicht, und alle Personen — allerdings dem Namen nach — schonte er auch nicht. Er faßt die „den bestehenden persönlichen und sachlichen Verhältnissen nicht mehr ge-

[1]) Von K. Th. Zingeler. Stuttgart 1912, Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

wachsene Individualität des Feldmarschalls" deutlich ins Auge, und über die zahlreiche Zusammenstellung der Hauptquartiere spricht er sich sehr deutlich aus.

*

Flensburg, den 11. April 1864.

Gott grüße Dich in Cöthen! Ich kann leider nicht kommen wegen der ganz unverantwortlichen Verzögerung des Finalangriffes. Gestern war ich den ganzen Tag bei unsern äußersten Vorposten in unmittelbarster Nähe der dänischen Vorposten, welche von den Unsrigen Zigarren und Schnaps annahmen. Unsre Batterien machten ein unerhörtes Feuer, Schuß um Schuß traf die Verschanzungen, man sah die Wälle zusammensinken, Erde herausrutschen und Steine rollen. Die Luft war von einem rasenden Gezisch und Gepfeife erfüllt, und alles dröhnte und brummte — achtzig schwere Geschütze waren in steter Arbeit. Es fiel kein einziger dänischer Schuß, denn kein Mann durfte sich auf den Schanzen sehen lassen, ohne im Nu weggeblasen zu werden. Es war fürchterlich erschütternd und hoch tragisch, daß die Dänen trotz ihres unbestreitbaren Mutes und ihrer Energie keinen Widerstand mehr leisten konnten.

Man hätte gestern nachmittag ganz Düppel bekommen können. Es ist ein trauriges Schauspiel, ein so mutiges Heer ohne die ihm nötige Führung zu sehen.

Stündlich muß Düppel fallen. — Gestern abend 7 Uhr war der Kronprinz bei mir, und er teilt ganz die allgemeine Stimmung. Wir verlebten den Abend mit dem Kronprinzen en famille zusammen. Heute bleibe ich in Flensburg, um die Pferde ausruhen zu lassen.

Alle herzlichen Grüße an alle Verwandte! Karl Anton.

(Fortsetzung folgt)

Die Neutralisierung Afrikas

Von

Otfried Nippold

Dem Wunsche des Herausgebers, mich zu dieser Frage zu äußern, entsprechend, möchte ich in Ergänzung der von den Herren Hutter, Peters und Dove hier vorgetragenen Ansichten nur einige kurze Bemerkungen machen, die den Gegenstand vom völkerrechtlichen und vom politischen Standpunkte aus beleuchten.

Völkerrechtlich ist das Problem der Neutralisierungen heute ein sehr aktuelles, im Vordergrunde des Interesses stehendes. Ich führe als Beispiel nur an, daß die Interparlamentarische Union auch auf ihrer diesjährigen Konferenz im Haag sich wieder eingehend mit der Frage der dauernden Neutralitätserklärung befaßt hat, in der der verstorbene Völkerrechtslehrer v. Martens das beste Mittel zur Erhaltung des Friedens sah. Nach den dort gemachten Vor-

Digitized by Google

schlägen soll es den Staaten möglich gemacht werden, entweder einzeln für sich selbst oder vertraglich gemeinsam, unabhängig von der Zustimmung andrer Staaten, ihre dauernde Neutralität zu erklären. Auch wurde vorgeschlagen, das Institut de droit international zu bitten, den Gegenstand auf seine Tagesordnung zu setzen. Die dritte Haager Friedenskonferenz wird sich möglicherweise ebenfalls mit der Frage befassen, da die Gestaltung des Neutralitätsrechts bei den künftigen Konferenzen zweifellos ein Haupttraktandum bilden wird. Die Neutralitätserklärung involviert Unverletzlichkeit des Territoriums der neutralen Macht und schließt also für die an einer Neutralitätskonvention beteiligten Mächte Garantierung des territorialen Besitzstandes ein. Eine Garantierung der territorialen Integrität hatte übrigens schon 1912 auf der Genfer interparlamentarischen Konferenz der Antrag Bartholdt gefordert, der in Amerika als „Anticonquest resolution" bekannt ist. Zweifellos liegt in der gegenseitigen Anerkennung und Garantierung des territorialen Besitzstandes der Kern der ganzen Frage.

Von Afrika, von den Kolonien speziell ist bei den erwähnten Verhandlungen nicht die Rede gewesen. Die Kolonien folgen im allgemeinen rechtlich zweifellos dem Mutterlande, solange sie eben Kolonien und keine selbständigen Staaten sind. Ist das Mutterland neutral, so ist es auch die Kolonie; befindet sich das Mutterland im Krieg, so zieht dieser auch die Kolonie in Mitleidenschaft. Wie hat man sich angesichts dieser Rechtslage also eine Neutralisierung Afrikas, eine Neutralisierung der afrikanischen Kolonien der europäischen Großmächte zu denken? Meines Erachtens würde es sich wohl weniger um eine eigentliche Neutralisierung dieser Gebiete, die für dieselben eine von derjenigen des Mutterlandes verschiedene völkerrechtliche Position schaffen würde, handeln, als vielmehr zunächst nur um eine gegenseitige vertragsmäßige Anerkennung und gegenseitige Garantierung des kolonialen Besitzstandes. Damit wäre aber zweifellos viel erreicht, da Afrika ja heute, wie bereits Hauptmann Hutter betont hat, als aufgeteilt gelten kann. Eine solche Garantierung wäre ein mächtiger Faktor zur Erhaltung des Friedens zwischen den Großmächten, da die Bedrohung desselben heutzutage ja vorwiegend durch koloniale Rivalitäten erfolgt. Das, was Hutter unter Neutralisierung Afrikas versteht, nämlich daß kein Staat einen Krieg beginnt, um ein einem andern Staat gehörendes Stück afrikanischen Landes zu annektieren, ließe sich auf diesem Wege also wohl erreichen. Die Neutralisierung soll nach ihm die Möglichkeit eines kriegerischen Konflikts wegen des kolonialen Besitzstandes ausschalten. So viel kann in der Tat auch stipuliert werden, „daß der derzeitige koloniale Besitzstand aller Mächte auf afrikanischem Boden in einer Schutzgarantie gewährleistet wird". Aber darin liegt noch keine eigentliche Neutralisierung. Kriege zwischen den Beteiligten können auch aus andern Ursachen ausbrechen, und dann werden auch die Kolonien mithineingezogen werden. Ob und inwieweit die Garantierung des afrikanischen Kolonialbesitzstandes dann noch in Kraft bliebe, ist schwer zu sagen; rechtlich hinge es von dem Inhalte der vertraglichen Abmachungen ab.

Es darf gesagt werden, daß auch derjenige, der mit seinen derzeitigen

Digitized by Google

Kolonien nicht zufrieden ist und nach Tausch oder Vergrößerung strebt, durch eine solche Abmachung nicht etwa schlechter gestellt wird als vorher, aber er wird infolge des Garantievertrags von vornherein auf den Weg der friedlichen Verhandlungen, des Kaufs, Tauschs, kurz der Verständigung mit andern Staaten gewiesen. Und das ist gewiß kein Nachteil!

Mehr als eine gegenseitige Garantierung des Besitzstandes würde rechtlich wohl kaum in Frage kommen. Darin stimme ich Dove durchaus bei. An einen Anspruch, neutral zu bleiben, ein Recht auf Neutralisierung hat übrigens wohl kaum jemand gedacht; es kann sich unter allen Umständen nur um eine Neutralisierung handeln, die vertragsmäßig geschaffen wird, ohne vorhergehenden Rechtstitel. Anders würde die Rechtslage dann, wenn die Staaten selbst ihre dauernde Neutralität erklärten, was bei den Großmächten aber kaum zu erwarten steht. Solange letzteres aber nicht der Fall ist, wird man die Kolonien meines Erachtens kaum im eigentlichen Sinn neutralisieren; Aber ich glaube, daß auch die beschränktere Form, von der hier die Rede war, praktisch von der größten Bedeutung werden könnte, um so mehr, als diese Form sich rechtlich nicht nur auf die Kolonien, sondern auch auf die größeren Staaten selbst anwenden ließe. Eine gegenseitige Garantierung der territorialen Integrität überhaupt, nicht nur der kolonialen Gebiete, wäre aber zweifellos ein gewaltiger völkerrechtlicher Fortschritt — so gewaltig, daß an ihn vorläufig noch nicht gedacht werden kann.

Kolonialkriege würden auf diesem Wege natürlich nur insoweit erschwert werden, als diese „aufgeteilt" ist. Aber das ist, wie gesagt, bei Afrika jetzt der Fall, und mit andern Gebieten haben wir es nach der obigen Fragestellung hier nicht zu tun. Somit wäre völkerrechtlich der hier angedeutete Weg nicht nur gangbar, sondern auch befriedigend.

Wie steht es nun aber politisch? Von diesem Gesichtspunkt aus handelt es sich nicht nur um das rechtlich Mögliche, das sehr häufig Theorie bleibt, sondern um das vom politischen Interessenstandpunkt aus Wünschenswerte und praktisch Durchführbare. Haben die europäischen Großmächte ein Interesse an einer solchen Garantierung? Und ist dieses Interesse bei allen vorhanden und bei allen gleich stark? Ich glaube, daß diese Interessenfrage sehr wohl beantwortet werden kann, ohne daß man dabei die Interessen der hohen Politik und diejenigen der Wirtschaftspolitik auseinander zu halten sucht. Denn die Interessen der einen sind diejenigen der andern und müssen diejenigen der andern sein. Dies vorausgeschickt, erscheint es mir nun aber, offen gestanden, schwer, einen politischen Grund zu finden, der gegen die Wünschbarkeit einer Garantierung des kolonialen Besitzstandes sprechen würde. Und zwar, wie ich ausdrücklich betonen möchte, vom Interessenstandpunkt aller europäischen Großmächte aus gesprochen, einschließlich Deutschlands. Dove meint, die Geschichte sei uns den Beweis schuldig geblieben, daß die andern Kolonialmächte je zugunsten internationaler Interessen gehandelt hätten. Das ist durchaus richtig. Kein Staat wird unter Vernachlässigung nationaler Interessen für

Digitized by Google

internationale Interessen eintreten. Dove übersieht aber, daß es solidarische nationale Interessen gibt, und daß manches, was man kurzweg als internationales Interesse bezeichnet, also zugleich im nationalen Interesse gelegen ist. Ein solcher Fall liegt auch bei der Frage der sog. „Neutralisierung" Afrikas vor. Sie liegt im nationalen Interesse aller Mächte und ist keineswegs ein bloß aus dem Ideenreich stammendes „internationales" Interesse. Selbst wenn aber im übrigen die koloniale Position der einzelnen Mächte in Afrika eine verschiedene sein sollte — und sie ist in der Tat eine verschiedene —, so haben doch alle Mächte zweifellos ein übereinstimmendes Interesse daran, zunächst einmal ihren Besitz von den andern garantiert zu sehen. Das würde sie unendlich vieler politischer Schwierigkeiten entheben. Und für diejenigen unter ihnen, die daneben noch weitere Wünsche haben sollten — bekanntlich gefällt einem immer das besser, was der andre hat —, würde ja durch eine derartige Festsetzung nichts verloren gehen. Im Gegenteil, je klarer die Rechtslage ist, um so leichter gestaltet sich das Verhandeln. Es ist daher auch keineswegs richtig, wenn Peters meint, das eigentliche politische Interesse an derartigen Neutralisierungen und Garantien habe zurzeit eigentlich nur England. Das Interesse, das, was man hat, sicherzustellen, hat jeder Staat. Eine erhöhte Sicherheit kommt politisch allen zugute. Und die Möglichkeit, darüber hinaus anderes zu erwerben, wird durch eine Garantierung in keiner Weise beeinträchtigt. Allerdings, darin hat Peters recht, es geht nicht an, „daß alle in Afrika interessierten Mächte den afrikanischen Statusquo, komme, was kommen mag, garantieren sollten". Aber das ist wohl auch von keiner Seite verlangt worden.

So will es mir also scheinen, als ob politisch eigentlich nur diejenigen Bedenken gegen den hier erörterten Völkerrechtsfortschritt haben könnten, die, sagen wir einmal, gerne etwas im Trüben fischen möchten. Es gibt ja bekanntlich auch solche Leute, aber für die große Mehrzahl der Menschen, zu der glücklicherweise heutzutage auch die Staatsmänner gehören, bedeutet eine klare politische und rechtliche Lage schon an sich ein erstrebenswertes Postulat. Die gemeinsame Festlegung des kolonialen Besitzstandes in Afrika — so und nicht als „Neutralisierung Afrikas" wäre das Problem also meines Erachtens zu umschreiben — erscheint mir daher vom politischen Interessenstandpunkt aus als durchaus wünschenswert.

Bleibt noch die Frage der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit ihrer praktischen Durchführung. Um diese Frage zu beantworten, tut man am besten einen Blick rückwärts auf die neueste politische Geschichte, einschließlich der Kolonialgeschichte. Da finden wir eine ganze Reihe von Abmachungen über die verschiedensten Gegenstände, die eigentlich alle von derselben Tendenz getragen sind, von der auch das hier zu besprechende Problem zeugt. Dies beweist, daß unsre Frage doch keineswegs so weitab vom Wege gelegen ist, wie mancher vielleicht meint, und daß sich sehr wohl ernstlich darüber reden läßt, so gut wie über irgendein andres politisches Thema. Aber es muß erst einmal ein klarer politischer Himmel ohne drohende Wolken vorhanden sein — und die drohen-

Digitized by Google

den Wolken haben sich ja, allem Kriegsgerede zum Trotz, auch jetzt wieder einmal verzogen —, dann wird vielleicht schon in absehbarer Zeit, vielleicht aber erst in einem späteren Zeitraum einmal eine Stunde kommen, wo einige weitblickende Staatsmänner das hier erörterte Problem ernstlich an die Hand nehmen, mit der festen Absicht, es einer guten Lösung entgegenzuführen.

Technik und Kriegführung

Von

v. Bernhardi, General der Kavallerie z. D.

Es ist ein glücklicher Zufall — wenn man in dieser Welt der Ursachen und Wirkungen überhaupt von Zufall reden kann —, jedenfalls aber ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß zu derselben Zeit, in der als Folgeerscheinung der allgemeinen Wehrpflicht und dauernder politischer Spannungen Massenheere aufgestellt werden, wie sie die Welt wohl noch nicht gesehen hat, in der durch die gesteigerte Waffenwirkung diese Heere auch noch zu relativ größerer räumlicher Ausdehnung gezwungen werden wie bisher: zugleich das Verkehrswesen einen ungeahnten Aufschwung genommen hat und es möglich macht, diese modernen Heere zu leiten und zu versorgen.

Wenn man wie in früheren Kriegen darauf angewiesen wäre, dem Heere eines europäischen Großstaats den gesamten Bedarf an Verpflegungsmitteln und Munition wenigstens von den Eisenbahnendpunkten aus durch Zugtiergespanne nachzuführen, würde man z. B. in Deutschland den Bedarf an Zugtieren auf die Dauer schwerlich zu decken imstande sein, und die Heeresbewegungen würden außerordentlich verlangsamt werden.

Auch die Leitung der Massen wäre zum mindesten äußerst schwierig, wenn man nur den Leitungstelegraph zur Verfügung hätte. Die Leitungen müssen mit dem wechselnden Aufenthalt der Behörden und Truppen immer wieder verlegt werden. In der vorderen Linie, in denen die Berührung mit dem Feinde stattfindet, sind sie der Zerstörung durch gegnerische Kavallerie ausgesetzt, daher nicht als zuverlässig zu betrachten und müssen durch den Meldereiter ergänzt werden. Auf dem Schlachtfelde vollends war der Verkehr noch bis zum Kriege 1870/71 völlig auf Meldereiter und Adjutanten angewiesen. Bei der Ausdehnung der heutigen Kriegsschauplätze und Schlachtfelder würden diese Mittel den Anforderungen nicht mehr entsprechen. Die Einheitlichkeit des strategischen und taktischen Handelns wäre in Frage gestellt.

Ebenso würde aber auch die Aufklärung in Zukunft nur eine sehr lückenhafte sein können, wenn sie lediglich auf die Kavallerie angewiesen wäre. Früher, wo sich einzelne, oft durch weite Zwischenräume getrennte Heeresgruppen auf dem Kriegsschauplatz bewegten, war es den Reiterpatrouillen oft möglich, von

Digitized by Google

den Flanken her Einsicht in die feindlichen Bewegungen zu gewinnen. Sie konnten die Flügel der einzelnen feindlichen Armeen feststellen und umgehen. So konnten sie oft ein zutreffendes Bild der feindlichen Operationen gewinnen lassen. Man denke beispielsweise an die Heeresgruppierungen 1870/71.

Heute liegen diese Verhältnisse alle anders.

Die Masse der vorhandenen Truppen und der natürliche Wunsch, sie möglichst gleichzeitig zur Wirkung zu bringen, zwingt zu langen zusammenhängenden Frontentwicklungen, die das Durchbrechen der feindlichen Kavallerie schwerlich gestatten werden. Nur an den äußersten Heeresflügeln wird bisweilen ein Umfassen möglich sein; die Aufklärungsergebnisse, die dadurch unter Umständen erlangt werden, können jedoch ihrer Natur nach immer nur örtlich beschränkt sein und werden sich wohl nur selten auf die entscheidenden Operationsfelder beziehen. Im allgemeinen wird die Kavallerie zu Anfang eines Krieges, selbst wenn sie die feindliche besiegt, nur die Front und das tägliche Vorrücken des Gegners sowie vielleicht durch Gefangene einige feindliche Truppenteile feststellen können. Erst im späteren Verlauf des Krieges, wenn die Massen in ihrer Einheitlichkeit gebrochen sind, durch Marsch- und Gefechtsverluste zusammenschwinden und in einzelne, wenn auch große Gruppen zerfallen, wird die Aufklärungstätigkeit der Kavallerie eine ergiebigere sein können. Dann sind aber die großen Entscheidungen meist schon gefallen, und gerade auf diese kommt es in allererster Linie an. Für sie vor allem soll die Aufklärung die nötige Kenntnis über die feindlichen Maßnahmen schaffen.

In allen diesen Richtungen nun tritt die moderne Technik in die Lücke und hat Hilfsmittel geschaffen, die geeignet sind, über die vorhandenen Schwierigkeiten hinwegzuhelfen.

Was zunächst die Versorgung der Massenheere anbetrifft, so sind es zwei Errungenschaften der Neuzeit, deren man sich je nach der verschiedenen Natur der Kriegsschauplätze bedienen kann: die Kraftfahrzeuge und die Feldbahnen. Wo sich ein reiches Netz festgebauter Straßen vorfindet, wie etwa in einem so alten Kulturlande, wie es Frankreich ist, da wird man sich der Kraftfahrzeuge bedienen und Feldeisenbahnen nur ausnahmsweise verwenden; wo anderseits die befestigten Wege nur spärlich vorhanden sind, wie in den weiten Ebenen Rußlands, da wird man — da Kraftwagenlastzüge wenigstens heute noch feste Straßen fordern — im wesentlichen auf Feldbahnen angewiesen sein. Das macht natürlich sehr viel mehr Umstände und Schwierigkeiten, da der Bau zahlreicher Feldbahnen, wie ein großes Heer sie nötig macht, zeitraubend ist und bedeutende Materialtransporte zur Voraussetzung hat. Immerhin aber ist ihr Bau, wenn das Material im Frieden vorbereitet ist und ausgebildete Eisenbahntruppen in erforderlicher Anzahl vorhanden sind, durchaus möglich. Zweckmäßig wird es sein, jeder größeren Marschkolonne ihre eigne Bahn folgen zu lassen, um einen möglichst hohen Grad von Beweglichkeit für die Truppe zu erzielen.

In beiden Fällen, also sowohl bei dem Feldbahn- wie bei dem Kraftwagen-

Digitized by Google

system, wird der Verkehr dieser schon im Frieden bereitgehaltenen Verkehrsmittel sich an die Endpunkte der Friedenseisenbahnen anschließen, und von hier aus den einzelnen Heereskolonnen folgen. Zugleich wird man bestrebt sein, die in Feindesland etwa zerstörten Eisenbahnen wieder herzustellen. Der Verkehr zwischen den Kraftwagenlastzügen und den Endpunkten der Feldbahnen muß freilich nach wie vor durch Zugtiergespanne besorgt werden: die Truppe wird aber um so beweglicher sein, je mehr es gelingt, diesen Verkehr einzuschränken, was bei Feldbahnen weniger möglich sein wird als beim Kraftwagenverkehr. Der Nachteil der ersteren wird sich besonders auch beim Rückzuge geltend machen, weil sie dann wieder abgebaut oder dem Feinde überlassen werden müssen.

Jedenfalls aber ist durch diese Hilfsmittel die Möglichkeit gegeben, die modernen Heeresmassen von den Hilfsmitteln des Landes unabhängig zu machen, und magazinmäßig auch in der Bewegung zu verpflegen. Das aber wird sich als notwendig herausstellen, da die Hilfsmittel selbst des reichsten Landes nicht genügen dürften, um bei wiederholtem Durchzug von Millionenheeren, deren Bedürfnisse zu befriedigen, ganz abgesehen davon, daß das Beitreiben Kraft und Zeit erfordert, die der Operationsfähigkeit verloren gehen.

Was in zweiter Linie den Verkehr zwischen den einzelnen Behörden, den Truppen und den Aufklärungsorganen anbetrifft, so ist in erster Linie die drahtlose Telegraphie zu nennen als ein modernes Mittel, die neuentstandenen Schwierigkeiten zu überwinden. Sie schränkt den langsamen Verkehr der Meldereiter in den vorderen Aufklärungslinien sehr wesentlich ein, ermöglicht es den großen Aufklärungskörpern, die Meldungen über den Feind, ohne auf leicht zerstörbare Leitungen angewiesen zu sein, an die Zentralstellen des Heeres gelangen zu lassen, und schafft eine rasche und sichere Verbindung zwischen den Kommandobehörden unter sich und mit den vorgeschobenen oder sonst abgezweigten Aufklärungskörpern und Heeresgruppen. Es muß daher als äußerst wünschenswert bezeichnet werden, das System der Funkentelegraphie immer weiter auszubilden, in immer weiterem Umfange in den Armeen einzuführen und dadurch die Verwendung des vergleichsweise schwerfälligen Apparates der mitgeführten Telegraphenleitungen einzuschränken. Auch diese sind übrigens zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht worden. Auch beschränkt sich die moderne Verkehrserleichterung nicht auf das Gebiet der Telegraphie. Auch der Fernsprecher ist für die Befehlserteilung und den Meldedienst nutzbar gemacht worden. Die Vorposten werden unter sich und mit der ruhenden Truppe durch Fernsprechleitungen verbunden; ebenso auf dem Schlachtfelde die einzelnen Kommandozentren. Im Artilleriekampf dient der Apparat zur Verbindung der Beobachtungsstellen mit der Truppe, sowie dieser letzteren mit den das Feuer der großen Verbände leitenden höheren Artillerieführern. Ja selbst im Infanteriegefecht soll der Fernsprecher benutzt werden, um Befehle von rückwärts her an die vorderen Gefechtslinien gelangen zu lassen, die die Leitung beim Vorgehen mitzunehmen und zu legen haben, was natürlich in der einfachsten Weise geschehen muß.

Schließlich dient dem Verkehr auch noch der Personenkraftwagen, und in

Digitized by Google

letzter Linie die Flugmaschine. Der Kraftwagen ermöglicht den höheren Führern bzw. den Generalstabsoffizieren rasche Ortsveränderung innerhalb der von der eignen Truppe beherrschten Zone, was zu persönlicher Rücksprache mit Vorgesetzten und Untergebenen sowie für Erkundungszwecke oft von ausschlaggebender Bedeutung sein kann; die Flugmaschine endlich gestattet unmittelbare Erkundung des Feindes durch Generalstabsoffiziere und rascheste Ortsveränderung auch höherer Führer. Feldmarschall Moltke würde sich, hätte er die heutigen Verkehrsmittel zur Verfügung gehabt, in kürzester Frist in entscheidenden Augenblicken persönlich auf die Kriegsschauplätze im Norden und an der Loire haben begeben können, ohne seinen Dienst an der Zentralstelle wesentlich zu versäumen.

Die Luftschiffahrt ist zugleich berufen und befähigt, der Aufklärungstätigkeit der Kavallerie vorzuarbeiten und sie zu ergänzen. Gerade in den ersten Stadien eines Krieges, während deren gute Aufklärungsergebnisse von besonders entscheidender Wichtigkeit sind, wird es den Luftfahrzeugen möglich sein, über die feindlichen Sicherheitstruppen hinweg Einsicht in die Gruppierung der feindlichen Heereskräfte, womöglich schon während des Aufmarsches, zu gewinnen und damit der eignen Heeresleitung die wesentlichsten Dienste zu leisten. Zugleich werden sie für die Kavallerie die Grundlagen zu weiterer und genauerer Aufklärung schaffen und ihr die Richtungen angeben können, in denen sie vorzugehen hat. Von einem engen Zusammenarbeiten beider Waffen wird im Zukunftskriege der Erfolg der Aufklärung abhängen, worauf ich schon wiederholt in meinen Fachschriften hingewiesen habe.

Zweifellos muß daher der Luftschiffahrt eine hohe Bedeutung für den Zukunftskrieg beigemessen werden, und diese Bedeutung steigert sich noch, wenn man erwägt, daß die Luftflotte auch als Kampftruppe wird verwendet werden können. Nicht nur wird man imstande sein, von den Flugmaschinen aus das Artilleriefeuer gegen verdecktstehende Ziele zu beobachten und durch Korrektur wirksam zu machen, sondern der Technik wird es in absehbarer Zeit gelingen, die verschiedenen Luftfahrzeuge derart zu konstruieren, daß sie größere Mengen Sprengstoffe mit sich führen und auch aus erheblicher Höhe, wenigstens gegen größere Ziele erfolgreich werden werfen können. Vielversprechende Versuche in dieser Richtung sind schon wiederholt gemacht worden.

Ob dabei den Luftschiffen oder den Flugmaschinen der Vorzug zu geben ist, oder ob die höchste Leistungsfähigkeit durch das Zusammenwirken beider Systeme angestrebt werden muß, wird von Fachleuten entschieden werden müssen und zum Teil auch von der weiteren Entwicklung der Technik abhängen. Zweifellos aber ist es, daß die Luftflotte bei ihrer Tätigkeit mit den Abwehrmaßregeln des Feindes zu rechnen haben wird: mit den Ballonkanonen, die heute bereits einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht haben, und mit der feindlichen Luftflotte, die die gleichen Ziele verfolgt wie sie selbst. Diese Gegenwirkung wird aller Wahrscheinlichkeit nach zu erbitterten Kämpfen in der Luft führen, die wie die Reiterschlachten vor allem den Anfang jedes großen Krieges kennzeichnen werden. Nur die siegreiche Partei wird in der Lage sein, ihre Aufklärungs- und

Digitized by Google

Kampfzwecke in vollem Maße durchzuführen. Die Aufgabe der Zukunft besteht daher darin, die Luftflotte von vornherein im Hinblick auf diesen Kampf auszubauen und nicht nur ihre Flugleistungen nach Möglichkeit zu steigern, sondern auch ihr eine starke Offensivkraft zu verleihen und das Zusammenarbeiten größerer Luftgeschwader taktisch vorzubereiten. Dieses Ziel muß von vornherein fest im Auge behalten werden, wenn große Erfolge auch im Kampf erzielt werden sollen. Das aber ist dringend wünschenswert; denn die technische Entwicklung des modernen Waffenwesens stellt besonders an die Infanterie die allerhöchsten Anforderungen; es ist Pflicht, ihr auf jede nur denkbare Weise ihre schwere Aufgabe zu erleichtern. Besonders beim Angriff bedarf sie nicht nur großer numerischer Ueberlegenheit, sondern auch der Unterstützung aller Hilfswaffen, wenn Erfolg soll erzielt werden können.

Die Verbesserung des Infanteriegewehrs kommt nämlich vor allem der Verteidigung zugute; ebenso die Einführung der Maschinengewehre, deren Bedeutung für den Angriff bei uns in Deutschland sehr wesentlich überschätzt wird. Um so mehr bedarf die Angriffsinfanterie, um die hiermit gegebenen Nachteile auszugleichen, äußerer Unterstützung. Diese wird zunächst durch die Artillerie geleistet werden. Sie ist gegen die Verteidigungsartillerie im Vorteil, weil sie gegen feststehende Ziele schießen kann, was besonders auch für die schwere Artillerie des Feldheeres von wesentlicher Bedeutung ist; diese kann infolgedessen als eine spezifische Angriffswaffe bezeichnet werden. Dann wird auch die Kavallerie versuchen müssen, auf dem Entscheidungsfelde einzugreifen, indem sie zum mindesten ihre Feuerkraft — Artillerie, Maschinengewehre und Karabiner — in Flanke und Rücken des Gegners einsetzt, dessen Artillerie und Munitionsstaffeln und dessen Reserven auf sich zu ziehen sucht. Endlich wird es von wesentlichem Vorteil sein, wenn von der Luft aus die angegriffene Stellung mit Sprengkörpern beworfen wird, gegen die alle Deckungen illusorisch werden, und die vor allem die etwa vorhandenen feindlichen Reserven treffen können.

Darauf wird es ja überhaupt im nächsten Kriege ankommen, die Offensivkraft der Truppe auf jede nur mögliche Weise zu stärken; denn je größer die Heere werden, je lockerer infolgedessen die Massen gefügt, je schwieriger alle operativen Bewegungen durchzuführen sind, je komplizierter der Heeresapparat ist, und je größer infolgedessen die Verwirrung werden muß, wenn dessen systematisches Funktionieren gestört wird: desto größer sind die operativen Vorteile, die der Angriff gewährt; desto folgenreicher und entscheidender gestaltet sich der Angriffssieg, der den ganzen planmäßigen Apparat des feindlichen Heeres zerstört und den Gegner zu unvorbereiteten Bewegungen zwingt, die mit modernen Massen außerordentlich schwierig durchzuführen sind. Die Zustände auf dem Schlachtfelde von Mukden liefern hierfür ein redendes Beispiel; sie würden, soweit sich die Dinge heute übersehen lassen, zur völligen Vernichtung der russischen Armee geführt haben, wenn die Japaner nicht ihrerseits am Ende ihrer Kraft gewesen wären.

Die Truppe zur Offensive zu erziehen und auszurüsten, wird damit zur

Digitized by Google

Hauptaufgabe der Heeresleitung im Frieden. Ihr gegenüber aber muß in ernstester Weise darauf hingewiesen werden, daß — wenn die technischen Errungenschaften der Neuzeit der Kriegführung machtvolle Hilfsmittel zur Verfügung stellen — sie doch anderseits an die geistigen, physischen und moralischen Eigenschaften des Soldaten sehr erhöhte Anforderungen stellen.

In erster Linie ist für den obersten Feldherrn die Schwierigkeit ungeheuer gewachsen; gilt es doch ein Millionenheer einheitlich zu leiten, das jeden einzelnen Tag auf das richtige Funktionieren zahlreicher Eisenbahnen, Kraftwagen- und Zugtierkolonnen sowie komplizierter technischer Verständigungsmittel angewiesen ist; gilt es doch, nirgends Anforderungen zu stellen, die der Natur der Sache nach nicht geleistet werden können, und dennoch das denkbar höchste zu leisten. Die Anordnung des Aufmarsches ist dabei noch das wenigste: das ganze System moderner Heeresbewegungen den Wechselfällen des Krieges dauernd anzupassen, darin besteht die hauptsächlichste Schwierigkeit. Auch die untern Führer, die Armee- und Korpskommandeure, können nicht mehr, wie früher doch meistens der Fall war, nach einfach auszuführenden Direktiven und Befehlen handeln. War schon 1870/71 eine große Selbständigkeit dieser Stellen notwendig, so wird das in Zukunft trotz aller technischen Verständigungsmittel in noch höherem Maße der Fall sein, da Massen und Räume gewachsen sind und die Lage im einzelnen daher weniger noch als früher an der leitenden Stelle übersehen werden kann. Der Versuch, von oben her bis ins einzelne gehende Befehle zu geben, würde heute mehr wie je zu verderblichen Folgen führen. Anderseits dürfen die Unterführer keine Maßregeln treffen, die mit den Absichten der höheren Leitung im Widerspruch stehen, wie Steinmetz zu Beginn des Feldzuges 1870; sondern selbständiges Handeln im Sinne der höheren Führung, lautet die unbedingte Forderung des modernen Krieges. Das gleiche aber gilt von allen unteren Führern, besonders auch im Gefecht. Für den Kampf selbst muß sogar verlangt werden, daß jeder einzelne Mann selbständig im Sinne des taktischen Gedankens handelt, vom Geschütz- und Patrouillenführer bis zum einzelnen Musketier, denn auf das Funktionieren des Befehlsmechanismus kann im Feuersturm des modernen Gefechtes nicht gerechnet werden. Nicht nur der Fernsprecher wird in den näheren Gefechtsentfernungen völlig versagen, sondern auch die persönliche Einwirkung der Vorgesetzten. Nur noch das persönliche Beispiel wird [illegible]

Und nun die [illegible]anstrengungen! Größere Marschleistungen wie je zuvor werden von [illegible]erie gefordert werden müssen, da alle Entfernungen nicht nur infolge [illegible]en, sondern auch als Folgeerscheinung der räumlich gesteigerten Waffenwirkungen gewachsen sind.

Werden doch heute von der Artillerie Schußweiten von 10 bis 12 Kilometern erreicht, und auch die Wirkung des wirksamen Infanteriefeuers beginnt schon auf 2000 bis 2500 Meter. Darin beruht vor allem die physische Erschwerung des [illegible]. Die [illegible]faltung und Entwicklung muß viel früher beginnen als bisher.

Digitized by Google

Erst muß die lange Zone des Artilleriefernfeuers überwunden werden; dann erst beginnt der eigentliche Angriff. Laufend und kriechend, zugleich selbst feuernd muß der Infanterist den ganzen vom Schrapnell- und Infanteriefeuer bestrichenen Raum überwinden und zuletzt noch die Kraft zum Sturmlauf einzusetzen vermögen. Das ist an und für sich eine ungeheure physische Leistung. Dazu aber kommt noch der notwendige Aufwand von moralischer Kraft. Allein auf die eigne Energie angewiesen, muß der Infanterist den Siegeswillen behaupten durch alle Schrecknisse der Schlacht, und immer von neuem vorspringend Hunderte von Malen von neuem die ungedeckte Brust dem Regenschauer der feindlichen Geschosse darbieten. Vorwärts an den fast unsichtbaren Feind ist der einzige Gedanke, der ihn beseelen darf; hier und da nur stärkt ihn das Beispiel seiner vorwärtsstürmenden Vorgesetzten. Der Artillerist anderseits muß stehend und arbeitend stundenlang der Gefahr des Kampfes trotzen, während nicht nur der Regen der Schrapnellkugeln dauernd über ihn niedergeht, sondern auch die Granaten der schweren feindlichen Artillerie erschütternde und vernichtende Wirkungen um ihn her hervorbringen. Auch der Kavallerist ist heute erhöhten Gefahren ausgesetzt und kann die ihm zufallenden Aufgaben nur unter gesteigerten Schwierigkeiten leisten. Zunächst muß er in Zukunft vielfach zu Fuß mit dem Karabiner fechten unter den gleichen Verhältnissen wie der Infanterist, dann wird auch eine erfolgreiche Attacke gegen Feuerwaffen meist ungleich schwerere Opfer fordern wie jemals früher; endlich ist auch das Erkunden des Feindes durch die weittragenden Feuerwaffen und das rauchschwache Pulver auf das äußerste erschwert. Und nun gar die Luftschiffertruppen! Sie gehen hoch in den Lüften einem Kampfe entgegen, in dem es gewiß nur wenige Verwundete geben wird, sondern fast nur Tote, und ungeheure Anforderungen werden an die Kaltblütigkeit, die Entschlossenheit und den Todesmut dieser Truppen gestellt werden müssen. Große geistige Spannkraft wird auch die taktische Führung der Luftgeschwader fordern.

Wenn man alle diese erhöhten Anforderungen übersieht, die im wesentlichen als mittelbare oder unmittelbare Folge der modernen Kriegstechnik betrachtet werden müssen, so wird man sich der Einsicht nicht verschließen können, daß die Friedensausbildung ihnen in vollem Maße Rechnung tragen muß, wenn die Truppe ihnen vor dem Feinde gerecht werden soll.

Der Routinier, der gewöhnliche Praktiker kann als höherer Truppenführer heute nicht mehr in Betracht kommen. Gründliche fachwissenschaftliche Ausbildung muß mit dem praktischen Können Hand in Hand gehen, wenn der Offizier den Aufgaben des modernen Krieges gerecht werden will. Auch muß er zum selbständigen Urteilen und Handeln erzogen sein, und den Zusammenhang der Ereignisse übersehen, um zweckmäßig im Geist des leitenden Gedankens eingreifen zu können.

Ebenso müssen bei den unteren Chargen, ja sogar beim Manne in Reih und Glied Geist und Charakter derart ausgebildet werden, daß auch diese Leute ihren Platz im Gefecht *selbständig* ausfüllen können. Gewiß muß der Be-

Digitized by Google

fehlsorganismus so entwickelt sein, daß er möglichst lange zu funktionieren vermag; doch darf man sich darüber nicht täuschen, daß im heutigen Gefecht mehr wie jemals früher die Persönlichkeit entscheidet, und daß es daher vor allem darauf ankommt, Männer zu erziehen, die nicht nur den Willen haben, jeder an seinem Platze Großes zu leisten, sondern auch die sittliche Kraft, diesen Willen durch alle Gefahren und Anstrengungen des Gefechts zu behaupten und mit ihrem Blute zu besiegeln.

Sehr wohl kann daher die Frage aufgeworfen werden, wie das in einer kleinen Schrift „Dreiteilung der Armee" ja bereits geschehen ist, ob angesichts der gesteigerten geistigen und moralischen Anforderungen, die durch die modernen Waffenwirkungen bedingt sind, unsre heutige zweijährige Dienstzeit genügt, um solche Männer heranzubilden? Ob sie genügt, Geist und Charakter derart zu durchdringen, daß auch der Reservist und Landwehrmann noch zu großen militärischen Leistungen befähigt bleibt, oder ob es nicht zweckmäßiger wäre, dem Beispiel Frankreichs zu folgen und die Dienstzeit wieder zu verlängern? Das ist eine Frage, die ernstlichster Erwägung bedarf, und jedenfalls nicht von finanziellen Bedenken abhängig gemacht werden sollte.

Neben dieser Frage der Dienstzeit drängt sich jedoch noch eine andre auf, deren Wichtigkeit nicht unterschätzt werden darf, die Frage der Jugenderziehung als Vorbildung für den militärischen Dienst. Die Vereine, die es sich zur Aufgabe machen, die schulentlassene Jugend in ihren freien Stunden militärisch vorzubereiten und geistig im soldatischen Sinn zu beeinflussen, sind von diesem Gesichtspunkt aus mit Freuden zu begrüßen: Das hauptsächlichste auf diesem Gebiet aber muß durch die Schule selbst geleistet werden. Vor allem kommt hier die Volksschule in Betracht. Sie leistet heute so gut wie nichts in der Entwicklung von Vaterlandsliebe und individuellen Charakteren. Hier ist eine durchgreifende Reform dringend vonnöten und sollte mit allen Mitteln erstrebt werden. Im gleichen Sinne müßte sich dann die Fortbildungsschule anschließen. Entwicklung der Vaterlandsliebe, starker Individualitäten und tätiger opferfreudiger staatlicher Gesinnung müßten die leitenden Gesichtspunkte für die gesamte Jugenderziehung sein. Auf solcher Grundlage ließe sich die militärische Fachausbildung ganz anders durchführen, als es bei der heutigen Volkserziehung möglich ist, und die taktische Leistungsfähigkeit der Truppe würde sehr wesentlich erhöht werden. Auf diesem Gebiete hätte die Verwaltung des Unterrichtswesens eine schöne und dankbare Aufgabe zu lösen, der sie sich leider völlig zu versagen scheint.

Mit dem Bestreben, das geistige und sittliche Niveau der Mannschaften und des Unteroffizierkorps nach Möglichkeit zu heben, muß naturgemäß die Fürsorge dafür Hand in Hand gehen, daß auch die Leistungsfähigkeit des Offizierkorps in immer steigendem Maße entwickelt wird. Eine erweiterte Ausbildung, in erster Linie auf der Kriegsschule, dann aber auch innerhalb der Regimenter selbst, ist hier schon durch die notwendige Kenntnis aller modernen Kriegsmittel bedingt, wie sie die heutige Technik in den Dienst der Heeresleitung gestellt hat. Dieser

Digitized by Google

Zweck kann nur durch positiven Unterricht, nicht aber durch systemlose Winterarbeiten und Vorträge erreicht werden. Neben solcher reinen Fachausbildung sollte der Krieg aber auch von höheren Gesichtspunkten aus gelehrt werden, denen alle praktischen Errungenschaften sich unterzuordnen haben: Als eine soziale Notwendigkeit, als eine sittliche Forderung und als eine künstlerische Tat.

Heute ist die Kriegsakademie nur eine Vorbereitungsschule für den Generalstab, auf der der Offizier neben den Grundsätzen der Truppenführung auch die kriegsmäßige Verwendung aller Neuerrungenschaften der Technik lernt. Daneben brauchen wir, wie mir scheinen will, eine wirkliche freie Akademie der Kriegskunst, auf der führende Geister nicht nur die Jugend, sondern auch höhere Offiziere für die höchsten Aufgaben des Krieges heranzubilden suchen, die nur geleistet werden können in geistiger und sittlicher Freiheit, wie sie allen großen Soldaten eigen gewesen ist, wie sie besonders die großen deutschen Feldherrn gekennzeichnet hat.

Es ist — wie die Geschichte uns lehrt — kein Glück für ein Volk, wenn ihm bei steigendem Wohlstand ein allzulanger Frieden beschieden ist, in dem die männlichen Eigenschaften nur allzuleicht erschlaffen, während die fortwährende Vervollkommnung der Kriegsmittel sie gerade in gesteigertem Maße fordert.

Wo aber eine solche Friedensperiode ertragen werden muß, da sollte man mit allen Mitteln bestrebt sein, durch Erziehung und militärische Ausbildung die kriegerischen Instinkte und Tugenden im Volke lebendig zu erhalten und zu entwickeln, die Vaterlandsliebe zu fördern im Gegensatz zu egoistischer Genußsucht und perversen Utopien, wie wir sie heute überall emporwuchern sehen, und den nationalen Stolz zu erwecken. Nur wo solche Kräfte walten und bewußt erhalten werden, kann man darauf rechnen, daß sich ein Volk in entscheidender Stunde allen Gefahren gewachsen zeigt und im Kampfe um seine höchsten Güter siegreich besteht.

Wehe aber dem Volke, das den Segnungen des Friedens erliegt. Ihm werden auch die vollendetsten Kriegsmittel, die die Technik zu ersinnen vermag, nicht zum Siege verhelfen, es nicht vor der Niederlage bewahren; denn im Kriege entscheidet in letzter Linie die sittliche Kraft. Sie beherrscht auch das Gebiet des Geistes.

Digitized by Google

Die Bedeutung der neuzeitlichen Kolonisation für die europäischen Völker

Von

Carl v. Stengel, Professor der Rechte

I

Die Zeit vom Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart nennt man die „neue Zeit", um dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß gegenüber dem Mittelalter ein neuer Abschnitt in der geistigen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklung der europäischen Völker um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts eingetreten ist.

Zunächst haben schon verschiedene noch im Mittelalter gemachte Erfindungen wie die des Kompasses (1310), und die beiden in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts fallenden Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst im wirtschaftlichen und geistigen Leben, dann in der Kriegführung und damit im politischen Leben bedeutsame Umwälzungen hervorgerufen.

Dazu kam das gewaltige Ereignis der Reformation im sechzehnten Jahrhundert, welches die religiösen und kirchlichen Verhältnisse in Europa völlig umgestaltete, das gesamte geistige Leben in jeder Hinsicht auf das stärkste beeinflußte und, wie bekannt, auch in den politischen Verhältnissen der europäischen Staaten grundlegende Veränderungen hervorrief.

Endlich haben die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seewegs nach Indien im wirtschaftlichen, politischen und geistigen Leben der europäischen Völker eine Umwälzung bewirkt, deren Bedeutung nicht immer klar erkannt wird.

Die Entdeckung von Amerika wie die Auffindung des Seewegs nach Indien ist dem Streben der südeuropäischen Völker zuzuschreiben, einen Weg zu finden, auf dem sie leichter als zu Lande zu den Schätzen Indiens gelangen könnten.

In welchem Maße dieser Wunsch in Erfüllung ging, ist hier zunächst gleichgültig. Dagegen ist hervorzuheben, daß die beiden angegebenen Ereignisse und die später erfolgte Entdeckung von Australien Grund und Anlaß waren, daß die maßgebenden seefahrenden Völker der damaligen Zeit, die Portugiesen, Spanier, Holländer, Franzosen und Engländer in Amerika, Ostasien, Australien und Afrika eine Reihe umfangreicher überseeischer Kolonien gründeten. Indem sie dies taten, folgten sie dem in jedem aufstrebenden Volke, namentlich jedem an Seefahrt und Handel beteiligten Volke innewohnenden Drange nach Erweiterung seines wirtschaftlichen Einflusses und Vergrößerung seiner politischen Machtsphäre.

Roscher[1]) führt unter den Haupturſachen der Kolonisation auch die

[1]) Roscher und Jannasch, Kolonien, Kolonialpolitik usw. 3. Aufl. S. 45.

Digitized by Google

religiöse Begeisterung auf und weist darauf hin, daß, wie schon im Altertum, häufig religiöse Motive bei Gründung von Kolonien mitgewirkt haben, auch nach Entdeckung der Neuen Welt bei den kolonialen Unternehmungen der Spanier und Portugiesen vielfach der Golddurst des erwachenden Merkantilsystems und der ritterlich fromme Bekehrungseifer des damaligen Katholizismus parallel gegangen seien. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß bei der spanischen und portugiesischen Kolonisation religiöse Motive mitgewirkt haben,[1]) wie dies, wenn auch in andrer Weise, bei der Gründung englischer Kolonien in Nordamerika der Fall war, in die die im Mutterlande aus konfessionellen Gründen bedrängten Dissidenten und Katholiken auswanderten. Jedenfalls standen aber die wirtschaftlichen und politischen Gründe, welche für die Erwerbung überseeischer Kolonien sprechen, als die nächstliegenden bei allen Völkern in erster Linie.

Schon in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts machten die Portugiesen unter Leitung des Prinzen Heinrich des Seefahrers (gest. 1460) die ersten Entdeckungsfahrten und erhielten im Jahre 1441 durch eine Bulle des Papstes Eugen IV. den Besitz aller Länder zwischen Kap Bogador und Indien zugesprochen. Im Jahre 1486 erreichte Bartholomao Diaz das Kap der „Guten Hoffnung", das Vasco de Gama 1497 umsegelte und 1498 nach Calicut an die Küste Malabar gelangte. Damit war der Seeweg nach Ostindien gefunden![1])

Gleichzeitig mit den Portugiesen traten die Spanier als Bewerber um die neuentdeckten bzw. zu entdeckenden Länder auf. Im Jahre 1492 schloß die spanische Krone einen Vertrag mit dem Italiener Christoph Kolumbus, der, nach Westen fahrend, ebenfalls nach Indien gelangen sollte, am 12. Oktober 1492 aber die Insel Guanahani und damit einen neuen Weltteil „Amerika" entdeckte.

Bald nach der Rückkehr des Kolumbus von dieser seiner ersten Entdeckungsreise erwirkte die spanische Krone von Papst Alexander VI. die berühmte Bulle vom 4. Mai 1493,[3]) durch welche der Papst eine Teilung der „Neuen Welt" zwischen Portugal und Spanien in eine östliche und westliche Hälfte vorzunehmen suchte. Da sich Portugal durch die Bulle, die nichts weniger als klar abgefaßt war, benachteiligt fühlte, beschwerte es sich über dieselbe und einigte sich schließlich mit Spanien in dem im Jahre 1506 von Julius II. bestätigten Vertrag von Tordesillas vom 7. Juni 1494 über eine neue Grenzlinie, deren Festsetzung übrigens auch zu allerlei Zweifeln Anlaß gab, so daß die Streitigkeiten zwischen Spanien und Portugal über die in ihre beiderseitigen Interessensphären fallenden

---

[1]) Vgl. darüber Roloff, Geschichte der europäischen Kolonisation seit der Entdeckung Amerikas, S. 18 ff. und 41 ff.

[2]) Vgl. Köbner, Einführung in die Kolonialpolitik (1908) S. 26 ff. — Stengel, Die deutschen Schutzgebiete (1898), S. 21 ff. und 29 ff. — Roloff, a. a. O., S. 13 ff.

[3]) Gourd, Les chartes coloniales, I, S. 199 ff. — Zimmermann, Kolonialpolitik (1905), S. 31 ff. — Daß der Papst diese Teilung der „Neuen Welt" vornahm, hatte seinen Grund in der damaligen Stellung desselben und war dadurch veranlaßt, daß man erwartete, es werde gelingen, die Bewohner der neuentdeckten Länder dem Christentum zu gewinnen.

Digitized by Google

Länder und Gebiete nicht aufhörten, bis schließlich die ganze päpstliche Teilung durch das kolonisatorische Vorgehen der Holländer, Engländer und Franzosen im wesentlichen gegenstandslos wurde, da sich diese Völker um die von den Päpsten vorgenommene Teilung der Neuen Welt nicht kümmerten.

Die Spanier, die im Jahre 1521 Mexiko, 1533 Peru und bald darauf Chile in Besitz nahmen, entwickelten ihre kolonisatorische Tätigkeit hauptsächlich in Mittelamerika und an der Westküste und Nordküste von Südamerika, in welchen Gebieten sie ein großes Kolonialreich gründeten, das auch einen Teil der Antillen umfaßte, während sie in Nordamerika Florida erwarben.

Portugal, dem es vor allem um den gewinnbringenden Handel mit Indien zu tun war, legte zum Schutze seines Handels in Ostafrika (Mosambik), teilweise auch in Westafrika, dann in Indien eine Reihe befestigter Faktoreien und Flottenstützpunkte an, entwickelte aber auch kolonisatorische Tätigkeit, namentlich in Brasilien, von dem es im Jahre 1500 Besitz ergriff.

Neben den Spaniern und Portugiesen beteiligten sich vom sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ab am überseeischen Handel und an der Gründung von überseeischen Kolonien namentlich auch die Holländer, Franzosen und Engländer.

Die Holländer erwarben im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ausgedehnte Kolonien, namentlich gründete die im Jahre 1602 errichtete Niederländische Kompanie im ostindischen Archipel ein großes Kolonialreich, das auch Ceylon und das Kapland umfaßte. Holland mußte aber infolge der napoleonischen Kriege im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts einen großen Teil seiner Kolonien, darunter das Kapland und Ceylon, an England abtreten. Immerhin sind noch die etwa $1^1/_2$ Millionen Quadratkilometer mit gegen 30 Millionen Einwohner umfassenden ostindischen Kolonien, dann einige kleinere westindische Inseln und in Südamerika Surinam und Guyana holländischer Besitz.

Ein gewaltiges Kolonialreich besaß Frankreich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. In demselben gehörten in Nordamerika: Kanada, Louisiana und das ganze Flußgebiet des Mississippi. Dazu kamen in Ostindien umfangreiche Besitzungen, die die Compagnie des Indes orientales namentlich unter ihrem tüchtigen Gouverneur Dupleix (gest. 1764) erworben hatte. Außerdem besaß Frankreich noch Kolonien in Westindien (Antillen), im Indischen Ozean und auch in Afrika.

Fast der ganze Kolonialbesitz Frankreichs ging aber infolge unglücklicher Kriege, die es in der zweiten Hälfte des achtzehnten und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts in Europa führte, an England verloren, so daß nach dem Pariser Frieden (1814) Frankreich nur ein kleiner, fast vergessener Rest seines früheren Kolonialreichs verblieben war.

Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts haben aber die Franzosen aufs neue ihre kolonisatorische Befähigung bewiesen, indem sie durch Abschluß von Protektoratsverträgen wie durch Besitzergreifung herrenloser Gebiete in Afrika, Asien und Australien wieder ein großes Kolonialreich gegründet haben.

In Asien besitzt Frankreich Indochina, Annam, Kambodscha, Kochinchina,

Digitized by Google

Tonking usw., in Afrika Algier, Französisch-Kongo, Madagaskar, Tunis, Französisch-Westafrika (Senegal, Guinea, Elfenbeinküste, Dahome usw.). Zu diesen älteren Besitzungen ist in der neuesten Zeit das Protektorat über Marokko hinzugekommen. In Amerika hat Frankreich nach dem Verlust von Kanada noch die kleinen Inseln Guadaloupe, Martinique, St. Pierre und Miquelon und Französisch-Guyana (Cayenne) in Besitz. Von den Kolonien in der Südsee sind von Bedeutung namentlich Neukaledonien und Tahiti. Der französische Kolonialbesitz umfaßt gegenwärtig — ohne Marokko — zirka 6 Millionen Quadratkilometer mit gegen 50 Millionen Einwohnern.

Von besonderem Werte ist für Frankreich, daß die nordafrikanischen Kolonien in unmittelbarer Nähe des Mutterlandes liegen.

Im siebzehnten Jahrhundert hatte Spanien in seinen amerikanischen Kolonien einen Besitz, der die bescheidenen, wenn auch zukunftsreichen englischen Kolonien in Nordamerika weit überragte, wie auch das unerhörte, freilich aber nicht nachhaltige Aufblühen der Niederländisch-Ostindischen Gesellschaft die Bemühungen der Engländer, in Ostindien Fuß zu fassen, in den Schatten stellte.[1])

Im achtzehnten Jahrhundert noch schien es, als ob die kühnen und erfolgreichen französischen Abenteurer in Louisiana an den großen nordamerikanischen Seen wie im Flußgebiete des Mississippi und Ohio und in Asien an den Ufern des Ganges das koloniale Uebergewicht ihres Vaterlandes über die englischen Rivalen herbeiführen würden; aber schon im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts und noch mehr im neunzehnten wendete sich das Blatt zugunsten Englands, und England wurde zur ersten Kolonialmacht der Welt, trotzdem es in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die von Engländern gegründeten nordamerikanischen Kolonien verlor, ein Ereignis, das bei vielen, wenn auch mit Unrecht, Zweifel an der kolonisatorischen Befähigung des englischen Volkes entstehen ließ.

Nachdem die Spanier und Portugiesen fast ganz Mittelamerika und Südamerika für sich mit Beschlag belegt hatten, darunter namentlich auch Gebiete, welche wegen der Ausbeute an Edelmetallen besonders verlockend waren, war England bei seinem kolonisatorischen Vorgehen in Amerika auf Nordamerika angewiesen, das zunächst sehr wenig zu bieten schien. In Wirklichkeit erwies sich aber die Kolonisation von Nordamerika als im höchsten Grade vorteilhaft für die angelsächsische Rasse, weil in Nordamerika Ansiedelungskolonien möglich waren, die die Niederlassung von Hunderttausenden von Weißen gestatteten, zumal die nicht sehr zahlreichen Eingeborenen der Vermehrung der weißen Bevölkerung keinen so großen Widerstand entgegensetzte wie die zahlreiche Bevölkerung in andern, namentlich tropischen Kolonien, wo auch das Klima der Ansiedelung einer zahlreichen weißen Bevölkerung Hindernisse in den Weg legte. England hat allerdings, wie schon bemerkt, die ersten in Nordamerika gegründeten Kolonien, die zwölf sog. Neuenglandstaaten, die die Grundlage der heutigen

---

[1]) Leroy-Beaulieu, La colonisation chez les peuples modernes. 5. Auflage, S. 325 ff.

Digitized by Google

Union bilden, wieder verloren, da sich dieselben im Jahre 1776 vom Mutterlande losrissen und unabhängig erklärten, die kurz vorher (1763) von Frankreich erworbene große Kolonie Kanada sowie verschiedene andere in Amerika gelegene Kolonien, wie Neufundland, Jamaika usw., blieben aber England erhalten.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts gelang es sodann England, seinen Kolonialbesitz sehr wesentlich dadurch zu vergrößern, daß es aus Anlaß der napoleonischen Kriege Frankreich und Holland zwang, ihm in Amerika, Asien und Afrika eine Reihe wertvoller Kolonien, darunter Mauritius, Ceylon und Kapland, abzutreten.

Außerdem war es der im Jahre 1600 gegründeten Britisch-Ostindischen Handelskolonie gelungen, in Indien umfangreiche Besitzungen zu erwerben, aus welchen schließlich das heutige indische Kaiserreich herausgewachsen ist.

Ebenso hat England sofort die Hand auf das Ende des achtzehnten Jahrhunderts entdeckte Australien gelegt, wenn es dort auch zunächst nur eine Strafkolonie gründete. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts hat sich aber herausgestellt, welch wertvoller Besitz Australien ist.

Im neunzehnten Jahrhundert und im Anfange dieses Jahrhunderts hat England endlich insbesondere in Afrika ausgedehnte Kolonien erworben, namentlich am Niger und Benuë, dann Britisch-Ostafrika, Uganda, Rhodesia, Basutoland usw., wie es auch durch Unterwerfung der Burenstaaten die Kapkolonie erheblich vergrößerte. Das Anwachsen des Kolonialbesitzes Englands im neunzehnten Jahrhundert ist um so bemerkenswerter, als in der Mitte dieses Jahrhunderts in England in weiten Kreisen, namentlich auch bei den an der Spitze der Regierung stehenden Männern die Ansicht zur Geltung gelangt war, die Kolonien seien eine Last, die man möglichst bald abschütteln müsse.[1]) Gegenwärtig denkt aber in England niemand mehr an ein Aufgeben der Kolonien, die man vielmehr so viel als tunlich an das Mutterland zu ketten sucht, da Englands Weltmachtstellung auf seinem riesigen Kolonialbesitz beruht. Der englische Kolonialbesitz umfaßt zurzeit in allen Weltteilen zirka 30 Millionen Quadratkilometer mit fast 350 Millionen Einwohnern, darunter das große indische Reich mit ungefähr 4 800 000 Quadratkilometern und etwa 295 Millionen Einwohnern.

Während Spanien und Portugal, Frankreich, England und Holland seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in überseeischen und kolonialen Unternehmungen wetteiferten, und durch diese Unternehmungen ihre wirtschaftliche und politische Macht vermehrten, blieben Italien und Deutschland von der Teilung der „neuen Welt" ausgeschlossen. Der Grund für diese Erscheinung lag für beide Völker in der politischen Ohnmacht, in der sich dieselben im Zeitalter der Entdeckungen und der Gründung überseeischer Kolonien befanden.

Italien bildete damals überhaupt keinen einheitlichen Nationalstaat, sondern zerfiel in eine Anzahl kleinere und größere Staatswesen, von denen einzelne

---

[1]) Weismann, Englische Kolonialpolitik im neunzehnten Jahrhundert. Zeitschrift für Kolonialpolitik usw. VI (1904), S. 14 ff. — Roloff, a. a. O., S. 183 ff.

Digitized by Google

zwar, wie Venedig und Genua, eine gewisse Bedeutung in bezug auf Handel und Schiffahrt hatten, aber doch nicht die Macht besaßen, um sich auf weitaussehende koloniale Unternehmungen einzulassen.

Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation stellte sich zwar äußerlich als ein einheitlicher Staat dar, zerfiel aber tatsächlich in eine Anzahl mehr oder weniger selbständiger Territorien, die durch keine starke Zentralgewalt zusammengehalten waren, ohne welche von einem Staatswesen eine erfolgreiche Kolonialpolitik nicht getrieben werden kann, und die im Mittelalter so machtvolle Hansa, die Jahrhunderte hindurch in der Ostsee und Nordsee herrschend gewesen war, war Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nicht mehr stark genug, um den Mangel einer solchen Zentralgewalt zu ersetzen.

Von den deutschen Territorien hat lediglich Brandenburg-Preußen im siebzehnten Jahrhundert unter dem Großen Kurfürsten den Versuch gemacht, Kolonialpolitik zu treiben und an der Westküste von Afrika (Guinea) einige kleine Besitzungen zu erwerben; es hatte aber für sich allein nicht die Kraft, das Erworbene festzuhalten und fand auch im Reiche für seine Bestrebungen keinerlei Unterstützung.[1])

Erst nachdem das deutsche Volk im neuen Deutschen Reiche wirtschaftlich und politisch geeinigt war, hatte es die Kraft, Kolonialpolitik zu treiben und die Schutzgebiete in Afrika, in der Südsee und in Ostasien zu erwerben, auf deren Besitz zum großen Teile die Weltmachtstellung des Deutschen Reiches beruht.[2])

Ebenso hat Italien erst, nachdem es seine nationale Einigung erlangt hatte, daran denken können, Kolonialpolitik zu treiben, an der Ostküste von Afrika, bzw. am Roten Meer, Kolonien zu erwerben und namentlich die Hand auf Tripolis zu legen, dessen Besitz für Italiens Stellung im Mittelmeere von der größten Bedeutung ist.

Auch Belgien ist in der jüngsten Zeit in die Reihe der Kolonialstaaten eingetreten, indem es im Jahre 1908 den Ende des vorigen Jahrhunderts von König Leopold II. gegründeten Kongostaat[3]) sich als Kolonie angegliedert hat.

Die Angliederung des Kongostaats als Kolonie an Belgien durch das Gesetz vom 18. Oktober 1908 war insofern durchaus naturgemäß, als es von Anfang an zweifelhaft erscheinen mußte, ob sich der mit Belgien in Personalunion stehende Kongostaat als selbständiges koloniales Staatswesen ohne jeden Zusammenhang mit einem Mutterlande, an dem er Halt und Stütze fand, erhalten und entwickeln könne. Jedenfalls sind durch die Umwandlung des Kongo-

---

[1]) Vgl. über die interessanten Brandenburg-preußischen Kolonialunternehmungen die Darstellung in meiner Schrift: „Die deutschen Schutzgebiete" (1895), S. 24 ff., und die dort angegebene Literatur.

[2]) Die deutschen Schutzgebiete umfassen ausschließlich des im Jahre 1911 erworbenen Teils des französischen Kongo, zirka 3 Millionen Quadratkilometer, sind also etwa sechsmal so groß wie das Deutsche Reich.

[3]) Descamps, L'Afrique Nouvelle, 1903. — Stengel, Die Kongoakte und der Kongostaat. Revue économique internat., Bd. IV, S. 1 ff.

Digitized by Google

staats in eine belgische Kolonie verschiedene finanzielle und politische Schwierigkeiten beseitigt, mit denen der Kongostaat zu kämpfen hatte. Die Kongokolonie umfaßt etwa 2 Millionen Quadratkilometer; ist also um das Vielfache größer als das kleine Mutterland.

Zu den Kolonialmächten kann man auch Rußland rechnen, das allerdings keine überseeischen Kolonien besitzt, aber in Sibirien und den anstoßenden ostasiatischen Ländern ausgedehnte Grenzkolonien erworben hat.[1])

Schon im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert hat Rußland Sibirien an sich gebracht und ist im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bis an den Stillen Ozean vorgedrungen, indem es Kamtschatka unterwarf. In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat ferner Rußland die Länder jenseits des Kaukasus, die teils unter türkischer, teils unter persischer Hoheit standen, erobert, die Tscherkessen unterworfen, die Turkmenen unter seine Botmäßigkeit gebracht und die Kirgisensteppe sowie Chiwa, Bochara, Turkestan und Samarkant in Besitz genommen.

Sodann ist Rußland gegen das chinesische Reich vorgegangen; es hat im Jahre 1858 von China das Amurgebiet erworben und am Stillen Ozean Wladiwostok zum Stützpunkt gemacht. Es gelang ihm auch, 1898 die Halbinsel Kwantung (Liaotung) pachtweise zu erwerben, auf den es die beiden Häfen Port Arthur und Dalny anlegte. Nach den chinesischen Wirren (1900) behielt Rußland die von ihm besetzte Mandschurei in Besitz und suchte Korea dem Einfluß Japans zu entziehen. Es führte dies zu dem für Rußland unglücklichen Kriege mit Japan (1904/05).

Im Frieden von Portsmouth vom 18. Oktober 1905 mußte Rußland auf seine jüngsten Erwerbungen, namentlich auch auf die Häfen Dalny und Port Arthur und auch die Südhälfte der Insel Sachalin wieder verzichten und Japan in Korea freie Hand lassen.

Trotzdem verfügt Rußland immer noch über einen gewaltigen Besitz in Ostasien, auf dem seine Weltmachtstellung beruht. Rußland sucht auch in Zentralasien immer weiter vorzudringen und namentlich Persien unter seine Herrschaft oder doch seinen politischen Einfluß zu bringen und an den persischen Meerbusen vorzudringen.

Wenn daher Rußland auch keine überseeischen Besitzungen hat, so kann man es doch den Kolonialmächten zur Seite stellen, weil die seinem europäischen Besitze angegliederten Gebiete in einem andern Weltteile liegen, von Völkern einer fremden Rasse bewohnt und besiedelt sind, und, wie schon bemerkt, auf dem asiatischen Kolonialbesitze seine Weltmachtstellung beruht, wie England seine Weltmachtstellung seinen Kolonien verdankt. Rußland hat dabei den Vorteil, daß es nicht wie die andern Kolonialmächte von seinen Kolonien durch das Meer getrennt ist.

Zu den europäischen Kolonialmächten sind in der neuesten Zeit zwei außer-

---

[1]) Köbner, a. a. O., S. 40 f. — Roloff, a. a. O., S. 212 ff.

Digitized by Google

europäiſche getreten: nämlich Japan und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Japan hat im Jahre 1895 nach dem Kriege mit China die an der chineſiſchen Küſte liegende Inſel Formoſa erworben, die den Charakter einer japaniſchen Kolonie hat und auch als ſolche behandelt wird.

Im Frieden von Portsmouth iſt ferner Japan in die ruſſiſchen Pachtrechte hinſichtlich der Halbinſel Kwantung eingetreten. Außerdem hat es über Korea ein Protektorat errichtet, das höchſtwahrſcheinlich zur völligen Unterwerfung dieſes Landes unter japaniſche Herrſchaft führen wird.

Japan iſt ſo ſtark bevölkert, daß es ſchon aus dieſem Grunde nach Landbeſitz auf dem aſiatiſchen Feſtlande ſtreben mußte. Dazu kommt aber noch, daß Japan die von ihm angeſtrebte Vormachtſtellung in Oſtaſien nur erreichen bzw. behaupten kann, wenn es ſich auf umfaſſenden Landbeſitz auf dem Feſtlande ſtützt und namentlich Korea, das der japaniſchen Inſelwelt unmittelbar gegenüber auf dem Feſtlande liegt, in politiſcher und wirtſchaftlicher Hinſicht vollſtändig beherrſcht.[1])

Die Vereinigten Staaten[2]) annektierten im Jahre 1897 Hawai. Infolge des ſiegreichen Krieges mit Spanien (1898) erwarben ſie Portoriko, die Philippinen und die Inſel Guam (Marianeninſeln) und erlangten eine protektoratsähnliche Stellung in Kuba.

Bei der Aufteilung der Samoainſeln im Jahre 1899 erhielten ſie die Inſel Tutuila.

Wie Köbner mit Recht hervorhebt, ſind die bisherigen überſeeiſchen Erwerbungen der Union nicht nur nach ihrem eignen territorialem Werte zu beurteilen, ſondern als Symptome eines planmäßigen Vordringens nach dem Stillen Ozean zu, wie die Vereinigten Staaten auch bei den neueren Vorgängen in Oſtaſien, namentlich bei dem ruſſiſch-japaniſchen Friedensſchluſſe beſtrebt waren, eine maßgebende Rolle zu ſpielen. Es entſpricht dies dem in der Union in der neueſten Zeit zur Geltung gelangten „Imperialismus“, d. h. dem Streben, nicht bloß in ganz Amerika der ausſchlaggebende Faktor zu ſein, ſondern auch in der Weltpolitik womöglich die erſte Stelle einzunehmen, wie dies ſpäter noch genauer auseinanderzuſetzen ſein wird.

Das koloniſatoriſche Vorgehen der Vereinigten Staaten iſt zunächſt inſofern bemerkenswert, als hier eine Kolonialmacht vorliegt, die ſelbſt aus einer ehemaligen überſeeiſchen Kolonie eines europäiſchen Staates entſtanden iſt.

Die Kolonialpolitik der Union beweiſt aber ferner, daß jedes kräftige, an Bevölkerung und Wohlſtand zunehmende Volk den natürlichen Trieb hat, über ſeine Grenzen ſich auszudehnen und ſeine wirtſchaftliche und politiſche Herrſchaft auf andre Gebiete und Völker zu erſtrecken. Der Drang, Kolonien zu erwerben, iſt eben keineswegs, wie bei Beginn der deutſchen Koloniſationsbeſtrebungen vielfach behauptet wurde, eine künſtliche, von einigen Kolonialſchwärmern hervor-

[1]) Köbner, a. a. O., S. 41.
[2]) Köbner, a. a. O., S. 42 f.

Digitized by Google

gerufene Erscheinung, sondern muß als eine soziologische Notwendigkeit in der Weltgeschichte betrachtet werden, denn schließlich ist, wie schon wiederholt von kolonialpolitischen Schriftstellern hervorgehoben wurde, die ganze Erde auf dem Wege der Kolonisation allmählich besiedelt worden.

II

Welche Vorteile in wirtschaftlicher, politischer und sozialer Beziehung für die einzelnen Kolonialstaaten aus ihrem überseeischen Besitz sich ergaben und noch ergeben, ist hier nicht weiter auszuführen. Es genügt die Andeutung, daß die Kolonien, soweit sie Ansiedlungskolonien sind, für das Mutterland als Auswanderungsgebiete in Betracht kommen, soweit sie Handels- und Plantagekolonien sind, die Bedeutung von Bezugsquellen für die sog. Kolonialwaren und verschiedene Rohprodukte, die im Mutterlande benötigt werden, haben, daß in den Kolonien die überschüssigen Kapitalien des Mutterlandes nutzbare Verwendung und die Industrieprodukte des Mutterlandes Absatz finden usw. Ebenso mag nur angedeutet werden, wie sich durch den Besitz überseeischer Kolonien der geistige, politische und wirtschaftliche Gesichtskreis der Bevölkerung der Kolonialstaaten erweitert hat.[1])

Hier handelt es sich vielmehr darum, festzustellen, welche Wirkungen der Besitz überseeischer Kolonien auf die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der europäischen Völker und Staaten überhaupt, nicht bloß auf die Kolonialstaaten gehabt hat und noch fortwährend äußert, und welche Verschiebungen in den gegenseitigen Machtverhältnissen der europäischen Völker durch den Erwerb bzw. Verlust von Kolonien eingetreten ist. Dabei ist vor allem hervorzuheben, daß nur Völker, die eine gewisse nationale Geschlossenheit besaßen und bereits eine maßgebende Stellung im wirtschaftlichen und politischen Leben von Europa einnahmen, Kolonialpolitik treiben konnten, während andre Völker, bei denen diese Voraussetzungen nicht zutrafen, hiervon ausgeschlossen waren, wie dies bei Italien und Deutschland der Fall war. Anderseits ist es ebenso zweifellos, daß die Staaten und Völker, die bei Beginn der Neuzeit in der Lage waren, überseeische Kolonien zu erwerben und sich am Welthandel der damaligen Zeit zu beteiligen, einen nicht hoch genug anzuschlagenden Zuwachs an wirtschaftlicher und politischer Macht erlangten. Man braucht in dieser Hinsicht nur zu beachten, welche Rolle mehrere Jahrhunderte hindurch Spanien auf Grund seines riesigen Kolonialbesitzes in der europäischen Politik spielte, und daß England, das im Mittelalter ein Staat zweiten Ranges war, der sich von der Hansa Vorschriften geben lassen mußte, und daher nicht einmal Herr im eignen Hause war infolge seines über die ganze Welt sich erstreckenden Kolonialbesitzes eine Weltmacht ersten Ranges geworden ist, die namentlich auch in der Weltwirtschaft einen ungeheuren Einfluß ausübt.

---

[1]) Vgl. über die Gründe, aus denen sich weder für Spanien noch für Portugal die Vorteile aus ihren überseeischen Besitzungen ergeben haben, die sich hätten ergeben können. Roloff, a. a. O., S. 48 ff. und 192.

Digitized by Google

Betrachtet man demgegenüber Deutschland, so kann bis ins vorige Jahrhundert an demselben die entgegengesetzte Entwicklung wie in England beobachtet werden.

In der Zeit, in der die Hansa blühte und ihre Flotten die nördlichen Meere beherrschten, besaß Deutschland den ihm gebührenden Anteil am Welthandel und war für denselben, wenigstens soweit er sich in der Nordsee und Ostsee bewegte, geradezu maßgebend. Gegen Ende des Mittelalters war jedoch die Hansa aus verschiedenen Gründen, namentlich aber deshalb von ihrer Machtstellung herabgesunken, weil sie in dem einer kräftigen Zentralgewalt entbehrenden Reiche den Rückhalt nicht fand und nicht finden konnte, der für jede zielbewußte und weitausschauende Handels- und Kolonialpolitik unbedingt notwendig ist. Daher konnte sich auch Deutschland an dem lebhaften Wettbewerb, der im sechzehnten Jahrhundert unter den seefahrenden Nationen von Europa auf dem Gebiete der Kolonialpolitik entbrannte, nicht beteiligen.

Als dann Deutschland durch die Greuel des Dreißigjährigen Kriegs auf lange Zeit zur politischen und wirtschaftlichen Ohnmacht verdammt war, war natürlich für das deutsche Volk jede Möglichkeit geschwunden, auf den genannten Gebieten irgendeine Rolle zu spielen.

Die traurigen Wirkungen der wirtschaftlichen und politischen Ohnmacht Deutschlands seit dem Dreißigjährigen Kriege machten sich bis tief ins neunzehnte Jahrhundert fühlbar. Hervorgehoben mag dabei werden, daß Deutschland in wirtschaftlicher Beziehung in immer größere Abhängigkeit von den Kolonialmächten, namentlich England und Holland, geriet, und daß das deutsche Volk infolge seiner Nichtbeteiligung an der Kolonialpolitik und am Welthandel für die Weltpolitik überhaupt nicht in Betracht kam. Begreiflicherweise ist daher beim deutschen Volke ein Mangel des politischen und wirtschaftlichen Verständnisses für die Dinge, die sich in der weiten Welt abspielten, eingetreten, der noch nicht völlig gehoben ist, während das englische Volk, durch eine jahrhundertelange Kolonialpolitik geschult, ein instinktives Gefühl dafür hat, ob ein Vorgang in der Weltwirtschaft oder Weltpolitik ihm vorteilhaft oder nachteilig ist.

Daß auch kleinere Staaten durch Beteiligung am Welthandel und durch den Besitz überseeischer Kolonien ungemein an Macht gewinnen können, zeigten Portugal und Holland; namentlich war die große Rolle, die Holland eine Zeitlang in der europäischen Politik spielte, lediglich seinem überseeischen Besitz und seinem überseeischen Handel zu danken, welche ihm ermöglichten, eine mächtige Kriegsflotte zu halten, die zeitweise selbst der französischen und englischen überlegen war.

Anderseits beweisen freilich auch Portugal und Holland, daß nur große und starkbevölkerte Staaten die wirtschaftlichen Mittel und den Bevölkerungsüberschuß besitzen, um dauernd eine erfolgreiche Kolonialpolitik zu treiben. Portugal hat den größten Teil seiner Kolonien, darunter namentlich auch das wertvolle Brasilien, verloren, ohne daß es die Möglichkeit gehabt hätte, das Verlorene zu ersetzen, bezüglich des ihm verbliebenen Besitzes ist aber schon

Digitized by Google

wiederholt die Frage der Aufteilung desselben unter andern Kolonialmächten erörtert worden, weil man Portugal nicht zutraut, daß es seine Kolonien dauernd festhalten kann.

Was aber Holland anlangt, so ist ihm zwar noch ein erheblicher Kolonialbesitz verblieben, es hält denselben aber nur mit Mühe fest und verdankt ihn wohl zum Teil der Eifersucht der übrigen Kolonialmächte, da es selbst zu schwach ist, ihn gegen mächtige Kolonialstaaten zu verteidigen.[1])

Wie sehr die Stellung eines Staates in Europa sowohl wie in der ganzen Welt von der Größe und Bedeutung seines Kolonialbesitzes abhängt, beweist Spanien einerseits und England anderseits. Spanien ist dadurch, daß sich die meisten seiner Kolonien im Anfange des vorigen Jahrhunderts vom Mutterlande losrissen, und daß es die wertvollsten der ihm noch verbliebenen Besitzungen (Kuba, Portoriko und die Philippinen) Ende des vorigen Jahrhunderts infolge des Krieges mit den Vereinigten Staaten verloren hat, von der dominierenden Stellung, die es im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts einnahm, herabgesunken und kann kaum mehr als europäische Großmacht, jedenfalls aber nicht mehr als maßgebende Weltmacht in Betracht kommen. England dagegen ist, wie schon hervorgehoben, aus einem Staate zweiten Ranges im Mittelalter gegenwärtig auf Grund seines riesigen Kolonialbesitzes eine der ersten Weltmächte geworden.

Ueberhaupt ist es zweifellos, daß die politische und wirtschaftliche Machtstellung der meisten europäischen Staaten im innigsten Zusammenhang stand und noch steht mit ihrer Beteiligung am Welthandel und der Größe und Bedeutung ihres Kolonialbesitzes.

Wie sehr Welthandel und Kolonialbesitz die politischen Verhältnisse der europäischen Staaten in den letzten vier Jahrhunderten beeinflußt haben, beweist auch der Umstand, daß ein großer Teil der in diesem Zeitraum geführten Kriege ihren Anlaß und ihren Grund in Streitigkeiten über den Besitz von Kolonien und die Beteiligung am Welthandel hatten.

In der Gegenwart aber liegt die Sache so, daß vom Standpunkte der Weltpolitik für eine Großmacht neben einer achtunggebietenden Flotte der Besitz von Kolonien unbedingt notwendig ist, da selbst einer Großmacht, die keine Kolonien besitzt, schon die Legitimation fehlt, um in der Weltpolitik, wie sie jetzt verstanden wird, als maßgebender Faktor mitzusprechen.

Von einer Weltpolitik im heutigen Sinne des Wortes konnte man in früheren Jahrhunderten und auch während des größten Teils des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt nicht sprechen. Die mongolischen Staaten, Japan und China, kamen für die Politik der europäischen Staaten ernstlich gar nicht in Betracht, während von den aus ehemaligen Kolonien europäischer Staaten in Amerika entstandenen Staatswesen die fortwährend durch Bürgerkriege beunruhigten süd-

---

[1]) Ob Belgien in der Lage ist, dauernd die Kongokolonie festzuhalten, muß erst die Zukunft zeigen.

Digitized by Google

amerikaniſchen und mittelamerikaniſchen Republiken keine Rolle ſpielen konnten, und die erſt in der Entwicklung begriffenen Vereinigten Staaten von Nordamerika ſich in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts faſt gar nicht an politiſchen Fragen beteiligten, die ſie nicht unmittelbar berührten, und außerdem in den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts infolge des Sezeſſionskriegs eine bedenkliche, ſie auf längere Zeit lähmende innere Kriſis durchzumachen hatten.

Gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts haben ſich aber die politiſchen Verhältniſſe in Europa, Aſien und Amerika in einer Weiſe verſchoben, daß man erſt von da an die Aera einer alle Weltteile umfaſſenden Weltpolitik rechnen kann.

Während des weitaus größten Teils des neunzehnten Jahrhunderts ſtand nämlich zweifellos noch Europa im Mittelpunkte der hohen Politik. Ausſchlaggebend waren die politiſchen Ereigniſſe in Europa. Was ſich in andern Weltteilen zutrug, fiel entweder gar nicht ins Gewicht oder ſtellte ſich lediglich als eine Reflexwirkung der politiſchen Verhältniſſe in Europa dar, wie dies z. B. bei den Vorgängen auf kolonialem Gebiete der Fall war. Selbſt der große nordamerikaniſche Bürgerkrieg und deſſen für die Nordſtaaten der Union ſiegreichen Ausgang wurde nicht allenthalben in Europa in ſeiner Tragweite erkannt. Es wurde namentlich nicht hinreichend beachtet, daß die Aufrechthaltung der Integrität der Union im Laufe der Zeit die Folge haben werde, daß die in Bevölkerung und Reichtum fortwährend wachſende große überſeeiſche Republik nicht bloß die ſchon im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts verkündigte Monroedoktrin immer energiſcher zur Geltung bringen, ſondern auch danach ſtreben werde, in der Weltpolitik eine Rolle zu ſpielen und ihre Macht den europäiſchen Staaten fühlen zu laſſen.[1])

Wie in der Union ein neuer Faktor für die Weltpolitik entſtanden iſt, ſo iſt dies auch mit Japan der Fall, das ſich in unglaublich kurzer Zeit wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade mit den Errungenſchaften der europäiſchen Ziviliſation vertraut gemacht hat, auf Grund dieſer Tatſache ſich volle Gleichberechtigung in der völkerrechtlichen Gemeinſchaft errang und ſeinen Anſpruch auf eine maßgebende Stellung in Oſtaſien in dem ſiegreichen Kriege gegen Rußland zur Geltung zu bringen gewußt hat.

Neben Japan ſteht als zweite mongoliſche Großmacht China, das jedenfalls in der Zukunft in Oſtaſien noch eine Rolle ſpielen wird, wenn es auch zurzeit neben dem rührigen Japan an politiſcher Bedeutung noch zurückſteht. Nachdem China einmal aus der jahrhundertelang dauernden Erſtarrung erwacht iſt, iſt anzunehmen, daß es ſich ebenſogut wie Japan in der Weltpolitik zur Geltung zu bringen ſuchen wird, ſobald es die gegenwärtige Kriſis überwunden hat. Die Vorausſetzungen dazu ſind bei China mindeſtens in demſelben Maße gegeben wie bei Japan.

In der Gegenwart liegen eben die Dinge ſo, daß die wirtſchaftlichen und

---

[1]) Nur die Engländer, deren Sympathien vorwiegend auf ſeiten der Südſtaaten ſtanden, haben auch hier das Richtige eingeſehen.

Digitized by Google

politischen Interessen der europäischen Staaten nicht bloß von den Ereignissen berührt werden, die sich in Europa abspielen, sondern auch und mitunter noch in höherem Grade durch das, was in Asien, Amerika und schließlich auch in Afrika sich ereignet.

In diesem Sinne muß man jetzt von einer Weltpolitik sprechen, die die Verhältnisse der ganzen Welt zu berücksichtigen hat.

Im Altertum spielte sich das geistige und politische Leben der damaligen Zeit bei den Völkern ab, die in den am Mittelmeer gelegenen Ländern angesiedelt waren. Dazu traten im Mittelalter die germanischen und slawischen Völker im nördlichen Europa, die mit den südeuropäischen Völkern eine durch die Gemeinsamkeit der christlichen Religion bewirkte Einheit bildeten.

Die Gemeinsamkeit des Christentums und der auf demselben beruhenden Zivilisation bewirkte, daß bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die sog. völkerrechtliche Gemeinschaft lediglich die christlichen Staaten in Europa und die aus den amerikanischen Kolonien solcher Staaten entstandenen Staatswesen umfaßte.

Erst im Jahre 1856 wurde die Türkei in die völkerrechtliche Gemeinschaft aufgenommen. Der Türkei folgten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch andre nichtchristliche Staaten, wie China, Japan, Siam, Persien usw., so daß sich gegenwärtig die völkerrechtliche Gemeinschaft auf alle Weltteile erstreckt und Völker der verschiedensten Rassen und verschiedener Religionen umfaßt.

Allerdings bilden auch gegenwärtig noch diejenigen Völker den Kern der völkerrechtlichen Gemeinschaft, die auf der Grundlage europäisch-christlicher Kultur beruhen, und die auf dieser Grundlage entstandenen ethischen und rechtlichen Anschauungen können als die in der Welt herrschenden bezeichnet werden. Es ist aber gar nicht ausgeschlossen, daß die mongolischen Völker in der Zukunft noch eine bedeutsame Rolle in der völkerrechtlichen Gemeinschaft spielen und einen gewissen Einfluß auch auf die Entwicklung des Völkerrechts ausüben werden.

Jedenfalls ist zweifellos, daß an der Weltpolitik nicht bloß die europäischen Großmächte, soweit sie überhaupt als Weltmächte gelten können, beteiligt sind, sondern auch die Union dabei eine Rolle spielt, und daß für dieselbe auch die mongolischen Staaten in Betracht kommen oder doch in Zukunft in Betracht kommen werden.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Zur Frage von der Existenz eines Zentrums der Milchstraße

Von

Prof. Dr. K. Bohlin (Stockholm)

Zu verschiedenen Zeiten wurde die Frage erörtert, wo das Zentrum des Fixsternsystemes zu suchen wäre, und es soll zugestanden werden, daß das Vorhandensein eines besonderen Zentrums des Fixsternsystems bezw. der Milchstraße sich dem menschlichen Geiste mit gewisser Notwendigkeit aufdrängt und dem wissenschaftlichen Denken schon aus mechanischen Gründen bestimmte Anforderungen stellt. Anfangs, und mit Rücksicht auf die Gestaltung unsres Planetensystems mit der Sonne als Zentralkörper, wurde so das Problem der „Zentralsonne" aller Fixsterne gefaßt. Der berühmte Königsberger Philosoph Immanuel Kant betrachtete bekanntlich als solche den Sirius. Dagegen glaubte daraufhin Boguslawski, freilich ohne besondere Begründung, die Zentralsonne im Stern Fomalhand auf dem südlichen Sternhimmel gefunden zu haben. Mädler wieder, der sich mit so großem Erfolg der Stellarastronomie widmete und sich in einer Abhandlung vom Jahre 1846 mit der Frage von der Zentralsonne beschäftigte, hat sich gegen die Annahme eines überwiegenden Zentralkörpers verwahrt. „Wir haben," sagte er, „keine einzelne überwiegende Zentralmasse der Fixsternwelt zu suchen, denn es ist keine vorhanden." Dagegen meinte er auf Grund gewisser, noch unvollkommener Untersuchungen über die Eigenbewegungen der Sterne die Sterngruppe der Plejaden als den zentralen Mittelpunkt der Fixsterne anzeigen zu können. Diese Hypothese, die von Anfang an als wenig begründet angesehen wurde, ist indessen schon längst als unhaltbar aufgegeben worden. Die Forschung hat sich an diesem negativen Resultate bezüglich der Mädlerschen Hypothese über die Plejaden als Zentrum der Fixsternenwelt beruhigt, und die Frage ist seither nicht in den Vordergrund getreten. Indem wir uns aber jetzt dieselbe wieder anzuregen erlaubten, möge dies im Anschluß an einer zusammenfassenden Darstellung der Ergebnisse neuerer Untersuchungen über die Milchstraße gestattet sein.

1. Bau der Milchstraße und deren Beziehung zum Fixsternsysteme

Im ganzen verläuft die Milchstraße einem größten Kreise der Himmelskugel entlang, dem sog. galaktischen Aequator, der das Himmelsgewölbe in zwei nahezu gleiche Hemisphären teilt. In den Einzelheiten ist die Milchstraße am nördlichen Sternhimmel von W. Herschel, seither von Schmidt, Heis, Bödiker und Eeaston und auf der südlichen Halbkugel von J. Herschel, Horner, Dunlop und Houzeau analysiert worden. Heis, der von allen diesen Astronomen das schärfste Auge gehabt haben soll, gibt ihre Breite größer als die andern an, nämlich zu 35 Grad. Die breiteste Stelle ist in den Stern-

Digitized by Google

bildern Aquila und Ophiuchus am nördlichen Sternhimmel, die schmälste im Südlichen Kreuz nahe an dem südlichen Weltpol. Die bekannte Gabelung der Milchstraße erstreckt sich vom Cygnus nahezu 110 Grad bis zu dem Sternbilde des Winkelmaßes. Hier sind die beiden dunklen Oeffnungen in der Milchstraße, die sog. „Kohlensäcke", die sogar dunkler als der Sternhimmel außerhalb der Milchstraße in dieser Gegend sein sollen. Von diesem Punkt an verläuft das Band noch sehr eng über den übrigen Teil der südlichen Halbkugel, wird an einer Stelle im Sternbilde Argo abgebrochen, setzt hiernach wieder ein und fängt in der Nähe von Sirius an breiter zu werden, wonach ihr weiterer Verlauf auf der Nordhalbkugel uns wohlbekannt ist. Näher untersucht, ist der Bau der Milchstraße recht verwickelt und dadurch gekennzeichnet, daß sie in eine Menge unregelmäßig begrenzter „Sternwolken" zerfällt, die von verhältnismäßig sternleeren Gebieten getrennt sind. Im Teleskope, wo ihr weißlicher Schimmer in Sternchen aufgelöst ist, wird man immer wieder kleinere und gedrängte Sternhaufen von öfters nur 20 Bogenminuten Durchmesser antreffen, die in ihr häufig vorkommen. Innerhalb der großen Sternwolken finden sich also Verdichtungen kleineren Umfanges, und es geht hieraus hervor, daß die Milchstraße in einem weit fortgeschrittenen Stadium der „Differentiation" sich befindet, daß ihre Struktur ursprünglich viel einfacher gewesen sein mag, und daß die Anhäufungen, die in ihr vorkommen, von gegenseitigen Anziehungen ihrer Teile bedingt sind. Nimmt man die Breite zu 30 Grad an, so liegen von 535 bekannten Sternhaufen 434, also die Mehrzahl, in der Milchstraße und nur 20 resp. 26 nördlich und südlich davon. Außerdem befinden sich 55 Sternhaufen in den Maghellanschen Wolken.

Wenden wir uns jetzt zur Frage der Verteilung der Sterne in bezug auf die Milchstraße, und zwar zunächst der dem bloßen Auge sichtbaren Sterne (Größenklasse 1 bis 6).

Von den 5119 derartigen Sternen finden sich in einer Zone 30 Grad nördlich und südlich von dem galaktischen Aequator — was der Hälfte der ganzen Himmelskugel entspricht — eine Anzahl von 3154 Sternen, während die übrigbleibenden Polarzonen 1262 und 1303, d. h. zusammen 2565 Sterne, enthalten. Die Zone der Milchstraße ist also etwas, aber nicht besonders überwiegend an der Zahl. Untersucht man aber die teleskopischen Sterne bis zur zwölften Größe, so stellt sich das Verhältnis anders, indem die Sterndichte in der Milchstraßenzone dann das Zwanzigfache von der Sterndichte der Polarzonen beträgt. Bleibt man wieder bei der zehnten Größenklasse, so wird die Sterndichte in der Milchstraße nur dreifach. Es geht hieraus hervor, daß die Sterne sich dichter an die Ebene der Milchstraße zusammendrängen, je kleiner, d. h. je entfernter sie sind.

Das Fixsternsystem besteht demnach aus einem stark abgeplatteten Sphäroid, dessen Aequator mit der Ebene der Milchstraße zusammenfällt. Die Abplattung wird zu 2:3 berechnet. Jedoch sind die allerschwächsten Sterne noch viel dichter um diese Ebene zusammengedrängt. Herschel schätzte die in seinen Teleskopen sichtbaren Sterne zu 20 Millionen, wovon in der Milchstraße 12 Millionen

Digitized by Google

berechnet wurden. Man ist also berechtigt, in dem sphäroidisch angeordneten Fixsternsysteme ein besonderes System von Sternen zu unterscheiden, die ringförmig die Milchstraße entlang gruppiert sind. Die photographische Himmelskarte, zu welcher die Vorarbeiten jetzt zur Ausführung gelangen, und die etwa 100 Millionen Sterne umfassen wird, wird es ermöglichen, die Frage von der besonderen Stellung der Milchstraße im Fixsternsysteme definitiv zu entscheiden.

2. Die kugelförmigen Sternhaufen „Globular Clusters" und deren Beziehung zum Milchstraßensysteme

Durch ihren prachtvollen Anblick und ihre gedrängt kugelförmige Gestalt zeichnen sich die von Herschel so genannten „Globular Clusters" vor andern Himmelsobjekten aus. Innerhalb einer kreisförmigen Fläche von nur einigen Bogenminuten im Durchschnitt enthalten diese Objekte oft Tausende von Sternchen, die im Zentrum häufig so dicht stehen, daß es unmöglich erscheint, die einzelnen Sterne zu unterscheiden. Ihr Aussehen ist mit „feingestreutem goldnem Sande" verglichen worden. Die allerdichtesten dieser Objekte sind kaum in Sterne auflösbar, und daher sind sie mitunter mit Spiralnebeln mit ausgeprägten Nebelknoten verwechselt worden. Für die vorliegende Untersuchung sind indessen nur solche „Globular Clusters" zur Anwendung gekommen, die sicherlich auflösbar und wirkliche kugelförmige Sternhaufen sind. Stellt man diese Objekte auf einer Himmelskarte dar (Fig. 2), so tritt das eigentümliche Verhältnis zutage, daß diese kugelförmigen Sternhaufen weder gleichförmig über den Himmel verteilt noch wie die Sterne die Milchstraße entlang verdichtet sind, sondern ein besonderes System bilden, welches seitlich am Himmel in weiter Ausdehnung sich befindet, jedoch mit seinem Zentrum in der Ebene der Milchstraße. Näher angegeben liegt das Zentrum der kugelförmigen Sternhaufen im Sternbilde des Teleskopes auf der südlichen Halbkugel. Die Erklärung dieser sonderbaren Tatsache, daß die kugelförmigen Sternhaufen sich seitlich am größten Kreise der Milchstraße anhäufen, erscheint nun unzweifelhaft durch den Satz gegeben zu sein, daß *das System der „Globular Clusters" in Wirklichkeit im Zentrum der Milchstraße sich befindet.*

Fig. 1. Globular Cluster, Messier Nr. 5

Digitized by Google

Nimmt man dies an, so braucht man sich nur das Sonnensystem etwas außerhalb des Systemes der kugelförmigen Sternhaufen verlegt zu denken, damit uns dieses System seitlich auf der Himmelskugel erscheine. Könnte man wohl auch für diese Himmelsobjekte, die an Pracht alle einzelnen Sterne übertreffen, einen passenderen Platz im Weltsystem finden?

Auf die mehrfach gestellte Frage: „Was ist die Milchstraße?" wird sich an diesem Punkte der Weg zu einer Entscheidung finden lassen. Die Uebereinstimmung zwischen dem Fixsternsysteme, wie es zum Gegenstand der Betrachtung skizziert worden ist, mit einem Ringnebel wird nämlich eben dadurch bestätigt, daß gemäß neueren photographischen Beobachtungen von Gothard,

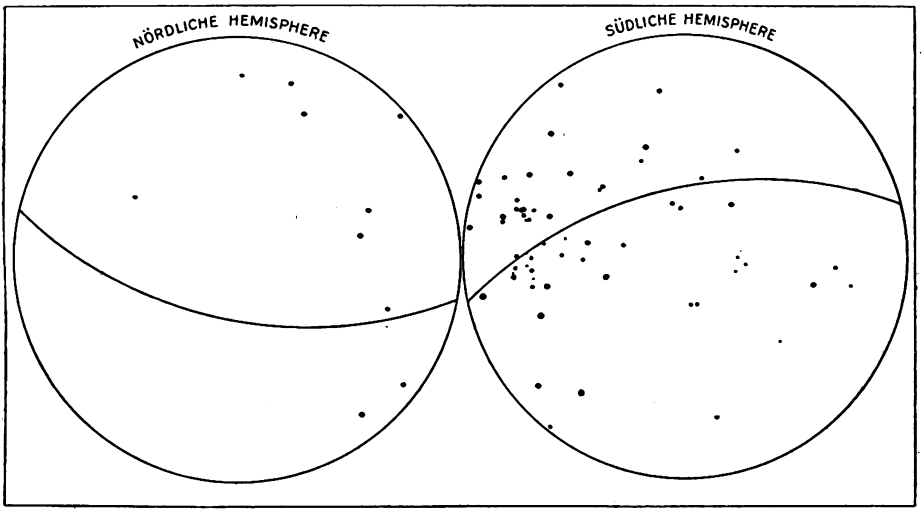


Fig. 2. Verteilung der kugelförmigen Sternhaufen am Himmel

Deslandres u. a. die meisten Ringnebel durch einen Kern („Nukleus") charakterisiert sind, der weder ein wirklicher Stern ist noch dieselbe Konsistenz besitzt, die dem Ringnebel an sich zukommt. Im Falle des Fixsternsystemes wäre dieser „Nukleus" eben mit dem Systeme der kugelförmigen Sternhaufen zu identifizieren.

Ihrem Spektraltypus zufolge sind die Ringnebel als planetarische Nebel zu betrachten, ja es scheint sogar sich umgekehrt so zu verhalten, daß die Mehrzahl der planetarischen Nebel Ringnebel sind. Eine Reihe von Uebergängen verbindet hierbei dem Aussehen nach sehr verschiedene Formen von planetarischen Nebeln, wie Ringnebel mit sternartigem, punktförmigem Zentrum und Ringnebel mit scheibenförmigem planetarischem Zentrum. Ein eigentlicher Kern (Nukleus) ist in der letzten Form nicht sichtbar, und ebenso würden die kugelförmigen Sternhaufen im Zentrum unsres Fixsternsystems für die Betrachtung aus der Ferne wegen des überwiegenden Glanzes der umgebenden Sterne unsichtbar sein.

Digitized by Google

3. Beziehung der Spiralnebel zur Milchstraße

In weit größerer Anzahl als die obenerwähnten planetarischen Nebel oder Ringnebel kommen die sog. Spiralnebel am Sternhimmel vor und unterscheiden sich von den gasförmigen planetarischen Nebeln auch durch ihr Spektrum, das auf den festen oder flüssigen Aggregationszustand der Teilchen der Spiralnebel hinweist. Herschel, der ihre spiralförmige Struktur nicht kannte, hat sie in runde, langgestreckte und sehr langgestreckte eingeteilt. Bekannte Beispiele sind der runde Spiralnebel in den Jagdhunden und der langgestreckte Andromedanebel. Indessen sind die Spiralnebel als Regel immer in Wirklichkeit von kreisförmigem Umschnitt, indem sie nur dadurch langgestreckt erscheinen, wenn sie

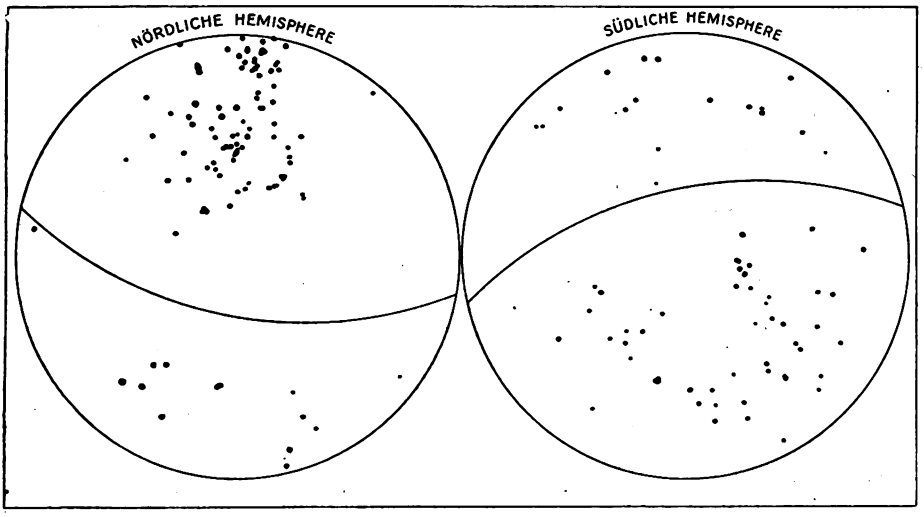


Fig. 3. Verteilung der Spiralnebel am Himmel

schräg zur Gesichtslinie stehen. Ihre Verteilung auf dem Sternhimmel bietet die rätselhafte Eigentümlichkeit, daß sie in zwei großen Gruppen um jeden der Pole der Milchstraße vorkommen, während die Zone der Milchstraße an Spiralnebeln leer ist.

Die näheren Untersuchungen, die der Verfasser diesem Gegenstande gewidmet hat, zeigten nun aber zudem, daß die langgestreckten Nebel erheblich dichter an den Polen der Milchstraße zusammengedrängt sind als die runden Nebel — ein Verhalten, das geeignet ist, die Ansicht zu unterstützen, daß diese Objekte gleich Wirbeln in einer Strömung zu einer Zeit entstanden sind, als das ursprünglich kugelförmige System der Milchstraße durch Einsenkungen an den Polen transformiert wurde. Auch die große Spaltung in der Milchstraße erklärt sich hierdurch ungezwungen als das Resultat einer gegen den Aequator senkrechten Spannung, die als Nachwirkung der Einsenkungen an den Polen zu verstehen ist.

Diese Vorstellungsweise gewinnt auch dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß ein gleiches Verhalten bei der Entstehung der Ringnebel angenommen wird. In

Digitized by Google

manchen Fällen, wo solche ursprünglich kugelige Objekte in Ringnebel übergegangen sind, können wir den äquatorialen Ring, um uns so auszudrücken, in vollkommenerer Gestalt, als es bei der Milchstraße der Fall ist, wahrnehmen.

In kurzer Zusammenfassung läßt sich also behaupten, daß das System der Milchstraße ursprünglich ein planetarischer Nebel gewesen ist, der nunmehr in einem weit fortgeschrittenen Stadium eines Ringnebels sich befindet. Im Zentrum besitzt das System einen Kern, zusammengesetzt aus dem Systeme der kugelförmigen Sternhaufen, wie es unser Abschnitt 2 vergegenwärtigt. Die beiden gewaltigen Anhäufungen von Spiralnebeln an den Polen der Milchstraße kann man sich als die differentiierten Reste der Polarzonen der ursprünglichen Nebel vorstellen, deren Aequatorialzone wieder in mehrfach transformierter Gestalt die uns sichtbare Milchstraße abgibt.

Die wenig zahlreichen planetarischen Nebel, die schon Huggins als Objekte einer höheren Ordnung betrachtete, können wir uns als Glieder eines Systemes von noch unbekannter Ausdehnung vorstellen. Sie sind über den Sternhimmel fast gleichförmig zerstreut und räumlich als ein Streifen von Himmelsobjekten aufzufassen, die zur Milchstraße keine besondere Beziehung zeigen. Eine trotzdem in geringem Maße hervortretende Verdichtung der Objekte im Sternbilde des Cygnus in der Ebene der Milchstraße wird man sich aber im Gegenteil besser dadurch erklären, wenn man sich das Milchstraßensystem selbst unter diesen Objekten verlegt denkt, wodurch tatsächlich eine gewisse Verdichtung in der Richtung des Streifens zum Vorschein kommen würde. Ausgeschlossen ist zudem keineswegs das Vorkommen ähnlicher planetarischer Nebelgebilde von geringerem Maßstab innerhalb der Grenzen des Milchstraßensystems.

Literaturnachweis. On the Galactic System with regard to its structure, origin, and relations in space. Vet. Akademiens Handl. Bd. 43, Nr. 10. Stockholm 1909. Was ist die Milchstraße? „Scientia", Rivista di Scienza, Vol. VIII, Anno IV (1910) N. XVI.

Die Agrarfrage in Rumänien

Von

J. C. Argetoyano

Dadurch, daß am 16. Januar d. J. an Stelle des konservativen Ministeriums Maiorescu ein liberales Ministerium mit Jon Bratianu an der Spitze trat, hat die Agrarfrage in Rumänien einen entscheidenden Schritt im Sinne der von der liberalen Partei vertretenen Richtung getan.

Auf dem Kongresse, der im Oktober des vergangenen Jahres in Bukarest abgehalten wurde, hat die liberale Partei, ihrem Chef blinde Gefolgschaft leistend, in ihr Programm die Expropriation des Großgrundbesitzes und die Erweiterung der gegenwärtig bestehenden Wählerklassen ohne Diskussion aufgenommen. Diese zwei Reformen bilden die Plattform für den Wahlkampf zwischen den Liberalen und Konservativen.

Die Wahlreform ist außerhalb der Grenzen des Donaukönigreiches von keinem besonderen Interesse. In dieser Beziehung geht Rumänien einen von den meisten Kultur-

Digitized by Google

staaten Europas bereits betretenen Weg. Ob es damit gute oder böse Früchte ernten wird, kann nur die Zukunft lehren.

Die Agrarreform ist hingegen von einem weittragenden Interesse, welches schon durch das Wort Expropriation allein erweckt wird; ihre Aufrollung verdient große Aufmerksamkeit von seiten aller Kulturländer. Der Versuch einer so radikalen Reform wird in Europa zum ersten Male gemacht, da die unter dem Namen Allotments-Acts bekannten Gesetze, welche in England zwischen 1887 und 1907 votiert wurden, sowie das für die polnischen Provinzen berechnete preußische Enteignungsgesetz vom Jahre 1909 nicht als Versuche wahrer Sozialreformen gelten können. Bei der rumänischen Reform aber handelt es sich nicht um die Beschenkung eines kleinen Bruchteiles der Bevölkerung, wie in England, noch um eine politische Maßnahme wie in Preußen, sondern um eine vollständige soziale Umformung der Nation. Rumänien wird für einige Jahre in ein Laboratorium für soziale Reformen umgewandelt, dessen Experimente niemand gleichgültig lassen können, besonders aber in Ländern, wo neben einer genug zahlreichen Bauernbevölkerung auch ein Großgrundbesitz herrscht, volles Interesse verdienen.

Um ein klares Bild des Zieles, das die liberale Partei Rumäniens durch die Expropriation verfolgt, zu gewinnen, werden wir die Daten des rumänischen Agrarproblems hier kurz zusammenfassen.

Die Gesamtoberfläche des anbaufähigen Bodens Rumäniens beträgt ungefähr 7 826 796 Hektar. Diese Zahl ist ungenau, weil sie mangels eines Katasters auf Grund der Steuerlisten ermittelt wurde. Vor dem Jahre 1864 zerfiel die gesamte Oberfläche des Landes in eine relativ kleine Anzahl von Gütern, welche teils Privatpersonen, teils Klöstern oder Kirchen gehörten. Diese Ländereien wurden von Bauern bearbeitet, die keine Handbreit Bodens ihr Eigen nannten, die aber auf den von ihnen bewohnten Gütern ein Anrecht auf Ackerbauboden und Weide unter gewissen Bedingungen hatten, ein Anrecht, welches für den Eigentümer des Gutes eine Art Servitut bildete. Die Beziehungen zwischen Bauern, Eigentümern und Eigentum waren durch kein allgemeines Gesetz geregelt, so daß die Rechte und Pflichten beider Teile nicht sehr klar waren, vielmehr als das Resultat lokaler Gewohnheiten aufgefaßt wurden.

Landesfürstliche Verordnungen wurden nur von Zeit zu Zeit erlassen, um einigermaßen die den Bauern auferlegten Leistungen zu regeln und Mißbräuche hintanzuhalten. Im allgemeinen bearbeiteten die Bauern so viel Boden, als in ihren Kräften stand, und leisteten an den Grundherrn eine Naturalabgabe, die gewöhnlich 10 Prozent der Bruttoproduktion betrug. Außerdem waren sie verhalten, für den Grundherrn eine gewisse Anzahl von Tagen unentgeltlich zu arbeiten, welche danach bemessen wurde, ob der Bauer mit einem oder zwei Paar Ochsen, mit eignem Pfluge und Wagen oder nur mit seinen Händen arbeiten konnte.

Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1864. Durch ein in diesem Jahre votiertes Gesetz, welches unter dem Namen des Bauernemanzipationsgesetzes bekannt ist, wurden die alten Beziehungen zwischen Bauern, Grundherren und Eigentum aufgehoben. Die Bauern wurden Eigentümer, und zwar erhielt jedes Familienhaupt eine Bodenfläche, deren Ausmaß je nach den Arbeitskräften des Betreffenden zwischen 2 und $5^1/_2$ Hektar schwankte. Auf diese Weise gingen 1 766 258 Hektar vom Großgrundbesitz auf den neugeschaffenen Kleingrundbesitz über. Durch Ueberlassung eines Teiles ihres Besitzes gegen eine Entschädigung befreiten nunmehr die Grundherren den übrigen Teil ihres Bodens von der Servitut, die früher in der Verpflichtung, den Bauern Ackerboden und Weideland in unbegrenztem Ausmaße zu überlassen, bestand. Dagegen bleiben die Bauern von jetzt an frei von ihren früheren Verpflichtungen den Großgrundbesitzern gegenüber und wurden unabhängige Eigentümer ihres kleinen Bodenanteiles.

Ebenfalls auf Grund des Gesetzes von 1864 erhielten die Bauern allmählich und bis zum Jahre 1906 eine Bodenfläche von 228 328 Hektar und auf Grund der Gesetze von 1881

Digitized by Google

und 1889 weitere 549 303 Hektar aus den Staatsdomänen (dem früheren Eigentum der im Jahre 1863 säkularisierten Klöster).

Die durch das Gesetz vom Jahre 1864 geschaffene Lage war aber unbefriedigend, weil einerseits die Bauern nicht genügend Boden ins Eigentum erhielten, um darauf ihre Existenz fristen zu können, anderseits wurden sie den Inhabern des großen Grundbesitzes, Eigentümern und Pächtern, gegenüber ohne Schutz gelassen, deren Allmacht durch die Mithilfe käuflicher Behörden noch gesteigert wurde. Der Widersinn dieses Zustandes erhellt aus der Tatsache, daß neben der modernen Auffassung des bäuerlichen Eigentums die feudalen Arbeitsbeziehungen zwischen Bauern und Grundherren noch immer fortdauerten.

So wurden durch die Gesetze von 1866, 1872, 1882 und 1883 betreffend die Ackerbauverträge die Ackerbaukontrakte tatsächlich aus dem allgemeinen Recht ausgeschieden und einer speziellen und exzeptionellen Behandlung unterworfen, unter dem Vorwande, dem Bauern ein Mindestmaß von Sicherheit dem allmächtigen Großgrundbesitzer gegenüber zu gewährleisten, in Wirklichkeit aber, um diesem die für die Feldarbeit notwendigen Arbeitskräfte zu sichern.

Die im Jahre 1864 begonnenen Agrarmaßnahmen dauerten ohne gewichtige Veränderungen bis zum Jahre 1907. Die in dieser Zeit auf dem Gebiete der Landwirtschaft realisierten technischen Fortschritte, welche aber nur dem Großgrundbesitz zugute kamen, sowie die Verbilligung des Kapitals bewirkten eine Steigerung des Bodenpreises ungefähr um das Zehnfache. Der Großgrundbesitz wurde auf diese Weise dem Bauer gegenüber immer bodengeiziger, dessen Los infolgedessen immer ungünstiger sich gestaltete, um so mehr, als die Bauerngüter durch Erbschaft zerstückelt wurden.

Der Bauernaufstand im Frühjahr 1907, der zum großen Teil durch die Notlage, zum andern Teil aber auch durch Ursachen, die wir hier nicht darlegen können, hervorgerufen wurde, hat die ganze Aufmerksamkeit der oberen Schichten auf das Agrarproblem gelenkt. Im Herbste des Jahres 1907 und im Frühjahr 1908 wurden unter der damaligen liberalen Regierung eine Reihe von Reformen verwirklicht, welche den Zweck hatten, die Lage der bäuerlichen Bevölkerung zu verbessern. Diese Reformen waren: Die Gründung der Cassa Rurala für den Ankauf und Parzellierung von Gütern an die Bauern; die Schaffung von Gemeindeweiden, um die Bauern aus ihrer Abhängigkeit vom Großgrundbesitzer zu befreien; die Einsetzung besonderer Kreisorgane zwecks Kontrollierung der Ackerbaukontrakte; die Fixierung eines Maximums der Preise der Feldarbeiten und des Pachtzinses für die kleinen Grundparzellen und schließlich die vollständige Umarbeitung des Gesetzes über die Ackerbaukontrakte in einem den Arbeitern günstigen Sinne.

Sicherlich blieben die Reformen von 1907 nicht ohne Erfolg. Doch entsprach er nicht den Erwartungen ihrer Förderer, so daß heute so wie vorher das Agrarproblem noch der Lösung harrt.

Die liberale Partei kommt gegenwärtig wieder mit einer Reform, und zwar mit der radikalsten, der Expropriation. Nach den letzten rumänischen statistischen Daten besitzen 700 000 bäuerliche Grundeigentümer 3 800 000 Hektar und 4170 Großgrundbesitzer fast ebensoviel, 3 700 000. In diesem Mißverhältnis zwischen dem großen und kleinen Grundbesitz sehen die Liberalen die Ursache der Notlage der Landbevölkerung. Als Heilmittel beantragen sie die Expropriation eines Teiles des Großgrundbesitzes zugunsten des Kleingrundbesitzes. Um dies durchführen zu können, müßte der Artikel 19 der Verfassung geändert werden, durch welchen gegenwärtig bestimmt wird, daß das Privateigentum heilig und unverletzlich ist und daß die Expropriation nur in einigen fest umgrenzten Fällen aus Gründen der öffentlichen Wohlfahrt erlaubt ist. Die Liberalen möchten diesen Wortlaut durch einen andern ersetzt wissen, durch den erklärt würde, daß jedes Eigentum einer Bodenfläche von über 1000 Hektar expropriierbar sei. Wie, wo und wann? soll erst später bestimmt werden.

Die konservative Partei setzt dieser Reform unbedingten Widerstand entgegen.

Die Partei sieht in der Aufhebung der verfassungsmäßigen Gewährleistung des Eigen-

Digitized by Google

tums, sei es auch nur für einen Teil des Grundbesitzes, den Anfang des Niederganges des ganzen Eigentums. Außerdem findet sie die Expropriation nicht notwendig. Durch ihr kürzlich veröffentlichtes Programm wies die konservative Partei darauf hin, daß die Bauern mit mehr als 1000000 Hektar beteilt werden könnten, ohne daß man zur Expropriation von Privatgütern schreiten müßte. Diese Million Hektar ist nach Meinung der Konservativen das Höchstausmaß dessen, was vom Großgrundbesitz noch ausgeschieden werden kann, ohne die allgemeinen Interessen des Landes zu gefährden. Die Konservativen machen, und dies mit Recht, den Liberalen den Vorwurf, daß sie mit einer nicht genug gründlich überprüften Reform kommen und das Land aufwühlen, bevor auf dem Balkan vollständige Ruhe herrscht, wodurch sie die diplomatische Aktionsfreiheit Rumäniens erschweren.

In jedem Falle wird im Donaukönigreiche der Kampf um die Expropriation heftig wogen und verdient von Europa mit Aufmerksamkeit verfolgt zu werden.

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte

Der Einmarsch der Verbündeten 1814 und der Deutschen 1870 nach Frankreich[1])

Im Befreiungskriege 1813 fand die letzte Schlacht auf deutschem Boden bei Hanau am 30. und 31. Oktober statt, in der der bayrische General Graf Wrede von Napoleon geschlagen wurde. Diesem gelang es nun, 70000 Mann über den Rhein zu retten, die in dem späteren Feldzuge den Kern für die neu ausgehobenen Mannschaften bildeten. Die Verteilung der Streitkräfte der Verbündeten Anfang November 1813 war folgende: Im äußersten Norden vor Hamburg Kronprinz Bernadotte, in Westfalen das preußische Korps v. Bülow, in der Wetterau und dem Lahntal die schlesische Armee unter Blücher und bei Frankfurt a. M. die verbündeten Hauptarmeen unter Schwarzenberg. Hier hielten sich auch der König von Preußen und die beiden Kaiser von Oesterreich und Rußland auf.

Jetzt standen die Verbündeten vor einem neuen Feldzuge, nachdem der Sieg in der Völkerschlacht bei Leipzig nicht durch eine energische Verfolgung bis zur Vernichtung der Armee Napoleons ausgenutzt worden war. In den Novembertagen fanden eingehende Beratungen zwischen den maßgebenden Heerführern der Verbündeten zu Frankfurt a. M. statt. Gneisenau und Schwarzenberg vertraten vollständig einander entgegengesetzte Ansichten über die Art, wie der Krieg weiterzuführen sei. Ersterer sprach sich für energische Fortsetzung der Offensive über den Rhein aus und schlug vor, die schlesische Armee, mit dem am Niederrhein verfügbaren Korps Bülow und Winzingerode vereint, durch Belgien rücken zu lassen. Holland, meinte er, würde dann den Verbündeten von selbst zufallen. Die Hauptarmee sollte gleichzeitig zwischen Mainz und Straßburg übergehen und die Richtung auf Metz einschlagen. Schwarzenberg empfahl dagegen, die „unangreifbare Stirnseite Frankreichs", die durch den Rheinstrom, die Vogesen und zahlreiche Festungen geschützt sei, zu umgehen und so „sich der beherrschenden Region zu bemächtigen, die der Stütz- und Wendepunkt militärischer Operationen gegen Frankreich, Italien und Süddeutschland sei, nämlich der Schweiz". Vergeblich bemühte sich Gneisenau, wenigstens einen gemeinsamen Vormarsch der schlesischen und der Hauptarmee in grader Linie auf Paris durchzusetzen. Es blieb bei der „Winterbewegung" nach der Schweiz, wie Schwarzenberg sie selbst bezeichnete, vielleicht in der stillen Hoffnung, daß es darüber zu einem Winterfeldzuge gar nicht kommen würde.

[1]) Eine politisch-strategische Studie. Von Oberst a. D. v. Kurnatowski.

Digitized by Google

Im Hauptquartier der Verbündeten dachte man nämlich mehr an Frieden als an Krieg, mehr an Unterhandeln als an Handeln. In einem Manifest an das französische Volk vom 1. Dezember spricht Metternich eigentümlicherweise den Wunsch der verbündeten Souveräne aus, daß Frankreich groß, stark und glücklich sein möchte, weil die Macht Frankreichs in ihrer Größe und Stärke eine der Grundsäulen des Baues der Gesellschaftsordnung bedeute. Unsers Erachtens aber war Frankreich in den meisten Fällen der Ruhe- und Friedensbrecher. An demselben Tage, dem 1. Dezember, wurde endlich der Einmarsch nach Frankreich beschlossen.

Napoleons Trotz lehnte sich gegen die günstigsten Friedensbedingungen in dem Gedanken auf, nicht zum zweitenmal als Besiegter aus einem Kriege heimkehren zu müssen. Am 4. November traf er in Paris ein und ließ sofort eine neue Aushebung von 300000 Rekruten sowie bedeutende Steuererhöhungen ausschreiben. Dabei hatte erst einen Monat vorher der Senat die Konskription von 280000 Mann befohlen und zu diesem Zweck auf die Nichtausgehobenen bis auf das Jahr 1803 zurückgegriffen. Am 14. November sagte Napoleon zum Senat: „Vor einem Jahr marschierte ganz Europa mit uns: heute marschiert ganz Europa gegen uns.“ Treffender und kürzer ließ sich nicht der Umschwung bezeichnen, der in dem Verhältnis von Europa zu Frankreich eingetreten war. Gegen die neuen Aushebungen und hohen Steuern wagte sich eine Opposition in dem Gesetzgebenden Körper bei seiner Eröffnung am 19. Dezember hervor. Als daher beim Neujahrsempfang 1814 die Abgeordneten nach sämtlichen Behörden am Thron vorüberzogen, winkte ihnen voll Unmut der Kaiser, stehen zu bleiben, und entwickelte ihnen in scharfer Anrede das Programm des Cäsarentums auf seine Weise: „Ihr seid nicht die Repräsentanten der Nation, sondern die Deputierten der Departements ... Was ist der Thron? Ein mit Samt überzogenes Stück Holz. Ich bin der Thron.“ Er schloß mit dem Worte: „Uebrigens bedarf Frankreich meiner mehr als ich Frankreichs.“ Für den Augenblick aber war er es, der seines Volkes bedurfte. Doch verblendet, wie er war, selbstbewußt und von grenzenlosem Hochmut, herzlos und ohne Mitgefühl gegen seine Untertanen, zu deren Herrscher er sich rechtswidrig selbst gemacht hatte, wollte er ausschließlich vom Erfolge der Waffen sein Schicksal abhängig machen. Auch gegen eine bedeutende Uebermacht scheute er den Kampf nicht, deren materielles Gewicht freilich durch die politische Verwirrung im Innern und eine zaghafte Kriegführung sehr abgeschwächt wurde. Deshalb konnte er in seiner Anrede an die Abgeordneten auch sagen: „Ich darf stolz sein, denn ich habe große Dinge getan; ich darf stolz sein trotz meiner Unfälle, denn ich weiß sie mit Mut zu tragen. Dieser Stolz in der Seele hat mich auf den ersten Thron in der Welt gehoben ... Gehen Sie in sich und sehen Sie, welche Lage Sie wählen, um mir Verlegenheiten zu schaffen! ... Der Friede? den will ich auch, aber er muß verträglich sein mit der Ehre der Nation. In drei Monaten sind die Feinde aus Frankreich hinaus, oder ich bin tot ...“

Mußte Napoleon vornehmlich mit junger Mannschaft den Krieg fortsetzen, so bedurften auch die Verbündeten nach dem monatelangen Feldzuge der Ergänzung und des Nachschubes. Das preußische Korps Yorck z. B. hatte empfindliche Einbußen erlitten. Es besaß am 4. November von seiner anfänglichen Kopfstärke von 37740 Mann nur noch 9993 Mann. Den Leuten fehlten Mäntel und Tuchhosen, obgleich ein Winterfeldzug bevorstand. Erst später trafen diese Bekleidungsstücke ein. Um die Verfolgung nicht zu verzögern und aus Mangel an Bespannung waren die schweren Geschütze in Halle zurückgeblieben. Nur 72 Kanonen des Korps setzten den Marsch fort. Diese Zahl sank Anfang November auf 42 Stück herab, die meisten mit gebundenen Achsen und geflickten Rädern. Von den Artilleriefahrzeugen war die Hälfte liegen geblieben. Die übrigen Trains hatten schon seit Ende September dem Korps nicht mehr folgen können. Die Waffen waren in traurigem Zustande und hatten durch Nässe und Biwak sehr gelitten. Eine große Zahl von Soldaten war im Yorckschen Korps ohne Waffen. Die Montierung, die die Mannschaften trugen, hatten sie im Jahre 1811 erhalten. Viele Leute, namentlich die Landwehr, aber auch frei-

Digitized by Google

willige Jäger gingen barfuß. Für den Nachschub wurde wenigstens so weit gesorgt, daß am Ende des Jahres das Korps wieder 22 108 Mann und 84 Geschütze zählte.

Nach dem Operationsplan, den Schwarzenberg in Frankfurt a. M. durchgesetzt hatte, sollte die verbündete Hauptarmee durch die Schweiz in Frankreich einrücken, die Richtung auf Paris nehmen und ein Korps unter Bubna gegen Lyon entsenden, um später Verbindung mit Wellington zu suchen, der nach der Schlacht bei Vittoria in Frankreich eingedrungen war. Die schlesische Armee sollte vom Mittelrhein her vorrücken und sich mit der Hauptarmee zwischen Seine und Marne vereinigen, um gemeinschaftlich gegen Paris zu operieren. Am 21. Dezember begann der Rheinübergang der Hauptarmee bei Basel. Blücher ging in der denkwürdigen Neujahrsnacht 1814 an drei Stellen zugleich, bei Koblenz, Caub und Mannheim, über den Rhein. Yorck konnte zurückschauen auf ein Jahr schwerer innerer Kämpfe, ein Jahr glänzender Waffenerfolge, seitdem er jenen Vertrag geschlossen, der Preußen den Anbruch des Vergeltungskrieges kündigen sollte. Dieser Vertrag war vom Könige nicht öffentlich gebilligt worden und hatte ihm, dem Träger der Verantwortung, nur Mißbilligung und Zurücksetzung gebracht. Jetzt hörte er beim Bauen der Schiffsbrücke über den Rhein die Hammerschläge der Russen, die er sich damals zu Bundesgenossen gemacht. Am grauen Gemäuer der alten Pfalz bestieg Graf Brandenburg mit seinen brandenburgischen Füsilieren in tiefer Stille die Kähne, und um Mitternacht erklang am linken Ufer der donnernde Ruf der Landenden. Das anbefohlene Schweigen hatten die freudig bewegten Truppen nicht bewahren können. Der Jubel mußte heraus in dieser herrlichen Stunde, die der Sehnsucht aller die Erfüllung brachte. Nach ein paar eilig abgegebenen Schüssen jagte der Feind davon, und wer sich nicht rettete, ward ohne Kampf gefangen genommen. Am nächsten Tage feierte die Pfalz ein fröhliches Neujahrsfest. Ueberall ertönte Musik und Gesang, wo die Preußen erschienen.

Nun war Deutschland von der Fremdherrschaft befreit. Nur noch in einigen preußischen Festungen befanden sich französische Besatzungen. Im übrigen stand kein Soldat Napoleons mehr auf deutschem Boden. Damit waren die Wünsche und Hoffnungen der Patrioten erfüllt. Aber harte Kämpfe sollten die Verbündeten noch auf französischem Boden erwarten, da Napoleon ihre zaghafte Kriegsführung durch geschicktes Operieren auf der inneren Linie auszunutzen verstand. Der verfehlte Einmarsch der Verbündeten und die Verzettelung ihrer Kräfte auf einer viel zu breiten Front gaben Napoleon Gelegenheit, neue glänzende Erfolge zu erringen, die nur wegen der numerischen Ueberlegenheit der Verbündeten nicht von entscheidender Bedeutung sein konnten.

Der Abmarsch der Hauptarmee Schwarzenberg von Frankfurt a. M. nach Basel brachte einen ganz unnötigen Zeitverlust und fesselte auch die schlesische Armee, die nicht allein in Frankreich eindringen konnte. Anstatt in schmaler Front vorzumarschieren, zogen sich beide Armeen auf 340 Kilometer (in Luftlinie gemessen) auseinander und gaben so dem erfahrenen Gegner von vornherein Gelegenheit zu Teilerfolgen. Weitere 300 Kilometer nördlich befand sich das Korps Bülow, das sich bis Ende Januar 1814 mit der Befreiung holländischer Festungen aufhielt und den ganzen Marsch durch die Niederlande und Belgien machen mußte, ehe es auf dem Hauptkriegsschauplatze erschien. Dieser lag allein dort, wo Napoleon führte und um seinen Thron kämpfte. Gegen ihn hätten schleunigst und ohne Umwege alle Kräfte in Marsch gesetzt werden müssen. Dies geschah aber keineswegs. Frankfurt a. M. liegt (wie immer in der Luftlinie gemessen) 480 Kilometer von Paris entfernt, das als letztes Kampfobjekt anzusehen war und auch das Ziel des Schwarzenbergschen Operationsplanes bildete. Von Basel hatte die Hauptarmee einen nur um 40 Kilometer kürzeren Weg (440 Kilometer) zurückzulegen. Der Weg aber dorthin von Frankfurt a. M. betrug allein 340 Kilometer. Blücher hatte nach seinem Uebergang über den Rhein auch noch 400 Kilometer bis Paris zu marschieren.

Wie anders handelten die Deutschen unter einheitlicher Führung König Wilhelms I.! Für den Aufmarsch des norddeutschen Heeres hatte Moltke wiederholt in den Jahren vorher

Digitized by Google

einen Kriegsplan entworfen und mit seinen Generalstabsoffizieren besprochen. In peinlichster Weise waren die Fahrtdispositionen auf allen benutzten Eisenbahnlinien für den ordnungsmäßigen Transport der Truppen zur Grenze im Generalstabe ausgearbeitet worden, und es brauchten nur die Fächer in den verschiedenen Abteilungen des großen Generalstabes und des preußischen Kriegsministeriums geöffnet zu werden, um die Maschine in Gang zu setzen und ihrem Ziele zuzuführen. Am 16. Juli war die Mobilmachung des norddeutschen Heeres befohlen worden, am 19. Juli die Kriegserklärung Napoleons III. in Berlin eingetroffen, und schon am 3. August standen die Truppen sämtlicher deutschen Kontingente in einer Stärke von 447 000 Mann, auf der Linie Saarburg—Landau—Karlsruhe in drei Gruppen verteilt, der französischen Grenze gegenüber. Aus dieser engen Versammlung von 160 Kilometer Frontbreite, wenn man den zurückgebogenen nördlichen Flügel mitrechnet, konnten sich die drei deutschen Armeen schnell zum Vormarsch gegen Frankreich entfalten, nahmen aber auch eine Flankenstellung für den Fall ein, daß die Franzosen von Straßburg aus über den Rhein vorzugehen versuchen sollten, um Süddeutschland und zunächst Baden in Besitz zu nehmen. Man beachte, daß hier 447 000 Mann eine Front von nur 160 Kilometer einnahmen, während 1814 300 000 Verbündete einen Raum von 600 Kilometer besetzt hatten. Schon am 4. August wurde die französische Grenze von der dritten Armee auf dem linken Flügel, am 6. August von der ersten Armee auf dem rechten Flügel überschritten. Diese Vorwärtsbewegung führte zu sofortigen entscheidenden Kämpfen. Einen Monat später waren sämtliche kaiserlichen Armeen in Gefangenschaft und in Festungen eingeschlossen oder ihre Streiter lagen tot auf den Schlachtfeldern. Diesen schnellen Schlägen folgten langwierige Kämpfe um Festungen, gegen neuaufgestellte Armeen der Republik und die stark befestigte Hauptstadt selbst. Erst fünf Monate nach der Schlacht bei Sedan, der letzten Feldschlacht gegen die kaiserlichen Truppen, fiel Paris, dem in den Jahren 1840 bis 1844 durch starke Befestigungen eine große Widerstandskraft gegeben worden war. Die so befestigte Hauptstadt spielte eine wichtige Rolle in diesem Kriege und verlieh ihm eine unerwartete Dauer.

Sowohl die Neutralität von Holland und der Niederlande wie der Schweiz wurde 1870 von seiten der Deutschen streng beachtet. Ebenso werden wir in einem zukünftigen Kriege handeln. Weder die Besorgnis der Niederlande um einen Einmarsch der deutschen Heere in einem zukünftigen Kriege ist berechtigt, noch die der Schweiz. Hier ereifern sich bundesgenössische Zeitungen über die Anlage von Befestigungen bei Hüningen, nur 4 Kilometer von Basel entfernt, bedenken aber nicht, daß so unbedeutende Befestigungen außerstande sind, offensiven Zwecken zu dienen. Im ersten Pariser Frieden wurde freilich Frankreich die Schleifung der Festungswerke von Hüningen auferlegt, weil es, unmittelbar am Rhein gelegen, jederzeit ein Ausfalltor über diesen Strom gegen Deutschland bedeutete. Für dieses bildet jetzt die Befestigung von Hüningen nur eine Sicherung der wichtigen Verbindung von Baden nach dem Oberelsaß über den Rhein und den Hüninger Zweigkanal. Frankreich nährt die Besorgnis der Niederlande um ihre Ostgrenze künstlich, weil es seine ganze Heeresmacht auf einer möglichst schmalen Front an der Ostgrenze versammeln möchte, um seine Kräfte nicht zersplittern zu brauchen. Diesem Zweck dient auch in erster Linie das Bündnis mit England, das selbst mit einer Landarmee von 150 000 Mann gewissermaßen die linke Flanke der Franzosen decken soll. Die Neutralität von Belgien und der Niederlande würde daher England keinesfalls respektieren können.

Seit der Rückeroberung von Elsaß und Lothringen beträgt die Länge der deutschen Westgrenze gegenüber der Linie Belfort—Longwy nur 250 Kilometer, weiter nordwärts die deutsche Westgrenze gegenüber Luxemburg, Belgien und den Niederlanden 500 Kilometer. Bei der voraussichtlichen Größe der in einem künftigen Kriege aufzustellenden Heere (wir rechnen in Deutschland mit mindestens 4 Millionen Streitern) würde das Vorgehen in breiter Front aus Verpflegungsrücksichten sehr wünschenswert sein. Darum dürfte sich ein Aufmarsch längs der ganzen Grenze und die Gewinnung von Belgien als nördlichste

Digitized by Google

Operationsbasis empfehlen. An der Nordgrenze von Frankreich liegen weniger starke Festungen als an der Ostgrenze, an der jede Straße zum mindesten durch Sperrforts abgeschlossen ist. Der Einmarsch würde dort den deutschen Heeren geringere Schwierigkeiten bieten und den Vorteil des Angriffs auf Frankreich von zwei Seiten umfassend gewähren. Trotzdem ist Deutschland, schon allein aus politischen Rücksichten, fest entschlossen, die Neutralität der Nachbarstaaten zu wahren, um sich selbst nicht ins Unrecht zu setzen und zugleich auch, um nicht England einen Anlaß zum Eingreifen zu bieten.

Literarische Berichte

Generalfeldmarschall Freiherr v. Loë. Ein militärisches Zeit- und Lebensbild. Von Leopold v. Schlözer. Geheftet M. 6.50, gebunden M. 8.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

L. v. Schlözer hat in vorliegendem Werk, dessen Entstehung einer Anregung der Großherzogin Luise von Baden zu danken ist, dem ausgezeichneten Reiterführer ein würdiges biographisches Denkmal gesetzt. Das Werk bringt, immer gestützt auf urkundliches Material und besonders auf die persönlichen Aufzeichnungen des Generalfeldmarschalls, alles Wissenswerte und historisch Wichtige aus dem reichen Leben eines der hervorragendsten Männer der glorreichen Aufstiegsperiode Deutschlands. Wir folgen dem Helden der Biographie von seinen ersten militärischen Anfängen im Schleswig-Holsteinischen Krieg von 1848 bis zu dem glänzenden Abschluß seiner militärischen Laufbahn, die ihm im Krieg 1870/71 reiche Lorbeeren brachte und in der er sich als Organisator und Erzieher unvergängliche Verdienste erwarb. Aber auch mancher mehr diplomatischen Mission, z. B. der Episode der spanisch-italienischen Reise des Kronprinzen (1883), an der er in dessen Gefolge teilnahm, wird eingehend gedacht. Von besonderem Reiz sind ferner Briefe Kaiser Wilhelms I. und des Kronprinzen an Loë, die Schilderung seiner Beziehungen zur Kaiserin Augusta und dem Großherzogspaar von Baden, die besonders herzlich waren. Dieses „Zeit- und Lebensbild" und das in demselben Verlage früher erschienene autobiographische Werk Loës, „Erinnerungen aus meinem Berufsleben" — von beiden Werken konnte die „Deutsche Revue" ihren Lesern vor der Buchveröffentlichung anziehende Proben mitteilen —, ergänzen sich wechselseitig zu einer lückenlosen, zuverlässigen Darstellung der Persönlichkeit und des Schaffens Walter v. Loës. —y—

Richard Wagner und die englische Literatur. Von Dr. Kurt Reichelt. Leipzig, Xenien-Verlag.

Eine Doktordissertation, zu der von Prof. Max Koch die Anregung kam, liegt erweitert und ausgestaltet vor: als ein wertvoller Beitrag zur inneren Entstehungsgeschichte der Werke Wagners. Im Vordergrund des Interesses steht natürlich Shakespeare; Wagners Verhältnis zu ihm wird nach allen Seiten aufgedeckt und an „Maß für Maß" als der Vorlage zum „Liebesverbot" veranschaulicht. „Rienzi" ist eine Umformung des Romans von Bulwer. Zu den mancherlei andern Einflüssen von England her gehört besonders auch die Verwendung des sog. zweiten Gesichts, wie sie Walter Scott hat: im „Holländer", im „Lohengrin", im „Tristan" wird dem Visionären unmittelbar seine Erfüllung. Endlich zieht der Verfasser auch interessante Parallelen zwischen Wagner und Carlyle.

Dr. K. Grunsky.

Weltgeschichte. Begründet von Hans Helmolt. Herausgegeben von Armin Tille. II. Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Von Helmolts berühmter Weltgeschichte liegt nunmehr der erste Band in neuer Bearbeitung vor. Die Eigenart des Werkes besteht darin, daß nicht die Geschichte der Menschheit nach zeitlichen Abschnitten gegliedert dargestellt ist, sondern für räumlich abgeteilte Gebiete von den ältesten Zeiten bis zur Jetztzeit. Diese Eigenart muß als eine glückliche bezeichnet werden; sie ermöglicht es, die Geschichte der einzelnen Völker im Zusammenhange darzustellen, ohne bei Beendigung eines Zeitabschnittes wieder auf andre zurückzugreifen und so die Darstellung zu unterbrechen. Es gibt auch diese Art erst die Möglichkeit, das Werk als Sammelwerk erscheinen zu lassen. Letzteres muß für jede groß angelegte Weltgeschichte als eine Notwendigkeit erscheinen, da unsre Geschichtsdarstellung veralten und erstarren müßte, wenn sie auf das Kommen der wenigen großen Genies warten wollte, denen es gelingt, die Geschichte der ganzen Menschheit allein im Zusammenhang zur Darstellung zu bringen. Der Kreis der Mitarbeiter des Werkes beschränkt sich nicht auf die Fach-

Digitized by Google

gelehrten der Geschichtsforschungen. Es sind mit glücklichem Griffe auch Gelehrte andrer Fächer herangezogen, z. B. ist im ersten Band die Geschichte Chinas und Japans von dem bekannten deutschen Diplomaten v. Brandt bearbeitet, dessen Kenntnis des behandelnden Stoffes nicht zum wenigsten auf jahrelangen Aufenthalt in den betreffenden Ländern beruht. Der vorliegende erste Band behandelt die Vorgeschichte der Menschheit, sowie die Geschichte der Völker Ostasiens und schließt eine Darstellung der geschichtlichen Bedeutung des Indischen Ozeans an. Der Stoff ist überall trotz der Verschiedenheit der Verfasser mit großer Uebersichtlichkeit und Klarheit behandelt. Es wurde offenbar besonders Wert auf eine Darstellung gelegt, die streng auf wissenschaftlicher Forschung beruht. Vielleicht litt dabei die leichte Lesbarkeit ein wenig Schaden, wie sie französische Geschichtschreiber so hervorragend zu treffen wissen. Dafür ist die Brauchbarkeit des Buches besonders als Nachschlagewerk eine um so größere, insbesondere als ein richtiges Inhalts- und Bücherverzeichnis vorhanden ist. Die vielfachen Karten und Abbildungen erhöhen den Wert des Wortes des Buches, da sie überall mit dem Texte im Zusammenhang stehen und der Versuchung, ein Bilderbuch zu schaffen, streng widerstanden ist.

Das Werk wird, wenn die andern Bände dem ersten entsprechen, in der Bücherei der gebildeten Deutschen einen hervorragenden Platz einnehmen. A. L.

Die Liebeszaubereien der Gräfin Rochlitz, Mätresse Kurfürst Johann Georgs IV. von Sachsen. Nach der Handschrift des Johann Friedrich Klotzsch zum erstenmal herausgegeben von Johannes Jühling. (Band 3 von Rara, Eine Bibliothek des Absonderlichen). Stuttgart, Robert Lutz. Brosch. M. 4.50, geb. M. 6.—.

Die Geschichte der ebenso schönen wie früh verderbten Sibylle v. Reitzschitz, die, von ihrer Mutter an den jungen Kurprinzen verkuppelt, diesen so fest an sich zu fesseln wußte, daß er auch nach seiner Thronbesteigung und nach seiner Vermählung nicht von ihr ließ und der mit neunzehn Jahren an den Blattern Verstorbenen nach wenigen Wochen in den Tod nachfolgte — diese Geschichte voll wüsten, kindischen Aberglaubens und tiefer Korruption erscheint wie ein Nachklang der trostlosen Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg und zugleich wie ein Vorspiel der Zustände, die unter der Regierung Friedrich Augusts I. (Augusts des Starken) am Dresdener Hof herrschten. Der hauptsächlich von der alten Frau v. Reitzschitz inszenierte Zauberspuk gibt diesem traurigen Kulturbild, das, an sich so unerquicklich wie möglich, als sittengeschichtliches Dokument seine Bedeutung hat, erst das charakteristische Kolorit, das besonders in den „Beweisurkunden" — Exzerpten aus Menantes, Pöllnitz, Büsching und Akten- und Urteilsauszügen aus den verschiedenen gegen die Mutter der Gräfin Rochlitz und ihre Helfershelfer geführten Prozessen — stark hervortritt. K.

Die plötzliche Insel. Novellen von Ludwig Hirschfeld. Leipzig, Xenien-Verlag. 149 Seiten. M. 2.50 (3.50).

Der Verfasser besitzt eine glückliche Erfindungsgabe, die das Leben zu packen weiß, wo es interessant ist; doch hätte aus den Erfindungen wohl dichterisch Wertvolleres gemacht werden können. Die Darstellung ist flott und geschmeidig, oft allerdings weniger Erzählungskunst als Feuilletonstil. Der geistige Gehalt ist mäßig groß und hält sich zum Teil nur auf der Höhe anzüglicher Anekdoten. Br.

Kommentar zur Genesis. Von Otto Prokſch (Prof. D.) Leipzig, Deichert. (XII, 530, gr. 8°.) M. 10.50.

Das Erscheinen eines neuen Gesamtkommentars zum Alten Testament ist stets ein bedeutendes literarisches Ereignis, und insbesondere der Band, welcher eine neue Uebersetzung und Erklärung der Genesis bringt, muß den weiten Kreis der Historiker und Sprachforscher überhaupt interessieren. Denn mögen die Ausgrabungen im Orient noch so viele Funde zutage gefördert haben, die wirklichen Quellen für die Erkenntnis der alten Geschichte bleiben doch die Literaturwerke. Daß unter ihnen aber die hebräischen Schriften eine bedeutende Stellung einnehmen, wird neuerdings immer lauter anerkannt, wie z. B. von Ed. Meyer-Berlin in seiner Geschichte des Altertums. Die daraus fließende allgemeine Wichtigkeit eines neuen Genesiskommentars muß nun noch erhöht werden, wenn er nach den gediegensten Grundsätzen der modernen Wissenschaft ausgearbeitet ist. Gründlichste Textkritik, genaue Unterscheidung der Urquellen, eine seltene geographische und archäologische Gelehrsamkeit, feinsinniges Nachempfinden der alten Ideengänge zeichnen den neuen Kommentar aber unstreitig aus. Wer zu ihm greift, der öffnet sich eine reiche Fundgrube solidesten Wissens. Ed. König.

Die Fahrt der Jomsburg. Von G. J. Soerensen. Uebersetzt von Ida Anders. Berlin, Erich Reiß. 253 S. M. 3.— (4.—).

Diese Geschichte von einem Kohlendampfer, der zwischen London und Petersburg verkehrt, ist von so ruhiger Selbstverständlichkeit in der Darstellung und zugleich so geheimnisvoll und erregt in den dargestellten Dingen und Empfindungen, daß man wohl von einem bedeutenden Werk sprechen kann. Einfache Menschen und große Gedanken, in dieser

Digitized by Google

Mischung liegt der Reiz des Buches; freilich entsteht dadurch auch ein gewisses Mißverhältnis, und die hier aufgerollten gewaltigen sozialen Fragen hängen sich mit allzu schwerer Wucht an die schlichte Handlung. Br.

Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart. Von J. J. Ruedorffer. 2. Band des von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt herausgegebenen großen Sammelwerkes „Das Weltbild der Gegenwart". Subskriptionspreis des in Leinen gebundenen Bandes M. 6.—, Einzelpreis M. 6.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Aus dem Neben- und Gegeneinanderwirken zweier Grundtendenzen sieht der Verfasser die Weltpolitik der Gegenwart sich entwickeln und bestimmen: aus der nationalen und der kosmopolitischen. Er weist die allgemeinen Kräfte und Stimmungen auf, die in diesen beiden Grundtendenzen zum Ausdruck kommen, und führt dann zunächst die nationale Tendenz in ihren Abwandlungen und Schattierungen bei den einzelnen für die Weltpolitik direkt oder indirekt in Betracht kommenden Nationen vor: ein Rundblick, der den Leser vortrefflich orientiert und ihm ein klares Bild von den internationalen Zusammenhängen gibt. Als die kosmopolitischen Tendenzen behandelt dann der Verfasser Religion, Kulturideal, Kapital, internationales Recht, Klasseninteressen in ihrer Einwirkung auf das Zusammenleben und -arbeiten der Völker. Der zweite Teil des Ruedorfferschen Buches zeigt die Grundzüge der Konstellation in der Weltpolitik, die teils einigender, teils trennender Art sind, die Interessenverflechtung, parallele Expansion, Kriegsrüstungen, Schutz- und Trutzbündnisse, und die Methoden, deren sich die Staaten zur Erreichung ihrer weltpolitischen Ziele bedienen und zu denen besonders die finanziellen Mittel, dann die öffentliche Meinung usw. gehören. — Deutlich empfinden wir überall, daß hier ein Kundiger spricht, der die nächsten Absichten und die ferneren Ziele der deutschen Politik wie auch die Verhältnisse der andern Staaten aus genauer Anschauung kennt. Es erhöht nur den wissenschaftlichen Wert des Werkes, daß ihm so auch eine im besten Wortsinn aktuelle Bedeutung zugeschrieben werden darf.

r.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Altmann, Dr. Adolf, Robert Hamerlings Weltanschauung — Ein Optimismus. Salzburg, Mayrische Buchhandlung. M. 2.50.

Antiquariats-Katalog 30. Berlin, Speyer & Peters.

Berger, Dr. Arnold E., Wilhelm II. und das Reich. Festrede zum Regierungsjubiläum. Darmstadt, A. Bergsträßers Hofbuchhandlung. 60 Pf.

Bernsmann, August Walter, Des Lebens buntes Spiel. Roman. Berlin, Mod. Verlagsbureau Curt Wigand.

Beyerlein, Franz Adam, Das Jahr des Erwachens. Zwei Erzählungen aus der Zeit der Befreiungskriege. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. Brosch. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Bode, W., Goethes Liebesleben. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 32 Tafeln. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. In Pappband M. 5.—.

Cosack, Konrad, Burg Haym. Drei Erzählungen. Bonn, Albert Ahn Verlag. Brosch. M. 4.—, geb. M. 6.—.

Das Heptameron. Die Erzählungen der Königin von Navarra. Uebersetzt von Theodor Albert Ritter v. Riba. Berlin, Wilhelm Borngräber. Verlag Neues Leben. M. 6.—.

Der Greif. Cotta'sche Monatsschrift. Heft 1 und 2. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. à M. 1.—.

Dessin, Hans u. Fritz Chlodwig Lange, Frühling. Halbmonatschrift für neudeutsche Dichtung und Kultur. Nr. 1. 1. Jahrgang. Gießen, Verlag des „Frühling". 50 Pf.

Deutscher Wehrkalender 1914. Oldenburg, Gerhard Stalling. Geb. M. 1.—.

Die gute alte Zeit. Zeichnungen. Von Karl Spitzweg. Mit einer Einleitung von Hermann Uhde-Bernays. München, Holbein-Verlag. Gebunden M. 6.—.

Engel, Georg, Auf hoher See. 5. Band der „Leuchtenden Stunden". Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. Kart. M. 1.75, geb. M. 2.80.

Festschrift zur Feier des 75jährigen Bestehens der Schule am 28. Mai 1913. Düsseldorf, A. Bagel.

Freiin von Hammerstein, Else, Eine Norwegerin auf deutschem Boden. Erinnerungen der Freifrau Hildur Marschalck. 1812—1866. Berlin, Martin Warneck. Geh. M. 4.80, geb. M. 5.80.

Goetz, Pfarrer Lic. theol., Das apostolische Glaubensbekenntnis. 17. Heft der Religionsgeschichtlichen Volksbücher. Tübingen, J. C. B. Mohr. Einfache Nummer 50 Pf., Doppelnummer M. 1.—.

Gutzkow, Karl, Die Ritter vom Geiste. Roman in 9 Büchern in 3 Teilen. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. à M. 2.—.

Haeckel, Ernst, Die Natur als Künstlerin. Berlin-Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagshaus. M. 1.75.

Hammerstein, Hans v., Roland und Rotraut. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Broschiert M. 3.—, Halbpergament M. 4.—.

Digitized by Google

Handels-Akademie. Kaufmännische Halbmonatschrift. Heft 7. 20. Jahrgang. Leipzig, Friedrich Meister.

Hippel, H. von, Der unbekannte Gott. Roman. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.50.

Horn, Dr. von, Die Ostmarkenfrage und ihre Lösung. Berlin, Julius Springer. M. 2.—.

Junghans-Curtis, E. u. F., Sagen und Märchen von der Frau Holle. München, Holbein-Verlag. M. 1.50.

Koser, Reinhold, Geschichte der brandenburgisch-preußischen Politik. I. Band: Geschichte der brandenburgischen Politik bis zum Westfälischen Frieden von 1648. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Geh. M. 12.—, geb. M. 14.50.

Ludowici, August, Das genetische Prinzip. Versuch einer Lebenslehre. München, F. Bruckmann A.-G. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50.

Mörike, Eduard, Das Stuttgarter Hutzelmännlein, mit 37 farbigen Zeichnungen von Karl Stirner. München, Holbein-Verlag. Gebunden M. 6.—.

Müffelmann, L., Die moderne Mittelstandsbewegung. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Müller, Wilhelm, Les Chants des Grecs et le philhellénisme. Paris, Felix Alcan. Fr. 5.—.

Rippold, Prof. Dr. Otfried, Der deutsche Chauvinismus. Stuttgart, W. Kohlhammer. M. 1.—.

Rhyn, René van, Gräfin Lulu Thürheim, Mein Leben. 2 Bände. München, Georg Müller.

Ritter, Dr. Carl, Das Herrenrecht. Schauspiel in drei Aufzügen. Berlin, Mod. Verlagsbureau Curt Wigand.

Salzmann, Theodor, Die Lieder des Zupfgeigenhansl. Deutsche Volksweisen für Klavier. Leipzig, Friedrich Hofmeister. M. 2.50.

Sarason, Dr. D., Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. in Leinw. M. 15.—, geb. in Halbfr. M. 18.—.

Stuttgarter militärische Blätter. Heft 11. 3. Jahrgang. Stuttgart, Geschäftsstelle der Stuttgarter militärischen Blätter, Uhlandstr. 4.

The American Review of Reviews. September- und Oktober-Heft 1913. New York, The Review of Reviews Co. 25 Cts.

Thordecke, Marie Pauline, Auf der Savanne. Tagebuch einer Kamerunreise. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Vehse, Eduard, Hofgeschichten. Bd. I: Preußische Hofgeschichten. München, Georg Müller.

Weichers Kunstbücher. Neue Folge. Die Meister des XIX. Jahrhunderts: 1. Watts, 2. Meissonier, 3. Riosetti. Berlin, Bernhard Thalacker. à 80 Pf.

Zenker, Ernst Viktor, Der Parlamentarismus. Sein Wesen und seine Entwicklung. Wien, A. Hartleben. M. 5.—.

Ziegler, Th., Ueber Universitäten und Universitätsstudium. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

An die Eröffnung der von der Stadt Stuttgart veranstalteten Ausstellung für Gesundheitspflege, die auf Mitte Mai 1914 festgesetzt ist, schließt sich eine große Anzahl von Versammlungen und Kongressen in Stuttgart an. Vom 14. bis 16. Mai tagt die Generalversammlung der Deutschen Tierschutzvereine, am 17. Mai findet die Generalversammlung der Deutschen Frauenvereine vom Roten Kreuz statt, vom 21. bis 24. Mai die erste Bundestagung des Jungdeutschlandbundes, unter Vorsitz des Generalfeldmarschalls Freiherrn von der Goltz, vom 25. bis 28. Mai die Hauptversammlung der Schiffsbautechnischen Gesellschaft, ebenfalls vom 25. bis 28. das Nationale Deutsche Fechtturnier, Ende Mai die Tagung Südwestdeutscher Kinderärzte, am 31. Mai die Generalversammlung des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein. Vom 2. bis 5. Juni tagt die Versammlung des Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege, anschließend daran die des Vereins Deutscher Schulärzte, vom 6. bis 8. Juni wird ein großer Württembergischer Frauentag veranstaltet, und am 9. Juni tagt der Verein der Berufspflegerinnen Deutschlands. Außerdem sind für den Sommer noch eine große Anzahl von Besuchen und Kongressen vorgesehen, es sei hier nur die Tagung des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege im September erwähnt.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Morgen-Ausgabe **Berliner** Abend-Ausgabe

Neueste Nachrichten

Unparteiische Zeitung

Gratisbeilagen: Deutsche Welt, Deutscher Hausfreund (Zeitbilder-Reisebilder), Mode :-: und Handarbeit, Verlosungsliste, Sommer-Eisenbahn-Kursbuch, Wandkalender :-:

Bezugseinladung

Nicht zu müßigem Ausruhen und stiller Betrachtung ruft die Stunde. Mehr denn je steht ihr Zeiger auf Kampf, auf frischer, fröhlicher Schlacht der Geister um die Aufrechterhaltung deutscher Sitte und deutscher Art. Das ist ein Streiten, dem die Berliner Neuesten Nachrichten noch nie ausgewichen sind; sie stehen auch jetzt wieder in der ersten Reihe, wo es gilt

Deutschland den Platz an der Sonne

zu schaffen, und freudig empfangen sie jeden Volksgenossen, der mit ihnen wirken will für des Reiches Macht und Größe.

Von keiner Partei abhängig, keiner Partei dienstbar, streiten wir weiter wider alles, was undeutsch ist. Wider die machtvoll sich mehrenden Herrschaftsgelüste eines reichsfremden Ultramontanismus, wider die vaterlandslose, vaterlandsfeindliche Sozialdemokratie. Wir treten ein für einen gerechten Ausgleich der Interessen aller Stände, für die Unantastbarkeit unseres Offizierkorps und unserer Beamtenschaft, für Landwirtschaft, Handel und Industrie, für Akademiker und Lehrer, für Bauern und Handwerker. — So werden die Berliner Neuesten Nachrichten auch in Zukunft unbeirrt weiterkämpfen, folgend dem unverrückbaren Ziel der steten Mehrung deutscher Macht und deutschen Ansehens in der Welt.

Das zweimal tägliche, also wöchentlich 13malige Erscheinen im Verein mit der Montags-Morgen-Ausgabe sichert den Berliner Neuesten Nachrichten bezüglich schnellster Information einen Vorrang unter den nationalen Zeitungen.

Der Bezugspreis der Berliner Neuesten Nachrichten mit allen ihren Sonderbeilagen beträgt vierteljährlich nur M. 5,50, monatlich M. 1,84. — Zu diesem Preise nehmen alle Postanstalten und Briefträger Bestellungen entgegen. — In Berlin und Vororten beträgt der Bezugspreis vierteljährlich M. 5.50, monatlich M. 1.85 frei ins Haus.

Einzelne Probenummern umsonst und portofrei durch die Geschäftsstelle der

Berliner Neuesten Nachrichten, Berlin SW 48

Führende Zeitschrift für die gesamten Interessen v. Schiffahrt u. Schiffbau

Bezugspreis vierteljährlich Mark 5,—.

:: Probenummern :: durch d. Geschäftsstelle **Charlottenburg 2, Grolmanstr. 36.**

Digitized by Google

Dresden ▭ Hotel Bellevue

unter persönlicher Leitung des Direktors **R. Ronnefeld**

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe **mit Garten** und Terrasse; gegenüber dem Kgl. Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. **Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.** Warmwasserheizung. — **Zimmer und Wohnungen mit Privatbad und Toilette.** **Auto-Garage** (abgeschlossene Abteile).

Ein bei der gegenwärtigen politischen Spannung zwischen Rußland und Deutschland

besonders aktuelles Buch

In unterzeichnetem Verlag ist erschienen:

Rußland als Großmacht

Von **Fürst G. Trubetzkoi**

Übersetzt und eingeleitet von Josef Melnik * Geh. M 4.—, in Leinwand geb. M 5.—

R. v. Behr urteilt im Berliner Lokal-Anzeiger über das Werk:

„Wenn auch kein ausgesprochener Freund Deutschlands, unterstreicht Fürst Trubetzkoi doch die in Rußland hier und dort noch immer nicht genügend anerkannte Tatsache, daß zwischen beiden Nachbarreichen keinerlei ernstlich in Betracht kommende Reibungsflächen bestehen und daß die seinerzeit beliebte Einkreisungspolitik gegenüber Deutschland ebenso ungerecht wie bedenklich war. So wird denn das Buch des Fürsten Trubetzkoi um so mehr auch in Deutschland eines lebhaften Interesses sicher sein dürfen, als es gerade auch für den deutschen Leser eine Fülle von Belehrung mit sich bringt, die aller Beherzigung wert ist."

** **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** **

..... Für Militärpflichtige von großem Nutzen .....

Soeben erschien:

Wehrpflicht
und Laufbahnen im deutschen Heere.

Mit drei Tafeln Uniformabzeichen und einer Karte der Garnisonorte des deutschen Heeres.

Dritte, verbesserte Auflage.

Von **Major Boysen.**
Preis 1 Mark 50 Pfennig.

Soeben erschien:

Ratschläge und Mitteilungen für Einjährig-Freiwillige des deutschen Heeres.

Mit vier Tafeln Uniformabzeichen und einer Karte der Garnisonorte des deutschen Heeres.

Dritte, verbesserte Auflage.

Von **Major Boysen.**
Preis 1 Mark 50 Pfennig.

Militär-Verlag von Zuckschwerdt & Co., Berlin-Steglitz, Schloßstr. 41.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Diesem Hefte sind Prospekte der Zigarrenfabrik **Cremer & Wolff** in **Bremen**, der Verlagsbuchhandlungen **Puttkammer & Mühlbrecht** in **Berlin**, **Robert Lutz** in **Stuttgart** und **Morawe & Scheffelt** in **Berlin** beigegeben, die hiermit gefl. Beachtung empfohlen werden.

Neununddreißigster Jahrgang — Mai 1914 — Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

General der Infanterie v. Beseler: Politisierende Heere 129
Germain Bapst (Paris): Die Affäre Regnier 135
General der Infanterie z. D. Freiherr v. Falkenhausen: Politik im Heere . . 151
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg (Fortsetzung) 154
General Izzet Fuad-Pascha: Das türkische Haremsleben und sein wirtschaftlicher Einfluß 175
K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden (Fortsetzung) 181
Jac Benario (Frankfurt a. M.): Aus Paul Ehrlichs Werkstatt 192
Dr. Freiherr v. Jettel: Die Orientbahnen, ihre Vergangenheit, ihre Zukunft . 199
Dr. G. Marinesco, Prof. an der Universität zu Bukarest, Mitglied der Rumänischen Akademie: Ueber Mitempfindungen, insbesondere über farbiges Hören 207
Prof. Dr. de la Camp (Freiburg i. B.): Ueber Sport, Gymnastik und Konstitution 221
Carl v. Stengel, Professor der Rechte: Die Bedeutung der neuzeitlichen Kolonisation für die europäischen Völker (Schluß) 234
Benj. Ide Wheeler: Die amerikanischen Universitäten 250
Literarische Berichte 252
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 256

Stuttgart — Deutsche Verlags-Anstalt — Leipzig
1914
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet auf dem Umschlag 1 M., im Inseratenanhang 60 Pf.

Anzeigen.

Je nach dem Umfang eines Inserat-Auftrags angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.

Inserat-Annahme: Bei dem Central-Annoncen-Bureau, Berlin NW 7, Georgenstr. 47. Telefon: Zentrum 940, wie auch bei sämtlichen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Ende 1913 Bestand: 819 Millionen Mark.
Alle Überschüsse den Versicherten.
Unanfechtbarkeit, Unverfallbarkeit, Weltpolice.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Pfalzweine! Die neue Preisliste der bekannten **Naturweinkellerei** des Königl. Hoflieferanten **Konrad Hammell, Neustadt** a. d. Hdt., ist soeben erschienen.

Carl Georgi in Bonn
Universitäts-Buchdruckerei
Druck und Verlag
gediegener Werke aus allen Gebieten, insbesondere Geschichte, Philosophie, Sprachwissenschaft, populäre Bücher. Auch gute Romane und Schauspiele.

Grimmialp ob Spiez — Die Idylle des Berner Oberlandes.
(Schweiz), 1260 m ü. M. Beliebte Sommerfrische für Ruheliebende.
Grand Hôtel. Haus von vornehmer Einfachheit. 150 Betten. Warmwasserheizung.
Elektr. Beleuchtung. Pension von Frs. 8.— bis Frs. 15.—.
Kurarzt. Illustr. Prospekt durch **Joh. Ch. Poltera**, Dir.

Freih. von der Goltz
Generalfeldmarschall
1813
Blücher und Bonaparte
Geh. M 1.50, gebunden M 2.50
„Eine Darstellung, wie sie in so erschöpfender Form nur derjenige liefern kann, der den Stoff absolut beherrscht." — (Neue Pr. (†)-Zeitung, Berlin.)
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Ostseebad Zinnowitz
D-Zug-Station
Prospekt durch die Badeverwaltung.

Digitized by Google

Politisierende Heere

Von

General der Infanterie v. Beseler

Die befremdliche Erscheinung, daß britische Offiziere in einem für die innere Ordnung des Vereinigten Königreiches kritischen Augenblick aus ihrer Abneigung gegen den, ihren politischen Ueberzeugungen nicht entsprechenden Gebrauch ihrer Truppe zur Bekämpfung eines inneren Feindes kein Hehl machten, ist ein höchst beachtenswertes Symptom dafür, daß im englischen Heere die politische Ansicht unter Umständen die Ausführung eines militärischen Befehls in Frage stellen kann. Hat doch die britische Heeresleitung sich in einem besonderen Armeebefehl[1]) gegen solche Möglichkeiten wahren zu müssen geglaubt.

Der deutsche Offizier kann das nicht verstehen. Es gibt für ihn keine andre Richtschnur des Handelns, als das „treu, hold und gehorsam dem Kriegsherrn", wie sein Fahneneid es fordert. Der englische Treueid (oath of allegiance), der außer dem ganz allgemein gehaltenen Treuschwur[2]) keinerlei besondere, auf den Soldatenstand bezügliche Verpflichtungen enthält, endet mit dem bezeichnenden Zusatz: „According to law." Darin liegt eine recht wesentliche Einschränkung des unbedingten Gehorsams. Wenn auch die Pflicht der Treue die des Gehorsams in sich schließt, bleibt es doch dem Gehorchenden überlassen, zu prüfen, ob der erhaltene Befehl gesetzmäßig ist. Es sind also Fälle denkbar, in denen sich der Gehorchende — in unserm Falle der Offizier — die Frage vorlegen könnte: Steht dieser oder jener Befehl meines Vorgesetzten oder gar meines Königs nicht im Widerspruch zum Gesetz?

„Seien wir froh," sagte Moltke in der Reichstagssitzung vom 19. März 1869, „daß wir in Deutschland eine Armee haben, die nur gehorcht. Blicken wir auf andre Länder, wo die Armee nicht die Schutzwehr gegen die Revolution ist, sondern wo diese aus der Armee hervorgeht. Ich empfehle Ihnen dringend, niemals die Hand dazu zu bieten, daß es bei uns anders werde." Nur ein

[1]) März 1914.

[2]) I ... do swear, that I will be faithful and bear true allegiance to His Majesty King George, His heirs and successors, according to law.

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Heer, das seinem Kriegsherrn — in republikanisch oder parlamentarisch regierten Ländern dem Träger der Staatsgewalt — unbedingt gehorcht, ist ein zuverlässiges Werkzeug zur Durchführung ihrer Politik.

Das Heer ist letzten Endes für den Krieg da; der Krieg aber ist „eine bloße Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln", wie Clausewitz gesagt hat, und das Kriegswerkzeug, das Heer, ist das letzte und äußerste dieser Mittel. Wenn es versagt, ist der Staat auch mit seiner Politik zu Ende. Darum muß es unbedingt zuverlässig sein und darf kein „Warum?" kennen. Hieraus ergibt sich seine Stellung zur Politik.

Wer nicht nach den Gründen fragen darf, hat auch keinen Anspruch auf Mitarbeit. Jede politische Betätigung des Heeres ist daher unzulässig. Die Verantwortung für seinen richtigen oder falschen Gebrauch trägt allein die Staatsleitung. Die Verantwortlichkeit des Feldherrn beginnt erst in dem Augenblick, wo das Heer eingreift, und beschränkt sich auf die zweckmäßige und erfolgreiche Durchführung seiner Aufgaben. Dabei bleibt er in gewissem Sinne abhängig von der politischen Leitung; es ist daher das beste, wenn Feldherr und leitender Staatsmann sich in ein und derselben Person vereinigen: dies aber ist nur in einem monarchischen Staate denkbar, wofern nicht in einer Republik beide Gewalten einem Diktator übertragen werden.

Der Begriff „Politik" ist nicht einfach. Politik ist mehr als Staatskunst oder Lehre vom Staate. Sie umfaßt die gesamte, auf das öffentliche Leben gerichtete Tätigkeit eines Volkes, sie bestimmt seine Stellung in der Staaten- und Völkergesellschaft und regelt zugleich seine inneren staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände. Beide Aufgaben stehen in engster Beziehung zueinander. Das innere Gedeihen hängt zum guten Teil von der Weltgeltung, diese wiederum von der Leistungsfähigkeit und inneren Stärke eines Volkes ab. Man unterscheidet danach eine äußere und eine innere Politik. Die äußere Politik hat die Aufgabe, dem eignen Volke die seiner geschichtlichen, geistigen und wirtschaftlichen Bedeutung entsprechende Weltstellung zu schaffen oder zu erhalten; die innere: seine Entwicklung unter Berücksichtigung seiner Eigenart, seiner staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen und Gewohnheiten sowie der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Fortschritte der ganzen Menschheit in gerechter Abwägung aller verschiedenen Interessen und Bestrebungen zu fördern.

In beiden Zweigen der Politik, wie man ihre beiden großen Arbeitsgebiete wohl nennen kann, spielt das Heer seine besondere Rolle. In ihm verkörpert sich die Macht des Staates; es tritt also in die politische Arbeit ein, sobald der Staat sich seiner bedienen muß, um seinen Willen gegen feindliche Mächte durchzusetzen. Dies kann im negativen Sinne, nämlich zur Abwehr feindlicher Angriffe, oder im positiven zur Durchführung bestimmter politischer Ziele geschehen. Aus jeder dieser Absichten kann der Krieg entstehen, und zu seiner Führung bedarf der Staat des Heeres. Gerade das Heer kann nun aber unter Umständen dazu helfen, den Krieg zu vermeiden und die politischen Ziele ohne Kampf zu erreichen: nämlich dann, wenn seine Stärke den Gegner vom Angriff

Digitized by Google

zurückhält oder ihn zur Nachgiebigkeit, aus Besorgnis, im Kampf zu unterliegen zwingt. In diesem Sinne mag die so oft beliebte Bezeichnung des Heeres als einer „Friedensversicherung“ ihre Berechtigung haben.

Die Bedeutung des Heeres für die äußere Politik ist hiermit wohl genügend verdeutlicht. Ganz anders ist sein Verhältnis zur inneren. Da diese berufen ist, die innere Entwicklung eines Staates zu fördern, wäre es widersinnig, das Heer unmittelbar als eines ihrer Mittel bezeichnen zu wollen. Die innere Entwicklung soll ohne Gewaltakte im friedlichen Ausgleich aller lebendigen Kräfte des Volkes vor sich gehen. Seine Teile sollen einander nicht feindlich gegenüberstehen, sondern sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigen. Ueberall, wo das Heer eingesetzt wird, um bestimmte Absichten der inneren Politik mit Gewalt durchzuführen, muß daher ein Verstoß gegen ihr eigentliches Wesen vorliegen, etwa durch Auflehnung eines Volksteiles oder des Volkes gegen die Staatsgewalt oder durch seine Spaltung in einander bekämpfende Parteien.

Das Heer ist also nur ein mittelbares Werkzeug der inneren Politik: es tritt nur da ein, wo sich im staatlichen Leben Schwierigkeiten ergeben, deren die für die innere Ordnung bestellten und verantwortlichen Organe nicht aus eigner Kraft Herr zu werden vermögen. In diesem Sinne ist es allerdings auch in der inneren Politik das äußerste Mittel der Staatsgewalt, das unter allen denkbaren Umständen zuverlässig sein muß. Der für den Krieg nötige unbedingte Gehorsam bleibt daher auch für jede Tätigkeit des Heeres zu innerpolitischen Zwecken entscheidend, und jede politische Parteinahme widerspricht dem Wesen seiner staatlichen Aufgabe.

Nun ist aber das Heer nicht allein ein Werkzeug der Politik, sondern es bedeutet mehr für Staat und Nation. Die heutige Auffassung von staatlicher Pflicht beruft jedermann in seine Reihen und sieht im Heeresdienst die höchste Pflicht, zugleich aber das höchste Recht des Staatsbürgers. Das Heer steht daher nicht außerhalb der Nation, sondern ist einer ihrer wichtigsten, durch zahllose Beziehungen mit dem gesamten Volksleben verknüpften Teile. Da es die Macht des Staates verkörpert, haben seine Angehörigen ein Anrecht auf das Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zur Staatsgewalt, das sie zur Staatsgesinnung und durch sie zur Vaterlandsliebe erzieht.

Dieser unermeßlichen ethischen Bedeutung des Heeresdienstes — zumal in den Ländern der allgemeinen Wehrpflicht — entspricht eine nicht weniger hoch anzuschlagende erzieherische. Mit Recht wird das Heer die zweite große Volksschule genannt, die leider nur die körperlich Tauglichen durchlaufen können. Ein sehr großer Teil der Nation bleibt ihr fern. Mehr noch wie jede Schule muß die des Heeres unbeeinflußt bleiben vom Parteigeist. Ihr geistiger Gehalt ist lediglich der Dienst für den höchsten Staatszweck, auf den alle ihre Aufgaben hinweisen. Für ihn werden die geistigen und körperlichen Kräfte seiner Angehörigen aufs höchste angespannt, die sie entwickelt und gesteigert in das bürgerliche Leben zurückbringen.

In dem Verhältnis des Heeres zur Politik und zum Volksleben scheint ein

Digitized by Google

innerer Widerspruch zu liegen. Seine politischen Aufgaben stellen es außerhalb aller Parteien, seine ethischen und erzieherischen mitten in das Volksleben hinein. Seine Lehrer und Führer müssen sich von all und jeder politischen Betätigung fernhalten, sollen aber alle Klassen und Schichten des Volkes kennen, verstehen und zu gemeinschaftlicher Arbeit erziehen, deren letztes Ziel seine denkbar höchste politische Leistung ist. Aber gerade weil sie nur dies eine Ziel im Auge haben, dürfen sie sich weder von den Meinungen und Bestrebungen der inneren, noch von dem Gange der äußeren Politik beeinflussen oder irremachen lassen.

Für den Angehörigen des Heeres ergibt sich hieraus die strengste Zurückhaltung auf dem ganzen Gebiet der Politik. So wenig er die verworrenen Pfade der *inneren* betreten darf, steht es ihm zu, die Ziele oder Bahnen der *äußeren* beeinflussen zu wollen. Sobald ein Heer politisiert, ergreift es Partei oder, was noch viel schlimmer ist, es spaltet sich in Parteien. Was daraus wird, zeigte der Zerfall des türkischen Heeres im letzten Balkankriege, und Anzeichen für die Möglichkeit ähnlicher Erscheinungen haben sich in letzter Zeit nicht nur in England, sondern — gelegentlich des bekannten Zwistes der Generale — auch in Frankreich bemerkbar gemacht. In Deutschland zeigten sich 1848 an einzelnen Stellen schwache Ansätze dazu, die zum Glück schnell wieder verschwanden und nie wieder, selbst nicht in ernsten politischen Krisen,[1]) hervorgetreten sind. Alle Versuche, das Heer in das Parteitreiben hineinzuziehen, sind bei uns bis jetzt vergeblich gewesen; sie würden rettungslos zu seiner inneren Zersetzung führen, und ihre rücksichtslose Bekämpfung ist für den Staat eine Pflicht der Selbsterhaltung.

Ebensowenig darf sich das Heer in die äußere Politik einmischen. Nichts ist natürlicher, als daß ein starkes, ruhmreiches und selbstbewußtes Heer sich Krieg und Kampf wünscht, um die in ihm beschlossenen unermeßlichen geistigen und physischen Kräfte einmal zur vollen Entfaltung und Wirkung zu bringen, und nicht nur von dem alten Ruhm der Väter zu zehren, sondern sich selbst neuen zu erwerben und die letzte große Probe seiner Leistungsfähigkeit abzulegen. Aber dieser sehr verständliche und berechtigte Wunsch und Drang zum Kriege muß sich bescheiden und dem politischen Urteil der Staatsleitung unterordnen. Nur *sie* kann darüber entscheiden, ob ein Krieg notwendig oder unvermeidlich ist. Mit Kriegstreibereien überschreitet ein Heer seine Befugnisse und wandelt den sein eigentliches Wesen ausmachenden Geist höchster und hingebendster Vaterlandsliebe in sein Zerrbild, den Chauvinismus, um. Das Heer schweigt, gehorcht — und siegt; — das ist das Ideal, und so hat *unser* Heer gehandelt, als es in den politischen Wehen der Wiedergeburt unsers Reiches mehr als je der Versuchung zur Parteinahme oder zur Kriegshetze ausgesetzt war.

Verlangt nun aber diese politische *Passivität*, wie man das Verhältnis des Heeres zur Politik wohl genannt hat, die Enthaltung seiner Angehörigen von jeder Beschäftigung mit politischen Fragen? Mit nichten! Es wäre grund-

---

[1]) Zum Beispiel in der Zeit des Verfassungskonflikts in Preußen, in der sich die ruhmreichen Feldzüge von 1864 und 1866 abspielten.

Digitized by Google

falsch, ihnen den Einblick in das Wesen des Staates und in seine Beziehungen zur Staatenwelt verschließen, oder die Erkenntnis der lebendigen, das Volkstum bewegenden Kräfte versagen zu wollen. Das Heer soll nicht als totes Werkzeug, sondern bewußt an seine großen Aufgaben herantreten. Es wird sie um so besser lösen, von je mehr Verständnis für das innere Leben und die politischen Ziele der Nation es durchdrungen ist, der seine Arbeit dienen soll. Politische Einsicht wird ihm ebensogut bei seinem Erziehungswerk, wie da, wo seine Mitwirkung bei der inneren Politik notwendig wird, und nicht zum wenigsten bei friedlichem Verkehr oder kriegerischen Konflikten mit fremden Staaten zugute kommen. Der Geist des Heeres, wenn auch hierbei meist nur in einzelnen überragenden Persönlichkeiten hervortretend, kann dann ein gewaltiger Hebel zur Durchführung einer kraftvollen Politik werden: „In beiden Fällen (1866 und 1870) waren mir seine (Moltkes) Kampflust, seine Schlachtenfreudigkeit für die Durchführung der für notwendig erkannten Politik ein starker Beistand," schreibt Bismarck;[1]) freilich wurden ihm diese Eigenschaften des großen Strategen zu andrer Zeit auch unbequem, namentlich bei der wiederholt aufgeworfenen Frage, „ob es sich empfehle, einen Krieg antizipando herbeizuführen, bevor der Gegner zu besserer Rüstung gelange", die Bismarck bekanntlich verneinte; aber er wollte doch den in Moltke verkörperten Geist des Heeres nicht missen, nur blieb er bei der Meinung, daß „die Aufgabe, das Ergebnis dieser Wirkung des kriegerischen Geistes in der Armee in den Schranken zu halten, auf welche das Friedensbedürfnis der Völker berechtigten Anspruch hat, den politischen, nicht den militärischen Spitzen des Staates"[2]) obliege — und man wird ihm darin recht geben müssen.

Jeder Versuch, das Heer, insbesondere das Offizierkorps, für irgendeine bestimmte politische Partei in Anspruch nehmen zu wollen, ist müßig. Abgesehen davon, daß es sich überhaupt jeder politischen Tätigkeit zu enthalten hat, liegt es in dem Wesen seines Berufes und in seiner Stellung zum öffentlichen Leben, daß seine Gesinnung nur eine Staatsgesinnung schlechthin sein kann, die ihren höchsten Ausdruck in der unbedingten Unterordnung unter das Oberhaupt des Staates findet, ein Verhältnis, das sich in einem wahrhaft monarchischen Staate zu dem Treubunde zwischen Kriegsherrn und Heer verdichtet. Solange der Offizier dem Heere angehört, verzichtet er darauf, eine persönliche politische Ansicht zur Geltung zu bringen, ohne das Recht zu verlieren, sich Ansicht und Urteil über politische Dinge zu bilden. Etwa entstehende Gewissenszweifel könnte er nur durch seinen Austritt aus dem Heere lösen, wozu es aber bei dem völlig unpolitischen Charakter seiner Tätigkeit nur sehr selten kommen wird.

Anders steht er zur Politik nach seinem Ausscheiden aus dem Dienst. Tätige Teilnahme daran sollte ihm dann eigentlich zur Pflicht werden, doch lehrt die Erfahrung, daß der Kreis derer, die sich dazu entschließen, nicht groß ist. Das

[1]) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, Bd. II S. 92.
[2]) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, Bd. II S. 92, 93.

Digitized by Google

ist bedauerlich, da sie nach ihrer ganzen Erziehung und Lebensauffassung dazu berufen sein würden, die Zahl derjenigen Politiker zu vermehren, deren Losung das Wort ist: „Das Vaterland über die Partei"; aber es erklärt sich aus der Gewohnheit, sich von der Politik fernzuhalten, der ein ansehnlicher Teil der ehemaligen Offiziere auch im späteren Leben treu bleibt. Inwieweit auch der inaktive Offizier bei der Teilnahme am politischen Leben, namentlich auch in der mit der Politik oft in engem Zusammenhange stehenden journalistischen und literarischen Tätigkeit sich gewisse Beschränkungen auferlegen muß, mag hier unerörtert bleiben.

Etwas anders steht es mit den Offizieren des Beurlaubtenstandes. Sie sollen, solange sie nicht zum Dienst einberufen sind, grundsätzlich nicht in der Teilnahme an der Politik und in der Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Rechte irgendwie beschränkt werden, aber sie sollten sich doch in den politischen Kämpfen bis zu einem gewissen Grade ihrer Zugehörigkeit zum Heere bewußt bleiben und es vermeiden, solange sie in diesem Verhältnis stehen, in einer anstoßerregenden Weise politisch hervorzutreten. Darunter braucht nicht nur ein agitatorisches, den vaterländischen oder loyalen Sinn verletzendes Auftreten verstanden zu werden, sondern schon die bloße Wahlhandlung kann unter Umständen einen Verstoß gegen jenen Grundsatz bedeuten. Die fragwürdige Lehre von dem kleineren Uebel mag bei den Wahlen einen Offizier des Beurlaubtenstandes oft genug vor einen schweren Entschluß stellen; doch sollte er sich dann gelegentlich lieber ganz der Wahl enthalten und in einem einzelnen Falle ein politisches Opfer bringen, das dem aktiven Heere dauernd auferlegt ist, statt sich in einen mit dem Geiste des Heeres, dem er doch angehört, völlig unvereinbaren Gegensatz zu stellen.

Jede kleinliche Gesinnungsschnüffelei muß aber unterbleiben. Der Geist in unserm Reserve- und Landwehroffizierkorps ist so vortrefflich, daß es im allgemeinen selbst Mittel und Wege finden wird, politische Taktlosigkeiten auszugleichen oder ihnen vorzubeugen. Der Offizier des Beurlaubtenstandes fühlt sich in Pflichten und Rechten eng mit dem aktiven Offizierkorps verbunden; er betrachtet sein vaterländisches Amt und seinen Rock keineswegs als „ein gesellschaftliches Dekorationsstück" und „bunten Flitter", sondern nimmt es mit seinen Pflichten bitter ernst! Die ausgezeichneten Dienste der Reserve- und Landwehroffiziere in unsern großen Kriegen sind im Heere unvergessen; und die von heute würden es ihnen gleichtun!

Das Heer halte sich fern von aller aktiven Politik. Unbeirrt durch Tagesmeinungen, unbekümmert um die Wege und Ziele der Staatslenker tue es seine Pflicht, bilde und stähle die Kraft unsers Volkes, auf daß der Tag der Entscheidung es bereit finde, wenn das Schicksal ihn uns dereinst anbrechen lassen sollte!

Digitized by Google

Die Affäre Regnier

Von

Germain Bapst (Paris)

I

Regnier und seine erste Unterredung mit dem Grafen Bismarck

Es war am 23. September, ungefähr 7 Uhr abends. Nach einem herrlichen Herbsttage verbreitete sich die Dunkelheit rasch. Durch das Schweigen und die Ruhe, die um Moulins-les-Metz herrschte, hörte man den durchdringenden Ton einer deutschen Trompete, der eine französische antwortete. Sogleich ritt der Führer der Franktireurs, Herr H. Arnous-Rivière, auf der Straße nach Ars vorwärts und hielt zweihundert Meter außerhalb der letzten Barrikade zwischen dem Friedhof und einem aus dem Wasserüberfluß der Mosel gebildeten Berieselungsweiher an.

Auf derselben Straße erschien, von der entgegengesetzten Seite kommend und ebenfalls zu Pferd, im Zwielicht ein deutscher Offizier, gefolgt von einem Trompeter und einem Fahnenträger. Er grüßte und übergab Herrn Arnous-Rivière ein Schreiben. Als er, nachdem er nochmals gegrüßt hatte, sich umwandte, um wieder zurückzureiten, tauchte ein Individuum auf, das man noch nicht bemerkt hatte. Der Mann war zu Fuß, trug Zivilkleider von grauer Farbe sowie einen runden steifen Hut von derselben Farbe und hielt einen Regenschirm in der Hand, an dem er ein weißes Taschentuch befestigt hatte, das wie eine Fahne im Winde flatterte.

„Gehört dieser Herr zu Ihnen?" fragte Herr Arnous-Rivière den deutschen Parlamentär.

„Der Herr ist mir nachgegangen, aber ich kenne ihn nicht," antwortete der Offizier.

Der Unbekannte fragte seinerseits Herrn Arnous-Rivière: „Kann ich hinein?"

„Wer sind Sie?"

„Ich will den Marschall Bazaine sprechen. Ich bin mit einer Mission von der allerhöchsten Wichtigkeit an ihn beauftragt und darf sie nur ihm selbst ausrichten."

Der Franktireuroffizier bemerkte, daß er nach dem Reglement den Besucher zum General de Cissey, den Kommandanten des Sektors, in dem er sich befinde, führen müsse. An ihm sei es, zu entscheiden, ob es angebracht sei, ihn zum Marschall Bazaine zu schicken.

Nachdem diese Bedingung angenommen war, ließ Arnous-Rivière sein Dogcart bespannen und lud den Fremden ein, sich an seine Seite zu setzen. Eine halbe Stunde später hielten beide in Longeville vor der Tür der Villa Hénocque, in der General de Cissey wohnte.

Herr Arnous-Rivière stieg allein vom Wagen und ging zu dem General

Digitized by Google

hinein, und einige Minuten später nahm Hauptmann Garcin seinen Platz auf dem Dogcart ein, ergriff die Zügel und fuhr mit dem Unbekannten, der während der ganzen Fahrt unaufhörlich redete, nach Ban St. Martin. Vergeblich forderte ihn Hauptmann Garcin auf, still zu sein; er hielt nicht inne; der Mund ging ihm wie ein Mühlwerk. Er sei in einer diplomatischen Mission zum Marschall Bazaine geschickt; er befinde sich im Einvernehmen mit Herrn v. Bismarck und komme, um die Armee in Metz zu befreien. Dieser von Herrn v. Bismarck und ihm ausgedachte Plan werde den Prinzen Friedrich Karl sicher im höchsten Grade aufbringen, der fürchte, daß man ihn hindern werde, Metz und die französische Armee in seine Hand zu bringen. Aber man werde sich darüber hinwegsetzen, und aus Aerger werde der Prinz möglicherweise ein Bombardement oder einen Sturm auf die Stadt und die Armee ausführen lassen. „Ich werde heute abend wieder in die deutschen Linien zurückkehren, wo ich sicher bin, empfangen zu werden," sagte er noch.

Der Wagen hielt gegen $^1/_2$9 Uhr am Gittertor der Villa Herbin. Marschall Bazaine rauchte, wie es nach dem Diner seine Gewohnheit war, eine Zigarre, während er zusah, wie seine Offiziere eifrig Billard spielten. Hauptmann Garcin betrat das Haus, übergab das von dem deutschen Offizier gebrachte Schriftstück und meldete die Anwesenheit des Unbekannten.

Der diensttuende Ordonnanzoffizier ging hinaus, um nachzusehen, wer es sei. Einen Augenblick später kam er zurück: „Es ist kein Parlamentär," sagte er, „es ist ein ‚Herr', dem man die Augen nicht verbunden hat. Er ist von keinem deutschen Offizier begleitet, sagt, er sei mit einer Mission betraut, und will nur den Herrn Marschall allein sprechen."

„Lassen Sie ihn in mein Kabinett eintreten," antwortete der Marschall.

Von dem Ordonnanzoffizier geführt, ging der Unbekannte durch den Billardsaal, und die anwesenden Offiziere konstatierten, daß sie ihn noch niemals gesehen hatten.

Der Marschall ging zu ihm hinein und blieb anderthalb Stunden mit ihm zusammen.

*

Der Unbekannte hieß Edmond Vital Victor Regnier und war im Jahre 1822 geboren, stand also damals im Alter von achtundvierzig Jahren. Er war von mittelgroßer Gestalt und ziemlich stark.

Seine Stirne war hoch, seine Züge regelmäßig; seine gewöhnlich klaren Augen bekamen für Augenblicke einen begeisterten Ausdruck; die langen, nach rückwärts gestrichenen Haare waren vollkommen weiß, ebenso sein Schnurr- und Backenbart. Er war anständig gekleidet und trug einen grauen Anzug und Handschuhe. Er sah etwas verwittert und nicht gerade vornehm aus, war aber keine unsympathische Erscheinung.

Er ist später als „bonapartistischer Agent" oder „preußischer Spion" hingestellt worden. Die einen haben ihn für verrückt erklärt, ihn als extravagant, als Wirrkopf oder als Abenteurer, dem es darum zu tun war, von sich reden

Digitized by Google

zu machen, bezeichnet. Die andern haben ihn geschmäht und behauptet, er sei „disqualifiziert", ein „frecher und eitler Intrigant" und sogar ein „verdächtiger Patron" gewesen. Schließlich hat man ihn gar noch zum Tode verurteilt.

Nach unsrer Ansicht war er ein Schwärmer, ein Projektmacher, ein Träumer, ein Erfinder, der sich einbildete, Rezepte zur Heilung aller Uebel oder die Lösung aller Probleme zu besitzen, ein Monomane, wie sie besonders in kritischen Zeiten erscheinen. Jedenfalls scheint uns Regnier ein ehrlicher, aufrichtiger, von guten Absichten beseelter Mensch und sicherlich vollkommen uninteressiert gewesen zu sein.

Sein abenteuerliches Unternehmen im Jahre 1870 hat ihn eine bedeutende Summe gekostet, und er hat nichts davon wieder herausbekommen, da er niemals die Idee gehabt hatte, irgendwelchen materiellen Vorteil oder eine Ehre dabei zu gewinnen.

Er hatte eine gute Ausbildung genossen, das Abiturientenexamen bestanden, die juristische Prüfung abgelegt und das Studium der Medizin begonnen, das er sogar drei Jahre lang fortgesetzt hatte. Er war im Jahre 1849, als die Cholera herrschte, dem Hospital St. Louis zugeteilt gewesen und hatte als Anerkennung seiner aufopfernden Tätigkeit während der Epidemie eine Medaille erhalten.

Er hatte immer in guten materiellen Verhältnissen gelebt und besaß im Jahre 1870 ein Vermögen, das eine Rente von 40000 Franken abwarf. Er übte keinen Beruf aus und reiste viel. Die Hälfte seines Besitzes befand sich in England. Aus seiner ersten Ehe hatte er drei Töchter. Ende des Jahres 1869 heiratete er als Witwer in zweiter Ehe die Tochter des Besitzers des Kristallpalastes zu Sydenham bei London. Schon vorher hatte er von Herrn Panckouke, dem Besitzer der Druckerei des „Moniteur", ein Landhaus in Beaulieu, in der Gemeinde Boissise-la-Bertrande bei Melun, erworben und lebte dort als Landedelmann. Er konnte auf seinem Besitz jagen und fischen, hatte gute Freunde und wünschte sich, wie er sagte, nur eines: „Daß es immer so bleiben möge."

Im gewöhnlichen Leben war er ein angenehmer, umgänglicher Mensch und hatte sich bei seinen Nachbarn beliebt gemacht. Er war sehr mäßig und meistens schweigsam. Kam er aber einmal ins Feuer, so sprach er mit großer Zungenfertigkeit, ja wurde dann bisweilen beredt und wußte für sich einzunehmen. Leider bediente er sich gewöhnlicher, manchmal sogar gemeiner Ausdrücke. Er war ein Prahler, ein Großtuer, bildete sich ein, zu großen Dingen bestimmt zu sein, redete phantastisches Zeug und sprach wie ein Held vom Ambigu. Er glaubte an seinen Stern und verfolgte eine fixe Idee. Dann wurde er ein ebenso überzeugter und aufrichtiger wie lästiger und kompromittierender Monomane, der mit allem Eifer doch nichts zustande brachte.

Ohne bestimmte politische Anschauungen zu haben, hatte er sich mit dem Sozialismus beschäftigt und an den Ereignissen des 15. Mai 1848 teilgenommen. Am Ende des Kaiserreiches wollte er die Gesellschaft auf einer neuen Grundlage reformieren, einen „Apex", wie er sagte, daraus machen: alle Familien sollten sich zu einer ungeheuren Gemeinschaft vereinigen, wie sie bei den Bienen besteht.

Digitized by Google

„Die einzelnen Familien," sagte er, „sind nichts. Ihre Gesamtheit ist alles." Er bezeigte beständig seinen Abscheu vor dem Kriege und war überzeugter Pazifizist.

Im Jahre 1870 las er die fortschrittlichsten Blätter und hielt manchmal den Seinigen lange Vorträge über die Ereignisse. Im Frühjahr jenes Jahres war die eine seiner Töchter von einem großen Hund vom Velociped geworfen worden und hatte den einen Arm gebrochen. Der Unfall hatte sich vor dem Hause des Hausarztes, Doktor Barringer, ereignet. Dieser hatte die Verwundete bei sich aufgenommen und gepflegt. Während der Besuche, die die zweite Frau Regnier bei dem Doktor machte, um das kranke Kind zu sehen, vertraute sie ihm an, daß sie manchmal über die Aufregung besorgt sei, die ihr Mann an den Tag lege. Er bringe einen Teil seiner Nächte mit hochtrabenden Reden oder mit Schreiben zu. Er spreche davon, die Grundlagen der Regierungen und der Gesellschaften ändern zu wollen. Sie sei um so besorgter, als man ihr gesagt habe, daß der Vater ihres Mannes ebenfalls Zeiten gehabt habe, in denen er sehr exaltiert gewesen sei.

Indes kolportierte er seine Ideen nicht und sprach sie nur in seiner Häuslichkeit aus. Er trat nicht mit Kundgebungen in die Oeffentlichkeit hinaus, wohnte den in jener Zeit so zahlreichen und stürmischen öffentlichen Versammlungen nicht an, er verkehrte auch nicht mit politischen Persönlichkeiten und hielt sich von allen Parteigruppen fern. Er war der Erfinder seiner Theorien und ihr einziger Anhänger.

Als die Feindseligkeiten begonnen hatten, war es seine erste Sorge, die Existenz seiner Familie in England sicherzustellen. Am 29. August schickte er seine Frau, die guter Hoffnung war, und seine Kinder nach London und reiste ihnen am 7. September nach, nachdem er seine Wertpapiere und die Schmucksachen seiner Frau dem Doktor Barringer anvertraut hatte. Seit der Nachricht von Sedan hatte er mit ihm über die Pläne gesprochen, die er machte, um Frankreich zu retten.

„Mein Gedanke war der," so erklärte er, „auf einem neutralisierten Gebiet die Kaiserin-Regentin und die gesetzgebenden Körperschaften zu vereinigen, die dort über den Frieden unter dem Schutze der Metzer Armee verhandeln sollten, nachdem der König von Preußen deren Abzug bewilligt hätte. Es gibt kein andres Mittel, aus der Sackgasse herauszugelangen, in die Frankreich durch das Kaiserreich gekommen ist. An ihm ist es, uns aus der Verlegenheit zu ziehen, in die es uns gebracht hat, mag es dann weiter bestehen oder verschwinden ... Ist es nicht die Pflicht eines guten Bürgers, eine Verbindung herzustellen zwischen dem Feind, der den Frieden zu unterzeichnen wünscht, und den Vertretern der einzigen von beiden Regierungen, die dazu bereit ist, ihn zu unterzeichnen?"

Man hat Regnier als einen bonapartistischen Agenten hingestellt. Es ist nicht richtig, daß er das war. Er war ein Freund des Friedens, und weil er glaubte, daß nur die kaiserliche Regierung den Frieden unterzeichnen würde, so

Digitized by Google

wollte er es mit ihr halten; waren die Feindseligkeiten eingestellt, so lag ihm wenig daran, wenn das Land ein andres Regime annahm.

*

In London angekommen, las er eine Menge Zeitungen, und kaum hatte er von der Anwesenheit der Kaiserin Eugenie in Hastings erfahren, so schrieb er an Madame Lebreton, die Hofdame Ihrer Majestät, eine lange Epistel, die ebenso verworren im Stil wie unklar in den Gedanken war.

Er gab der Kaiserin den Rat, sich auf eines der Schiffe des französischen Geschwaders zu begeben. Der Fregattenkapitän Duperré, der Ihrer Majestät vollkommen ergeben sei, würde den „Taureau" zur Verfügung stellen, den er befehligte. An Bord würde sie sich auf französischem Gebiet befinden und könnte in rechtsgültiger Weise Proklamationen erlassen, in denen sie als Regentin figurieren würde.

Er war überzeugt, daß seine Mitteilung einen tiefen Eindruck auf die Kaiserin machen würde, und nahm an, daß Ihre Majestät sogleich, nachdem sie sie erhalten habe, voller Ungeduld sein würde, ihn zu sehen. Er hielt es für unmöglich, daß es anders sein könnte, und telegraphierte am 13. an Madame Lebreton, daß man auf sein Erscheinen noch vierundzwanzig Stunden warten müsse, weil es ihm unmöglich sei, sich vor dem 14. frei zu machen.

Wie er angekündigt hatte, erschien er an dem bezeichneten Tage in Hastings, begab sich in das Marinehotel, wo die Kaiserin wohnte, fragte nach Madame Lebreton und wurde zu ihr geführt. Er wiederholte ihr den Inhalt seines Briefes; aber Madame Lebreton wies ihn höflich ab, indem sie ihm erklärte, daß Ihre Majestät nichts tun wolle, was geeignet sein könnte, Uneinigkeit im Lande hervorzurufen und die nationale Verteidigung zu stören. Trotz aller dringenden Vorstellungen, die er aufbot, konnte er nichts andres erreichen und ging daher wieder fort.

Madame Lebreton belästigte die Kaiserin nicht mit den verworrenen Reden des Herrn Regnier, erzählte aber den Adjutanten des kaiserlichen Prinzen, dem Fregattenkapitän Duperré und den Majoren Lamey und Clary, sowie seinem Erzieher, Herrn Augustin Filon, von der Unterredung. Als Regnier am folgenden Tage wiederkam, übernahmen es diese Herren, die durch die Erzählung von Madame Lebreton neugierig gemacht waren, ihn zu empfangen.

Herr Regnier stellte sich selbst vor: „Ich bin Franzose, ich heiße Regnier, ich bin Bürger von Senneport. Ich besitze in England eine Konzession, die mir 22000 Franken einträgt..." und er zog aus einem großen Portefeuille ein Bakkalaureatsdiplom und einen Nachweis über den Besitz einer Begräbnisstätte auf einem Friedhof hervor.

Er legte sodann die Vorschläge dar, die er schon in seinem Briefe an Madame Lebreton und in seinem Gespräch mit ihr vorgebracht hatte.

Frankreich sei besiegt, das müsse man anerkennen. Den Krieg fortzusetzen, sei ein Wahnsinn. Es hieße unnütz Millionen verlieren, ohne Grund eine

Digitized by Google

Menge junger Leute dem Tode überliefern. Es hieße die Ansprüche der Sieger erhöhen, die unerhört groß werden würden. „Man muß die zerbrochenen Töpfe bezahlen," erklärte er immer wieder, „wir müssen schwere Opfer bringen, eine Milliarde zahlen, vielleicht 500 Millionen, und einen Teil des Elsaß abtreten, dessen Grenze von Neubreisach bis zum Ursprung der Saar im Westen gehen und dem Lauf dieses Flusses bis an die Grenze bei Saarbrücken folgen würde."

Nach der Art, wie er sich ausdrückte, nahm der Major Lamey an, daß er mit den Dispositionen des Herrn v. Bismarck vertraut sei, und sagte zu ihm: „Sie sind also von den Preußen beauftragt, diese Vorschläge zu machen?"

Dagegen verwahrte sich Herr Regnier auf das entschiedenste: „Nein, ich bin nicht bevollmächtigt, Vorschläge zu machen. Ich habe keinen Auftrag, Verhandlungen einzuleiten, aber ich glaube zu wissen, daß das die Bedingungen sind, unter denen man unterhandeln könnte."

Woher hatte er diese Ideen? Ohne Zweifel aus einer der zahlreichen Zeitungen, die er gelesen hatte.

Er entwickelte dann seinen Plan weiter.

Die deutsche Regierung erkenne die Regierung der nationalen Verteidigung nicht an, sagte er. Uebrigens weigere sich diese zu unterhandeln. Die Kaiserin-Regentin allein könne den Frieden unterzeichnen. Sie müsse ihrem Land diesen Dienst erweisen.

Herr Filon warf die Bemerkung ein, wenn die Kaiserin die Abtretung eines Teiles des Gebietes unterzeichnete, würden alle Franzosen wütend über sie sein und sie werde nicht in ihr Land zurückkehren können, ohne befürchten zu müssen, daß sie ermordet würde.

„Das ist mir W . . . .," erwiderte Regnier, „was bedeutet denn das Leben der Kaiserin den großen Interessen gegenüber, die sie retten kann. Das Kaiserreich hat den Krieg angefangen, an ihm ist es, Frankreich aus der Patsche zu ziehen, in die es von ihm gebracht worden ist. Im Grunde seines Herzens will jedermann den Frieden, aber niemand wagt es ganz laut zu sagen. Möchte die Kaiserin diesen Mut haben und ihr Land vor dem vollständigen Untergang retten! Sie allein kann es."

Die Adjutanten waren unangenehm berührt von dem dreisten Auftreten und den ordinären Ausdrücken Regniers. Sie hielten ihn für einen Agenten der preußischen Regierung, zum mindesten für einen Aufschneider, den man sich möglichst bald vom Halse schaffen mußte.

Herr Augustin Filon war weniger streng. Er sah in Regnier einen ehrlichen Mann, der gewöhnlich aussah und brutal in seiner Sprechweise war, den aber eine wirkliche Vaterlandsliebe zu seiner Handlungsweise begeistert hatte.

Regnier bemerkte das und versuchte sich dieses Wohlwollen zunutze zu machen.

Achtundvierzig Stunden lang paßte er Herrn Filon auf, wartete ihn ab, wenn er die Treppe hinauf- oder hinunterging, begab sich dahin, wo Filon

Digitized by Google

gewöhnlich mit dem kaiserlichen Prinzen spazieren ging, und beteuerte beständig seine Ergebenheit gegen die kaiserliche Familie.

Während er Herrn Filon verfolgte, sandte Regnier in einem fort Briefe an die Kaiserin: „Ihre Majestät müßte schon mit Herrn v. Bismarck in Verbindung stehen und mildere Bedingungen von ihm erlangt haben, als er der Regierung der nationalen Verteidigung zu gewähren geneigt ist."

Am Tage nach seiner ersten Zusammenkunft mit den Adjutanten des Prinzen erschien er gegen 8 Uhr im Marinehotel und ließ sie bitten, ihn nochmals zu empfangen.

Der Fregattenkapitän Duperré und der Major Clary lehnten ab. Der Major Lamey und Herr Filon ließen sich noch einmal darauf ein, mit ihm zu sprechen.

Der Major Lamey vom Geniekorps war ein Gelehrter und zugleich ein vollkommener Weltmann. Er war von einer unerschütterlichen Kaltblütigkeit und von einer unbezähmbaren Energie, ohne daß er je den Eindruck machte, als ob er sich eilte oder in Erregung geriete. Ebenso war er ein Mann von absoluter Treue und Redlichkeit; der Kaiser und General Frossard schätzten ihn sehr hoch. Regnier trug ihm wieder seine ewigen Erklärungen vor. Major Lamey und Herr Filon hörten sie schweigend an, und Regnier sah bald ein, daß er bei ihnen nichts erreichen würde. „Da ich in Hastings nur Hasenherzen finde," sagte er, „so werde ich mich nach Wilhelmshöhe begeben; ich bin sicher, daß ich in der Umgebung des Kaisers energischere Leute finden werde."

Dann zog er eine photographische Ansicht von Hastings aus seiner Tasche und fragte, ob der kaiserliche Prinz nicht ein paar Worte darauf schreiben könnte, die er dem Kaiser bringen würde.

Major Lamey antwortete ihm, daß er für seine Person es ablehne, den Prinzen um irgend etwas zu bitten, und da er der Ansicht war, daß er nur seine Zeit verlöre, wenn er Regnier noch weiter anhörte, so ging er hinaus.

Die literarische Welt kennt, schätzt und rühmt Herr Filon. Er ist der Verfasser von „Mérimée et ses amis", des „Neveu de Garrick" und zahlreicher in der „Revue des Deux Mondes" erschienener Artikel von sehr eleganter Form und einem immer hohen Gedankenflug.

Er hat unlängst in einem großen Werk, in dem auf jeder Seite ein tiefes Gefühl zum Durchbruch kommt, das Leben seines Schülers geschildert, dessen herzliche Liebe er zu gewinnen verstanden hatte. Der Mensch steht in ihm auf derselben Höhe wie der Schriftsteller. Niemand hat sich edler in der Treue gezeigt, die er auch im Unglück gehalten hat.

Als Herr Filon allein mit Herrn Regnier war, versicherte er ihm, daß alle seine Bemühungen, die Kaiserin für seine Ideen zu gewinnen, vergeblich sein würden, daß sie vollständig entschlossen sei, sich von den Staatsangelegenheiten fernzuhalten, und daß er besser tun würde, von weiteren Schritten abzustehen.

Regnier kam auf seine Idee zurück, den Kaiser in Wilhelmshöhe aufzusuchen, und bat Herrn Filon inständig, ihm die Möglichkeit dazu zu verschaffen.

Digitized by Google

„Der Kaiser wird mich niemals empfangen, wenn ich mich ohne Einführung bei ihm vorstelle," sagte er und bat Herrn Filon dringend, ihm einige Zeilen des Prinzen auf der Photographie von Hastings zu verschaffen, die er kurz vorher vorgezeigt hatte.

Regnier hatte trotz seiner ungebührlichen Ausdrucksweise ganz richtige Ideen: es wäre vielleicht Napoleon III. nützlich gewesen, sie zu kennen und zu wissen, wie ein uninteressierter Franzose die Lage beurteilte. So dachte Herr Filon und erklärte sich daher bereit, den kaiserlichen Prinzen zu bitten, ein paar Worte unter die Photographie von Hastings zu schreiben, die er aus den Händen Regniers entgegennahm. Sollte die Kaiserin damit einverstanden sein, so würde er ihm am folgenden Tage um 7 Uhr morgens diese Photographie zurückgeben.

Auf dieses Versprechen hin verabschiedete sich Regnier, und Herr Filon begab sich in das Zimmer des kaiserlichen Prinzen, der eben im Begriffe war, sich schlafen zu legen; es war $^1/_2$10 Uhr. Auf die ersten Worte seines Erziehers antworterte der Prinz: „Warum sollte ich einem treuen Franzosen die Unterschrift verweigern? Ich bin bereit, sie zu geben." Dann schrieb er folgende Worte: „Mein lieber Vater, ich schicke Dir diese Ansichten von Hastings, ich hoffe, daß sie Dir gefallen werden. Louis Napoléon."

Herr Filon fügte diesem Autograph eine Photographie des Prinzen in Visitformat bei, die bereits eine Unterschrift trug, brachte alles in sein Zimmer und begab sich zur Kaiserin, um sie um die Erlaubnis zu bitten, die Photographien Herrn Regnier zurückzugeben.

Trotz allem, was ihr Herr Filon sagen mochte, wollte Ihre Majestät nichts davon wissen: „Ich finde es zum mindesten unnötig, einem Unbekannten etwas Schriftliches in die Hand zu geben," sagte sie wiederholt. Herr Filon ging in sein Zimmer zurück, ohne daß es ihm gelungen war, sie zur Erfüllung seiner Bitte zu bewegen. Die ganze Nacht dachte er darüber nach, was er tun sollte. Er fand die Kaiserin zu unnachgiebig und glaubte dem Lande und dem Kaiser einen Dienst zu erweisen, wenn er Herrn Regnier die Reise nach Wilhelmshöhe erleichterte.

Pünktlich um 9 Uhr morgens erschien Regnier, und Herr Filon übergab ihm die Photographien. Kaum hatte Regnier sie in der Hand, als er vor Freude trunken, ohne auch nur ein einziges Wort zu sagen, rasch hinauslief, wie ein Verrückter die Treppe hinuntereilte, auf den Bahnhof lief und in den ersten Zug nach London einstieg.

Seine Flucht ging mit solcher Schnelligkeit vor sich, daß Herr Filon ganz verblüfft darüber war und sich über seine Willfährigkeit Vorwürfe zu machen begann.

Als die Kaiserin von der Sache erfuhr, bedauerte sie, was geschehen war, und beauftragte den Major Lamey, folgendes Telegramm an den Kaiser zu senden: „Sei auf der Hut vor einem Herrn Regnier, der möglicherweise zu Dir kommt und sich unter Vorzeigung einer von dem Prinzen unterschriebenen Photographie auf mich beruft." Als sie sich überlegte, daß die preußischen Behörden

Digitized by Google

diese Depesche nicht passieren lassen würden, ließ sie dieselbe auch chiffriert schicken. Außerdem schrieb die Kaiserin einen Brief an den Kaiser, um ihm auseinanderzusetzen, was sich zugetragen hatte.

Das war sehr gut, denn sie erhielt am Nachmittag des folgenden Tages eine telegraphische Antwort des Kaisers, worin er ihr mitteilte, daß die chiffrierte Depesche unentzifferbar und die in gewöhnlicher Schrift unverständlich sei; einige Tage später bekam sie dann einen Brief, in dem der Kaiser ihr schrieb: „Das angekündigte Individuum ist nicht gekommen; wir haben es nicht abzuweisen brauchen."

Herr v. Bismarck schrieb einige Tage nachher an den Prinzen Friedrich Karl, daß ihm von diesen Telegrammen Kenntnis gegeben worden sei, und es ist wahrscheinlich, daß sie, nachdem er sie gelesen hatte, auf seinen Befehl verstümmelt worden sind.

Im Lauf jener Besprechungen hatte der Major Lamey zu Regnier gesagt, wenn er Vorschläge zu machen habe, könne er, wenn er wolle, sich an die Berater der Kaiserin wenden, unter denen er die Herren Rouher und Jérôme David nannte, die gegenwärtig in London seien. Bei dem letzten dieser Namen hatte Regnier ausgerufen: „Ah, David, mein lieber David, mein alter Schulkamerad!" und als er Hastings verließ, war er bei diesem angeblichen Schulkameraden gewesen, dem er sich als seinen alten Mitschüler von St. Louis vorgestellt hatte.

Herr Jérôme David hatte gar keine Erinnerung mehr an Regnier. Uebrigens konnte er, da er im ganzen nur drei Monate im Lyzeum gewesen war, nur sehr ephemere Beziehungen zu ihm gehabt haben.

Herr Regnier machte sich wenig Gedanken darüber, daß er nicht erkannt worden war. „Das Kaiserreich ist zu Ende," sagte er zu Herrn David, „die Regierung der nationalen Verteidigung wird überall und von allen anerkannt. Sie sollten in sie eintreten oder sich wenigstens in Beziehungen zu den Männern setzen, die sie bilden."

Herr J. David schnitt ihm das Wort ab: „Ich bin Bonapartist und meiner Vergangenheit und meinem Herrscher treu ..."

„Das lasse ich mir gefallen, das ist vortrefflich gesprochen ... Das war eine Probe, und ich wollte sehen, wie Sie sie bestehen würden ... Ich sehe jetzt, daß man auf Sie zählen kann ..."

Er setzte ihm sodann seine Pläne auseinander, kündigte seine Reise nach Wilhelmshöhe an und zeigte das Autograph des kaiserlichen Prinzen, das ihm zur Einführung dienen sollte.

Herr Jérôme David hielt ihn für einen Verrückten, und zwar für einen gemeingefährlichen: er fand es sehr unklug, daß man eine Unterschrift des kaiserlichen Prinzen einem solch extravaganten Individuum in die Hände gegeben hatte. Er begab sich zur Kaiserin, die sich in Chislehurst niedergelassen hatte, um ihr seine Befürchtungen auszusprechen.

Was Regnier betrifft, so sah er in dem ehemaligen Minister „einen theoretischen und philosophischen, wenig praktischen und zum Handeln unfähigen Mann."

Digitized by Google

„Ich muß gestehen, ich hatte einen Augenblick der Entmutigung," schrieb er, „diese ganze kalte Welt ließ mich erstarren, und ich hatte schon den Gedanken gefaßt, die Photographien nach Hastings zurückzuschicken, als ich am 17. September, abends 7 Uhr, im ‚Observer' las, daß Herr J. Favre von Herrn v. Bismarck für übermorgen, Montag, ein Rendezvous in Meaux zugesagt erhalten habe und daß er dort über einen Waffenstillstand verhandeln sollte.

„Der Augenblick erschien mir ausgesucht günstig. Ich kehrte nach Hause zurück, nahm Abschied von meiner Familie, und um 9 Uhr saß ich im Zug."

Er fuhr mit der Eisenbahn über Amiens hinaus, und es gelang ihm, in einem Wagen bis Nanteuil zu kommen. Dort geriet er mitten unter die Preußen, aber weit davon entfernt, sich zurückweisen zu lassen, drängte er sich vor, gestikulierte, schrie und brachte es wirklich dahin, daß er erreichte, was er wollte.

„... Merkwürdigerweise," sagte er weiter, „entwickelte ich in diesem Augenblick eine Ueberzeugungskraft, die mich vierzehn Tage lang nicht verlassen hat und vor der sich jeder ganz von selbst zu beugen schien."

Er hielt sich für einen zu großen Dingen ausersehenen und mit einer hohen Mission betrauten Menschen; er war überzeugt, daß er wie eine neue Jeanne d'Arc sein Vaterland retten werde. Nichts hielt ihn auf oder schreckte ihn zurück: er besaß eine unermüdliche Ausdauer und eine unerschütterliche Zuversicht. Herr v. Bismarck erwartete ihn, um mit ihm die Frage: Frieden oder Krieg ins reine zu bringen. Er war ein Verzückter, für den es keine Hindernisse gab.

Einen preußischen Kurier, der eben im Begriff war, sich ins königliche Hauptquartier zu begeben, überredete er, ihn in seinem Wagen mitzunehmen, und am Abend des 19. September befand er sich in Meaux. Dort erfuhr er, daß Herr v. Bismarck im Laufe des Tages abgereist sei, um sich nach Ferrières zu begeben, und den Bürgermeister beauftragt hatte, Herrn Jules Favre einen Brief zu übergeben, der ihn davon unterrichten und ihm eine Zusammenkunft im Schlosse der Familie Rothschild vorschlagen sollte.

Herr Regnier war hocherfreut: er war dem Vertreter der Regierung zuvorgekommen. Er ging zu einem Lohnkutscher, erhielt für teures Geld einen Wagen und fuhr am nächsten Tage, den 20. September, um 10 Uhr morgens in den Park von Ferrières ein.

An der Freitreppe ließ er halten, stieg mit seiner Reisetasche in der Hand aus dem Wagen, vertraute die Tasche einem diensttuenden Unteroffizier im Vestibül an und verlangte einen Sekretär des Grafen Bismarck zu sprechen. Er wurde in einen Salon geführt, wo sich Graf Hatzfeldt befand. Herr Regnier, der hatte sagen lassen, daß er von Hastings komme, wo er gewesen sei, um mit der Kaiserin zu sprechen, bat, zu Herrn v. Bismarck geführt zu werden. Graf Hatzfeldt erhob Einwendungen: der Kanzler sei beim König und würde sich bald zu der auf 11 Uhr festgesetzten Zusammenkunft mit Herrn Jules Favre begeben müssen. Dennoch ging er hinein, um ihm von der Ankunft Regniers Mitteilung zu machen. Fünf Minuten darauf erschien die Riesengestalt des Herrn v. Bismarck im Rahmen

Digitized by Google

der Türe, und der Kanzler führte Herrn Regnier in sein Kabinett, wo er ihn einlud, sich zu setzen und sich zu erklären.

Man wird erstaunt sein, Herrn v. Bismarck in einem solchen Augenblick seine Arbeit unterbrechen zu sehen, um sofort eine unbekannte Persönlichkeit zu empfangen, die daher kam wie ein Nachtschmetterling, der gegen eine brennende Lampe stößt.

Bei der Meldung, daß der Besucher von Hastings komme, wo er gewesen sei, um sich mit der Kaiserin zu verständigen, erkannte Graf Bismarck, daß es sich um das Individuum handelte, das in den ihm zur Kenntnis gebrachten Telegrammen avisiert war. Obwohl oder vielleicht gerade weil diese Persönlichkeit desavouiert worden war, konnte sie ihm für die nachherige Konferenz mit Herrn Favre nützlich sein, und er wollte wissen, welchen Vorteil er durch sie gewinnen konnte.

Nach der Kapitulation von Sedan hatte er gehofft, Frieden mit dem Kaiser schließen zu können: dessen Sturz am 4. September hatte seine Pläne vereitelt. Die neue Regierung schien ihm nicht recht dauerhaft zu sein, ein Aufruhr konnte sie stürzen und eine andre, radikalere Regierung an ihre Stelle setzen.

„Mit wem können wir verhandeln? Welche Garantien bieten uns diese Leute da?" sagte er zu dem Korrespondenten der „Times", W. H. Russell.

Er mußte eine Regierung sich gegenüber haben, die imstande war, zu verhandeln, und er hätte sich eine gewünscht, mit der man über die Niederlage abrechnen konnte, die aber zugleich unfähig war, Rache dafür zu nehmen.

Republik, Kaiserreich, konstitutionelle oder legitime Monarchie, jede war ihm recht, vorausgesetzt, daß er die Garantien bei ihr fand, die er wünschte.

Das sprach er in einer jener improvisierten Bemerkungen, die für ihn charakteristisch waren, Moritz Busch gegenüber aus:

„Ein Unterhändler von Gambetta," erzählte er ihm, „war bei mir, um mich zu fragen, ob wir geneigt wären, die Republik anzuerkennen. Ich erwiderte ihm: Ohne Zweifel und Bedenken. Nicht nur die Republik, sondern, wenn Sie wollen, auch eine Dynastie Gambetta, nur muß sie uns einen vorteilhaften und sicheren Frieden verschaffen. Und in der Tat," setzte er hinzu, „jede Dynastie, ob Bleichröder oder Rothschild."

Er wollte, wenn die Republik verschwinden würde, sich die Möglichkeit wahren, mit dem Kaiser zu verhandeln, den er noch für populär hielt. Wenn dagegen die Republikaner die Macht in Händen behielten, wollte er ihren Haß gegen das Kaiserreich schüren, indem er sie glauben machte, daß er sich auf ihre Kosten mit ihm zu verständigen suche, und wollte sie dadurch zwingen, sich bei den Friedensverhandlungen nachgiebiger zu zeigen.

„Die Regierung Frankreichs ist uns gleichgültig," so sprach er sich in seinem Zirkular vom 13. September aus. „Zur Stunde ist die Regierung des Kaisers Napoleon die einzige, die wir anerkennen."

„In den Augen Deutschlands," sagte er in dem Communiqué von Reims, „ist keine andre Regierung als einzig die des Kaisers Napoleon bis zur Her-

Digitized by Google

stellung einer neuen Ordnung der Dinge berechtigt, Verhandlungen einzuleiten, die einen nationalen Charakter tragen. Keine fremde Vermittlung wird eine Aussicht auf Erfolg haben, solange es in Frankreich keine vom Land anerkannte Regierung gibt ... Die deutsche Regierung würde sich nicht weigern, Frieden zu schließen, wenn er vom Lande ernstlich verlangt würde. Die deutsche Regierung ist bereit, in Verhandlungen mit der Regierung des Kaisers einzutreten, und könnte im Notfall mit dem Marschall Bazaine verhandeln, der seine Machtbefugnis vom Kaiser hat."

Trotz dieser Erklärungen war er bereit, den Frieden meistbietend zu versteigern und ihn dem Zahlungsfähigsten der beiden Bietenden zu gewähren.

Als ihn die englische Regierung gebeten hatte, Herrn Jules Favre, den Minister des Auswärtigen in der Regierung der nationalen Verteidigung, zu empfangen, hatte er sich dazu verstanden, und ihre erste Zusammenkunft hatte tags zuvor, am 19. September, zwischen Meaux und Ferrières stattgefunden.

Einer der Begleiter des Herrn Jules Favre hat mir erzählt, welch kläglichen Eindruck das Schauspiel auf ihn gemacht hatte, das diese beiden auf der Landstraße einander entgegentretenden Männer boten.

Der deutsche Koloß mit den charakteristischen festen Zügen, in seinem langen enganschließenden Uniformrock, war eine imponierende Erscheinung; man sah ihm an, daß er seiner Kraft sicher, daß er Herr seiner selbst war, und es konnte einem fast nicht entgehen, daß sich in dieser Riesenhülle eine tiefe Kenntnis der Dinge und der Menschen, die durchdringendste Klugheit, die raffinierteste Schlauheit barg. Jules Favre mit seinen langen, bis auf den Kragen herabfallenden grauen Haaren, seinem steifen Bart, seinem halbmondförmigen Gesicht, seinen verzerrten Zügen sah weniger imposant aus; er hielt seinen Klapphut in der Hand, seine Kleider waren zerknittert und mit Staub bedeckt, seine Bewegungen und seine Worte verrieten seine Aufregung, seine Ungeschicklichkeit und sein linkisches Wesen. Die Gegenwart des Kanzlers und der Ernst der Umstände, der Verantwortung hatten stark auf ihn eingewirkt, aber die tiefe Unruhe, die ihn erfüllte, hatte eine andre Ursache, und zwar eine Ursache privater Natur. Seit achtundvierzig Stunden war er in der größten Angst, einen Skandal ausbrechen zu sehen, der angetan war, ihm Verachtung zuzuziehen und ihn vielleicht zwingen würde, von seinem Amt zurückzutreten und sogar der Politik zu entsagen.

Herrn v. Bismarck war sehr bald die Unerfahrenheit des Herrn Jules Favre, seine schwulstige und leere Redeweise, seine Unkenntnis der wirklichen Tatsachen aufgefallen.

„Er hat mich wie eine öffentliche Versammlung behandeln wollen," sagte er kurz nachher zu den Offizieren des Großen Generalstabes.

Im Augenblick, wo Herr Jules Favre bereits da war, um die am vorhergegangenen Tage begonnene Unterredung wieder aufzunehmen, konnte Herrn v. Bismarck nichts nützlicher sein, als die Absichten Napoleons III. und der Kaiserin zu kennen, und er hoffte darüber etwas von Herrn Regnier zu erfahren.

Sehr erfreut über einen so glücklichen Zufall, hatte er sich die Mühe

Digitized by Google

gemacht, hinunterzugehen, um Herrn Regnier zu holen, und empfing ihn mit der Leutseligkeit, die er zu entfalten wußte, wenn sie ihm nützlich sein mußte.

Ehe er noch zu sprechen begann, überreichte Herr Regnier dem Minister die Photographie von Hastings mit dem Autograph des kaiserlichen Prinzen; dann sagte er:

„Ich komme, Sie um ein Geleitschreiben für Wilhelmshöhe zu bitten, damit ich in den Stand gesetzt werde, diese Photographie dem Kaiser Napoleon zu bringen."

Herr v. Bismarck sah seinen Besucher scharf an, taxierte ihn und suchte sich klar zu werden über die Art, wie er ihn für seine Zwecke gebrauchen könnte.

Die Photographie von Hastings mit dem Autograph des kaiserlichen Prinzen konnte ihm während seiner Unterredung mit Herrn Jules Favre nützlich sein. Regnier nach Wilhelmshöhe zu schicken, schien ihm nutzlos zu sein, weil er wußte, daß die Kaiserin ihn bei Napoleon III. desavouiert hatte, aber er konnte nach Metz gehen, um sich über die Dispositionen des Marschalls Bazaine zu vergewissern, die zu kennen für ihn von Wichtigkeit war.

Er hatte versucht, den Marschall wissen zu lassen, daß das Kaiserreich für Deutschland die legitime Regierung Frankreichs blieb und daß er, Bazaine, ihr einziger Vertreter, d. h. die einzige legale Autorität war, die zu unterhandeln imstande war.

Hatte Marschall Bazaine in einem aufgefangenen Brief geschrieben, er sei „der entschiedenste Gegner der neuen Regierung", und er „bedaure sein armes Vaterland (sic), daß es der Anarchie anheimgefallen sei?" Wir haben keinen Beweis dafür, aber im deutschen Großen Generalstab wurde es behauptet.

Am 20. September um 12 Uhr mittags hatte der Telegraph Herrn v. Bismarck Nachricht über die Unterredung gebracht, die Leutnant v. Dieskau, Ordonnanzoffizier des Prinzen Friedrich Karl, am Tage vorher mit dem Marschall in Ban Saint-Martin gehabt hatte.

Diese Unterredung war ohne Zweifel von Herrn v. Bismarck angeordnet worden. Prinz Friedrich Karl, der gegen jedes Unterhandeln war und es mehrere Male abgelehnt hatte, den Adjutanten des Marschalls Bazaine, General Boyer, zu empfangen, konnte seinen Ordonnanzoffizier nur auf einen formellen Befehl hin nach Metz geschickt haben. Diesen Befehl hatte Herr v. Bismarck einen Tag vor dem Tage übermitteln lassen, an dem er mit Herrn Jules Favre zusammentreffen wollte und an dem es für ihn vom größten Interesse war, bestätigen zu können, daß Marschall Bazaine und seine Armee dem Kaiser treu waren.

Seit dem 16. September wechselte Marschall Bazaine mit dem Prinzen Friedrich Karl Briefe, und diejenigen, die er vom Prinzen und seinem Generalstabschef erhielt, trugen die Aufschrift: „An den Herrn Marschall des Kaiserreichs" oder „An den Herrn Befehlshaber der kaiserlich französischen Streitkräfte".

Der Marschall hatte seinen Wunsch geäußert, die Feindseligkeit einzustellen und in Verhandlungen einzutreten; vielleicht hatte er sogar Herrn v. Dieskau

Digitized by Google

gestanden, daß er bereit sei, im Namen des Kaisers zu unterhandeln. Aber eine Nachricht, die aus solcher Quelle kam, konnte nicht bekanntgegeben werden. Herr v. Bismarck brauchte eine, die er bekannt machen konnte und die ihm erlaubte, zu erklären, daß Marschall Bazaine die provisorische Regierung nicht anerkenne und dem Kaiser treu bleibe. Um diesen seiner Politik nützlichen Zweck zu erreichen, wollte der Kanzler sich Regniers bedienen.

„Mit wem werden wir unterhandeln können?" Mit dieser Frage wandte sich Herr v. Bismarck an Herrn Regnier, der ihm gegenüber an der andern Seite seines Schreibtisches saß. „Wir befinden uns zwei Regierungen gegenüber: der tatsächlichen und der rechtmäßigen ... Nach Sedan hätte man Frieden schließen sollen. Einige Worte, die ich bei einer Zusammenkunft, bei der General Castelnau und Herr Pietri anwesend waren, ausgesprochen habe, hätten Gelegenheit zu Besprechungen geben sollen; man schien sie nicht verstehen zu wollen ... Wenn wir uns einer Regierung gegenüber befinden werden, die mit uns verhandeln kann, dann werden wir das tun ..."

Als Herr Regnier die Rolle der Kaiserin als Regentin erwähnte, unterbrach ihn Herr v. Bismarck: „Das sind vergangene Dinge, beschäftigen wir uns mit der Gegenwart."

„Wir könnten uns glücklich schätzen," nahm Regnier wieder das Wort, als ob er im Namen der Kaiserin spräche, „weniger harte Bedingungen anzunehmen als diejenigen, die der Regierung von Paris geboten würden. Bazaine und Uhrich könnten, wenn sie dazu gezwungen sind, im Namen der kaiserlichen Regierung kapitulieren."

„Aber Herr Jules Favre," unterbrach ihn Herr v. Bismarck, „glaubt auf die Garnison von Metz rechnen zu können."

Als sich Herr Regnier bei diesen Worten erbot, hinzugehen, um sich darüber zu vergewissern, fuhr Herr v. Bismarck fort: „Vor vier Tagen wäre es noch Zeit gewesen, jetzt fürchte ich, daß es zu spät ist ..."

Er sah auf die Uhr und erhob sich.

Das ist der Bericht, den Herr Regnier über seine Unterredung gibt; wir glauben gern, daß er getreu ist.

Herr v. Bismarck hatte ein Mittel in die Hand bekommen, Herrn Jules Favre glauben zu machen, daß er statt mit der Regierung der nationalen Verteidigung mit dem Kaiserreich unterhandeln würde und daß bereits ein Vertreter desselben in Ferrières sei; ebenso hatte er sich eines Mittels versichert, die Dispositionen des Marschalls Bazaine kennen zu lernen.

Graf Hatzfeldt erwartete Herrn Regnier; er bot ihm an, sein Zimmer mit ihm zu teilen, und unterhielt sich mit ihm, während Herr v. Bismarck Herrn Jules Favre empfing.

Wie zu erwarten war, wurde die Photographie mit dem Autograph des kaiserlichen Prinzen dem Vertreter der französischen Regierung vor Augen gelegt. „Das beweist," sagte er, nachdem er sie angesehen hatte, „daß Sie sich auf alle Eventualitäten einrichten."

Digitized by Google

„Ich kann weder ja noch nein sagen," antwortete der Kanzler. Als dann ein wenig später der Name des Marschalls Bazaine ausgesprochen worden war, sagte er mit Nachdruck: „Es ist nicht unzweckmäßig, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß der Marschall Bazaine nicht zu Ihnen hält. Ich habe gute Gründe, zu glauben, daß er dem Kaiser treu bleibt und er sich daher weigern würde, Ihnen zu gehorchen."

Herr Jules Favre hatte alles andre eher erwartet als diese Erklärung. Er war einer von denen, die am entschiedensten die Ernennung des Marschalls zum Höchstkommandierenden verlangt hatten, er war der vertraute Freund seines Bruders, der sich fortwährend seiner Hingabe an die neue Ordnung der Dinge rühmte und der einige Tage später schrieb: „Glauben Sie mir, der, den Herr Jules Favre in seinem ergreifenden, herrlichen Bericht über seine Unterredung mit Herrn v. Bismarck ‚unsern ruhmreichen Bazaine' nennt, bezeichnet sich nicht und betrachtet sich nicht als ‚Marschall des Kaiserreichs', er nennt sich ‚Marschall von Frankreich', und sein Bruder erklärt Ihnen: er wird es niemals vergessen."

Jules Favre glaubte an eine List des Herrn v. Bismarck und nannte, wie Herr Dominique Bazaine sagte, den Marschall weiterhin „unsern ruhmreichen Bazaine".

Die Unterredung des Herrn v. Bismarck und des Herrn Jules Favre blieb ergebnislos, und Herr Jules Favre verließ Ferrières unter dem Druck einer Aufregung, die seinen Blick trübte, so daß er später behauptete, auf der Photographie von Hastings die Unterschrift der Kaiserin gesehen zu haben, während es doch die ihres Sohnes war, die darauf stand.

Um 8 Uhr abends wurde Herr Regnier abermals in das Kabinett des Kanzlers geführt, und kaum hatte er Platz genommen, so ergriff er das Wort: „Ich werde nach Metz und nach Straßburg gehen, und ich werde ausmachen, daß diese Plätze, wenn sie kapitulieren, sich im Namen des Kaisers ergeben." Sodann schlug er die Vereinigung des Gesetzgebenden Körpers und des Senats in einer neutralen Zone vor. Herr v. Bismarck ließ ihn ein oder zwei Minuten lang reden, dann unterbrach er ihn: „Bringen Sie es dahin, daß wir jemand vor uns haben, der imstande ist, zu unterhandeln, und Sie werden Ihrem Vaterland einen großen Dienst geleistet haben," sagte er. „Ich werde Ihnen einen Passierschein ausstellen lassen und ein Telegramm absenden, um es Ihnen zu erleichtern, nach Metz hinein zu gelangen." Damit verabschiedete er seinen Besucher.

Herr Regnier kehrte in das Zimmer zurück, das ihm im Dorf hergerichtet worden war. Gegen Mitternacht wurde ihm ein von Herrn v. Bismarck und dem Chef des königlichen Militärkabinetts, dem General v. Podbielski, unterzeichneter Passierschein gebracht, und es wurde ihm gemeldet, daß ein Wagen des Herrn v. Rothschild ihn morgen um 6 Uhr erwarten werde, um ihn bis La Ferté-sous-Jouarre zu bringen.

Da er sich sehr überreizt fühlte und nicht schlafen konnte, begann er einen Bericht über seine Gespräche abzufassen und schrieb sodann einen Brief an Herrn v. Bismarck. Bis dahin war er weitschweifig und verworren und manchmal nichtssagend gewesen; in diesem nächtlichen Briefe redete er vollständig irre.

Digitized by Google

„Wenn ich Ihre Vorposten vor Metz verlasse," sagte er, „werde ich in einen Schal gehüllt sein, der mir einen Teil des Gesichtes verdecken wird: man wird mich wohl nicht allzu nahe ansehen — damit man es nicht bemerkt, wenn eine andre Person an meiner Stelle mit meinen Kleidern und meinem Schal wieder hinausgehen sollte."

Er nahm an, daß Marschall Bazaine auf seine Ideen eingehen würde; daß er damit einverstanden sein würde, im Namen des Kaisers zu kapitulieren, und mit seiner Armee sich in eine neutrale Zone begeben würde, um dort die Kammern zu schützen, die daselbst zusammentreten sollten.

Wenn Marschall Bazaine diese Ideen annahm, blieb nur noch übrig, die Kaiserin dafür zu gewinnen, die bis dahin von nichts hatte hören wollen. Regnier fühlte sich außerstande, sie zu einer andern Ansicht zu bringen, und meinte, daß dagegen einer der Heerführer, Marschall Canrobert oder General Bourbaki, mehr Ueberredungsgabe besitzen würde; darum schlug er dem Kanzler vor, wenn es ihm gelänge, einen der beiden dafür zu gewinnen, ihn nach Hastings gehen zu lassen, damit er die Kaiserin zu einem Entschluß brächte.

Derjenige der beiden hohen Offiziere, der Metz verließe, sollte die Kleider Regniers anziehen und sich das Gesicht mit dessen Schal bedecken; er sollte seine Papiere bei sich haben, so daß man seine Identität nicht bezweifeln könnte; er müßte sein Wort geben, sich immer als Regnier auszugeben und auf seine eigne Persönlichkeit zu verzichten, ausgenommen nur der Kaiserin gegenüber. In Hastings müßte er bei der Frau Regniers mit ihren Kindern wohnen und nur bei Nacht ausgehen und nur auf dem Hafendamm spazieren gehen, wo in der Dunkelheit niemand sei. Ihre Majestät, die unter dem Siegel der Verschwiegenheit eingeweiht werden müßte, könnte ihn bei Regnier besuchen.

„Wenn die Unterhandlung zu einem Ergebnis führte, würde sich der General, der Metz verlassen hätte, an die Spitze der Armee stellen, die beauftragt wäre, die versammelten Kammern zu schützen. Wenn sich hingegen nichts erreichen ließe, würde er zurückkehren und unter seinem Namen seinen Posten wieder einnehmen."

Regnier hatte vor einem Jahr eine junge Engländerin geheiratet, die, wie er sagte, zu Weihnachten niederkommen werde ... Er würde gerne bei ihr sein, er wolle aber lieber fern von ihr sein, wenn dafür sein Plan gelinge. Er schloß, indem er sich folgendes lebende Zeugnis ausstellte: „daß die Ordnung in Frankreich wiederhergestellt werden würde, wenn jedermann es gemacht hätte wie Regnier."

Regnier war seitdem das größte Wohlgefallen an dieser Personenunterschiebung, die er höchst genial fand, und war überzeugt, daß Herr v. Bismarck voll Bewunderung für seinen erfinderischen Geist sei.

Nachdem er Ferrières am 21. September morgens verlassen hatte, traf er am 23. nachmittags bei dem Prinzen Friedrich Karl in Corny ein.

Digitized by Google

Politik im Heere

Von

General der Infanterie z. D. Freiherr v. Falkenhausen

Politik und Krieg sind starke Gegensätze. Der Begründer der neueren Kriegswissenschaft, General v. Clausewitz, bezeichnet zwar den Krieg als die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln. Er möchte Politik und Kriegführung nicht trennen. Aber trotz ihres zweifellos innigen Zusammenhanges geraten Krieger und Politiker bei der Ausübung ihrer Tätigkeit oft genug hart aneinander. Je kräftiger, je ausgeprägter die Persönlichkeiten sind, desto mehr. Der alte Feldmarschall Blücher wettert mündlich und schriftlich gegen die diplomatischen Federfuchser, deren politische Schachzüge die Erfolge der Schlachten verkümmern. Bismarck und Moltke, die Vertreter von Politik und Krieg im Rate des Königs und Kaisers Wilhelm I., stehen mit ihren Anschauungen und Absichten im zweiten Teil des Feldzuges 1870/71 sich so schroff gegenüber, daß eine Zeitlang eine Vereinigung fast ausgeschlossen erschien. Wesen und Ziele von Politik und Krieg sind eben zu verschieden. Die eine will auch bei den festesten Absichten verhandeln, ausgleichen, hinhalten; der andre so kräftig und unbeirrt als möglich wuchtige Schläge austeilen, um den Gegner zu überwältigen. Wenigstens soll es so sein, und gerade Clausewitz hat das Vernichtungsprinzip im Kriege herausgehoben und an die Spitze gestellt.

Was im Kriege im Brennpunkt des Wirkens in die Erscheinung tritt, trifft fast noch mehr für den Frieden zu, wenn auch andre Beweggründe vorliegen. „Politisch Lied ein garstig Lied!“, dies Wort unsres weisen Altmeisters Goethe gilt besonders für den Kriegerstand. Auch im friedlichen Zusammenwirken tritt die für den Krieg hervorgehobene Wesensverschiedenheit deutlich zutage. Die politischen Körperschaften und Parteien streben auf mannigfachen Wegen nach ihren Zielen. Das Wohl des Staates, der Volksgemeinschaft erscheint ihnen in sehr verschiedenem Lichte; teilweise im Einklang mit den regierenden Gewalten, mehr oder weniger im Gegensatz zu diesen. Das ergibt ein oft recht starkes und bedenkliches Schwanken des Staatsschiffes. Besonders in neuester Zeit, wo es möglich geworden ist, daß Parteien, die sich zu Vertretern größerer Teile des Volkes aufwerfen, die Fortdauer der bestehenden Staatsordnung offen in Frage stellen: sei es durch Worte, sei es durch Taten. Wenn die politischen Wogen so hoch gehen, dann bricht sich auch für die getrübte Einsicht und den engeren Gesichtskreis die altbewährte Ueberzeugung Bahn, daß ein Ruhepunkt vorhanden sein muß, um das Staatsschiff nicht jedem Sturmwind preiszugeben.

Dieser Ruhepunkt ist in erster Linie das Heer.

Die hauptsächliche Aufgabe des Heeres im Frieden ist die Vorbereitung für den Krieg und die Aufrechterhaltung der Ordnung im Staatswesen, wenn Erschütterungen eintreten, denen die gewöhnlichen Ordnungshüter nicht gewachsen

Digitized by Google

sind. Das Heer ist die erste und sicherste Stütze gegen jede Gefahr, die das bestehende Gemeinwesen von außen oder innen bedroht. Selbstverständlich geht daher das Bestreben der das Bestehende bekämpfenden Kreise dahin, diese Stütze zu schwächen oder sich ihrer zu versichern. Der beste Weg dazu wäre, es in das politische Parteitreiben hineinzuziehen. Ebenso selbstverständlich ist es für die Erhaltung der bestehenden Zustände, daß dies nicht geschieht. Bis zu welchem Grade diese Erhaltung berechtigt ist oder nicht, darüber können die Ansichten sehr verschieden sein. Die daraus entstehenden Kämpfe müssen auf politischem Felde ausgetragen und gesetzlich geregelt werden. Führen sie zu Gesetzlosigkeit, Aufruhr und schweren Umwälzungen, so ist die Rolle des Heeres klar.

Aber es handelt sich nicht bloß um diese Erschütterungen von Grund aus. Es treten auch mehr oder minder heftige Zusammenstöße im Staatsleben ein, die schließlich zur Anwendung von Gewaltmitteln überleiten. Nähme das Heer — Führer oder Mannschaften — an diesen politischen oder sozialen Zwistigkeiten teil, so würde es in seiner Aufgabe für den Frieden, der Aufrechterhaltung der gefährdeten Ordnung im Staate, zweifellos versagen. Sei es, wenn gesetzgebende Körperschaften oder Parteien zum Widerstand außerhalb des Gesetzes vorgehen; sei es, wenn Arbeiterausstände Besitz, Leben oder Daseinsbedingungen der friedlichen Einwohner ernstlich bedrohen. Verschiedene Erscheinungen und Ereignisse im Völkerleben der neuesten Zeit haben gezeigt, daß auch die freiesten Staatsverfassungen die Anwendung der Hilfe der bewaffneten Macht auf das nötigste gebrauchen. Wer auch nur das stattliche Aufgebot an Truppen der Republik am Tage der Maifeier zur Verhütung von Ausschreitungen auf den Straßen und Plätzen von Paris gesehen hat, wird dies bestätigen. Von ernsteren Eingriffen, z. B. bei den Winzerunruhen u. dgl., zu schweigen. Selbst die Anhänger weitgehendster Zugeständnisse an die Volksherrschaft haben bereitwillig zu diesem Mittel gegen Willkür und Gesetzlosigkeit gegriffen, um die Ruhe wiederherzustellen, wenn sie an maßgebender Stelle im Staate standen. Auch der unzufriedenste Bürger gelangt bei Zuständen, die seine Sicherheit bedrohen, zu dem Ausspruch: „Ordnung muß sein!“

Also muß die Politik, die sich in neuester Zeit auch der sozialen Zustände bemächtigt hat, dem Heere unbedingt fernbleiben. Das wird vielfach unliebsam empfunden werden. Nicht nur von denen, die entgegengesetzte Absichten für ihre Zwecke hegen, sondern auch von solchen, die eine unbedingte Freiheit der Meinung vertreten. Dem Ruf nach Freiheit steht aber der Ruf nach Ordnung gegenüber. Es gibt nichts Unbedingtes in der Welt. Nicht einmal im Gebiete der Gedanken, ganz gewiß nicht im praktischen Leben. Dort stoßen sich die Dinge, dort wird Beschränkung nach vielen Richtungen hin gefordert. So erscheint auch die Beschränkung nicht zu groß, daß zum Wohle des Gemeinwesens im Heere keine politischen Meinungsverschiedenheiten Platz greifen sollen. Das Wesentliche im Staate ist nicht die Politik der Parteien, sondern die Aufrechterhaltung seiner Lebensfähigkeit. Für den weitsichtigen Beurteiler wird es nicht zu schwer sein, in dem Parallelogramm der Kräfte die richtige Diagonale zu finden. Man wird

Digitized by Google

am besten fahren, wenn man Berufspolitik und Berufsheer trennt. Das Verlangen nach mehr Berufspolitikern nach englischem Muster ist nicht neu. Die Ziele und Wege der Politik sind zu vielseitig, schwierig und verwickelt, als daß eine gewöhnliche oberflächliche Beschäftigung sie erkennen und zweckmäßig verwirklichen könnte. Es erscheint daher nicht zuviel verlangt, wenn von den Mitgliedern des Heeres Enthaltung davon gefordert wird. Im Gegenteil würde eine solche auch weiteren Kreisen von Nutzen sein, um auch in dieser Beziehung vor schädlichem Dilettantismus zu bewahren und die verderbliche Wirkung der aus dem Fenster heraus gehaltenen Reden einzelner Abgeordneter zu verhindern. Damit ist keine stumpfe Teilnahmlosigkeit gemeint, nur eine vorurteilslose Anschauungsweise, die über dem doch oft sehr angreifbaren Parteiwesen steht und die Pflichten des Berufes und des Standes über Ansichten, Gedanken, im äußersten Falle Ueberzeugungen setzt. Nur in ganz vereinzelten Fällen dürften diese Ueberzeugungen so fest und tief begründet sein, daß sie zu ernsten seelischen Kämpfen führen müßten, ohne daß diese zu befriedigendem Ausgleich gelangen sollten.

Auf diesem Wege würde auch die schwierigere Frage zu lösen sein, wie neben den engeren Kreisen des Berufsheeres die weiteren des Volksheeres in dieser Beziehung zu verfahren hätten. Eine Enthaltung von dem politischen Treiben bei dem unter der Fahne befindlichen Teile des Heeres erscheint nicht schwer. Die Offiziere sind der überwiegenden Mehrzahl nach so wenig dafür veranlagt und vorgebildet, vor allem aber so vollauf durch ihre in neuester Zeit erheblich gesteigerten Berufspflichten in Anspruch genommen, daß ihnen keine Zeit und Neigung zu einer Beschäftigung mit politischen Dingen bleiben wird, die ihnen bei einiger Erkenntnis ihres Wesens und ihrer Pflichten so fernliegen müßte. In gesteigertem Maße gilt dies von den Unteroffizieren und Mannschaften, von denen die letzteren außerdem noch viel zu jung dazu sind. Es ist ein sehr bedenkliches Unterfangen der äußersten Parteien, die unreife Jugend zur Betätigung an der Politik heranzuziehen, das meist auf der Straße endet. Da das Heer unter der Fahne nicht an den politischen Wahlen teilnimmt — ein bedeutsames Zeichen der Notwendigkeit seiner Unberührtheit in politischen Fragen — so fehlt ihm auch dieser hauptsächliche Angelpunkt.

Anders liegt es bei den beurlaubten oder aus dem Dienst geschiedenen Offizieren und Mannschaften. Bei diesen wird es eines größeren Maßes von Erkenntnis und Pflichtbewußtsein bedürfen, um politischen Neigungen oder Versuchungen zu entgehen. Wenn sie sich aber als Mitglieder des Heeres erkennen und fühlen, was auch den nicht mehr Dienstpflichtigen gelingen dürfte, so werden auch sie die maßgebenden Richtlinien für ihr Verhalten auf politischem Gebiete finden. Von stumpfer Teilnahmlosigkeit kann bei ihnen ganz gewiß nicht die Rede sein. Sie haben auch politische Pflichten. Aber sie müssen diese mit den höherstehenden in Einklang bringen, die auf den wichtigen Aufgaben des Heeres fußen, dem sie als untrennbare Teile angehören, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Daß diese Gefahren nicht nur von außen drohen, ist bereits hervorgehoben worden. Eine strenge Scheidung von Berufsheer und Volksheer läßt sich nicht

Digitized by Google

durchführen. Eins geht in dem andern auf. Es wird niemand einfallen, Beschränkungen in der Pflicht als Wähler zu verlangen. Aber es ist ebenso einleuchtend, daß ein Angehöriger des Heeres nicht Bestrebungen Vorschub leisten darf, durch die der Bestand des Gemeinwesens ernstlich gefährdet oder erschüttert werden kann. Diese Bestrebungen sind leicht und klar zu erkennen. Keinem Einsichtigen wird es schwerfallen, die Versuche genügend zu bewerten, die unter dem Deckmantel politischer Winkelzüge umstürzlerische Absichten verbergen, so gewandt und rücksichtslos auch die für diese Zwecke geschulte Dialektik dabei zur Anwendung gelangt. Falls nicht überhaupt schon die Maske fallen gelassen wird und die wahren Absichten offen zutage treten.

Wenn bei solchen Versuchen auch nicht vor der dem Kriegsherrn übertragenen Befehlsgewalt Halt gemacht wird, so wissen diese Kreise genau, daß der Kriegsherr eben der festeste Fels ist, an dem die Unterwühlungsarbeit der politisch aufgepeitschten Wogen zerschellen muß. Solche Gefahren müssen klar erkannt werden, ehe es zu spät ist. Schon im Norddeutschen Reichstage bei der Beratung des Reichswahlgesetzes und vielfach später in Reden und Briefen hat unser großer Moltke, der Weisesten einer, auf das Ernstlichste davor gewarnt, Teile des Heeres in das politische Treiben hineinzudrängen. Er hat deutlich auf den Vorzug hingewiesen, den wir in unserm Heere besitzen als Damm gegen Umsturzbestrebungen, im Gegensatz zu andern Ländern, wo solche Bestrebungen aus dem Heere hervorgehen und dessen Kräfte in bedenklichster Weise spalten.

Diesen Vorzug wollen wir uns mit allen zu Gebote stehenden Mitteln erhalten und unser Urteil darüber durch nichts trüben lassen. Neben den gewichtigen Stimmen aus der Vergangenheit sprechen Ereignisse der jüngsten Gegenwart laut genug für unsre Auffassungen.

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Den 28. November/10. Dezember ist ein trüber, kalter Tag.

Um 7 Uhr früh schickt der Kaiser dem Fürsten die ihm vom Großfürsten Nikolaus telegraphierte Meldung, daß am Wid türkische Truppenbewegungen wahrzunehmen sind.

Ohne Verzug telegraphiert Fürst Carol dem General Cernat, daß er die vier Bataillone der Brigade des Obersten Sakelarie und die drei Batterien, die ursprünglich nur bis an den Wid hätten gehen sollen, sofort zur Verstärkung

Digitized by Google

des linken Flügels der am andern Ufer stehenden IV. Division über den Fluß setzen läßt.

Der Fürst ordnet alles zu seiner Abfahrt an und begibt sich gleich zum Kaiser. Um 8 Uhr erhält er hier durch einen Adjutanten des Großfürsten die Meldung, daß Krschen vom Feinde geräumt sein soll, und um $8^1/_2$ Uhr trifft die weitere Nachricht ein — die Türken machen einen Ausfall. Auf seine Anfrage nach den Einzelheiten bekommt der Fürst keine Antwort — der Telegraph ist unterbrochen.

Sofort jagt Fürst Carol mit seinem Achtgespann davon, um sich zu seinen Truppen zu begeben, während der Kaiser nach Raditschewo fahren will. Unterwegs meldet ein Kalaraschenoffizier dem Fürsten, daß die zweite Griwitzaredoute vom Feinde geräumt und von den Rumänen bereits besetzt ist. Fürst Carol eilt nach der Redoute, und als er hier erfährt, daß auch Bukowa geräumt sein soll, erteilt er der II. Division den Befehl zum Vorgehen auf der ganzen Linie. Dem Kaiser telegraphiert er aus Griwitza $^3/_4$10 Uhr: „La redoute n° 2 est évacuée par nos troupes qui marchent sur Bukowa, qu'on dit être abandonnée par les Turcs. On attend une forte canonnade et fusillade."

Dann begibt sich der Fürst nach dem Bukowa dominierenden Höhen, um einen Ueberblick über das Terrain jenseits des Wids zu haben, wo die Schlacht bereits im Gange ist. Vom rumänischen rechten Flügel erhält der Fürst die Meldung, daß die Türken eine russische Redoute genommen haben. Deshalb erteilt er der rumänischen IV. Division den Befehl, sofort gegen den rechten Flügel der Türken vorzurücken. Geradezu betäubend wirkt der Kanonendonner und Geknatter des Kleingewehrfeuers.

Um $^1/_2$12 Uhr kommt das Gefecht zum stehen, was der Fürst dem Kaiser augenblicklich mitteilt: „La bataille de l'autre côté du Wid s'est arrêtée. Je distingue parfaitement bien les trois lignes, les Turcs étant pris entre deux feux. En ce moment on m'amène les premiers prisonniers."

Die Rauchwolken haben sich verzogen, und der Fürst hat erkannt, daß die Türken zwischen zwei Feuern stehen: hinter ihnen die rumänischen Truppen, vor ihnen die Grenadierdivision. Die letztere hat ihnen den Durchbruch unmöglich gemacht, und auch der Rückweg nach Plewna, den die Türken mit verzweifelten Anstrengungen wieder zu eröffnen streben, ist ihnen endgültig verlegt.

Fürst Carol verläßt seinen Standort und begibt sich auf den Kamm zwischen Bukowa und Opanetz, wo er Nachricht erhält, daß die Rumänen Opanetz gestürmt und zwei Redouten genommen haben, und daß dann die dritte Redoute sich ihnen ergeben hat, mit 6 Kanonen und 7000 Mann! Der Fürst teilt auch diesen Erfolg dem Kaiser mit: „Je félicite Votre Majesté pour le grand succès d'aujourd'hui. Mes troupes ont occupé Opanetz, après avoir enlevé d'assaut deux redoutes. La troisième s'est rendue. 7000 prisonniers et 6 canons défilent en ce moment devant moi. Je pars pour Plewna où je couche."

Gleich darauf jagt mit verhängten Zügeln ein Offizier heran und meldet dem Fürsten Carol, daß Osman-Pascha sich mit seiner

Digitized by Google

ganzen Armee ergeben hat! — Es ist ein glücklicher Zufall, daß diese Freudenbotschaft dem Fürsten so schnell zugekommen ist, denn niemand hatte dem Offizier sagen können, wo der Höchstkommandierende augenblicklich zu finden sei, und er ist ihm aufs Geratewohl nachgeritten.

Osman-Pascha ist verwundet und gefangen. Er hat sich den Rumänen ausgeliefert und befindet sich jetzt in jenem weißen Hause am Wid, etwa 4 Kilometer vom Standorte des Fürsten, der eben noch ganz unwillkürlich ins Auge gefaßt hat. Der Fürst sendet diese Nachricht sogleich an den Kaiser.

Diese Ereignisse erscheinen fast zu viel des Glücks! Nun das so lang Erwartete eingetroffen ist, wirkt es dennoch wie etwas Ueberraschendes!

Der Fürst sucht nun die III. Division auf, nachdem er das eigentümliche Schauspiel in sich aufgenommen. Von allen Höhen, die Plewna umgeben, strömen die Scharen der Krieger in den Talkessel hinab, aus dieser Entfernung Ameisen vergleichbar, die emsig, unaufhaltsam sich vorwärts bewegen.

Die III. Division, die Opanetz gestürmt hat, und noch in der Erregung des Erfolges schwelgt, empfängt den Fürsten mit endlosen Hurras. Die Gefangenen und die eroberten Geschütze werden in langem Zuge an ihm vorbeigeführt. Er steigt zu Pferde und reitet mit seinem Stabe der Widbrücke zu, an der die heutige Entscheidung sich vollzogen hat. Im Talgrunde links liegt malerisch die unglückliche Stadt da, und in diesem erhebenden Augenblick, wo er als Sieger sich ihr naht, beschleicht den Fürsten ein Gefühl des Mitleids mit der nach heldenhaftem Widerstande nun so ganz Bezwungenen.

Ein unbeschreibliches Durcheinander herrscht auf der Ebene zwischen Stadt und dem Wid. Die russischen und rumänischen Heeressäulen wechseln ab mit den langen Zügen der gefangenen Türken und den flüchtenden Bewohnern von Plewna. Auf der Straße nach Sofia drängen sich Tausende von Wagen, Karren und Pferden, beladen mit dem armseligen Hab und Gut und mit den Greisen, Frauen und Kindern der Mohammedaner — ein herzzerreißender Anblick!

Nur mit Mühe bahnt sich der Fürst durch dieses Wirrsal seinen Weg. Die russischen und rumänischen Truppen denen er begegnet, begrüßen ihn mit stürmischem Hurra. Er reitet an den endlosen Zügen der Gefangenen vorbei und begegnet auf der Straße Plewna—Sofia, unweit der Widbrücke, unvermutet den Wagen, worin der am Fuße verwundete Führer des besiegten türkischen Heeres unter Eskorte rumänischer Kalaraschen vom 3. Regiment in die Gefangenschaft sich begibt. Sowie Osman-Pascha erfährt, wer er ist, der an seinen Wagen heranreitet, erhebt er sich trotz seiner Schmerzen und ist nicht dazu zu bringen, wieder seinen Platz zu nehmen. Fürst Carol reicht ihm die Hand

Digitized by Google

und drückt ihm mit herzlichen Worten seine Bewunderung über die heldenhafte Verteidigung Plewnas aus.

Osman-Pascha ist von Mittelgröße und gedrungener Gestalt; ein schwarzer Vollbart umrahmt sein Gesicht, dem die großen melancholischen Augen einen höchst anziehenden Ausdruck verleihen, seine ganze Art ist ruhig, würdig und sympathisch. Er ist begleitet von seinem Generalstabschef Tahir-Pascha und dem Chef des Ingenieurwesens Tewfik-Pascha, dem der Verdienst der so außerordentlich geschickten Anlage der türkischen Erdwerke von Plewna gebührt.

Während Fürst Carol noch am Wagen hält und mit Osman-Pascha spricht — er erkundigt sich auch nach dessen Verwundung bei dem Arzte, der an Osmans Seite sitzt —, trifft der Großfürst Nikolaus von den Höhen bei Krschin, wo er während der Schlacht gehalten hat, mit seinem ganzen Stabe, darunter Todleben, ein. Fürst und Großfürst umarmen sich in dem Hochgefühl des errungenen Erfolges und machen so unbeabsichtigt den Besiegten zum Zeugen ihres ersten Freudenausbruchs, so gern sie ihm jede Demütigung ersparen wollen.

Der Großfürst wendet sich zu Osman-Pascha und drückt ihm gleichfalls seine ganze Anerkennung aus. Dann gibt er den Befehl, ihn zunächst nach Bogot zu bringen und mit möglichster Aufmerksamkeit zu behandeln.

Nachdem Osman-Pascha weitergefahren ist, hat der Großfürst mit dem Fürsten Carol und dem General Todleben eine Besprechung, in der abgemacht wird, daß das gefangene türkische Heer diese Nacht an Ort und Stelle bleiben und von mehreren Regimentern bewacht werden soll. Das Sanitätskorps erhält den Befehl, unverzüglich die nötigen Maßregeln zur Aufnahme und Pflege der Verwundeten zu treffen. Dann erkundigt sich der Großfürst, wohin Fürst Carol sich zunächst zu begeben gedenke, und als er die Antwort erhält, daß der Fürst die Nacht in Plewna zubringen wolle, bittet er ihn dringend, daß er noch diesen Abend nach Poradim zurückkehre und dem Kaiser dessen Absicht, schon morgen feierlich in Plewna einzuziehen, ausrede; es sei ja unmöglich, bis morgen dort alles in Ordnung zu bringen und sich zu überzeugen, ob in der Stadt nicht etwa Minen gelegt seien; erst nach 24 Stunden werde der zum Kommandanten von Plewna ernannte Skobelew imstande sein, sich für die Sicherheit des Kaisers zu verbürgen.

Fürst Carol erfüllt die Bitte des Großfürsten und begibt sich sofort auf den Rückweg nach Poradim, doch reitet er wenigstens durch Plewna durch, um sich den Zustand der Stadt anzusehen. Die Stadt hat nur wenig unter dem Bombardement gelitten, aber die Häuser scheinen ausgestorben, und die Türen alle verschlossen. In den Straßen herrscht ein heilloses Gewirr, besonders in den engen Gassen der Vorstadt, wo die Luft geradezu entsetzlich ist.

Schon bricht die Dunkelheit herein, ab und zu fallen noch Schüsse, und da man den richtigen Weg verfehlt hat und den Ausgang aus den verschlungenen,

Digitized by Google

krummen Gassen nicht finden kann, so werden in der Begleitung des Fürsten die ernstesten Besorgnisse wach. Endlich begegnet der Reiterschar ein Junge, den man auf rumänisch anruft und nach dem richtigen Wege fragt; er zeigt sich aber scheu, obwohl er die Frage verstanden hat, und will sich nicht zum Führer hergeben. Erst als man ihm sagt, daß Osman-Pascha gefangen ist, gibt er sein Widerstreben auf, läuft neben Reitern her und bringt sie aus der Stadt auf die Chaussee nach Griwitza.

Es ist ein Wunder, daß der Fürst und seine Begleitung ohne Unfall nach Griwitza gelangen, denn es ist dunkle Nacht, der Straßendamm durch häufige Gräben unterbrochen, und die herabhängenden Telegraphendrähte bringen die Pferde zum Stolpern. Ein rumänischer Ambulanzwagen voll türkischer Verwundeter ist umgeworfen und liegt zertrümmert im Seitengraben, und schrecklich ist das Stöhnen der Armen, die nun hilflos die lange, schwarze Nacht bis zum Morgen durchharren müssen.

Jenseits von Griwitza besteigt der Fürst den ersten Wagen, den er findet; sein eigner, sowie seine Eskorte sind ihm in dem Getümmel zwischen Plewna und die Widbrücke abhanden gekommen. Auf dem sehr schlechten Wege fährt er so schnell wie möglich durch die Finsternis nach Poradim und direkt nach dem Hause des Kaisers. Es ist bereits 9 Uhr vorüber, und der Kaiser im Bette, niemand wagt ihn zu wecken. Der Fürst aber läßt den Kammerdiener rufen und befiehlt ihm, dem Kaiser zu melden, daß er ihn noch heute sprechen müsse. Der Kammerdiener gehorcht, und bald darauf erscheint in dem kleinen Salon, wo der Fürst wartet, der Kaiser, der ihn in die Arme schließt und sich den ganzen Hergang des Tages erzählen läßt. — Erst um 3 Uhr nachmittags hatte der Kaiser Alexander durch die ihm zugegangenen Telegramme des Fürsten von der Gefangennahme Osman-Paschas erfahren; er ist wirklich beglückt durch den endlich errungenen Erfolg. Als Fürst Carol ihm aber die Bitte des Großfürsten vorträgt, daß er seinen Einzug in Plewna noch aufschieben möge, will er von keiner Besorgnis hören und besteht darauf, schon morgen, und zwar mit dem Fürsten Carol, nach Plewna zu fahren; er bittet ihn, zu diesem Ende am nächsten Tage um 9 Uhr in der Frühe zu ihm zu kommen.

Um 10 Uhr begibt sich der Fürst nach seinem Quartier, um endlich seinem Körper sein Recht zu geben, denn in der Erregung hat er den ganzen Tag versäumt, Speise und Trank zu sich zu nehmen; auch ist er von Kälte erstarrt. Auf dem Wege nach seinem Hause sieht der Fürst überall die Freudenfeuer flammen; ganz Poradim ist voll Jubel über den Sieg. Er findet bei sich folgendes Telegramm des Kaisers vor, das ursprünglich nach Plewna gerichtet gewesen ist: „Je Vous remercie de cœur pour félicitations. Le résultat a été complet et je me réjouis de la brillante part que Votre armée y a prise. Je compte être à Plewna demain à midi. Alexandre."

Die Zahl der Trophäen und der Gefangenen ist noch nicht bekannt; man schätzt sie auf 70 Kanonen und 40 000 Mann.

Der 29. November/11. Dezember ist ein schöner sonniger Tag,

Digitized by Google

sehr geeignet für die auf heute mittag anberaumte kirchliche Feier des gestrigen großen Erfolges.

Fürst Carol begibt sich um 9 Uhr vormittags zum Kaiser, der ihm, eine sehr seltene Auszeichnung, den Andreasorden mit den Schwertern verleiht und dann mit ihm über die Plewna dominierenden Höhen bis an den Platz vor der Stadt fährt, wo das Zelt Osman-Paschas gestanden hat. Hier erwartet sie mit seinem Stabe der Großfürst, dem der kaiserliche Bruder das Großkreuz des Georgsordens überreicht, und hier wird auch das Tedeum unter Salutschüssen zelebriert.

Nach der Feierlichkeit steigt Fürst Carol, der von allen Seiten wegen des Anteils, den die rumänischen Truppen an dem Erfolge gehabt haben, beglückwünscht worden ist, zu Pferde und begleitet den Kaiser bei seinem Einzuge in Plewna. Der Zug bewegt sich durch den tiefen Schmutz der engen Straßen, in denen unbeschreiblich widerliche Gerüche herrschen, aber unter großem Jubel der bulgarischen Bevölkerung in der Stadt. Die letztere ist ganz durchseucht, viele Häuser und die Hospitäler sind voll von Toten, die man noch nicht hat beerdigen können, und in den Straßen sogar liegen Verwundete und Kranke.

Nach einem Gottesdienste inmitten seiner Truppen begibt sich Fürst Carol mit den rumänischen Generalen nach einem für den Kaiser hergerichteten Bürgerhause. Kaiser Alexander beglückwünscht auch die rumänischen Generale und bringt beim Dejeuner einen Toast auf den Fürsten Carol und die rumänischen Truppen aus, die er als „nos alliés“ bezeichnet.

Nach dem Frühstück wird Osman-Pascha, der nicht nach Bogot gebracht worden, sondern die Nacht in Plewna geblieben ist, benachrichtigt, daß der Kaiser ihn zu sehen wünsche. Im Hofe sind die russischen und rumänischen Stäbe aufgestellt, die den vorfahrenden türkischen Feldherrn mit Hurra begrüßen und ihn umdrängen, als er, auf seinen Arzt gestützt, in das Haus des Kaisers tritt. Beim Empfange sind nur noch zugegen der Großfürst und Fürst Carol. Der Kaiser spricht Osman-Pascha seine Anerkennung aus für den Heldenmut, mit dem er Plewna verteidigt hat, und gibt ihm als Zeichen seiner Hochachtung den Degen zurück. Osman ist sichtlich bewegt; nach Art der Orientalen spricht er wenig, weiß seinen Dank aber in schöne Form zu kleiden. — Auch bei seiner Abfahrt begrüßen die russischen und rumänischen Offiziere den überwundenen Helden stürmisch, der ihnen durch seinen Dragoman sagt, wie wohl ihm die Beweise der Sympathie des Gegners täten.

Um $^1/_2$3 Uhr verläßt Kaiser Alexander Plewna, um den Grenadierdivisionen jenseits des Wids für ihre gestrige Tapferkeit seinen kaiserlichen Dank auszusprechen.

Auch Fürst Carol will dieser Revue beiwohnen und steigt zu Pferde, während der Großfürst nach Bogot zurückkehrt.

Digitized by Google

Nach kurzem Ritt begegnet Fürst Carol dem Kaiser, der seinen Wagen halten läßt und dem Fürsten mitteilt, daß er umgekehrt sei, weil die Entfernung bis zum Lager zu groß sei, als daß er die Truppen noch sehen könne, da er sonst nicht vor Anbruch der Nacht Poradim wieder erreichen würde.

Fürst Carol durchschaut leicht, daß das ein Scheingrund ist, womit die Umgebung des Kaisers diesen zur Umkehr bewogen hat, während der wahre Grund die große Zahl der am Wid in Lagern versammelten türkischen Gefangenen ist. So erbietet der Fürst sich, als Vertreter des Kaisers den harrenden Truppen dessen Dank zu überbringen, was der Kaiser Alexander gern annimmt.

Bald hat der Fürst die Brücke erreicht, an welcher der Kampf am stärksten gewütet hat. Nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern überall am Wege, besonders aber hier, liegen Tote und Sterbende; das Sanitätspersonal hat die ihm obliegende Riesenarbeit noch nicht bewältigen können. Jenseits des Wids sind die Gefangenen in einem großen Lager beisammen.

Noch weiter draußen, auf der großen Widebene, sind die beiden Grenadierdivisionen und eine Brigade des IX. Korps aufgestellt und erwarten ihren obersten Kriegsherrn, den Kaiser. Als General Ganetzki den Fürsten herannahen sieht, reitet er ihm entgegen. Fürst Carol teilt ihm mit, daß er im Namen des Kaisers kommt, um den Truppen den Dank Seiner Majestät zu übermitteln. Der General läßt dieses durch seine Adjutanten den Truppen sagen, und diese empfangen den Fürsten mit großer Begeisterung, als er die 3 Kilometer lange Front abreitet.

Es dunkelt schon, als der Fürst wieder in Plewna einreitet. Hier besteigt er seinen Wagen, muß aber auf dem Rückwege nach Poradim wohl zehnmal aussteigen und noch öfter anhalten, um die Verwundetentransporte durchzulassen. In Poradim, wo der Fürst bei anbrechender Nacht anlangt, erwartet ihn sein ganzer Stab, der auf 7 Uhr zur Tafel befohlen war, schon stundenlang in großer Besorgnis, da bei des Fürsten bekannter Pünktlichkeit sein Ausbleiben zu den bangsten Vermutungen Anlaß gegeben hat.

In Bukarest hat die Nachricht von der Einnahme Plewnas den größten Jubel erregt, und die Freude der Bevölkerung hat sich in einer spontanen Manifestation Luft gemacht. Ein schnell organisierter Fackelzug von jungen Leuten aus verschiedenen Gesellschaftsklassen begab sich zuerst nach Cotroceni, um der Fürstin Elisabeth die Glückwünsche der Hauptstadt darzubringen, und von dort zur Statue Michaels des Tapfern und zum russischen Generalkonsulat, wo Fürst Gortschakow auf dem Balkon erschien.

Großfürst Nikolaus hat einen Tagesbefehl erlassen, worin er die „tapfern Soldaten Rußlands und Rumäniens" belobt, und die Resultate ihres Sieges aufzählt: 40000 Gefangene, darunter 10 Paschas, 120 höhere und 2000 Subalternoffiziere, 77 Geschütze, viele Waffen und Fahnen. Der Großfürst macht ferner bekannt, daß der Kaiser ihm den St. Georgsorden I. Klasse verliehen hat, und sagt, daß er diese höchste militärische Ehrung nicht

Digitized by Google

seinen eignen, sondern den Verdiensten seiner Soldaten, „der Tapfersten der Tapfern", verdankt.

Den 30. November/12. Dezember ist Fürst Carol am Vormittage sehr beschäftigt. Erst jetzt treffen alle Rapporte ein, außerdem viele Glückwunschtelegramme aus ganz Europa, die beantwortet werden. Sämtliche Großfürsten haben ihm auf das herzlichste gratuliert. Der Fall Plewnas hat natürlich in der europäischen Presse den lautesten Widerhall gefunden; überall hebt man besonders den Anteil hervor, den Rumänien an der Erringung des Sieges gehabt hat.

Nach den Berichten, welche dem Fürsten im Laufe des Tages zugegangen sind, hat sich die Schlacht folgendermaßen abgespielt:

„Um $^1/_2$8 Uhr, als das Morgengrauen kaum durch den dichten Nebel dringt, eröffnen schon die Türken aus allen Batterien auf den Höhen am Wid eine heftige Kanonade; bald darauf überschreiten mehrere Kolonnen den Wid auf der steinernen und einer andern Brücke, die sie in der Gegend von Opanetz geschlagen haben, und werfen sich unter fortwährendem Feuern mit solcher Wucht auf die unweit von Gornji-Netropol liegende Redoute, daß deren Besatzung, das 9. Grenadierregiment, der Uebermacht weichen und mit der Redoute acht Geschütze aufgeben muß. Auch die nächste Redoute wird von den Türken genommen, denn der Angriff ist so überraschend gekommen, daß die Reserven keine Zeit mehr haben, zu Hilfe zu kommen. Doch wird das weitere Vordringen der Türken, die in großen Massen aus Plewna herausströmen, durch die beiden Grenadierdivisionen aufgehalten, deren ganze Artillerie nun ihr Feuer eröffnet; die verlorene Redoute kann aber für den Augenblick nicht zurückerobert werden.

„Die Türken machen verzweifelte Anstrengungen, um die russischen Linien zu durchbrechen; auf beiden Seiten sind schon Hunderte von Toten und Verwundeten. Um 10 Uhr aber, als die Lage für die Russen noch immer sehr kritisch ist, gehen die rumänischen Truppen von Dolnji-Netropol vor und fallen dem Feinde in die rechte Flanke, während eine Brigade der II. Grenadierdivision dessen linke Flanke angreift; hierdurch sind die Türken gezwungen, zu ihrer Verteidigung nach verschiedenen Seiten Front zu machen und den weiteren Vorstoß aufzugeben. Die III. Grenadierdivision, General Danielow, geht nun in die Linie zum Angriff vor, wirft den Feind und erobert die verlorene Redoute zurück.

„Inzwischen hat General Ganetzki auch die andre Brigade der II. Grenadierdivision herangezogen; die Türken, die von ihr in der linken Flanke bedroht werden, erleiden enorme Verluste, besonders durch Artilleriefeuer, und werden obendrein in ihrer Rückwärtsbewegung gehemmt durch das Vordringen neuer eigner Abteilungen.

„Noch am Mittag wütet der blutige Kampf fort. Die Russen und die Rumänen umgehen den Feind und haben im Rücken desselben den Wid erreicht, Opanetz ist in den Händen der Rumänen, und Osman, der seine tapfere Armee umringt sieht, erkennt nun, daß nicht nur der Vormarsch, sondern selbst der Rückzug nach Plewna unmöglich geworden ist. Sein Pferd ist ihm unter dem

Digitized by Google

Leibe erschossen und er selbst durch einen Granatsplitter am linken Bein verwundet worden; er wird in ein Häuschen unweit der steinernen Widbrücke gebracht, und hier läßt er gegen 1 Uhr die weiße Fahne aufziehen und sendet einen Stabsoffizier an den Kommandeur des nächsten feindlichen Truppenteils ab, um diesem mitzuteilen, daß er ihn zu sprechen verlange.

„Der rumänische Oberst Cerchez ist es, vor den der Parlamentär geführt wird. Morgens um $^1/_2$10 Uhr war Cerchez von einer bulgarischen Deputation nach Bukowa gerufen worden, damit er den Ort vor Marodeuren schütze, die nach dem Abzuge der Türken hier ihr Unwesen trieben, und von Bukowa war er dann, nachdem er daselbst eine Besatzung zurückgelassen, unter dem Feuer der Türken um Plewna herum bis an die Widbrücke vorgedrungen. — Hier findet ihn der Parlamentär und fordert ihn auf, sich mit ihm zum Höchstkommandierenden der türkischen Armee zu begeben.

„Oberst Cerchez, der kaum seinen Ohren traut, folgt dieser Aufforderung und geht in Begleitung der Obersten Arion und Berendey, sowie einiger Stabsoffiziere nach dem bezeichneten Hause. Hier befindet sich Osman-Pascha mit noch mehreren seiner Generale und seinem Generalstabschef; sein Arzt, Hassib Bey, verbindet ihm das verwundete Bein. Oberst Cerchez, der den türkischen Feldherrn achtungsvoll begrüßt, vernimmt aus dessen Munde — als Dolmetsch dient der Arzt —, daß Osman-Pascha sich und seine Armee gefangen gebe und auf die Großmut der Sieger für seine Truppen, sowie auf Schonung der Bewohner Plewnas rechne. Oberst Cerchez hält sich nicht für kompetent, den Degen des Marschalls entgegenzunehmen; da er nicht weiß, wo Fürst Carol sich befindet, läßt er die Sachlage durch einen Offizier dem russischen General Ganetzki mitteilen, und erklärt Osman-Pascha, daß er sich von dem hier kommandierenden General erst Verhaltungsmaßregeln holen müsse, jedoch versichern könne, daß der Marschall für sich und seine Truppen auf die Behandlung, die man einem tapfern Gegner schulde, rechnen dürfe.

„Unterdessen hat sich die Kunde, daß Osman-Pascha in dem Häuschen an der Widbrücke sei, reißend schnell verbreitet, und schon langt der kaiserliche Adjutant General Strukow an, gesandt von General Ganetzki, der diesem auf dem Fuße folgt und Osman-Pascha den Degen abfordert; da er vom Kaiser keine Befehle hat, verlangt er die bedingungslose Ergebung der ganzen türkischen Armee, und Osman-Pascha, so gern er günstigere Bedingungen erreicht hätte, gibt angesichts der hoffnungslosen Lage nach kurzer Ueberlegung seinen Degen und damit das Schicksal seines Heeres schweren Herzens in die Hände der Sieger.

„Die Türken hat der Durchbruchsversuch 4000 Mann an Toten und Verwundeten gekostet; aber auch auf seiten der Russen haben die Grenadiere allein 1700 Mann und 50 Offiziere und die Rumänen 250 Mann verloren.

„General Cernat meldet, daß die Rumänen 28 Kanonen erbeutet haben und in ihrem Lager 10000 Gefangene beherbergen."

Nach dem Frühstück beim Kaiser, dem der Fürst, geschmückt mit dem Bande des Andreasordens (es ist heute der Festtag des heiligen Andreas) beiwohnt,

Digitized by Google

findet ein Kriegsrat statt, der zwei volle Stunden dauert, und in dem über die künftigen Operationen diskutiert wird. Außer dem Kaiser, dem Großfürsten und dem Fürsten Carol sind anwesend die Generale v. Todleben, Miljutin, Obrutschew, der vom Kaukasus eingetroffen ist, und Nepokoitschitzki.

Man ist geteilter Ansicht über die Frage, ob der Balkanübergang sofort erfolgen oder die bessere Jahreszeit abgewartet werden soll. Schließlich fällt die Entscheidung dahin aus, daß dem General Gurko sofort Verstärkungen geschickt werden, damit er den von ihm vorgeschlagenen Vormarsch auf Sofia ausführen kann.

Ernstlich besorgt ist der Kriegsrat, wie die Donaubrücken bei dem Eistreiben intakt zu erhalten seien. Der Fürst fürchtet, daß während des Winters auf die Brücken überhaupt nicht zu zählen ist; die eiserne Brücke ist aber leider nicht eingetroffen, da ihre Bestandteile auf den Bahnhöfen zwischen Petersburg und Ungheni der rumänischen Grenzstation verzettelt liegen sollen.

Auf allen Teilen des Kriegsschauplatzes verlangt man dringend Verstärkungen; deshalb erbietet sich Fürst Carol, sämtliche Gefangene von Plewna durch seine Truppen bis an die russische Grenze transportieren zu lassen, was dankbar angenommen wird. Außerdem erklärt er, daß er mit zwei Divisionen (eine Division wird für den Gefangenentransport in Anspruch genommen werden) auf Widin marschieren wolle.

Das IX. Korps soll nach dem Beschluß des Kriegsrates dem General Gurko zugeteilt werden, während das IV. Korps (3 Infanteriedivisionen) nach Trnowa, die III. Schützenbrigade und die II. und III. Grenadierdivision nach Gabrowo dirigiert werden; die III. Gardedivision endlich hat nach Orhanieh abzumarschieren, so daß nur noch General Skobelew mit seiner Division vorläufig in Plewna bleibt, um dann später nach Selvi abzumarschieren. General v. Todleben hat vom Kaiser den Befehl bekommen, sich zur Armee des Großfürsten Thronfolgers an den Lom zu begeben.

Osman-Pascha wird über Bukarest nach Kiew gebracht werden. General v. Todleben erzählt dem Fürsten von seinen Unterhaltungen mit dem türkischen Heerführer: derselbe hat auf Todlebens Frage, ob ihm bis in den Oktober hinein unbekannt geblieben sei, daß die Russen Verstärkungen erhalten hätten, verneinend geantwortet, und auf die weitere Frage, warum er dann nicht noch rechtzeitig Plewna geräumt und sich auf Sofia zurückgezogen hätte, offen erklärt, daß er sich alles wohl überlegt habe und zu dem Schlusse gekommen sei, sich so lange in Plewna zu halten, bis der militärischen Ehre genügt und alle Lebensmittel aufgezehrt wären. Außerdem habe er gehofft, daß seine Gegner die Sturmangriffe fortsetzen und sich verbluten würden, und daß er alsdann immer noch die Rückzugslinie sich wieder eröffnen könnte. Bei vorzeitiger Räumung seiner starken Stellung würde er dagegen sicherlich in Konstantinopel sofort in Ungnade gefallen und seines Kommandos enthoben worden sein.

Abends ist der Fürst wiederum beim Kaiser, welcher sehr besorgt ist, daß er noch keine Nachrichten vom Großfürsten Wladimir hat, dessen Korps von

Digitized by Google

den Türken angegriffen ist; noch ehe der Fürst ihn aber verläßt, trifft das Telegramm ein, daß die Türken zurückgeschlagen worden sind. — Suleiman-Pascha hat am 28. November/10. Dezember mit großen Truppenmassen den Lom überschritten; das XII. Korps war auf diese Bewegung schon gefaßt gewesen und hatte daher seine Reserven an Metschka und Trstenik herangezogen. Am 30. November/12. Dezember griffen dann die Türken die eine der Brigaden der XII. Division bei Metschka so energisch an, daß die Russen den Ort räumen und sich auf die rückwärtsliegenden Höhen zurückziehen mußten. Nachdem von hier aus ein neuer Angriff der Türken siegreich abgeschlagen war, befahl Großfürst Wladimir die Offensive auf der ganzen Linie und schickte die XII. Kavalleriedivision in die rechte Flanke der Türken. Ein heftiger Kampf entspann sich in der Front und im Rücken der türkischen Stellung; auf beiden Seiten hatte die Artillerie eine verheerende Wirkung, endlich ward das türkische Zentrum geworfen, Metschka von den Russen wieder erobert und die Türken gezwungen, in wilder Flucht über den Lom, ja, von der Kavallerie verfolgt, bis auf Rustschuk sich zurückzuziehen. Das Schlachtfeld war von Verwundeten und Toten bedeckt, aber auch die Russen verloren 24 Offiziere und über 800 Mann.

Den 1./13. Dezember hat der Fürst vormittags emsig zu tun, um die Befehle wegen des Transports der Gefangenen zu geben.

Um 10 Uhr fährt er auf bodenlosen Wegen nach Bogot zum Großfürsten. Es ist wirklich kaum zum Vorwärtskommen; zahllose Pferdekadaver beweisen, welche Opfer der Weg schon gefordert hat.

Nach dem Frühstück läßt Fürst Carol durch den Fürsten Imeritinski den Tagesbefehl verlesen, in welchem er von den seinem Kommando unterstehenden russischen Truppen mit warmen Worten Abschied nimmt.

Derselbe lautet:

Tagesbefehl an die kaiserlichen Truppen der Belagerungsarmee von Plewna.

„Offiziere und Soldaten!

„Eure Ausdauer und Euer heldenmütiges Ringen ist von Erfolg gekrönt worden: Plewna, diese vom Gegner für uneinnehmbar gehaltene Stellung, durch welche dieser den Siegeslauf Seiner Majestät des Kaisers hemmen zu können glaubte, Plewna, welches die christlichen Heerscharen so viel edles Blut gekostet hat, Plewna ist gefallen!

„Der Zweck, für den die Zernierungsarmee zusammengestellt worden war, deren Kommando Seine Kaiserliche Majestät mir zu übertragen geruhte, ist nun erreicht, und dieser Tagesbefehl bringt den kaiserlich russischen Truppen, die ich zu befehligen die Ehre hatte, meinen Abschiedsgruß, zugleich aber der gesamten Armee vom General bis zum Gemeinen meinen Dank für die hingebende Unterstützung, die sie mir gewährt hat.

„Ihr habt gekämpft unter den Augen Eures erlauchten Kaisers und Eures

Digitized by Google

ritterlichen Höchstkommandierenden, Seiner Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten Nikolaus; beide haben Euren Heldenmut gesehen. Ich brauche daher nicht noch mein Lob auszusprechen.

„Ein leuchtendes Vorbild der Tapferkeit und der höchsten kriegerischen Tugenden seid Ihr für mein junges Rumänenheer gewesen. Das ruhmreiche kaiserliche Heer hat sich mit meinen Truppen durch ein unzerstörbares Freundschaftsband verknüpft. Ich hoffe, daß Ihr Euren rumänischen Waffenbrüdern ein so freundschaftliches Angedenken bewahren werdet wie sie Euch.

„Mit Bedauern lege ich mein Kommando über Euch nieder, und mein sehnlichster Wunsch beim Abschiede ist, daß Ihr in den ferneren Kämpfen für unsre heilige Sache ebenso glänzende Erfolge erringen möget wie bisher!

„Daher laßt uns vor unsrer Trennung noch einmal in den Freudenruf einstimmen, der so inbrünstig aus Euren Herzen strömt: Es lebe Seine Majestät der Kaiser!

„Der Kommandeur der Zernierungsarmee von Plewna
Carol."

„Gegeben zu Poradim, den 1. Dezember 1877."

Der Großfürst umarmt nach der Verlesung des Tagesbefehls den Fürsten und dankt ihm herzlich.

Die russische und rumänische Nationalhymne werden gespielt.

Dann findet eine Beratung über verschiedene Fragen statt, hauptsächlich über die Verpflegung der Gefangenen und ihre Uebernahme an der russischen Grenze resp. in Bukarest.

Um 5 Uhr ist Fürst Carol wieder in Poradim, wo unterdessen Jon Bratianu eingetroffen ist. Bis Mitternacht konferiert der Fürst mit ihm über den Vormarsch der Rumänen gegen Widin und über die Gefangenentransporte. Letztere sollen von der Division des Generals Racovitza ausgeführt werden.

Von den Gefangenen bleiben 15000 Mann mit zwei Paschas und einigen hundert Offizieren in Rumänien, die übrigen sollen nach Rußland geschafft werden.

Vom Fürsten von Montenegro ist eine begeisterte Glückwunschdepesche eingelaufen; im Namen des montenegrinischen Heeres begrüßt er die tapfere rumänische Armee, die so glorreich mit ihrem Blute die Waffenbrüderschaft mit den Kriegern des Zarbefreiers besiegelt habe, und spricht seine Hoffnung aus, daß dieses vergossene Blut ein ewiges Band auch zwischen Montenegro und Rumänien sowie die Bürgschaft für die friedliche Entwicklung der Länder zwischen der Donau und der Adria bilden werde.

Kaiser Alexander hat an den Fürsten Carol folgende offizielle Zuschrift gerichtet:

Au Quartier Général à Poradim en Bulgarie,
le 1/13 Décembre 1877

A Son Altesse le Prince de Roumanie!

Après une résistance de cinq mois, les efforts combinés de nos troupes alliées ont été couronnés d'un plein succès. L'armée

Digitized by Google

d'Osman Pacha a deposé les armes et Plewna est tombé. Désirant consacrer le souvenir de cet éclatant succès et de la part que Votre Altesse y a prise personnellement, il m'est agréable de Lui conférer à cette occasion mon ordre de Saint André orné de glaives. Je La prie d'en recevoir les insignes comme un témoignage de ma sincère affection dont je Lui renouvelle l'assurance.

Alexandre.

Ferner hat Großfürst Michael ein Glückwunschtelegramm an den Fürsten Carol gesandt: „Tiflis, 1/13 Décembre 1877. Votre Altesse Royale comprendra avec quels sentiments je m'empresse de La féliciter de l'éclatante victoire que les armées roumaine et russe ont remportée sous Plewna.

Michel."

Am 2./14. dankt der Fürst in einem längeren Schreiben für die kaiserliche Zuschrift.

An seine Armee richtet Fürst Carol folgenden Tagesbefehl:

„Soldaten! Eure Ausdauer, die großen Leiden und Entbehrungen, die Ihr ertragen, die Opfer an Blut und Leben, die Ihr so willig gebracht habt, alles das ist bezahlt und vergolten worden an dem Tage, wo das schreckliche Plewna durch Euren Heldenmut zu Falle kam, wo das stolze Heer des Sultans unter dem berühmtesten und tapfersten seiner Generale, Osman dem Siegreichen, vor Euch und Euren Kampfgenossen, den Soldaten Seiner Majestät des Kaisers von Rußland, die Waffen gestreckt hat.

„Ihr habt Taten vollbracht, würdig derjenigen Eurer tapferen Vorfahren, und die Bücher der Geschichte werden sie, gleich jenen, den fernsten Jahrhunderten aufbewahren.

„Bald werdet Ihr in die Heimat zurückkehren, und jeder wird auf der Brust das Zeichen seines Soldatenmutes und seiner Hingabe für das Vaterland tragen, das Kreuz des Donauüberganges und die Medaille für die Verteidigung der rumänischen Unabhängigkeit. Dann könnt Ihr stolz Euern Anverwandten sagen, was Ihr für das Vaterland getan. Die Greise werden Euch lauschen und sich der großen Zeiten des rumänischen Volkes erinnern, deren Kunde sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat, die Jünglinge aber werden in Euch ein lebendes Vorbild ihrer künftigen Pflichten sehen; Rumänien darf stolz und ruhig in die Zukunft schauen, solange es solche Söhne mit warmem Herzen und kräftigem Arm besitzt.

„Im Namen Eures Vaterlandes dankt Euch Euer Fürst und Heerführer

„Gegeben in Plewna am 2./14. Dezember 1877. Carol."

Der Fürst befördert den Brigadegeneral Cernat zum Generalleutnant, die Obersten G. Angheleſku und Cerchez zu Generalen; außerdem wird durch die ganze Armee ein allgemeines Avancement vorgenommen, und Ordensauszeichnungen an zahlreiche russische und rumänische Offiziere und Soldaten verliehen.

Digitized by Google

Die Zeit des Fürsten ist stark in Anspruch genommen, da aus dem kaiserlichen Hauptquartier jedermann sich speziell von ihm verabschieden will.

Die Russen haben das von den Türken geräumte Elena besetzt.

Kurz vor ½11 Uhr fährt der Fürst nach Plewna; bis Griwitza durch dichten Nebel, von da an bei klarem Wetter. So dicht war der Nebel, daß Fürst Carol, in einer Entfernung von kaum hundert Schritt an einer russischen Brigade des IX. Korps vorbeigefahren ist, ohne sie zu bemerken; erst als er durch einen nachreitenden Offizier davon in Kenntnis gesetzt wird, fährt er zurück, um sie zu begrüßen.

Von Plewna begibt der Fürst sich ohne Aufenthalt weiter nach der Widbrücke, wo er um Mittag eintrifft und zu Pferde steigt. Der Großfürst ist mit seinem Stabe schon dort, weil der Kaiser heute, vor seiner Abreise aus Bulgarien, eine große Parade abhalten will über die Truppen, welche Plewna bezwungen haben: die III. Gardedivision, das Grenadierkorps, 14 rumänische Bataillone, das IV. Korps, die II. Armeedivision und eine Division des IX. Korps, Artillerie und Kavallerie, eine enorme Front von 70000 Mann, in Kolonne in drei Treffen aufgestellt. Der Kaiser trifft erst um ½2 Uhr ein; unterdessen hat der Nebel zugenommen und es ist empfindlich kalt geworden. Der Fürst überreicht dem Kaiser den Truppenrapport. Dann wird die ganze Front abgeritten, und Kaiser Alexander äußert seine Freude darüber, daß er auch die rumänischen Truppen hier noch einmal sieht.

Nach der Parade wird ein Ritt über das Schlachtfeld gemacht, auf dem noch viele Leichen liegen, und den Lagern der gefangenen Türken vorbei; dann zu Wagen, von allen Offizieren eskortiert, nach Plewna; Fürst Carol hat den Großfürsten Sergius in seinen Wagen genommen. Die Straßen der Stadt sind furchtbar schmutzig. Nach dem Dejeuner in einem Bulgarenhause empfängt der Kaiser die Notabilitäten der Stadt und nimmt dann vom Großfürsten Abschied, ehe er wieder nach Poradim aufbricht.

Der Nebel hat sich inzwischen so verdichtet, daß auf der Rückfahrt nur deswegen der Weg nicht verfehlt wird, weil derselbe auf Befehl des Fürsten rechts und links durch kleine Erdhügel markiert worden ist. Bei Griwitza begrüßen die dort stehenden Truppen des IX. Korps den Kaiser und den Fürsten mit Hurra.

Um 8 Uhr abends diniert Fürst Carol in Poradim beim Kaiser. Letzterer liest ihm in seinem Kabinette die Glückwunschdepesche des Fürsten Milan und seine Antwort darauf vor: „Er dankt für die späten Wünsche des Fürsten Milan und bedauert, daß dieser nicht schon früher in die Aktion eingetreten ist, damit Serbien seine Unabhängigkeit mit dem Blute seiner Landeskinder erkaufe, wie Rumänien es getan.

Nach Tische herrscht die heiterste Stimmung. Der Kaiser steht noch unter dem Eindrucke des Sieges und bliebe lieber in Bulgarien, als daß er nach Rußland zurückkehrte; er hat aber den Vorstellungen seiner Räte, daß er sich nicht länger den Unbilden des Winterfeldzuges aussetzen dürfte, nachgegeben.

Digitized by Google

Nach dem Diner zieht sich der Kaiser mit dem Fürsten in sein Schreibzimmer zurück und spricht mit ihm über den künftigen Frieden; er versichert ihm, daß Rumänien nicht zu kurz kommen solle, und daß er sich der vom Lande gebrachten Opfer erinnern werde. Den Umfang und die Schwere dieser Opfer würdige er vollkommen; ebenso habe er den Fürsten sehr lieb gewonnen und erkenne alle seine ausgezeichneten Eigenschaften mit Freuden an.

Fürst Carol entgegnet etwas beschämt, daß er die Ehre, russische Truppen unter seinem Kommando gehabt zu haben, nie vergessen werde; in der Schlacht habe er den russischen Soldaten in seinem Mute wie in seiner Standhaftigkeit und in seiner Entbehrungsfähigkeit schätzen, ja bewundern gelernt. Dann auf das politische Gebiet übergehend, spricht Fürst Carol seine Hoffnung aus, daß Rumänien zu den Friedensverhandlungen zugezogen werde; das würde im Lande die größte Befriedigung hervorrufen.

Obwohl nun der Kaiser gesagt, daß er auf die Sicherung der staatsrechtlichen Stellung Rumäniens, die übrigens zweifellos von Europa werde anerkannt werden, bedacht sein wolle, empfindet der Fürst doch, daß in dieser Antwort keine feste Verheißung, sondern ein liebenswürdiges Ausweichen liegt.

Mit großer Wärme und herzlichen Umarmungen sagt ihm der Kaiser dann Lebewohl; der Fürst will aber noch nicht Abschied nehmen, sondern hält trotz der Proteste des Kaisers daran fest, daß er ihn morgen in der Frühe vor der Abreise noch aufsucht.

Als der Fürst das Haus verläßt, sieht er den General Grafen Ignatiew trotz Kälte und Nebel im Hofe stehen; er drückt ihm sein Erstaunen darüber unverhohlen aus, und der General erwidert, daß ihm daran gelegen sei, sich noch speziell vom Fürsten zu verabschieden. Fürst Carol reicht ihm die Hand, General Ignatiew bittet aber um die Erlaubnis, den Fürsten bis an sein Haus zu begleiten. — Der Weg ist sehr schlecht, und auf dem schlüpfrigen Lehmboden gleiten sie jeden Augenblick aus. Ignatiew fragt den Fürsten, ob er von dem Ergebnis seiner langen Unterhaltung mit dem Kaiser befriedigt sei; Fürst Carol ist auf seiner Hut und bejaht die Frage. Der General fragt weiter, ob der Kaiser sich über die Friedensbedingungen im einzelnen ausgelassen hätte. Fürst Carol verneint das, betont aber die Zusage des Kaisers, daß er die Interessen Rumäniens nicht außer Augen lassen werde. Vor seinem Hause verabschiedet sich der Fürst dann definitiv von General Ignatiew.

Der Fürst findet bei sich wieder, wie alle diese Tage, viele Glückwunsch-

Digitized by Google

und Sympathietelegramme vor. In Westeuropa ist die öffentliche Meinung über die Folgen des Falles von Plewna geteilt: die einen meinen, daß der Friedensschluß nahe bevorstehe; die andern dagegen halten die Widerstandskraft der Türkei noch durchaus nicht für gebrochen und glauben, daß dieselbe den Krieg bis zum Aeußersten fortsetzen würde.

Den 3./15. Dezember, um 7 Uhr morgens, reist der Kaiser ab. Fürst Carol begleitet ihn zu Pferde bis über die Lisiere des Dorfes hinaus; beim letzten Abschied wiederholt der Kaiser noch, daß die Tage vom 30. August und 28. November ihm unvergeßlich bleiben würden.

Nach Hause zurückgekehrt, arbeitet der Fürst mit Bratianu. Besondere Sorge macht ihm die Verpflegung der längs der Donau operierenden Truppen für den Fall, daß die Passage über die Brücke auf längere Zeit unterbrochen werden sollte. Bisher ist, wie der Fürst seinem Minister mit hoher Befriedigung ausspricht, dank dessen Energie die Verpflegung der Truppen vor Plewna gut gewesen.

Um $^1/_2$12 Uhr empfängt der Fürst den General v. Todleben, um Mittag den ganzen Stab der Plewnaer Belagerungsarmee: den Fürsten Imeritinski, den Fürsten Cantanzine (Souschef des Generalstabs), die Generale Moller (Artillerie), Reitlinger (Ingenieur) usw., die sich bei ihm abmelden und ihm ihren Dank aussprechen für die ihnen verliehenen Dekorationen. Hierauf findet ein großes Frühstück statt, zu welchem sämtliche Generale geladen sind. Der Fürst bringt das Wohl des Kaisers aus; General v. Todleben trinkt auf die Gesundheit des Fürsten und sagt, daß er sich glücklich schätze, die Gefühle seiner Kameraden für den Fürsten aussprechen zu dürfen: derselbe habe sich durch seinen ritterlichen Charakter, seine Energie und seine militärischen Talente die Liebe und Bewunderung aller erworben. Fürst Carol bringt das Wohl des Generals Todleben aus und erwidert ihm, daß er stolz darauf sei, den berühmten Verteidiger Sebastopols vor Plewna an seiner Seite gehabt zu haben.

Den Generalen des Grenadierkorps, Ganetzki, Danielow und Swjetschin, hat der Fürst mit einem Schreiben die Tapferkeitsmedaille verliehen. Generalleutnant Krüdener tritt in das Detachement Gurkos über; Generalleutnant Swjetschin übernimmt den Befehl über das IX. Korps. Die III. Gardedivision marschiert heute von Plewna nach Orhanieh; morgen wird das IX. Korps ihr folgen.

Fürst Carol verleiht dem General v. Todleben das Großkreuz des Sterns von Rumänien mit Schwertern und schreibt ihm dazu folgende Abschiedsworte: „Mon cher Général! C'est avec le plus vif regret que je me sépare aujourd'hui de Votre Excellence en gardant un souvenir ineffaçable des moments difficiles que nous avons traversés ensemble. Grâce à votre prévoyance, toutes nos peines ont été couronnées par un succès complet. Je vous remercie de tout mon cœur pour le concours éclairé que vous m'avez prêté pendant tout le temps que j'ai eu le bonheur de vous voir à côté de moi. En souvenir du temps mémorable où les efforts combinés des armées

Digitized by Google

russe et roumaine ont été couronnés par la belle victoire du 28 Novembre, je vous prie d'accepter la Grande Croix de mon Ordre de l'Etoile de la Roumanie avec les glaives, dont je vous ferai parvenir les insignes. — Recevez, mon cher Général, l'assurance de ma sincère amitié et de toute mon affection. Carol."

Dem Fürsten Gortschakow in Bukarest hat Fürst Carol das Großkreuz des Sterns von Rumänien durch die Fürstin Elisabeth persönlich überreichen lassen. Der Kanzler dankt telegraphisch für diese Auszeichnung, die ihn stets an die große, von Russen und Rumänen gemeinsam vollbrachte Waffentat erinnern werde.

Dem Großfürsten nach Bogot übermittelt der Fürst telegraphisch die ihm aus Belgrad zugegangene Nachricht, daß die serbische Kriegserklärung gestern in Konstantinopel überreicht worden ist, und daß Fürst Milan heute zu seiner Armee abgehen soll, um am 5./17. die Grenze zu überschreiten. — Zu gleicher Zeit ersucht Fürst Carol den Großfürsten um Vermittlung beim Großfürsten Alexis, daß dieser den Rumänen die ihnen für den Dienst zwischen Rahowa und Lom-Palanka unentbehrliche Dampfbarkasse überlasse. Großfürst Nikolaus antwortet sofort, daß er die entsprechende Anweisung dem Großfürsten Alexis bereits erteilt hat.

Den 4./16. Dezember ist starkes Schneegestöber, so daß der Fürst das Haus nicht verlassen kann, sondern alle dringenden Geschäfte am Schreibtisch erledigt.

In Konstantinopel ist das türkische Parlament wieder eröffnet worden. Die Thronrede verheißt Reformen und die Gleichheit aller Untertanen vor dem Gesetze und fordert die letzteren auf, für die Verteidigung des Landes jedes Opfer zu bringen. Die ohne legitimen Grund erfolgte Kriegserklärung seitens „der moldowalachischen Fürstentümer" habe die Schwierigkeit der Lage noch sehr vermehrt.

Da die auf den 5./17. Dezember anberaumte Revue über die rumänischen Truppen wegen des schlechten Wetters abbestellt wird, fährt Fürst Carol nach den Feldlazaretten hinaus. Zu dem Frühstück im rumänischen Hauptquartier lädt der Fürst die beiden Paschas — Edhem und Ahmed — ein, die in rumänische Gefangenschaft geraten sind; sie zeigen sich sehr dankbar für die ihnen vielfach erwiesenen Freundlichkeiten. Später findet ein Tedeum statt.

In Plewna sollen viele Krankheiten herrschen; in manchen Häusern und Moscheen liegen immer noch Tote!

Der erste Gefangenentransport unter Führung des Obersten Roznovanu ist bereits von Plewna nach Nikopoli abgegangen.

Der Fürst gibt der III. Division unter General Angheleskn den Befehl, nach Widin abzumarschieren.

Das IX. Korps rückt nach Wratza ab; das IV., sowie die II. Armeedivision und die zwei Grenadierdivisionen werden nach Gabrowo zur Armee Radetzki geschickt. Die Generale Sotow und Krüdener verabschieden sich vom Fürsten und danken ihm für die vielen Beweise seines Wohlwollens; die unter ihm ver-

Digitized by Google

lebte Zeit werde ihnen unvergeßlich bleiben! Fürst Carol zeichnet beide Generale durch das Großkreuz seines Ordens aus. Die Türken haben Berkowitza geräumt.

Der Kaiser von Rußland verbringt den 5./17. Dezember in Bukarest, wo er sehr großartig empfangen worden ist. Von der Donau aus ist er auf einer neuen Bahn, auf der zum erstenmal ein Zug läuft (Simnitza—Fratescht), gefahren. Der Kaiser telegraphiert dem Fürsten Carol: „J'ai été très heureux de présenter mes hommages à la Princesse Elisabeth, dont l'accueil amical m'a profondément touché. Je suis aussi très sensible a celui de la population de Bucarest. Je me recommande à votre bon souvenir. Alexandre."

Großfürst Nikolaus erläßt einen Tagesbefehl, der nachstehenden Wortlaut hat:

„Ordre du jour aux troupes de l'armée active.

„Quartier-Général de Bogot: le 5 Décembre 1877.

„La tâche du corps d'investissement de Plewna ayant été accomplie, ce corps sera dissous. Les troupes qui en faisaient partie et qui sont restées sous Plewna, formeront sous Mon commandement immédiat la réserve générale; elles devront pour toutes les questions de service s'adresser au Grand Etat-Major de l'armée.

„En prescrivant la dissolution du corps en question, Je crois devoir exprimer Ma gratitude sincère à son chef, Son Altesse Sérénissime le Prince Charles de Roumanie, qui depuis le 17 Août a commandé les troupes alliées, formant d'abord l'armée de l'ouest et plus tard le corps d'investissement. Grâce à une activité exceptionnelle, Son Altesse a su établir la cohésion la plus complète entre les troupes russes et roumaines, les grouper en un tout homogène et diriger leurs efforts conformément à Mes prescriptions vers le but final qui a si brillamment couronné l'œuvre commune.

„Je remercie sincèrement et de cœur l'adjoint du chef de ce corps, Aide-de-Camp Général Todleben, pour son activité infatigable à diriger les mesures destinées à assurer le succès. A force d'habileté, de fermeté et d'énergie, il a dirigé l'investissement de façon à faire mettre bas les armes à toute l'armée ennemie, tout en ménageant les troupes et leur épargnant des pertes inutiles.

„Je remercie aussi sincèrement l'exchef d'Etat-Major du corps, Lieutenant-Général Prince Iméritinski pour l'ordre exemplaire et l'exactitude apportés dans la transmission et la mise à exécution des ordres et des plans du chef du corps d'investissement et de son adjoint.

„J'exprime Ma reconnaissance sincère au commandant des troupes roumaines du corps d'investissement, Général

Digitized by Google

Cernat, qui a su faire pénétrer l'esprit militaire parmi des troupes participant pour la première fois aux combats, et les aguerrir à toutes les fatigues de la vie militaire dans les conditions les plus difficiles; qui a su exécuter jusqu'au bout la tâche entière qui lui était confiée.

„Je remercie de cœur tous les commandants de corps d'armée, les chefs de division, les commandants de brigade et de régiment, tous les officiers et subalternes du corps d'investissement pour les fatigues et les privations endurées dans l'exécution d'une tâche difficile, pour leur courage indomptable en face d'un ennemi qui combattait en desespéré.

„L'Empereur été témoin de votre abnégation, de votre valeur sans bornes, de votre intrépidité. Il vous a souvent donné des preuves de Sa bienveillance.

„Je vous ai admiré dans plus d'une occasion et vous réitère Ma gratitude émue et sincère.

„Le Général en Chef de l'Armée Active, Inspecteur Général du Génie et de toute la Cavalerie Nicolas."

Diesen Tagesbefehl überſendet der Großfürſt dem Fürſten Carol mit folgendem Briefe:

„Monseigneur!

„Les opérations de l'armée russo-roumaine contre Plewna ayant été couronnées d'un plein et éclatant succès, les troupes qui se trouvaient placées sous le commandement de Votre Altesse vont recevoir d'autres destinations. Je me suis fait un devoir de les remercier par un ordre du jour spécial, que j'ai l'honneur de Vous transmettre ci-après, ainsi que celui qui ordonne la dissolution de l'armée d'investissement.

„Les résultats brillants qui viennent d'être obtenus près de Plewna sont dûs en grande partie à la coopération de la brave armée roumaine, aussi bien qu'à l'impulsion que les troupes alliées recevaient de leur commandant immédiat, dont elles admiraient et imitaient l'activité, le courage et le dévouement à Son devoir de soldat.

„Je me suis fait un plaisir tout particulier d'exprimer à Votre Altesse ces sentiments, ainsi que la satisfaction sincère que j'ai éprouvée à voir la confraternité d'armes entre les troupes russes et roumaines établir des liens nouveaux entre les deux peuples.

„Heureux d'avoir été mis à même d'apprécier à cette occasion les qualités éminentes qui distinguent Votre Altesse et la brave armée roumaine, j'en garderai toujours un profond et ineffaçable souvenir.

„Veuillez agréer, Monseigneur, l'expression des sentiments de haute considération et d'attachement cordial avec lesquels j'ai l'honneur d'être de Votre Altesse Sérénissime le fidèle ami. Nicolas."

Digitized by Google

Da es die ganze Nacht hindurch geschneit hat, liegt am Morgen des 6./18. Dezember der Schnee schon tief, und noch wütet der Schneesturm weiter. Durch alle Fugen des Stübchens, worin das Feldbett des Fürsten Carol steht, ist der Schnee eingedrungen, und vor der Türe wie auf dem ganzen Fußboden hat er sich so aufgehäuft, daß der Kammerdiener von außen nicht hinein kann, ehe nicht der Fürst mit einem eisernen Stuhle, dessen er sich als Schaufel bedient, den Schnee von der Schwelle entfernt hat. Vom Heizen ist heute keine Rede, weil der Sturm das Feuer im Ofen ausbläst.

Fürst Karl muß seine Absicht, heute zum Großfürsten nach Bogot zu fahren, aufgeben, denn die Wege sind unpassierbar, alle Häuser bis ans Dach verschneit.

General v. Todleben und Fürst Imeritinski sind unter den größten Mühen von Tutschenitza nach Poradim gekommen, um den Fürsten noch einmal zu sehen, ehe sie zum Heere des Großfürsten-Thronfolgers abgehen. Sie nehmen an dem Frühstück des Fürsten teil, das wie immer im Zelt serviert wird; natürlich ist es daselbst sehr kalt, obwohl man bis über die Knie in dem Stroh steckt, das zur Erwärmung der Füße gestreut worden ist.

Fürst Carol ist außer sich bei dem Gedanken an das Elend, welches die marschierenden Truppen auszuhalten haben: schutzlos sind sie auf der weiten Ebene dem Unwetter ausgesetzt.

Das Schneegestöber hält am 7./19. Dezember an. Der Fürst kann wiederum nicht nach Bogot gehen. Er schreibt dem Großfürsten Nikolaus folgenden Brief:

„Mon cher Cousin!

„C'est avec le plus vif regret que je quitte pour quelque temps la Bulgarie, afin de rentrer dans ma capitale où m'appellent des affaires urgentes, laissées depuis longtemps en souffrance. Mon regret est d'autant plus grand que je n'ai plus le bonheur de Te serrer encore une fois la main, et que je n'ai pu remplir le devoir cher à mon cœur, de me présenter à Bogot pour te remercier de toutes Tes bontés et prendre congé de Toi.

„Malgré un fort refroidissement, j'avais décidé hier, puis aujourd'hui de me rendre au Quartier-Général, mais l'état des routes est tellement déplorable qu'il n'y a guère moyen de se frayer un chemin et d'aller et revenir avec les mêmes chevaux dans la même journée.

„Demain, jour de mon départ, je devrai faire route à cheval, et je tâcherai d'arriver à Nicopoli, où les délégations de la Chambre et du Sénat m'ont prié de venir pour m'apporter leurs adresses.

„Avec la plus grande inquiétude je songe aux troupes qui ont fait partie de l'armée d'investissement de Plewna et qui se trouvent en ce moment en route.

„Il me sera difficile à ne plus être près de Toi; et je te prie de croire que mes vœux les plus ardents et toutes mes pensées t'accompagnent. Je n'oublierai jamais toute l'amitié et tout l'intérêt que Tu m'as continuelle-

Digitized by Google

ment montrés en cette époque mémorable, qui nous a réunis sur le champ de bataille.

„J'espère que nos futures opérations seront couronnées d'un plein succès qui permettra à nos armées de retourner dans leurs foyers après avoir entièrement rempli leur mission.

„Je prie Dieu qu'il Te protège et Te donne la force et la santé pour couronner la belle œuvre que Tu as entreprise avec tant de courage, persistance et abnégation.

„En Te priant de me conserver à l'avenir les sentiments que Tu m'as toujours temoignés avec tant d'effusion, je suis et je reste à tout jamais, Ton affectionné cousin et ami Carol."

Fürst Carol erhält folgende Depesche des Deutschen Kaisers vom 18. Dezember:

„Fürst Carol von Rumänien, Poradim.

„Mit größtem Interesse habe ich Deine Operationen und die Tapferkeit Deiner Truppen verfolgt. Ich kann Dir meine Freude über diese Leistung nicht herzlich genug aussprechen, und als Anerkennung erlaube ich mir, Dir hiermit meinen Militärorden „Pour le mérite" zu verleihen. Da Du weißt, wie hoch dieser Orden in meiner Armee geschätzt wird, wird seine Verleihung Dir gewiß von Wert sein. Wieviel Gefahren, Mühen, Entbehrungen hast Du mit Deinen Truppen geteilt, bis Du endlich in dem Falle von Plewna einen schönen Triumph gefeiert hast. Gott helfe weiter! Wilhelm."

Fürst Carol antwortet augenblicklich:

„Die lieben, schmeichelhaften Worte, die Eure Majestät mir und meiner jungen Armee zollen, haben mich tief gerührt und ungemein glücklich gemacht. Die gleichzeitige Verleihung des von allen Armeen so hoch gehaltenen Ordens „Pour le mérite" hat mich ebenso freudig überrascht als mit gerechtem Stolze erfüllt. Gestatten Eure Majestät, daß ich meinen tiefgefühlten, innigsten Dank ausspreche für die hohe Auszeichnung, die mir zuteil geworden, und daß ich Eure Majestät versichere, daß meine Truppen mit großer Genugtuung auf das blaue Kreuz blicken werden, mit dem ich mich heute schmücken darf, denn es wird mich stets daran erinnern, daß der oberste Kriegsherr des ruhmreichen deutschen Heeres die Tapferkeit meiner jungen Armee, der ich meine ganze Fürsorge zugewandt, anerkannt hat. Möge Gottes Segen immerdar über Eurer Majestät walten!

Carol."

Der Kaiser von Rußland telegraphiert dem Fürsten aus Jassy: „Au moment de quitter Vos états, il me tient à cœur de

Digitized by Google

Vous remercier du fond du cœur de Votre accueil si amical. Votre télégramme de ce matin m'a profondément touché. Que Dieu veille sur Vous et nous permette bientôt de signer une paix avantageuse et glorieuse! Alexandre."

Auch der Großfürst Nikolaus telegraphiert dem Fürsten heute „Chaleureux Adieux" und bittet ihn um freundliches Gedenken.

Fürst Carol antwortet umgehend:

„Son Altesse Impériale le Grand-Duc Nicolas, Bogot.

„Lorsque j'ai reçu Ta charmante dépèche, je T'avais déjà écrit une lettre pour T'exprimer mes plus vifs regrets de n'avoir pu Te voir avant mon départ. Les sentiments amicaux que Tu m'exprimes me sont infiniment chers et précieux. Elisabeth sera très heureuse d'avoir de tes nouvelles par moi. L'Empereur d'Allemagne m'a conféré l'Ordre pour le Mérite en m'adressant une dépèche des plus flatteuses. Poradim est complètement enfoui sous la neige, et je ne cesse de penser aux troupes qui sont en marche. Carol."

(Fortsetzung folgt)

Das türkische Haremsleben und sein wirtschaftlicher Einfluß

Von

General Izzet Fuad-Pascha

Ein Türke kann in Europa keinen Schritt machen, ohne daß man ihn alle Augenblicke nach Einzelheiten über das Haremsleben fragt. Man bildet sich ein, daß der Harem noch immer in seiner früheren Gestalt bestehe und daß die Türken alle der Polygamie huldigen. Die großen Harems, ausgenommen die des Sultans, sind nicht mehr, wie sie die Abendländer sich vorstellen, sie nehmen von Tag zu Tag ab und verändern sich von Stunde zu Stunde.

Da wir aber den Harem schildern sollen, wie er in Stambul war und wie er heute ist, so wollen wir ein getreues Bild der Verhältnisse geben, um alle Legenden zu zerstören, wie sie in Büchern aus der Feder von Ausländern in Umlauf sind, die niemals einen genauen Einblick in unser häusliches Leben bekommen haben. Wir können sogar behaupten, daß das, was bisher geschrieben worden, reine Phantasie ist! ... Wie alles, was lange und eifersüchtig verborgen gehalten wird, ist der Harem mit einem Panzerhemd aus geheimnisvollen Maschenringen umhüllt!

Digitized by Google

Nun denn — zerreißen wir diese Hülle und betrachten wir die Legende in der Nähe ...

In meinen jungen Jahren gab es ungeheure Harems und mächtige Paschas; diese haben die letzten klassischen Harems der ottomanischen Gesellschaft besessen.

Das Wort Harem kommt vom arabischen Wort „Mahrem" = vertraulich und bedeutet Intimität oder auch das Heim der Frauen.

Man weiß, daß jedes türkische Haus in zwei Teile zerfällt: mit dem Wort Selamlik[1]) wird die Abteilung der Männer, mit dem Wort Harem die der Frauen bezeichnet.

Im Harem befinden sich vom männlichen Geschlecht der Herr, der Besitzer, und seine Kinder; sie allein können mit einigen sehr nahen Verwandten von demselben Geschlecht in den Harem, die intime Häuslichkeit, gelangen, hingegen darf keine Frau — unter keinem Vorwand — den Selamlik, die Männerabteilung, betreten.[2]) Nach dem Befehl des Propheten soll die muselmanische Frau ihre Haare und Knöchel vor jedem Individuum des andern Geschlechts verbergen. Das ist alles. Wie man sieht, ist von da bis zur vollständigen Einsperrung ein weiter Weg ... aber die Männer in ihrem wilden Egoismus haben das anders gedeutet. Das ist der Ausgangspunkt des Harems.

Als der große Prophet dieses Gebot aufstellte, hatte er ohne Zweifel nicht daran gedacht, daß in der Folgezeit die Frau vom Verkehr getrennt, ja abgeschlossen, in den dritten Rang der Gesellschaft verwiesen, als häusliches Werkzeug, als Sklavin behandelt werden würde! Er dachte nicht daran, daß die Eifersucht und der Egoismus der Männer seinen Gedanken anders auslegen und daß die Vollstrecker seines Gesetzes jene Vieldeutigkeit des Korans benützen würden, um den Harem zu schaffen, und es läßt sich leicht feststellen, daß sich hinter den dicken Mauern der geheimnisvollen Harems die scheußlichsten Verbrechen und Dramen, die dem männlichen Egoismus entspringen, abgespielt haben, ohne Zweifel häufiger als in den Kreisen, in denen die Frau als der wertvollste Faktor jeder zivilisierten Gesellschaft betrachtet wird. Es ist jedoch sicher, und viele meiner Leser, aus welchem Lande sie auch sein mögen, werden es zugeben, daß man, wofern das Gesetz es erlaubte, nicht ungern seine Frau, wenn sie schön ist, von gewissen Schaustellungen des abendländischen Lebens fernhalten, z. B. sie hindern würde, mit entblößter Büste auf den Ball zu gehen oder sich bei einer Walzertour von einem feurigen jungen Manne umfassen zu lassen, der nur den einen Wunsch hat — an der Stelle des Gatten zu sein!

Diese wenn auch — im Anfang — nur moralische Befleckung hat der Muselman vermeiden wollen — mit Unrecht oder mit Recht?

Die Frau für sich und nur für sich zu haben und den andern nichts zu gönnen, nicht einmal einen Blick, nicht einmal ein Lächeln, nichts — das ist der

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem gleichen Wort, das den allwöchentlichen Besuch des Sultans in der Moschee bezeichnet.

[2]) Infolge der Frauenbewegung jedoch empfangen heutzutage zahlreiche türkische Damen ihre Bekannten.

Digitized by Google

Ausgangspunkt, der Gedanke, aus dem heraus der Harem und die Einsperrung der türkischen Frau sich entwickelt hat.

Bewahrt das die muselmanischen Ehegatten davor, denselben Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu sein, wie die nicht muselmanischen? ... O nein! Weiß Gott, nein! Diese Unannehmlichkeiten sind nur weniger häufig, das ist alles.

Im Morgenlande wie überall will Gott, was die Frau will. Aber man darf nicht glauben, daß jeder Orientale, so sehr er auch wünschen mag, sich einen Harem zu halten, dazu in der Lage ist ... Es ist eine sehr kostspielige Sache, sich einen Harem zu halten, und man muß sehr reich sein, um es zu können!

Das muselmanische Gesetz gestattet uns, vier legitime Frauen zu besitzen und so viele Konkubinen, als unsre Mittel zulassen, aber unter der Bedingung, sie alle zufriedenzustellen und sie auf dem Fuße vollkommener Gleichberechtigung zu behandeln ... Welches Vermögen und welches Naturell kann das aushalten?

Die von diesen Odalisken stammenden Kinder sind ganz ebenso legitim wie diejenigen, die von den Nikiahlis (durch Ehevertrag legitimierte Gattinnen) geboren werden; nur die Kinder einer Sklavin, die etwa der Frau des Mannes oder irgendeiner andern Persönlichkeit gehört, würden es nicht sein. Legitim ist eine Konkubine, wenn sie durch Kauf oder als Kriegsbeute erworben worden ist.

Im Hause meiner Eltern waren ständig achtzig bis hundert Frauen, aber mein Vater hatte nur eine einzige legitime Gattin, ebenso legitim wie die europäischen Gattinnen, ebenso respektiert in ihrem Hause wie nur irgendeine Gattin in den Ländern des Westens, in denen die Konkubinen und zweiten Gattinnen nur Bastarde zur Welt bringen können!

Später, als ich mich verheiratete, wurde ich der Schwiegersohn eines Grandseigneurs, der die wahren Vorschriften des Korans buchstäblich und in ihrem ganzen Umfang befolgt hatte: er besaß vier legitime Frauen und an fünfhundert Sklavinnen in seinem großen Harem. Er ist aber mit vierzig Jahren gestorben, und von dem fünfzig Millionen Franken betragenden Vermögen, das er besaß, haben seine zahlreichen Kinder nach seinem Tode nichts auch nur zu Gesicht bekommen.

Zu der Zeit, von der ich spreche, war in dem Harem meines Vaters eine Zirkassierin namens Pervine; ich war kaum vierzehn Jahre alt, sie zwanzig.

Wir bewohnten damals einen herrlichen Jali am Bosporus. Das Schloß lehnte sich an einen Park, der sich von den Ufern des Bosporus ganze Kilometer weit terrassenförmig bis zum Gipfel eines Berges hinaufzog, von dem das beste Wasser Konstantinopels herabkommt.

Wenn an den Sommernachmittagen die Hitze des Tages einer angenehmen Frische wich, machte man „Halvette", d. h. alle männlichen Wesen, mit Ausnahme der Herren des Hauses, waren von den blumenreichen Terrassen und aus den schattigen Hainen verbannt. Dann öffnete sich das eiserne Tor weit, der ganze Harem stürzte ins Freie hinaus und zerstreute sich zwischen den Blumen und

Digitized by Google

Vögeln unter jenen entzückenden Freudenrufen weiblicher Geschöpfe, die die schönste menschliche Musik sind.

Die lieblichen Zirkassierinnen entschlüpften gruppenweise ihrem riesigen Gefängnis, und die fernen, unsichtbaren Grenzen des großen Parks erweckten ihnen die holde Illusion der Freiheit. So sehr auch die türkische Frau sich schließlich daran gewöhnt hat, sie trägt einen Todeskeim in sich, den „Marasmus der Gefangenschaft".

Mein Vater, der schon bejahrt war und durch seine offiziellen Geschäfte in der Stadt festgehalten wurde, war fast niemals dabei, wenn der Taubenschlag ausflog.

Ich war also den ganzen Tag über der einzige Vertreter des starken Geschlechts unter allen diesen herrlichen Geschöpfen. Das bedeutete natürlich in den Augen dieser Frauen sehr wenig, um so weniger, als ich beinahe noch ein Kind war, so frühreif man auch in den Ländern des Orients ist.

Pervine war zweifellos die schönste, die entzückendste der jungen Frauen unsers Harems. Sie hatte etwas Verschleiertes, Melancholisches in ihrem Blick, das mir bis auf den Grund der Seele ging!

*

Ohne etwas von dem, was mir mein Lehrer soeben während des Unterrichts vorgeführt hatte, im Kopf zu haben, eilte ich, einen Musset in der Hand, im Herzen die keimende Liebe zu Pervine und in der Tasche eine schlechte, verrostete kleine Pistole, mit der ich mich erschießen wollte, in den Park hinaus, denn Pervine ging durch die dunkle Allee vorüber, würdigte mich aber keines Blickes aus ihren scheuen Gazellenaugen. Ja, niemals war mir ein Blick noch ein Lächeln von ihr zuteil geworden, und lange hatte ich nicht den Mut, ihr zu gestehen, daß ich sie liebe. Uebrigens war sie niemals allein: zwei Kiahya-Kadines (Aufseherinnen) folgten ihr überallhin. Sie beteiligte sich nicht an den Vergnügungen der andern jungen Mädchen, noch streckte sie sich mit ihnen aufs Gras, um Blumen zu pflücken, die wie ihre jugendlichen, rosigen Träumereien im Frühling erblüht waren. Sie nahm niemals Teil an den charakteristischen Tänzen, niemals an den Belustigungen auf der Schaukel, denen auch ich selbst, durch einen Blick eingeladen, nicht beiwohnen mochte. Ach! Wieviel Glück hätte es noch gegeben außer Pervine. Aber ich sah nur sie, und ich lebte nur durch sie.

*

Nach Verlauf einiger Wochen, die mir Ewigkeiten zu sein schienen, war ich mit meinen Kräften, mit meiner Geduld zu Ende ...

Eines Tages sah ich Pervine einsamer und weniger bewacht als gewöhnlich. Da vergaß ich, daß wilde schwarze Eunuchen mit hängenden Lippen sie von ferne überwachten, wie sie über den ganzen Harem wachten — ich näherte mich ihr zitternd, zögernd, linkisch und sagte ihr schüchtern, leise, daß ich sie liebe.

. . . . . .

Digitized by Google

Blaß, nervös setzte sie ihren Weg fort und verschwand zwischen den Gebüschen.

Ich blieb erstarrt stehen und wußte nicht, ob dieses Geständnis sie beleidigt habe oder nicht ... ich sah nichts mehr um mich herum. Alles drehte sich. Ich war wie in einem Taumel von meinem Geständnisse, dem Geständnis einer ersten Liebe.

. . . . . .

Plötzlich fühlte ich eine Hand auf der Schulter und hörte eine Stimme an meinem Ohr. Die Hand war häßlich und die Stimme alt; eine Kadine, eine von denen, die Pervine fast nie allein ließen, beugte sich zu meinem Ohr herab und sagte mit der Stimme einer Megäre:

„Aber, Unglücklicher, was tun Sie da ... Das ist unmöglich ... Wissen Sie denn nicht, daß sie die Favoritin des Paschas, Ihres Vaters, ist ...?"

*

Seitdem der Sklavenhandel nicht mehr getrieben wird, ist die Vielweiberei in der Türkei zu einem Stillstand gekommen.[1]) Man kann sogar sagen, daß gegenwärtig in manchen gebildeten Kreisen unsrer modernen Gesellschaft diejenigen, die mehrere legitime Frauen zugleich haben, zu zählen und außerordentlich selten geworden sind. Die Polygamie wirkte nicht nur auf die Familie, sondern schon auf den Begriff der Familie zerstörend.

Die Familie ...! Vor allem hat der Polygame niemals eine Familie gehabt. Er besitzt Frauen und Kinder, die von diesen Gattinnen oder seinen Odalisken geboren sind — aber das ist auch alles.

Die ganz natürliche, völlig menschliche Rivalität, die unter den Frauen besteht, herrschte bei meinen Schwiegereltern in ihrer ganzen gefährlichen Häßlichkeit. Bei den von den zahlreichen Odalisken geborenen Kindern gab es weder Liebe, noch Glück, noch Ruhe, man sah nur Eifersucht, Rivalität, Begehrlichkeit; und das zeigte sich sogar nach dem frühzeitigen Tod des edlen, liebenswürdigen Paschas, der doch der fortschrittlichste Mann seines Landes, der Führer der ersten Jungtürken war.

Von seinen vier Gattinnen und seinen zahlreichen Odalisken hatte mein Schwiegervater neunzehn Kinder; hätte er zehn Jahre länger gelebt, so wäre diese Zahl auf vierzig gestiegen, weil ihm jedes Jahr regelmäßig vier oder fünf Kinder geboren wurden.

Jede Mutter hatte ihren eignen Haushalt und ihre eignen Dienstboten, Mahlzeiten, Wagen, Pferde, Eunuchen, Verwalter, Kleider, Schmucksachen usw., oft auch ihr besonderes Haus vollständig für sich.

Diese Verhältnisse bedingten natürlich unerhört hohe Ausgaben, von denen man sich keinen Begriff machen kann, wenn man nicht einen Einblick aus unmittelbarer Nähe bekommen hat.

---

[1]) Die Jessirdschis oder Frauenhändler sind glücklicherweise verschwunden.

Digitized by Google

Im Harem des Hausherrn werden die Odalisken, die Mütter geworden sind, ganz ebenso von Sklavinnen bedient wie die legitimen Frauen, weil die bloße Tatsache der Mutterschaft ihnen beinahe den Rang einer Hanim[1]) verleiht. Indessen erscheinen sie niemals wie diese bei Familienfestlichkeiten oder dergl. Sie genießen das ganze ruinöse Wohlleben des Harems, aber das ist alles.

Ob hier ein andrer Ausdruck als „ruinös" am Platze ist, möge man nach der folgenden Zusammenstellung beurteilen.

Jeder Haushalt umfaßt:

1. Personal für die Toilette und den Schmuck der Frau.
2. Wäschepersonal.
3. Bügelpersonal.
4. Tischpersonal.
5. Kaffeepersonal.
6. Bettzeugpersonal.
7. Personal für die Missafirs oder Besuche.
8. Musikpersonal.
9. Tanzpersonal.

Jede dieser Personalgruppen besteht aus vier bis zwölf Frauen ... und wenn wir nun die Gesamtzahl der bedienenden Frauen mit der der Gattinnen und Odalisken multiplizieren, so ergibt sich die kolossale Zahl von fünfhundert bis sechshundert Frauen, aus denen sich der kostspielige Harem des reichen ottomanischen Herrn zusammensetzte, der mein Schwiegervater war, eines Grandseigneurs in der ganzen Bedeutung des Wortes.

Kleider, Mahlzeiten, Erfrischungen, Wagen, Juwelen ... nimmt man noch den Ramazan dazu, so gibt das unberechenbare Summen. Auf diese Weise ist es mit den großen Vermögen um so rascher abwärts gegangen, als der Geist gemeinschaftlichen Wirkens, Handel, schöne Künste, industrielle Unternehmungen in der Türkei, besonders für die gebildeten Klassen, die alle auf die eine oder andre Weise mit der Regierung eng verbunden sein sollen, keine erlaubten Dinge sind ... Die Taschen der türkischen Herren haben sich geleert ... das Geld ist dahingegangen, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß es wiederkommt ... Aber merkwürdigerweise ist die Verarmung der Nation das Glück des absoluten Systems gewesen, denn dadurch, daß die großen Vermögen verschwanden und keine unabhängigen Männer mehr vorhanden waren, wurden alle Leute, die denken und infolgedessen die Handlungen der Regierung kritisieren konnten, deren treue und unterwürfige Diener. Der Arme kritisiert nicht, ihm ist alles recht ...

Die Polygamen haben sich vermindert, sie sind sogar beinahe verschwunden; aber die durch die Vielweiberei entstandenen Uebel haben sich unglücklicherweise in unsre Gesellschaft eingegraben und in hohem Maße zur Verarmung des

[1]) Dame, Frau.

Digitized by Google

türkischen Elementes im Orient beigetragen. Und während der polygame, um das Morgen unbekümmerte Türke sein Vermögen, seine Energie und seine Tugenden aller Art verlor, bereicherten sich die Griechen, die Armenier und die Levantiner und bemächtigten sich aller Angelegenheiten des Landes, d. h. alles seines Geldes.

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Fortsetzung)

Flensburg, den 14. April 1864.

Mein gestern in Eile geschriebener Brief[1]) war ein blinder Alarmschuß. Kaum waren wir zur Türe hinaus, kam die Nachricht von den Trancheen, daß alles verschoben sei, und zwar auf mehrere Tage. Jedermann war konsterniert, und es wächst eine Art von Erbitterung gegen diese Kriegführung. Kaum waren wir bei Tische um 6 Uhr, als der Kronprinz kam, außer sich, mit Karl und verlangt zum Trost und zur Beruhigung „gebratene Knöpfle“ ...

Leider muß ich nun auf Altenburg entschieden verzichten. Dieser Brief ist mein letzter nach Altenburg; den nächsten schreibe ich wieder nach Düsseldorf.

Karl Anton.

*

Flensburg, den 17. April 1864.

... Heute abend gehen wir wieder nach Ekensund, und morgen soll der Sturm auf Düppel erfolgen, von dessen Resultaten Du wahrscheinlich früher unterrichtet sein wirst durch den Telegraphen, als dieser Brief Dir zu Händen kommt. Hoffentlich gelingt das Unternehmen ohne großen Verlust; denn man hat Zeit gehabt, sich einzurichten, und sonach mag der Zeitpunkt näher sein, als wir glauben, wo ich wieder zurückkomme.

Heute war ich in allen Lazaretten, wo barmherzige Schwestern und Brüder walten. Es ist allenthalben musterhafte Reinlichkeit und Ordnung. Morgen schreibe ich nicht.

Karl Anton.

*

Flensburg, den 20. April 1864.

Der 18. war ein heißer Tag. Mit namenloser Bravour wurden die Schanzen gestürmt, in einer halben Stunde war die blutige Arbeit getan, welche von preußischer Seite inklusive 70 Offizieren ungefähr 600 bis 700 Opfer gekostet hat. Die dänischen Verluste waren enorm, mit 3200 Ge-

[1]) Ist nicht vorhanden.

Digitized by Google

fangenen mögen sie 5000 Mann verloren haben. Das Schlachtfeld war mit Toten und Blessierten übersät.

Gestern war ich in den Schanzen, Blut und Menschenfleisch klebt noch an den Geschützen, ganze Bataillone waren aufgelöst, um die Toten zu sammeln. Es war ein schauderhafter Anblick, diese herbeischleppen zu sehen mit ihren verzerrten Gesichtern und krampfhaft ausgestreckten Armen oder Füßen, die man nicht geradebiegen konnte. Ich sah einen Leichenhügel von 600 Toten, die alle begraben wurden in ein Loch. Der Eindruck ist überwältigend, allein er schwindet vor jenem des Hochgefühls vor der unglaublichen Bravheit und Todesverachtung der Truppen.

Der Krieg in Jütland soll nun energisch fortgesetzt werden, ich werde ihn aber nicht mehr mitmachen, weil ich glaube, daß die begonnenen Konferenzen zu einem längeren Waffenstillstand führen werden.

Wahrscheinlich kann ich am 22. abreisen und gehe dann nach Lübeck, wo ich Therese Adieu sagen will, am 24. noch nach Berlin und am 25. nach Düsseldorf, wo ich am 26. früh eintreffen werde. Karl Anton.

Karl Anton schrieb u. a. der Fürstin Katharina von Hohenzollern nach Beuron: Vor dem Sturm auf die Düppeler Schanzen haben alle katholischen Soldaten noch um die Absolution gebeten, und mit dem Rufe: „Mit Gott für König und Vaterland!“ haben sie sich auf die todbringenden Werke gestürzt. Die Oesterreicher waren sehr verwundert, daß unsre Soldaten, Katholiken wie Protestanten, so fromm seien.

*

Flensburg, den 21. April 1864.

Die heute erfolgende Ankunft des Königs enthebt mich wahrscheinlich der Notwendigkeit, nach Berlin zu gehen. Wenn nichts dazwischenkommt, so gehe ich am 23. nach Lübeck, hoffe sodann am 25. frühmorgens bei Dir zu sein. Das Nähere noch telegraphisch.

Die Ankunft des Königs ist von großer politischer Bedeutung für die Herzogtümer. Wenn der König nur nicht Versprechungen macht, die er später unter dem Druck der Konferenzmächte nicht erfüllen kann!

Details über Düppel werde ich mündlich geben. Der Tod hat eine ungeheure Ernte gehalten. Karl Anton.

*

Flensburg, den 27. April 1864.

... Der König war ungemein gerührt bei seiner Ankunft. Er schluchzte. Es war geradezu ergreifend. Ich gehe doch nach Berlin.

Karl Anton.

Am 26. April reiste er auf Befehl des Königs nach Berlin, wo ihm der König im Salon der Königin eigenhändig die Schwerter zum Großen Adlerorden um den Hals legte. Seiner Stiefmutter, der Fürstin Katharina, schrieb der Fürst: „Karls Benehmen während der Kampagne war eines Hohenzollern

Digitized by Google

würdig, ebenso das Antons. Beide haben sich Kriegsdekorationen geholt, bei welchen der Papa auch nicht leer ausgegangen ist."

*

Wildbad, den 19. Mai 1864.

Gestern abend glücklich bei einer wahren Hundstagshitze hier angekommen. Erster Tag bis Frankfurt, wo ich bis abends ausschließlich mit Prinz Holstein verlebte. Er ist mager geworden und sieht ziemlich elend aus. Seine geistige Frische hat nicht gelitten, obgleich er etwas aufgeregt erscheint, und alle Verhältnisse werden mit den schwärzesten Farben betrachtet.

Gestern nach Heidelberg um 6 Uhr früh, damit ich die Morgenluft genieße. In Heidelberg fuhr ich aufs Schloß und in die Wälder. Um 1 Uhr dann nach Karlsruhe, wo ich zugleich mit Prinz Alfred von England ankam. Der Großherzog war auf dem Bahnhof. Ich fuhr mit ihnen aufs Schloß, wo wir à quatre recht gemütlich dejeunierten. Tausend Grüße an Dich und ebenso viele Erkundigungen nach Dir.

Prinz Alfred ist wahrhaft ein deliziöser junger Mensch, hübsch, distinguiert, freundlich und unterrichtet.

Um 5 Uhr fuhr ich nach Pforzheim und um $8^1/_2$ Uhr kam ich in Wildbad an, empfangen von der Familie Klumpp, der Musik, dem Dr. Hausmann und Major Reischach sowie den laut aufschreienden Hunden.

Nach der prächtigen Abendluft um 10 Uhr dann zu Bett und heute 7 Uhr schon eine Morgenpromenade in den duftenden Wäldern bei glitzerndem Morgentau und rauschenden Wassern.

Von Bekannten ist Fürst Wolfegg gestern auch angekommen. Wildbad ist noch leer, aber es wird sich täglich füllen. Ich bewohne mein altes Quartier. Die Ruhe und der stille Talfriede tut sehr gut und beschwichtigt Geist und Körper.

Herr Klumpp ist leider nicht hier, sondern in Ems; er soll sehr leidend sein und wird erst in vierzehn Tagen zurückkehren. Die kleine Eugenie hat mir schon eine Morgenvisite gemacht.

Heute wird Fritz abgereist sein; Karl muß täglich ankommen, was ich sehnlichst wünsche, wegen der Lücke, die Anton und Fritz zurücklassen werden. Acht Tage hiesiger déjour würden Dir sehr gut tun, und ich hoffe darauf. Für heute nun zum Schluß, tausend Grüße an Marie. Ich umarme Dich herzlich und bin ewig Dein treuer

Karl Anton.

Prinz Alfred von Großbritannien war ein Sohn der Königin Viktoria und des Prinzgemahls Albert, ein Bruder der Kronprinzessin Viktoria von Preußen und des späteren Königs von England, des damaligen Prinzen von Wales.

*

Wildbad, den 21. Mai 1864.

Karl Anton schreibt seiner Gemahlin täglich von Wildbad aus, indem er das Leben dort beschreibt, oft in humorvoller, sarkastischer Weise. Er zieht sich

Digitized by Google

aber durch seine Briefe die Sorge um den Prinzen Karl, der seit mehreren Tagen wie verschollen ist. So schreibt er am 23. Mai:

Ich begreife nicht, wo Karl steckt oder warum er nicht schreibt. Stündlich müssen wir darüber aufgeklärt werden. Nach den Zeitungen wurde er in Hamburg für den Augustenburger gehalten, der mit dem kronprinzlichen Paare Ausflüge gemacht haben soll, was Aufsehen in der politischen Welt gemacht hat. Die Sache ward aber darauf reduziert, daß Karl der Begleiter gewesen ist. — Von seinem Adjutanten Locquenghien schreibt er mit viel Humor: Locquenghien ist hier schon an seinem Platz, er würdigt die schwäbische Gemütlichkeit und wird deshalb auch nicht als „ein anmaßender Preuße angesehen, auch raubt er nicht die feinsten Leckerbissen der Table d'hote seinem Tischnachbar hinweg".

Am 25. Mai schreibt er:

Das Stillschweigen Karls ängstigt mich; wenn er nur nicht erkrankt ist und davon nichts sagen will! Er ist ganz unnatürlich, daß er nichts von sich hören läßt.

Auch am 27. hat er immer noch keine Nachricht von dem Sohne. Er schreibt der Fürstin: Unbegreiflicherweise noch immer keine Nachrichten von Karl, was mich zu beunruhigen anfängt. Ich hoffe, Dein heutiger Abendbrief, den ich erwarte, wird mir Kunde vom verlorenen Sohn bringen!

Am 31. Mai erhielt er endlich die Nachricht, daß Prinz Karl erkrankt sei. Am 2. Juni schreibt er abermals: Ich bedaure sehr den armen Karl, bin aber sehr beruhigt, daß er bei Dir ist und er nur mit einer Erkältung zu tun hat und es nichts Ernsteres ist. Oftmals steckt ein Krankheitsstoff im Körper, der erst nach und nach hervorbricht. Karl wird auf keinen Fall nach Berlin zurückkehren können, bevor er nicht ganz hergestellt ist. Ich hoffe, ihn am 10. Juni noch anzutreffen. Er muß eben den Kaiser von Rußland in die Schanz schlagen.

General v. Rüpplin hat mich mit seinem Besuche angenehm überrascht. Gestern haben wir eine sehr schöne und sehr große Fußtour gemacht in die Berge und die Wälder. Herr und Frau Erlanger, General Rüpplin, General Reinken, Herr v. Wöllwarth und Sohn aus Nauheim, Baron Reischach, Locquenghien und ich. Es war ein Marsch von fünf Stunden auf einen Aussichtspunkt, von welchem wir das badische Rheintal und die Vogesenkette erblicken konnten. Les chiens en sont amusés comme des Rois ...

General v. Rüpplin war von 1829 bis 1833 militärischer Erzieher des damaligen Prinzen Karl Anton gewesen. Er war zu jener Zeit Hauptmann und Lehrer an der königlichen Militärschule zu Ludwigsburg und begleitete den Prinzen auf die Universitäten Tübingen, Göttingen und Berlin. Er verdiente das Vertrauen, das der Vater des Prinzen Karl Anton in ihn gesetzt hatte, in vollem Maße. Auch nach Erledigung seiner Gouverneurpflichten blieb er in nähere Beziehung zum fürstlichen Hause. Im Jahre 1833 trat er zurück in württembergische Dienste und starb 1867 als württembergischer Generalleutnant.

Digitized by Google

Am 6. Juni schreibt der Fürst wegen des Prinzen Karl:

Ich freue mich sehr auf das Wiedersehen, namentlich den armen Karl wieder zu sehen, in dessen Körper doch eine große Verstimmung herrschen muß, da es sich so lange hinzieht ...

Der Fürst reiste von Wildbad wieder nach Düsseldorf, von wo er den Briefwechsel mit seiner Gemahlin fortsetzte. Er schrieb u. a.:

Düsseldorf, den 12. Juli 1864.

Heute morgen 10 Uhr ist der Kaiser von Rußland durchgefahren nach dem Haag. Er ließ mich auf den Bahnhof holen, und Kopf über Hals fuhr ich hin. Es war sehr liebenswürdig von ihm, mir eigentlich nur guten Tag sagen zu wollen.

*

Düsseldorf, den 14. Juli 1864.

... Der vorgestrige Tag war ein alarmvoller Tag. Am Vormittag Durchreise des Kaisers von Rußland. Abends, als ich eben mit Prinz Salm und Massenbach zur Partie mich setzen will, kommt atemlos die Botschaft, daß der König von Bayern soeben angekommen sei und gleich in den Jägerhof fahren wolle. Massenbach, l'enfant terrible, machte sofort seine Bemerkungen, während ich ganz ruhig blieb, weiterspielte und keine Notiz von der mir unwahrscheinlich klingenden Nachricht nahm. Das war das beste; denn bald stellte sich heraus, daß König Ludwig allein hierhergekommen sei, um in größtem Inkognito die Galerie zu besuchen und nach Köln zurückzukehren. Vom Jägerhof natürlich keine Rede, und ich nahm weiter keine Notiz davon.

Ludwig war der 1848 resignierte König Ludwig I.

*

Düsseldorf, den 28. Juli 1864.

Gestern also ist die Königin angekommen. Wir empfingen sie früh $7^1/_4$ Uhr auf dem Bahnhof, fuhren sie in den Jägerhof, wo sie frühstückte, Toilette im Herzogszimmer machte und um $8^1/_2$ Uhr nach Neuß weiterfuhr. Antoinette und Leopold waren von Benrath herübergekommen, um die Honneurs zu machen. Gräfin Renard servierte das Frühstück: Kaffee, Tee, Obst. Die Königin war sehr guter Dinge. Antoinette begleitete sie bis zum Bahnhof Oberkassel, worauf ich mit ihr nach Kleve fuhr. In Kleve war Gräfin Loo, geborene Arco, auf dem Bahnhof. Wir machten nach dem Dejeuner eine große Promenade zu Fuß und Wagen, fuhren über Geldern, Kempen nach Krefeld, wo bei der Familie von der Leyen ein opulentes Diner eingenommen, jedoch nur zur Hälfte verzehrt wurde, weil es sonst zu lange gedauert haben würde. Um $4^1/_2$ Uhr waren wir in Köln. Im Regierungsgebäude ruhten wir einen Augenblick aus, sodann Besuch des zoologischen Gartens, der enorm besucht war und hierauf Flora, wo in dem Palmenhause ein magnifikes Gouter serviert wurde. Um 8 Uhr Abfahrt der Königin nach Koblenz, ich nach Düsseldorf zurück, nachdem ich drei-

Digitized by Google

zehn Stunden lang bei der drückendsten Hitze als Kavalier servant getreulichst meine Pflicht getan hatte. In Köln wimmelte es von Prozessionen und Menschen wegen der Heiligtumsfahrt. In den Dom zu kommen war nicht möglich. Gräfin Haak und Gräfin Brandenburg begleiteten auf der ganzen Fahrt die Königin. Ich hatte Massenbach und Locquenghien mitgenommen, ersteren, um die nötigen Explikationen zu geben.

Die Königin war von der rosigsten Stimmung; ich muß nächsten Sonntag nach Koblenz, um mit ihr zum Diner bei Wittgenstein in Sayn zu fahren. Ich freue mich darauf, weil ich bei diesem Anlaß Sayn kennen lernen werde ...

v. Massenbach war der damalige Regierungspräsident von Düsseldorf, ein witziger Herr, der auch viel bei Erbprinz Leopold in Benrath verkehrte. Eine Tochter von ihm war später Hofdame bei der Fürstin Leopold von Hohenzollern.

*

Ostende, den 8. August 1864.

Abends 7 Uhr sind wir bei entsetzlichem Staub hier angekommen und haben uns gleich auf die Recherche eines Quartiers gemacht, was wir am Ende bei einem evangelischen Prediger gefunden haben.

An dem Abend sah ich keine Bekannten, gestern nahm ich das erste Bad. Das Meer ist herrlich, prachtvoller Wellenschlag und erfrischende Luft. Viele Tausende baden. Um 11 Uhr frühstückte ich im Pavillon Royal und traf dann Prinz Salm, Graf Nesselrode und Baron v. Fürstenberg.

Die belgische Königsfamilie sah ich auf der Promenade; von den Württembergern aber nur einen Hund, der Kascherle heißt und mit dem der Lakai sich auf schwäbisch unterhält.

Weil es Sonntag war, so sah man Tausende von Brüssel und Gent hier, so daß es ein Gedränge gab, welches mühsam zu durchbrechen war. Es mögen gegen 6000 Fremde hier sein, und es war ein Meisterstück, ein gutes Quartier noch zu finden.

Albert sah ich gestern nur bei Tisch; er flattert von einer Blume zur andern, obgleich ich bis jetzt noch nichts Distinguiertes gesehen habe. Allerdings war gestern Sonntag, wo die Kinder Albions zu Hause bleiben.

Ich freue mich auf Deinen ersten Brief von Badenweiler, der mir Deine glückliche Ankunft meldet.

Karl Anton.

*

Ostende, den 10. August 1864.

Heute wirst Du schon in Badenweiler angekommen sein, wahrscheinlich bei Sturm und Regen, denn gestern tobte es hier prachtvoll. Das Meer war in vollstem Aufruhr, ein Sturm, wie er selten im August vorkommen soll. Herrliche Sturzbäder!

Merkwürdigerweise habe ich noch niemand aus den high life und court life begegnet. Die einzigen bekannten Gesichter sind Herr Altgeld und Madame Trinkaus — ausgenommen Salm, Nesselrode, Fürstenberg und Albert, was

Digitized by Google

unsre Frühstücks- und Mittagsgesellschaft ausmacht. Von dem belgischen und württembergischen Hofe habe ich keine Seele, nur eine einzige Hundsseele gesehen.

Meine Tageseinteilung ist sehr regelmäßig.

7 Uhr aufstehen, schlechten Kaffee, sodann Lektüre und Briefschreiben. 9 Uhr ausgehen und zwar sitzen oder gehen am Meeresstrand. Sodann nach Hause und Toilette, 12 Uhr Frühstück im Freien, gewöhnlich ein gebackener Meerfisch und Koteletts. Sodann auf und ab bis 2 Uhr. Von $2^1/_2$ Uhr bis 5 Uhr Partie Whist. Nach 5 Uhr Digue. Sodann Promenade und verschiedene Cercles, bis 10 Uhr regelmäßig zu Bett. Das ist bis heute die streng eingehaltene Zeiteinteilung.

Karl Anton.

*

Ostende, den 13. August 1864.

... Von Karl habe ich gute Nachrichten aus Sigmaringen. Auch Mayenfisch schreibt mir, daß er sich vollkommen wohl fühle, blühend ausschaue und Humor habe. Ich glaube, daß ihm die Kur sehr wohl bekommen ist und daß sich eine wohltätige Gesundheitskrisis bei ihm eingestellt hat. — In den Zeitungen steht, daß Prinz Humbert Schweiz und Rhein besuchen werde, weil er in Paris erst nach der Abreise des Königs von Spanien eintreffen wolle — à mon avis ce voyage est un hazart, pacequ'il n'en peut pas faire d'autre und steht gewiß in keinem Zusammenhang mit dem bewußten Heiratsplan. Le Rhin est la grande route de l'Europe.

Man erwartet hier Großherzog von Weimar und Erzherzog Albrecht, auch den König Leopold, aber ich weiß nicht wann. Gestern abend war ich in einer Soirée américaine de sorcellerie; es war sehr amüsant und hübsch, aber es war gar nicht schauerlich, obgleich staunenerregend.

Karl Anton.

*

Ostende, den 15. August 1864.

Der Zufall spielt oft sonderbar, und manchmal sieht es aus wie ein Wink der Vorsehung. Vorgestern stieg ich auf der Digue herum, da umarmt mich jemand von hinten, es war der lange Flandern. Ein Wort gab das andre, man kam auf Anna M.[1]) zu sprechen und er sagte mir, daß alles Zeitungsgerücht, leeres Stroh seien. Abends kam ich nach Hause und finde einen Brief von Prinz Reuß. Der Fürst fragt mich, wie es mit der Heirat von Karl stünde — in Fontainebleau warte man darauf. Ich muß nun antworten und ce n'est que chose facile! Welches sonderbare Zusammentreffen, in welchem ich allerdings mehr als einen Zufall erkenne!

Wie ich geantwortet haben werde, schicke ich Dir den Brief in Kopie die Antwort zu. — Mein Incognito est brisé! Morgen gehe ich zum König Leopold.

---

[1]) Zu Anna M.[urat] vergleiche was in dem Werke: „Aus dem Leben König Karls von Rumänien", Bd. I, XXXV und bei Zingeler: „Karl Anton Fürst zu Hohenzollern", S. 178 mitgeteilt wird.

Digitized by Google

Den Herzog von Brabant habe ich heute schon gesprochen. Ich sage beiden, daß ich erst kurz eingetroffen sei. Der Großherzog von Weimar ist auch angekommen; ich habe ihn noch nicht gesehen.

Von den Württembergern habe ich noch keinen Schatten gesehen, außer Kascherle.

Ich lasse Marie danken für ihren letzten Brief. Der Ausflug auf den Blauen und nach Bürgeln muß herrlich gewesen sein. Ich würde ihr geschrieben haben, wenn mir die Korrespondenz mit Prinz Reuß nicht störend wäre. Es ist unausstehlich, an fremden Orten mit so wichtigem Geschäft verfolgt zu werden.

Karl Anton.

*

Düsseldorf, den 22. August 1864.

Seit gestern abend bin ich hier. Es machte mir einen sonderbaren Eindruck, alles so leer zu sehen. Meine Adjutanten und meine zwei Hunde empfingen mich, jeder Genre nach seiner Gemütsstimmung.

Ich bin eigentlich froh, Ostende hinter mir zu haben, denn il y a trop de grande personnage, mit denen ich in letzter Zeit stets in Berührung gekommen bin. Der ganze belgische Hof, die Württemberger, Erzherzog Viktor, Großherzog Weimar, Großfürst Konstantin usw. Auch war die foule derart, daß alle Gemütlichkeit aufhörte. Ich regrettiere daher nur die Wellen des mächtig bewegten Meeres, das während der ganzen Zeit meines Aufenthalts niemals ruhig war. Körperlich hat mir das Bad sehr gut getan, am Fuß verspüre ich noch keine große Veränderung, der mich dieses Jahr offenbar mehr geniert als die früheren Jahre.

Karl Anton.

*

Berlin, den 19. November 1864.

Gestern abend vor 10 Uhr bei strömendem Regen hier wohlbehalten angekommen; am Bahnhof von Karl, im Schloß von Graf Pückler empfangen. Heute ist keine Gratulation in Sanssouci, alles verbeten — tant mieux, aber ich werde doch hin müssen, um die Aufträge für Wien entgegenzunehmen. Ich war schon um $9^1/_2$ Uhr beim Könige, der mich mit gewohnter alter Herzlichkeit empfing. Heute abend 5 Uhr essen wir, Karl, Anton und ich, ganz allein beim König, was doch gewiß sehr aimable ist. Um 12 Uhr mache ich meine große Visitentournee.

Morgen Sonntag bleibe ich ruhig hier, und am Montag kommt das österreichische Regiment „König von Preußen" hier durch; da will ich bei dem Empfang sein. Am Dienstag werde ich dann nach Wien abreisen.

Karl Anton.

*

Berlin, den 21. November 1864.

Keinen Augenblick Zeit habe ich, denn es ist unglaublich, welche Masse von Menschen zu mir strömen, eine wahre Wallfahrt. Morgen abend 7 Uhr

Digitized by Google

reise ich ab, bin Mittwoch 7 Uhr morgens in Prag. Dort will ich bleiben und den ganzen Tag schlafen, so daß ich Donnerstag nachmittag 3 Uhr in Wien bin.

Morgen ist große österreichische Parade hier, und da wünscht der König, daß ich noch dabei sei, um dem Kaiser Franz Joseph davon zu erzählen.

Heute aß ich mit Karl und Anton allein zu Mittag, weil der König bei Adlerberg zu Tisch war; nachher gehe ich zu Karl und den Abend zum Tee bei Lauchert; also eine gemütliche Partie, ohne große gêne.

Je suis en général très fêté à Berlin, was mich eitel machen könnte; aber in der Tat läßt es mich kalt, weil ich um keinen Preis wieder durchmachen möchte, was ich hier erlebt.

Unter den vielen Besuchen, die ich erhielt, war Böger. Ich hatte eine lange Konsultation mit ihm wegen meines Beines. Er gibt viele Hoffnung und billigt alles, was geschehen ist. Dein Augenleiden sieht er als temporär an und würde es gewiß wieder gut gehen; auch er war halb blind diesen Sommer und ist vollständig geheilt.

Von Wien telegraphiere ich fort usw. Karl Anton.

Der Arzt Böger hat sich sowohl über das Beinleiden des Fürsten wie über das Augenleiden der Fürstin geirrt, wenn nicht Karl Anton, um der Gemahlin, die dafür geneigt war, Hoffnungen machte, die er selbst nicht teilte. Das Fuß- und Beinleiden des Fürsten wurde immer schlimmer, so daß er 1870 schon vollständig Invalide geworden. Die Fürstin blieb stark augenleidend bis an ihren Tod (1900). Sie war sehr kurzsichtig, was von ihr einzig und allein ihre Tochter, die Gräfin von Flandern, geerbt hatte.

Der Fürst schrieb:

Wien, den 26. November 1864.

... Ich bin mit großer Auszeichnung aufgenommen worden, der Kaiser ist charmant, die Kaiserin das reizendste Wesen, das ich jemals gesehen habe. Man hat sich sehr nach Dir erkundigt. Die Kaiserin Karoline Auguste namentlich ...

Karl Anton.

Die Kaiserin Charlotte Karoline Auguste war die vierte Gemahlin des Kaisers Franz (II.) I., Tochter Max I. von Bayern und Großmutter des Kaisers Franz Joseph I.

*

Wien, den 28. November 1864.

Ich werde am Donnerstag abreisen, weil der Kaiser gewünscht hat, daß ich dem Truppeneinzug in Wien beiwohne. Wiewohl gestern Sonntag war, hatte ich doch keinen einzigen freien Moment für mich, um nur eine Feder anzurühren, denn ich war à la lettre von 8 Uhr morgens bis 11 Uhr abends nur zu Hause, um mehrmals eiligst Toilette zu machen. Wir aßen gestern bei Gustav, sehr elegant und gemütlich, Carlo war auch dabei, der heute nach Pest geht. Carlo ist durchaus sehr freundlich aufgenommen worden und hat vorgestern mit seinem Onkel in Schönbrunn gespeist. Er schlägt diese Auszeichnung nicht hoch an und

Digitized by Google

flanierte lieber. — Gestern hatte ich mit Erzherzogin Marie Rainer eine lange Konversation — mündlich das Nähere. Karl Anton.

Gustav war der Prinz von Schweden (Holstein-Gottorp); seine Tochter Karola war die Gemahlin des Königs Albert von Sachsen. Gustav hatte zur Gemahlin eine Schwester der Fürstin Josephine von Hohenzollern, Luise, war aber von ihr geschieden seit 1844. Er verkehrte häufig im fürstlich-hohenzollerischen Hause. Carlo war der Sohn der Herzogin von Hamilton, ebenfalls eine Schwester der Prinzessin Josephine von Baden, Fürstin von Hohenzollern.

*

Wien, den 30. November 1864.

... Gestern war Diner bei Erzherzogin Sophie. Sie war sehr charmant und erkundigte sich viel nach Dir und Katharina. Gustav und Karl von Baden waren auch bei dem Diner. Am abend war „Margareta" von Gounod, wobei die Artôt sang; ziemlich schwache Vorstellung. Ich war mit Kaiserin Karoline Auguste, dem Großherzog von Toskana und dem jüngern Görgenti in der Loge. Heute hoffe ich dazu zu kommen, etwas flanieren und einkaufen zu können, denn die ganze Zeit über war es mir nicht möglich. Beim Kaiser findet in der Burg großes Galadiner von 300 Personen, alles Militär, statt. Alle Erzherzöge werden versammelt sein, und ich verabschiede mich gleich, weil ich morgen 7 Uhr von hier nach Troppau abreise.

Leider muß ich der schlechten Eisenbahnverbindung wegen vierundzwanzig Stunden dort verbleiben.

Ich bin außerordentlich zufrieden von meinem hiesigen Aufenthalt und wahrhaft mit großer Auszeichnung und Güte aufgenommen worden. Ich habe alles gesehen und kennen gelernt, auch den Unterschied zwischen süddeutscher Gemütlichkeit und norddeutscher Kälte und Förmlichkeit abermals recht empfunden... Deine Kommission habe ich erhalten; alles ist aber so teuer hier wie in England.

Baron Werther, der preußischer Gesandte ist, zeigt sich voll Attention für mich. Karl Anton.

Die Erzherzogin Sophie war die Mutter des Kaisers Franz Joseph. Sie stand mit der Fürstin-Witwe Katharina, der Stifterin von Beuron, im Briefwechsel. [1])

Baron Werther war später Gesandter in München. Er war es, der den Spanier Don Eusebio de Salazar, der eine so wichtige und hervorragende Rolle in der spanisch-hohenzollerischen Thronkandidatur spielte, mit persönlicher Empfehlung, die Salazar von ihm wünschte, an den Fürsten Karl Anton auf der Weinburg einführte. Siehe hierüber Zingeler a. a. O. S. 234 ff.

*

[1]) Siehe Katharina, Fürstin von Hohenzollern, geb. Prinzessin Hohenlohe, Stifterin von Beuron. Jos. Kösel, Kempten und München 1912.

Digitized by Google

Berlin, den 3. Dezember 1864.

Heute morgen 5 Uhr bin ich wohlbehalten hier angekommen, enchantiert von Wien und herzlich aufgenommen vom König und der Königin. Hoffentlich kann ich morgen abend abreisen und am Montag früh bei Dir eintreffen, allein ich besorge fast, der König wird wünschen, daß ich bis zum Einzug der Truppen dableibe. Karl und Anton sind heute zur Tafel geladen, aber ich habe sie noch nicht gesehen.

Die Zeitungen haben sich viel mit meiner Reise beschäftigt, aber das Nonplusultra der Insolenz enthält doch die „Kreuzzeitung". Ich habe entschieden Schritte bereits getan, daß diese Nachricht wegen Marie und dem König Ludwig von Bayern zurückgenommen werde. Ein so geriebenes Blatt sollte doch wissen, daß eine bayrische Heirat in Wien nicht arrangiert werden kann.

Bei dem großen Diner in der Burg — wovon der Fürst in seinem letzten Briefe aus Wien sprach — brachte der Kaiser einen Toast aus, den ich erwidern mußte. Davon in den Zeitungen; später mündlich.

Karl Anton.

In der Tat hatten sich die deutsche und ausländische Zeitungen vielfach mit der Reise des Fürsten von Hohenzollern nach Wien beschäftigt. Was Karl Anton nach Wien führte, geht aus seinen Briefen nicht hervor. König Wilhelm wollte einen vertrauten Mann, der vermöge seiner Vergangenheit und seiner hohen Stellung eine Persönlichkeit war, dem er eine solche Aufgabe übertragen konnte. Die Aufgabe des Fürsten bestand nach seinen Worten in keiner politischen Mission; sie war ein Freundschaftsakt des Königs Wilhelm an den Kaiser Franz Joseph und wurde auch von diesem so aufgefaßt. Und wer sollte hierzu — sagen wir zu einer Sondierung ohne geraden politischen Hintergrund zu haben — geeigneter gewesen sein, als Karl Anton von Hohenzollern? Er war Stammverwandter des königlichen Hauses, stand dem König nahe als treuer Freund, er war dem Kaiser lieb und bekannt, kurz, wenn jemand, so durfte Karl Anton auf guten Empfang in Wien rechnen.

Das Gerücht wollte es zwar besser wissen. Demgemäß hatte Karl Anton doch eine politische Mission, oder vielmehr eine doppelte. Uns fesselt eine ganz besonders hier. Kaiser Franz Joseph hatte, falls Preußen die Herzogtümer annektieren wolle, als Gegenleistung die hohenzollerischen Lande verlangt. Oesterreich hatte schon scheel dazu gesehen, daß Preußen 1850, als dieses Hohenzollern erhielt, festen Fuß in Süddeutschland faßte. Daß Preußen niemals in eine Herausgabe Hohenzollerns eingehen würde, war sicher vorauszusehen. Mag dem nun sein, wie ihm wolle: Es sähe König Wilhelm ganz ähnlich, daß er zu einer solchen Mission gerade Fürst Karl Anton wählte. Seinem Zartsinn, der niemand beleidigen wollte, wäre eine solche Wahl schon zuzumuten.

Die „Kreuzzeitung" brachte kurz nachher folgende „Richtigstellung":

„Die ‚Neue Preußische Zeitung' Nr. 283 vom 2. d. bringt über die Reise Seiner Königlichen Hoheit des Fürsten zu Hohenzollern nach Wien eine Notiz,

Digitized by Google

deren Inhalt der Wahrheit nicht entspricht. Richtig ist nur, daß die Reise des Fürsten in keinem Zusammenhang mit politischen Fragen stand, unrichtig aber ist die Angabe, daß Seine Königliche Hoheit einen Brief Seiner Majestät des Königs an Seine Majestät des Kaisers von Oesterreich überbracht habe, und die Behauptung, daß es sich bei der Reise um persönliche Angelegenheit eines der durchlauchtigsten Mitglieder des fürstlichen Hauses gehandelt habe, entbehrt jeder Begründung.

v. Bismarck."

Die Leser der „Kreuzzeitung" werden wohl zu gutem Teil bei Ansicht ihres Leibblattes geblieben sein, denn Karl Anton von Hohenzollern war ihm eine zu unbeliebte Persönlichkeit. Siehe auch Zingeler a. a. O. S. 152.

(Fortsetzung folgt)

Aus Paul Ehrlichs Werkstatt

Von

Jac Benario (Frankfurt a. M.)

> Der Reichtum der Welt besteht eben in ihren originellen Menschen. Durch diese und deren Werke ist sie eine Welt und nicht eine Wüste.
>
> Carlyle.

Auf allen Gebieten geistig-wissenschaftlicher und angewandt-praktischer Betätigung treten uns zwei Kategorien von Werkschaffenden entgegen, die sich durch die Art ihres Arbeitens und ihrer Arbeit unterscheiden. Die einen möchten wir die „Wegebauer" nennen, die in brachliegendes Neuland und in öde Wüsteneien die Pfähle abstecken, Richtung und Ziel vorausahnend und -schauend, die andern die „Pflasterer", die in emsiger Arbeit die Wege glätten und ausbauen, so daß sie nicht nur für einige wenige Mutige und Kenner gangbar sind, sondern für die große Menge als Etappenlinien benutzbar werden. Gewiß wird Mit- und Nachwelt auch die Tätigkeit der „Pflasterer" schätzend anerkennen — denn sie sind notwendig —, Bewunderung und Lorbeer wird aber nur den wenigen Auserwählten zuteil, die als Eingeborene jene höheren Gedankensphären bewohnen, zu denen andre Menschen kaum oder nur mühselig emporklimmen, und von denen aus jene mit weitschauendem Blick ersehen, wohin sich die Wege wenden müssen, damit die Dinge sich im rechten Licht und in ihren großen Beziehungen spiegeln.

Zu den wenigen Auserwählten im Gebiet der biologisch-medizinischen Wissenschaften gehört Paul Ehrlich, der in diesen Tagen das sechste Dezennium seines Lebens vollendet, eines Lebens, reich an mühevoller, aber auch erfolggekrönter Arbeit.

Digitized by Google

Den großen Kreisen der Laienwelt ist Ehrlichs Name erst in den letzten Jahren geläufig geworden, seitdem er der Medizin und durch sie der leidenden Menschheit das Präparat „606", das Salvarsan, gegeben.

Die Erfolge, die mit diesem Heilmittel bei einer der verderblichsten Seuchen und neben dieser noch bei einer Reihe andrer Krankheiten erzielt werden, sind auch außerhalb der Fachkreise allgemein bekannt und anerkannt; sie haben Ehrlich auf die Höhe ruhmvoller Anerkennung getragen. Indessen die Menschheit wertet meist die Größe einer Persönlichkeit nur nach den praktisch-greifbaren Erfolgen, nach dem großen „Wurf", der ihnen gelungen. Und so berechtigt einerseits diese Einschätzung ist — wenn sie auch meist nur die Erscheinungen und nicht das Wesen der Dinge umfaßt —, so voll berechtigt auch die Anerkennung ist, die durch das Salvarsan seinem Erfinder geworden ist — wir möchten es nicht an erster und einziger Stelle zum Wertmesser der denkenden und schaffenden Persönlichkeit Ehrlichs machen.

Was seine Größe und Bedeutung ausmacht und ihn in die vorderste Reihe der forschenden Mediziner und Naturwissenschaftler stellt, das ist die Originalität der Ideenkonzeption und die Eigenart der wissenschaftlichen Hebel, mit denen er der Natur die Geheimnisse zu entringen weiß. Dem, der das wissenschaftliche Lebenswerk Ehrlichs verstehend umfaßt, imponiert neben der Größe der Gedanken die logische Kontinuität, durch die die Arbeiten der ersten Epoche mit denen der späteren verbunden sind. Salvarsan bildet gewissermaßen des Gebäudes hochragenden Schlußstein, von dem die große Menge des Forschers Namen abliest; der nicht minder wichtige Grundstein, der in jungen Jahren gelegt und auf den sich dann Quader auf Quader fügte, trägt für den Kundigen bereits das Gepräge künftiger Größe. Trotz der Vielheit der Probleme, an deren Bearbeitung Ehrlich herangetreten ist, trotz der äußerlichen Verschiedenheit, in denen sie sich bewegen, werden sie doch zusammengehalten und verknüpft durch eine große Idee, die in den ersten experimentellen Forschungen schon in der ganzen Größe der Konzeption anklingt und die in ihren Auswirkungen in der Fülle der Arbeiten sich kundgibt.

Wie Ehrlich selbst berichtet, wurde er in den ersten Semestern seines Studiums durch die Lektüre einer Arbeit über die Bleivergiftung angeregt, dem Problem der Verteilung der Arzneimittel im Organismus und ihrer Beziehungen zu der therapeutischen Wirkung nachzugehen und nachzuforschen. Zwischen die bisherigen Begriffe der chemischen Konstitution und der physiologischen Wirkung schob sich als Dominante das „distributive Moment" ein. Das Wesen und den Mechanismus dieser Verteilung aufzuhellen und „den Substanzen in ihren letzten und feinsten Elementen nachzuspüren und für die Zelle Klarheit zu schaffen de sedibus et causis morborum" wurde Aufgabe und Ziel der Lebensarbeit Ehrlichs. So tritt auch bei ihm die bei andern großen Geistern der Naturwissenschaften beobachtete Erscheinung zutage, daß er das Problem, dessen glückliche Durchforschung und Lösung ihn dann später zur Höhe geführt, in frühen Jahren schon ins Auge gefaßt hat, und daß dieses

Digitized by Google

Problem gleich der tiefsten eines gewesen ist. Es mag ja, wie dies Helmholtz betont, ein glückliches Vorrecht der Jugend sein, sich an die tiefsten Probleme heranzuwagen. Der Erfolg bei der Lösung eines solchen ist aber insbesondere abhängig und wird entschieden von und durch die Fähigkeit, es in seiner Allgemeinheit auf einen konkreten Fall zu übertragen, der der Bearbeitung und der Entscheidung durch die Erfahrung zugänglich ist. Ehrlich hat nun das Problem, die Zelle bei ihrer Arbeit zu belauschen, von einer neuen originalen Seite angefaßt, indem er dem lebenden Tierorganismus auf verschiedenen Wegen Farbstoffe einverleibte und ihre Verteilung und ihr Verhalten in demselben studierte. Da das Leben als die Aeußerung eines steten Wechsels von Oxydations- und Reduktionsvorgängen im tierischen Gewebe aufzufassen ist, indem das lebende Protoplasma Sauerstoff durch chemische Bindung aufnimmt und anderseits durch Abgabe desselben Oxydation vermittelt, so konnte von dem Verhalten der Farbstoffe, d. h. von der Gierigkeit, mit der die einzelnen Organgewebe die Farbstoffe an sich rissen und in sich aufspeicherten, von dem Vorhandensein von Reduktionsstufen in den verschiedenen Organen, auf die Intensität der Lebensprozesse in denselben geschlossen werden. In der Anlegung der Versuche und in ihrer Deutung charakterisiert sich nun Ehrlich schon als ein originaler und tiefgründiger Forscher. Das Buch, in welchem die Resultate dieser Experimente niedergelegt sind, „Das Sauerstoffbedürfnis des Organismus", bildet das Programm und das Fundament der Forschertätigkeit der kommenden Jahre. In diesem seinem Breviarium tritt uns Ehrlich schon nicht nur als der große Farbstoffchemiker entgegen, als welcher er unter den Medizinern eine singuläre Erscheinung war und bis heute geblieben ist, sondern auch als der weitschauende und feindeutende biologische „Pensiero". Die Eigenart des Ehrlichschen Denkens besteht in der Plastik, mit der sich, um Spinozas Worte zu gebrauchen, die „res cogitantes" des Bewußtseins fast unmittelbar in „res extensae" umwandeln. Ehrlich denkt nicht nur „more geometrico", sondern vielmehr „more stereometrico". Diese Form gedanklicher Arbeit kommt schon in dem genannten Erstlingswerk zum Ausdruck in der Art und Weise, wie er das Protoplasma der Zellen unter Anlehnung an Begriffe aus der Chemie als ein Riesenmolekül auffaßt, das aus zwei essentiellen Bestandteilen sich zusammensetzt, dem „Leistungskern", der die spezifische, eigenartige Zelleistung bedingt, und den „Seitenketten", d. h. angelagerten Atomen und Atomkomplexen, „die für die spezifische Zelleistung von untergeordneter Dignität sind, nicht aber für das Leben überhaupt". In diese indifferenten Seitenketten verlegte Ehrlich den Angriffs- und Ausgangspunkt der physiologischen Verbrennung, d. h. desjenigen Prozesses, der die Lebensmaschine im Gang erhält. Es würde hier zu weit führen, diese Auffassung der protoplasmatischen Lebensvorgänge im Detail zu verfolgen und zu beleuchten. Sie bildet die Ursprungsidee für die „Seitenkettentheorie", durch die Ehrlich lange Jahre später bei seinen Arbeiten über die Immunität die theoretische Grundlage für dieses biologische Gebiet geschaffen und durch die er einer ganzen Generation von Forschern Arbeitsanregung und Arbeitsstoff ge-

Digitized by Google

boten. Die Abfassung des Buches „Das Sauerstoffbedürfnis des Organismus" fiel in die Periode, „in welcher — wie Ehrlich in den Schlußbetrachtungen zu diesem Werke hervorhebt — durch Kochs glanzvolle Entdeckungen die Bakterienforschung in den Vordergrund des medizinischen Denkens getreten war". Es ist selbstverständlich, daß diese neue Forschungsrichtung auch von weitgehendstem Einfluß auf das biologische Denken Ehrlichs werden mußte. Er streift denn auch schon die Frage, ob nicht die Zellen den Bakterien gegenüber sich ähnlich verhalten könnten wie den Partikelchen der von ihm benutzten Farbstoffe gegenüber; es tauchen auch schon die ersten Betrachtungen über das Wesen der Infektionen und der Immunität auf.

Robert Koch, der unter den Wenigen einer war, der die Bedeutung Ehrlichs frühzeitig erkannte, gab ihm in seinem Institute Arbeitsräume und Arbeitsmöglichkeit, so daß Ehrlich an dem Ausbau der um die Wende des vorigen Jahrhunderts die Medizin fast allein beherrschenden Immunitätslehre weitgehenden und fruchtbringenden Anteil nehmen konnte, ein Anteil, der um so größer wurde, als er die selbständige Leitung eines eignen Forschungsinstitutes übernehmen konnte. Auch auf dem Gebiete der Immunitätsforschung fällt wieder das mathematische Denken Ehrlichs auf, das „Rechnen mit Wortzeichen", das die Begriffe der Bakteriengifte und Gegengifte, der Immunität auf eine mathemathisch faßbare Basis stellte und zur plastischen Darstellung brachte. Wie bei den physiologischen Vorgängen der Ernährung und Assimilation die „Seitenketten" der Zellen die Träger und Vermittler der biologischen Prozesse sind, so bilden sie auch unter den pathologischen Verhältnissen der Infektionen und der durch sie bedingten Vergiftungen, die „Fänger", die „Rezeptoren" des Giftmoleküls, binden das Gift und verhindern es, an die gefährdeten Stellen heranzutreten. Zugleich verwandeln sich diese Seitenketten in Produktionsstätten der Gegengifte, der Antitoxine. In idealer Weise realisiert die Lehre von den Antikörpern den Fall, bei welchem die Konstitution des körperfremden Agens (Bakterien usw.) und der biochemischen Einheiten des Organismus in scharf definierter Weise Verteilung und Wirkung bestimmt, und sie erscheint als ein Teilproblem des umfassenden Naturgesetzes, das die Abwehrfähigkeit des Organismus gegenüber art- und körperfremden Stoffen beherrscht. Die „Seitenkettentheorie" erwies sich als eine heuristische Hypothese von fundamentaler Bedeutung, auf die sich eine ganze Literatur in der Medizin aufgebaut hat und noch aufbaut. Man hat Ehrlich besonders in früheren Jahren manchmal den Vorwurf gemacht, daß er zu sehr mit Hypothesen arbeite — ein Amerikaner vergleicht ihn in dieser Beziehung mit Galenus — und hat dabei mißverstehenderweise ganz die wahre Bedeutung und den Wert der Hypothesis verkannt. Die Hypothesis ist im Sinne Platos gleichbedeutend mit der Idee. Sie bildet die Grundlegung und nicht sowohl die Grundlage. Aus der ganzen experimentellen Arbeitsweise Ehrlichs geht es hervor, daß die Ideen für ihn sich nicht aus den Dämpfen der Experimente sublimierten, sondern daß die Experimente sich zu kondensierten Ideen gestalteten. Da Ehrlichs Hypothesen meist

Digitized by Google

nicht marktgängig waren, so dauerte es lange, bis sie in das Verständnis des Gros der Mediziner eindrangen, und erst als sie in dem Salvarsan eine greifbar praktische Konsequenz annahmen, wurden sie Allgemeingut.

Denn auch dieses Heilmittel ist das Produkt der leitenden Idee des Forschers, für den speziellen Fall modelliert und modifiziert.

Das Ideal jedweder therapeutischen Bestrebung ist die Erzielung der spezifischen Wirkung, mit der sie die in dem Organismus etablierten Schäden und die in ihn eingedrungenen Schädlinge zu treffen sucht. Diese Schädlinge, als deren Repräsentanten uns die große Reihe der Infektionserreger entgegentritt, können aber nur getroffen werden, wenn die Mittel, die zu ihrer Vernichtung dienen, in sie eindringen, von ihnen verankert werden. „Corpora non agunt, nisi fixata", dieses Motto wurde das Leitmotiv der therapeutischen Arbeiten Ehrlichs. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß dieser Gedanke nur die Fortsetzung und die Uebertragung seiner ursprünglichen Ideenrichtungen bildet. In feinsinniger und wiederum plastisch-stereometrischer Weise hat Ehrlich die Erklärung des Mechanismus gegeben, unter welchem ein Heilstoff an die Parasiten herantritt, in sie eindringt und sie zur Abtötung bringt. An die Stelle der Seitenketten der Körperzellen treten bei den Kleinlebewesen die „Chemozeptoren", die, Fangarmen gleich, die Konstituentien der therapeutischen Mittel aufgreifen, sofern diese die geeigneten chemischen Gruppen enthalten. Wenn die Parasiten der Lues von dem Salvarsan abgetötet werden, so hat dies seinen Grund in dem „Arsenozeptor" dieser Parasiten, die das im Salvarsan enthaltene Arsen an sich reißen. Von der Avidität, d. h. der Intensität, mit der chemische Gruppen von den Chemozeptoren verankert werden, hängt also Wirkung und Güte eines Heilmittels ab. Die Brauchbarkeit eines solchen wird aber noch durch einen weiteren Faktor bedingt, nämlich dadurch, daß das Heilmittel wohl für die Parasiten giftig sein darf, nicht aber oder nur in geringstem Maße für den Organismus selbst, den sie befallen haben, damit, wie Ehrlich es einmal ausgedrückt hat, aus dem Heilmittel nicht ein „Unheilmittel" wird. Durch die Begriffe der Parasitotropie und der Organotropie, durch den Nachweis der Arzneifestigkeit der Parasiten, d. h. ihrer Gewöhnung an Arzneimittel und ihrer dadurch bedingten Unbeeinflußbarkeit durch diese hat Ehrlich ein festes Fundament für alle chemotherapeutischen Arbeiten geschaffen und die Bahnen vorgezeichnet, in denen sie sich zu bewegen haben.

Ueberblickt man Ehrlichs Lebensarbeit, so gliedert sie sich in mehrere Epochen, deren erste durch die farbenanalytischen Studien gekennzeichnet ist, deren folgende die Arbeiten über die Immunität und die Antikörper bringt und deren letzte die experimentelle Chemotherapie ist, alle drei innerlich logisch verknüpft durch die Trinität der primären Idee: „Konstitution, Verteilung und Wirkung".

*

In dieses, in großen Konturen umrissene Bild des Gelehrten Ehrlich gehören aber auch noch einige Striche, die seine Gesamterscheinung vervollständigen.

Digitized by Google

Originell, wie seine Gedankenwelt, ist auch die Form und Ausdrucksweise, mit der er sie in Wort und Schrift umsetzt und verständlich macht. Er hat eine Reihe neuer Begriffe und Worte geprägt, die in der medizinischen Terminologie sich für alle Zeit ihr Heimatrecht erworben haben. Durch Metaphern und Gleichnisse aus naturwissenschaftlichen und andern Gebieten beleuchtet er die tiefsten Schächte, aus denen er seine Ideen fördert. Die Vorliebe für alte lateinische Zitate teilt er mit Paracelsus. Die Beweglichkeit seines Geistes, die Reaktionsgeschwindigkeit, mit der die Ideenverbindungen bei ihm ablaufen, lassen es oftmals schwer fallen, seinen mündlich zum Ausdruck gebrachten Gedanken zu folgen, zumal ihre logischen Zwischenglieder meist nur lückenhaft ausgesprochen werden und er selbst ein hohes Maß von Verständnis bei seinen Zuhörern voraussetzt. Da sind es denn auch wieder die graphischen Hilfsmittel, Formeln, Kurven und sonstige geometrische Figuren, die erläuternd eingreifen. Keine Fläche ist ihm dann zu heilig, als daß er sie nicht schon mit seinem Buntstifte, den er immer in der Tasche trägt, bemalt hätte. Umgekehrt versteht er aber Erscheinungen und Situationen, die ihm entgegentreten — auch aus andern Gebieten als den eignen —, blitzschnell zu überschauen und zu erfassen, vor allem ihre schwachen und wunden Stellen zu erkennen. Es ist die göttliche Gabe der angeborenen Intuition, die Ehrlich geradezu zum biologischen Mediziner prädestinierte, und zu der sich ein phänomenales Gedächtnis addiert. Die Technik seines Denkens, die äußerste Konzentration, das „Arbeiten mit Scheuklappen", wie er es selbst einmal nannte, kommt auch in der formellen Gestaltung seiner Publikationen zum Ausdruck. Psychogenetisch ist dies wohl auch mit seiner Vorliebe für die Mathematik zu erklären, die ihm die Fähigkeit verlieh, die Gedanken auf die einfachste Formel zu bringen. Die Beschäftigung mit mathematischen Problemen bringt ihm die Erholung nach den Arbeiten des Laboratoriums. Dieser Hinneigung zu mathematischen Studien begegnet man auch bei andern großen Biologen, so daß der Gedanke eines inneren Zusammenhangs dieser beiden intellektuellen Richtungen sich aufdrängt. So paradox es zunächst klingen mag — weil weit abliegend erscheinend —, noch eine andre Vorliebe Ehrlichs möchten wir damit in Zusammenhang bringen — nämlich die Vorliebe für Kriminal- und Detektivromane, deren Lektüre wohl auch geistige Ausspannung, zugleich aber die Anregung zum Nachdenken und Nachforschen komplizierter Vorgänge und Zusammenhänge bedeutet. Es bleibt der vergleichenden psychologischen Biographie großer Männer — im Sinne Ostwalds — vorbehalten, vielleicht einmal auch hier eine gewisse Gesetzmäßigkeit dieser Beziehungen zu statuieren.

Jedenfalls resultiert aus der Beschäftigung mit der exakten mathematischen Wissenschaft zum Teil auch Ehrlichs Fähigkeit zu klarer Disposition, die seinen Arbeiten zugrunde liegt und die zu erkennen derjenige besonders Gelegenheit hat, der sie in statu nascendi sich entwickeln sieht. Skizzen — von Ehrlich wiederum plastisch „Blöcke" genannt — bilden mit einzelnen Schlagworten und Gedanken den Unterbau, auf dem weiterhin das Werk errichtet wird.

Parallel mit dieser Dispositionskunst geht auch ein Organisations-

Digitized by Google

talent, das sowohl in der inneren Ausgestaltung seiner Institute als auch in der Art der Arbeitsverteilung an seine Mitarbeiter in die Erscheinung tritt. Anregungen und Mitteilungen an diese erfolgen auf schriftlichem Wege, so daß ihre schwarz-weiße Fixierung auch nach langen Jahren noch eine Ausgrabung möglich macht und nichts der Vergessenheit anheimfällt. Dieses Organisationstalent trat aber in markanter Weise zutage bei der klinischen Erprobung des Salvarsans. Während früher ein Mittel an einer oder nur an wenigen Kliniken erprobt wurde, bevor es der Allgemeinheit der Mediziner zugänglich gemacht wurde, hat Ehrlich bei der Prüfung des Salvarsans einen andern Weg eingeschlagen in der Form der „konzentrischen Erprobung". Das Präparat wurde gleichzeitig an eine sehr große Zahl von Kliniken und Aerzten ausgegeben und so die Behandlung einer großen Vielzahl von Patienten in relativ kurzer Zeit ermöglicht. Durch die im Laboratorium einlaufenden Berichte, die genau gesichtet und bearbeitet wurden, konnte dann weiterhin rasch ein genauer Einblick in die Wirkung dieses Heilmittels gewährleistet und ein rationeller Ausbau der Therapie ermöglicht werden. Ueber 60000 Dosen wurden in alle Weltteile in dieser Periode der Vorerprobung versandt. Und hier zeigte sich wieder ein für Ehrlich charakteristischer Zug. Es ist selbstverständlich, daß des Ueberblicks wegen eine tägliche Aufzeichnung der versandten Dosen erfolgte. Diese vollzog sich auf der Innenseite einer Schranktüre, in der Annahme, daß diese am wenigsten von allen mobilen Gegenständen in den Orkus wandern konnte. „Fliegende" Blätter perhorresziert Ehrlich.

Man würde sich aber von dem Menschen Ehrlich eine falsche Vorstellung machen, würde man ihn für einen verknöcherten, pedantischen Gelehrten halten, mit der obligaten Zerstreutheit und dem legendären Regenschirm, der laut Vorschrift irgendwo stehenbleiben muß. Ehrlich, der selbst sich gerne in scherzhaften originellen Wendungen ausdrückt, aus denen aber das fein perzipierende Ohr auch die ernsten Untertöne herauszuhören versteht, hat Sinn und Verständnis für Humor. Er lacht gerne und herzlich bei der Arbeit und in geselligen Kreisen, in denen er dann aus dem Born der eignen Erlebnisse und reicher Erinnerungen schöpft.

*

Als Mensch geehrt und als Gelehrter bewundert, tritt Ehrlich in ein neues Dezennium seines Lebens ein, das man nach den Worten des Propheten als ein köstliches bezeichnen kann, denn es war und ist ein Leben der Arbeit.

Möge es noch lange ein solches bleiben! Q. f. f. s.!

Digitized by Google

Die Orientbahnen, ihre Vergangenheit, ihre Zukunft

Von

Dr. Freiherrn v. Zettel

Zu einer Zeit, wo das übrige Europa, vor allem seine industriereichen Bezirke, bereits vielfach von Eisenbahnen durchzogen war, herrschten in dem Verkehrsleben der europäischen Türkei noch idyllische Zustände. Die Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, gegründet 1830, und der Oesterreichische Lloyd, gegründet 1836, waren so ziemlich die einzigen Anstalten, welche damals den Transport von Reisenden und Gütern nach und von der Türkei vermittelten. Angeborene Indolenz, das ängstliche Bemühen, sich vor dem Eindringen westländischer Ideen zu schützen, ein vielleicht nicht unberechtigtes Mißtrauen in die Uneigennützigkeit der ausländischen Projektanten wirkten zusammen, um die Türkei in ihrer passiven Resistenz gegen jede Ausgestaltung des Verkehrs zu bestärken. Oft war es auch das Ueberwiegen des russischen oder des westmächtlichen Einflusses bei der Pforte, das den Ausschlag gab. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß bis in die Mitte der fünfziger Jahre auf den damals noch unter türkischer Souveränität oder Suzeränität stehenden umfangreichen Gebieten keine Eisenbahn bestand.

Der erste Schienenweg auf wenigstens nominell türkischem Territorium war die Strecke Tschernavoda—Küstendje (Constantza), welche die Verbindung zwischen der unteren Donau und dem Schwarzen Meere herstellte, zur Umgehung der damals noch in einem recht schlechten Zustande befindlichen Donaumündungen. Von einer englischen Gesellschaft erbaut und 1860 dem Verkehre übergeben, wurde sie 1882 von der rumänischen Regierung angekauft, durch eine Donaubrücke an die von Budapest über Bukarest führende Linie angeschlossen und bildet so gegenwärtig den Endpunkt einer internationalen Verkehrslinie. Fünf Jahre später erhielt eine andre englische Gesellschaft die Konzession zum Bau und Betrieb der Strecke Rustschuk—Varna, die 1866 eröffnet wurde und seit 1888 in bulgarischem Betriebe ist.

Von weitaus größerer Bedeutung für den internationalen Verkehr mußte die Herstellung eines Schienenweges sein, der Konstantinopel und Saloniki mit dem westlichen Europa verbinden würde. Das erste Projekt einer solchen Bahn, die speziell dem Verkehre zwischen England und Indien dienen sollte, stammt von Robert Stephenson, dem Sohne des Erbauers der ersten Eisenbahn in England. In einem Memoire, das er durch Vermittlung des ehemaligen türkischen Generals Jochmus und des englischen Gesandten Westmoreland im Jahre 1852 der österreichischen Regierung zukommen ließ, waren die Vorteile, die ein solcher Bahnbau der Monarchie bieten würde, eingehend dargelegt. Der Gedanke fand in Wien keinen Anklang. Einerseits wollte man von dem Grundsatze nicht abweichen, das gesamte Eisenbahnnetz in den Händen des Staates zu behalten,

Digitized by Google

anderseits befürchtete man, daß nach Herstellung einer solchen Bahn die englischen Manufakturen rascher und billiger nach dem Balkan und den südöstlichen Ländern der Monarchie gelangen würden, als auf dem bisherigen Wege. Auch bestand die Besorgnis, daß Saloniki an die Stelle von Triest treten und mit dem englischen Kapital auch ein englischer Einfluß ins Land kommen könne, wobei insbesondere auf das Beispiel Aegyptens hingewiesen wurde. Wenige Jahre später, im Jahre 1857, erwarb ein aus österreichischen und ungarischen Aristokraten und Finanziers gebildetes Konsortium die Konzession zum Bau eines Netzes von Eisenbahnen längs des rechten Donauufers mit den Endpunkten Esseg und Semlin, welche den gemeinsamen Namen „Kaiser-Franz-Josefs-Orientbahn" führen und das Anfangsglied einer auf türkischem Gebiete zu schaffenden Linie bilden sollten. Aber auch diese Anregung blieb erfolglos. Es war ein österreichischer Konsul, der im Jahre 1859 in einer mit reichem topographischem Material ausgestatteten Denkschrift neuerdings die Aufmerksamkeit der kaiserlichen Regierung auf die Zweckmäßigkeit einer Eisenbahnverbindung zwischen Belgrad und Saloniki und die daraus für den österreichischen Handel erwachsenden Vorteile lenkte. Er hob die Bedeutung Salonikis als des gegebenen Hafens für den englisch-indischen Verkehr hervor und wies zugleich die Befürchtung einer Konkurrenzierung Triests durch diesen Hafen als unbegründet zurück. Sein Weckruf fiel in eine unglückliche Zeit. Der italienische Feldzug hatte die österreichischen Staatsfinanzen in ihren Grundfesten erschüttert und auch auf dem Privatunternehmungsgeiste lag eine tiefe Depression.

Erst im Jahre 1868, auf Veranlassung des der abendländischen Kultur zuneigenden Großwesirs Ali-Pascha kam die Türkei selbst auf den Gedanken einer Durchschienung der Balkanhalbinsel zurück. Ein im März 1868 mit einer belgischen Gruppe geschlossener Vorvertrag blieb ohne Ergebnis und so machte sich der damalige Arbeitsminister Daoud-Pascha auf, um eine andre Kombination zu suchen. Ein Brüsseler Bankier, Baron Hirsch, fand sich zu diesem, wie man damals meinte, sehr gewagten Unternehmen bereit. Nach einigen Monaten der Verhandlung wurde zwischen der türkischen Regierung und ihm ein Vertrag wegen des Baues von 2000 Kilometer Eisenbahnen unterzeichnet. Bald darauf starb der Beschützer des Werkes, Ali-Pascha, und sein Nachfolger Mahmud, dessen Sympathien Rußland zugewendet waren, bemühte sich keineswegs, den Anschluß der türkischen Bahnen nach dem Westen zu fördern. Ein neuer, im Jahre 1872 mit Baron Hirsch eingegangener Vertrag reduzierte die Länge der zu bauenden Bahnen von 2000 auf 1260 Kilometer. Die im ersten Plane vorgesehene Strecke, welche Bosnien durchziehen und den Anschluß nach Uesküb herstellen sollte, die außerdem bedeutende technische Schwierigkeiten geboten hätte, kam in dem neuen Projekte nicht mehr vor. Im Jahre 1875 waren folgende Strecken im Bau vollendet: Von Konstantinopel nach Adrianopel, Philippopel, Sarambey und Bellowa, von Tirnowa nach Jamboli, von Adrianopel nach Dedeagatsch und von Saloniki nach Uesküb. Die einzige Strecke auf bosnischem Gebiet von Dobrlin nach Banjaluka blieb eine Sackbahn. Das damals geschaffene Netz war

Digitized by Google

also in zwei Rümpfe geteilt und entbehrte jeder Verbindung mit dem Westen. Die Nachteile dieser Situation waren besonders für Oesterreich-Ungarn sehr empfindlich. Die Linien, die von Konstantinopel und Saloniki ihren Weg landeinwärts nahmen, bahnten dem englischen und französischen Handel den Weg in das Innere der Balkanhalbinsel zu Plätzen und Märkten, die vorher fast ausschließlich vom österreichischen Handel beherrscht worden waren und seitdem verloren gingen. Oesterreich-Ungarn schloß deshalb im Jahre 1875 mit der Pforte eine Vereinbarung, durch welche sich diese verpflichtete, die Linien Bellowa—Sofia—Nisch bis zum 31. Dezember 1879 fertigzustellen. Allein die Türkei traf keine Anstalten, ihre Verpflichtung zu erfüllen. Dazu kamen die orientalischen Wirren und der Russisch-Türkische Krieg, und so blieb alles beim alten bis zum Zusammentritt des Berliner Kongresses. In den Bestimmungen der Artikel X, XXI und XXVIII des Berliner Vertrages wurden die von der Türkei übernommenen Verpflichtungen aufrechterhalten, bzw. auf Serbien und Bulgarien übertragen, und behufs Regelung der Details der Abschluß besonderer Konventionen zwischen den beteiligten Regierungen vereinbart. Die sog. Conférence à quatre trat im März 1881 zum ersten Male zusammen. Schon vorher, am 9. April 1880, war zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien eine die Anschlußfrage regelnde Vereinbarung zustande gekommen, welche die Grundlage des serbischen Eisenbahngesetzes bildete. Es bedurfte jahrelanger diplomatischer Arbeit, um auch mit den andern Kompaziszenten zu einem Abschlusse zu gelangen. Nach der am 9. Mai 1883 von den Vertretern Oesterreich-Ungarns, der Türkei, Serbiens und Bulgariens in Wien unterzeichneten Convention à quatre sollte das türkische Bahnnetz durch eine über Sofia—Zaribrod—Nisch und Belgrad nach Semlin führende Strecke an das österreichisch-ungarische Netz angeschlossen und anderseits durch eine von Nisch abzweigende Nebenstrecke über Vranja mit der schon fertigen Bahn von Saloniki nach Uesküb verbunden werden. Außerdem wurden in diesem Vertrage für den Personen- und Gütertransport direkte Tarife mit Konstantinopel und Saloniki und den Hauptstationen auf Grund gleicher kilometrischer Einheitssätze vorgesehen. Es wurde ferner für die Etablierung durchgehender Züge Vorsorge getroffen, die Spurweite gleich der auf den österreichischen und ungarischen Bahnen festgesetzt und eine Reihe von Erleichterungen für die Zollabfertigung der Reisenden und Güter vereinbart. Am 12. August 1888 durcheilte der erste Zug die Bahnstrecke Wien—Konstantinopel. Den Betrieb dieser sämtlichen Strecken führte die im Jahre 1870 als französische gegründete „Compagnie d'exploitation des chemins de fer d'Orient", welche sich im Jahre 1880 in eine österreichische Gesellschaft mit dem Sitze in Wien verwandelte, im Jahre 1910 aber neuerdings ihre Nationalität wechselte und eine ottomanische Gesellschaft wurde. Sie betrieb bis zum Beginn des Balkankriegs folgende Linien:

1. Von Konstantinopel über Adrianopel und Tirnowa nach Bellowa (Anschluß an die bulgarische Staatsbahn) mit Abzweigungen von Adrianopel nach Dedeagatsch und von Tirnowa nach Jamboli.

Digitized by Google

2. Von Saloniki nach Uesküb und Mitrowitza.
3. Von Uesküb nach Zibeffche (Anschluß an die serbische Staatsbahn).
4. Von Tschirpan über Stara—Zagora nach Nowa—Zagora.
5. Von Saloniki nach Monastir und
6. von Alpullu nach Kirkilisse.

Das Eigentum an den Linien 1, 2, 3 und 6 steht der Türkei, das an der Linie 4 Bulgarien und das an der Linie 5 der „Société du chemin de fer ottoman Salonique-Monastir" zu. Von den 100000 Aktien der türkischen Betriebsgesellschaft erwarb im April 1913 ein österreichisch-ungarisches Bankenkonsortium von der Deutschen Bank und der Züricher Bank den größeren Teil (51000), um sich dadurch einen entsprechenden Einfluß auf die Verkehrsverhältnisse zu sichern.

Der blutige Krieg, der wie ein Orkan über die Balkanhalbinsel hinwegfegte und der Türkei von ihrem europäischen Besitze kaum mehr als einen erweiterten Festungsgürtel zum Schutze der Hauptstadt übrig ließ, hat auch die Verkehrsverhältnisse gründlich erschüttert. Sofort nach Beginn des Krieges hat sich Serbien unter Berufung auf militärische Bedürfnisse des auf dem Kriegsschauplatze gelegenen serbischen Netzes der Orientbahnen bemächtigt und trotz energischer Reklamationen den früheren Zustand bis heute nicht wieder hergestellt. Im Gegensatze zu Bulgarien und Griechenland, welche nach Abschluß des Krieges die Gesellschaft unverzüglich wieder in ihre Betriebsrechte eingesetzt haben, stellte sich die serbische Regierung auf den Standpunkt, sämtliche serbische Linien verstaatlichen und nötigenfalls mit der Expropriation vorgehen zu wollen. Diese Absicht stieß bei den maßgebenden Faktoren in Oesterreich-Ungarn auf begreiflichen Widerstand. Welche Bürgschaft für die Freiheit des Verkehres, welcher Schutz gegen eine einseitige Tarifpolitik wäre geboten, wenn diese für den Verkehr so wichtigen Linien in serbische Hände übergingen? Abgesehen davon würde die Verstaatlichung auf gewichtige praktische Hindernisse stoßen, da eine solche Transaktion nur mit Hilfe des französischen Kapitals durchführbar wäre, das aber dafür nicht zu haben ist. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht eine ähnliche Lösung versucht werden sollte, wie sie bei den mandschurischen Bahnen gefunden wurde. Allein dort lagen die Verhältnisse wesentlich anders.

Ein Ausweg aus diesem Dilemma bot sich durch einen Vorschlag, der geeignet erschien, die widersprechenden Interessen zu versöhnen. Er rührte von dem Grafen Georges Vitali her, dem Präsidenten der „Régie générale des chemins de fer" und Großaktionär der sog. Jonctionlinie Saloniki—Konstantinopel. Graf Vitali hatte schon nach der durch den Bukarester Frieden geschaffenen Verteilung der eroberten türkischen Gebiete Anregungen zur Zusammenfassung der französischen und der österreichisch-ungarischen Eisenbahninteressen gemacht und brachte sie nun in eine Form, die seit einiger Zeit den Gegenstand von Verhandlungen zwischen den beteiligten Faktoren bildet. Der französische Vorschlag bezweckt einerseits eine Nationalisierung, anderseits eine Internationalisierung der Orientbahnen. Es behielte danach die Gesellschaft den Betrieb des östlichen

Digitized by Google

Netzes, auf den der Türkei verbliebenen, sowie auf den von Bulgarien annektierten Territorien. Dagegen soll der Betrieb der auf neuserbischem Gebiete gelegenen an die zu gründende Betriebsgesellschaft der serbischen Linien, der Betrieb der Strecken auf neugriechischem Gebiete an die in Aussicht genommene Betriebsgesellschaft der griechischen Linien übergehen. In der serbischen wie in der griechischen Gesellschaft soll französisches, österreichisch-ungarisches und serbisches, bzw. griechisches Kapital zu gleichen Teilen, also zu je einem Drittel, vertreten sein. Diese Betriebsgesellschaften sollen der Gesellschaft der Orientbahnen die Betriebsrechte auf der Strecke Nisch—Saloniki, Saloniki—Dedeagatsch und Saloniki—Monastir abkaufen und weiterhin selbst führen. Ferner soll der französische und der österreichisch-ungarische Aktienbesitz bei einer in Paris zu errichtenden Trustgesellschaft hinterlegt werden, welche in allen finanziellen und kommerziellen Angelegenheiten den entscheidenden Einfluß besitzen würde. Die französische Gruppe hat sich mit Zustimmung der österreichisch-ungarischen Gruppe bereit erklärt, Rußland und Italien mit einer gleichen Quote an ihrem Aktienbesitze zu beteiligen. Mit Rücksicht auf das große Interesse, welches deutscherseits wegen der anatolischen Bahnen der Gestaltung des Verkehres auf dem östlichen Netz der Balkanbahnen entgegengebracht wird, besteht ferner die Absicht, die österreichischen und ungarischen Banken zu verpflichten, von ihrem Besitz an Orientbahnaktien in den nächsten zehn Jahren nichts abzugeben und dies auch nach Ablauf dieser Frist nur mit Zustimmung der betreffenden Regierung zu tun. Der hier kurz skizzierte französische Vorschlag, welcher bereits die prinzipielle Zustimmung der beteiligten Faktoren gefunden hat, wird die Grundlage weiterer Verhandlungen bilden, die zum Abschlusse von Vereinbarungen einerseits über Bahnanschlüsse, anderseits über wichtige tarifarische Fragen führen sollen, für die die Convention à quatre als Vorbild zu dienen hätte. Es wird sich darum handeln, den Verkehr der Reisenden und der Waren in direkter Abfertigung und im Transit möglichst zu fördern, ihm nicht nur die Gleichstellung mit den Nationalen zu sichern, sondern auch die Herstellung direkter Tarife nach gewissen zu vereinbarenden Grundsätzen zu erreichen, und zwar nach beiden Richtungen des Verkehres in der Art, daß z. B. der Tarif auf der Strecke Belgrad—Saloniki der gleiche ist wie von Saloniki nach Belgrad, daß also die zur See und auf dem Landwege eingehenden Transporte gleichmäßig behandelt und nicht differenziert werden. Für alle die vielen Details, die bei solchen Tarif- und Transportfragen mitspielen, geben die moderne Technik der Verträge und das heute in allen seinen Verästelungen so fein entwickelte Transportrecht genügende Erfahrungen und Handhaben, die, den guten Willen vorausgesetzt, eine allseitig befriedigende Verständigung leicht möglich machen. Es sind keine Sondervorteile, die Oesterreich-Ungarn hier wie bei allen andern auf der Tagesordnung stehenden verkehrs- und handelspolitischen Fragen auf der Balkanhalbinsel verfolgt. Die Zielpunkte, welche es anstrebt, liegen im Interesse aller am Handel und Verkehr in diesen Gegenden Beteiligten, nicht zum mindesten auch in dem der Balkanländer selbst.

Digitized by Google

Die Verhandlungen, die demnächst in Wien beginnen sollen, werden sich, wie erwähnt, auch mit der Schaffung einer Reihe von Anschlüssen an das bestehende Netz der Orientbahnen zu befassen haben. Von besonderem Interesse wird speziell für Oesterreich-Ungarn der Ausbau des Eisenbahnnetzes in dem bisher ziemlich vernachlässigten nordwestlichen Winkel der Balkanhalbinsel sein. Es handelt sich zunächst um die bosnischen Bahnen, dann um ihre Anschlüsse nach Osten, Süden und Westen. Nach den Gesetzentwürfen, welche den Parlamenten in Wien und Budapest im November vorigen Jahres vorgelegt wurden, soll zunächst die einzige normalspurige Bahn, über die Bosnien verfügt, die Strecke Doberlin—Banjaluka, über Jajce nach Mostar fortgesetzt, ferner eine zweite normalspurige Verbindung von Samac an der Save über Doboj nach Serajewo hergestellt werden. Seit 1906 ist die Hauptstadt Bosniens durch eine schmalspurige Bahn, die aber in den Krümmungs- und Neigungsverhältnissen allen Anforderungen entspricht und deshalb ohne große Schwierigkeiten auf Normalspur gebracht werden könnte, mit Vardiste und Uvac an der Grenze des früheren Sandschak Novibazar verbunden. Bei den bevorstehenden Verhandlungen soll nun zunächst ein Anschluß von Vardiste an die von Uzice nach Krusevac führende schmalspurige Strecke der serbischen Staatsbahn vereinbart werden. Anderseits hat die serbische Regierung ihre Geneigtheit zu erkennen gegeben, der Herstellung eines Schienenstrangs von Uvac nach Mitrovitza zuzustimmen, wodurch neben der bereits bestehenden Linie über Nisch, Vranja eine zweite Verbindung mit dem bedeutendsten Handelsemporium der Balkanhalbinsel hergestellt würde. Es handelt sich hier um die sog. Sandschakbahn, für deren Bau die österreichisch-ungarische Regierung im Jahre 1908 in Konstantinopel die Konzession angesucht hat. Man erinnert sich der lebhaften diplomatischen und publizistischen Kontroversen, die dieses Projekt damals hervorrief. Die Situation hat sich seitdem wesentlich geändert. Die Sandschakbahn würde heute, wenn sie Bosnien verläßt, nicht mehr in türkisches, sondern in serbisches Territorium münden. All die teuflischen Pläne, die man damals Oesterreich-Ungarn unterschob, die Legende vom Vormarsch nach Saloniki gehören der Vergangenheit an, und wenn heute Serbien der Verwirklichung dieses so einleuchtenden Projektes zustimmt, so ist dies der beste Beweis für seine Ungefährlichkeit.

Die Antwort auf das so viel angefeindete Projekt der Sandschakbahn war bekanntlich die sog. Donau-Adria- oder Transbalkanbahn. Der Plan ist russischen Ursprungs. Durch Herstellung von Anschlüssen an bereits bestehende Strecken sollte eine Verbindung zwischen der unteren Donau und dem Schwarzen Meer einerseits und dem Adriatischen Meer anderseits geschaffen werden. Das älteste, auch von Rußland befürwortete Projekt für diese Bahn führt vom serbischen Donauhafen Radujevatz über Nisch, Kurschumlje, Ferizovic, Pristina nach S. Giovanni di Medua. Nach Aeußerungen des serbischen Ministerpräsidenten Pasic scheint die endgültige Wahl auf diese Route gefallen zu sein, und es wäre die Strecke bis Ferizovic bereits im Baue, die Fortsetzung bis zur albanesischen Grenze aber in der Trassierung begriffen. Beide Projekte, Sandschakbahn und

Digitized by Google

Donau-Adriabahn, haben das Gemeinsame, daß sie zum Teil wenig kultivierte, von hohen Bergzügen durchstrichene Gebiete passieren, technischen Schwierigkeiten begegnen und daher große Kosten für Bau und Betrieb erheischen, also wenigstens im Anfang kaum große Chancen für ihre Rentabilität bieten würden. Dazu kommt, daß diese Bahnen verschiedene Staatsgebiete durchziehen, deren Interessen nicht durchwegs kongruent sind und in denen sich die durch die politischen Kämpfe hervorgerufene Erregung der Gemüter vielleicht noch durch einige Zeit hemmend oder erschwerend fühlbar machen dürfte. Die Verwirklichung dieser Projekte, der Bau und auch der spätere Betrieb bilden daher keine leichte und rasch zu erfüllende Aufgabe.

Serbien könnte den von ihm angestrebten Zugang zum Meere zunächst leichter und rascher und jedenfalls mit geringerem Geldaufwande sich über bosnisches Gebiet sichern. Der früher erwähnte Anschluß der serbischen Staatsbahnen an die bosnische Ostbahn bei Vardiste böte ihm die Möglichkeit, seinem Handel durch Vermittlung der bosnischen Bahnen den Hafen von Metkovich und in wenigen Jahren, nach dem bevorstehenden Ausbau des noch fehlenden bosnisch-dalmatinischen Zwischengliedes Bugojno—Arzano, den vortrefflichen Hafen von Spalato zugänglich zu machen. Von seiten Oesterreich-Ungarns würde man zu einem solchen Arrangement gewiß gerne die Hand bieten. Unter allen Umständen wird Serbien durch die Beschlüsse der Londoner Botschafterkonferenz die Möglichkeit geboten sein, an der albanesischen Küste der Adria einen Hafen zu erreichen, der ebenso wie die dorthin als Zufahrtsstraße zu erbauende Bahn neutralisiert und ausschließlich kommerziellen Zwecken dienstbar gemacht werden soll. Der Punkt scheint noch nicht bestimmt zu sein, alles spricht aber dafür, daß die Wahl auf Durazzo fallen wird, da sich die andre Alternative, S. Giovanni di Medua, aus verschiedenen Gründen weniger dafür eignet. Dieser serbische Hafen und sein Zufahrtsweg wird allen Handel und Verkehr treibenden Ländern gleichmäßig offenstehen müssen, und es versteht sich von selbst, daß keines derselben, auch Serbien nicht, dort eine privilegierte, die andern ausschließende Stellung einnehmen darf. Der Ausbau des Hafens, der heute eine offene, stark versandete Reede ist, wird Geld kosten und nicht so rasch vonstatten gehen, als man vielleicht heute glaubt. In absehbarer Zeit wird der internationale Handel und Verkehr auch mit dieser neuen Einbruchsstation für die Gebiete der Balkanländer zu zählen und sich danach einzurichten haben.

Von großer Bedeutung für den internationalen Verkehr wird die Verwirklichung des lange gehegten Planes einer direkten Eisenbahnverbindung Griechenlands mit dem Westen sein. Wie es heißt, soll die Trasse dieser Bahn von Papapuli nach Gida an der Strecke Saloniki—Monastir führen. Dieser Schienenweg erschließt dem europäischen Verkehr neue Aussichten und liegt ohne Zweifel im allgemeinen Interesse. Nach dem im Januar d. J. mit einer französischen Gesellschaft wegen des Baues dieser Strecke geschlossenen Vertrage soll derselbe bereits in anderthalb Jahren vollendet sein. Die Verbindung Griechenlands mit dem übrigen Europa eröffnet für die Zukunft noch eine andre Per-

Digitized by Google

spektive. Die ununterbrochene Schienenverbindung mit Piräus—Athen kürzt gegenüber Saloniki und Brindisi, um so mehr gegenüber Triest den Seeweg nach wichtigen orientalischen Plätzen, auch nach Aegypten und dem Suezkanal bedeutend ab. Das hat seine Wichtigkeit namentlich für den Verkehr der Reisenden und wohl auch der internationalen Post. Mit diesem Umstande wird man, wenn auch nicht gleich, so doch in der weiteren Entwicklung der Dinge rechnen müssen. Die Griechen sind zu heiße Patrioten und zu gute Kaufleute, als daß sich annehmen ließe, die Rücksicht auf ihre Hauptstadt könnte sie in Zukunft etwa zu einer Vernachlässigung von Saloniki verleiten, dessen Besitz für sie den Preis blutiger Kämpfe und großer Kraftanstrengungen bildet. Auch laufen in diesem Punkte die Interessen aller Großmächte ziemlich parallel. Allein die geographische Nähe und der traditionelle Zug seines Handels stellt Oesterreich-Ungarn mehr als andern Mächten die Aufgabe, darüber zu wachen, daß auch unter der neuen Gestaltung der politischen Verhältnisse der Handel und Verkehr mit und über Saloniki gesichert und mit allen Kräften gefördert werde. Es hat sich herausgestellt, daß selbst Waren, die auf dem Landwege nach Saloniki kommen, in vielen Fällen an den Binnenstationen vorbeirollen, um dann erst wieder zurückbefördert zu werden. Die Umwandlung Salonikis in einen Freihafen hätte deshalb den Vorteil, daß die Waren der Grossisten Saloniki zollfrei erreichen können, um dort erst umgepackt und ins Hinterland verschickt zu werden.

Bulgarien, das bisher nur über die beiden Häfen Varna und Burgas am Schwarzen Meer verfügte und so von der freien Durchfahrt durch die Dardanellen abhängig war, behielt nach dem Bukarester Frieden wenigstens einen der wichtigsten Häfen am Aegäischen Meere, Dedeagatsch. Für seinen Handel gewann es dadurch einen festen Stützpunkt am offenen Meere. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das tüchtige und arbeitsfreudige bulgarische Volk sich in naher Zeit diesen Hafen für seine Handelsbewegung nutzbar machen wird. Von großer kommerzieller und politischer Bedeutung wird auch eine Bahnverbindung des Hafens von Lagos mit dem Hinterlande sein. Nach einem rumänischen Projekte soll die Trasse dieser Bahn bei Nikopoli, das durch eine Donaubrücke mit dem rumänischen Netze verbunden würde, beginnen, über Plewna, Lovca nach Philippopel führen, wo sie mit der Bahn von Sofia zusammenträfe und dann nach Ueberquerung des Balkan Xanthi und Lagos erreichen.

Wie durch einen Zauberschlag scheint der Balkan aus jahrhundertelangem Schlafe erwacht zu sein. Ueberall regt und bewegt es sich und verlangt nach Betätigung der schlummernden Volkskräfte. Oesterreich-Ungarn wird in erster Linie berufen sein, von dieser Entwicklung des Verkehrswesens auf dem Balkan für seinen Handel und seine Industrie Vorteile zu ziehen. Die zu schaffenden neuen Schienenwege würden aber ohne eine angemessene Regelung der handelspolitischen Fragen nur von problematischem Werte bleiben. Der Gedanke, längs der zu bauenden Eisenbahnlinien eine Freihandelszone zu schaffen, kann wohl auf absehbare Zeit hinaus nur als ein frommer Wunsch bezeichnet werden. Vorerst bilden die Einnahmen aus den Eingangszöllen für die finanziell er-

Digitized by Google

schöpften Balkanstaaten eine nicht leicht zu entbehrende Einnahmequelle, auf die zu verzichten sie höchstens nach einem verlorenen Kriege gezwungen werden könnten. Nach ihren großen militärischen Erfolgen wären sie dafür gewiß nicht zu haben, um so weniger, als sie durch ihre Schutzzölle zu einer nationalen Industrie und zur wirtschaftlichen Unabhängigkeit vom Auslande zu gelangen hoffen. Man kann auch nicht behaupten, daß ihnen auf dem Wege zum Freihandel die kontinentalen Großmächte mit gutem Beispiel vorangegangen wären.

Ueber Mitempfindungen, insbesondere über farbiges Hören

Von

Dr. G. Marinesco,

Professor an der Universität zu Bukarest, Mitglied der Rumänischen Akademie

Mit dem Ausdruck „Mitempfindungen" oder „sensorielle Synästhesien" bezeichnen wir Erscheinungen, die, obwohl seltsam, doch das Resultat eines natürlichen Geschehens sind. So ist zum Beispiel die bekannteste dieser Mitempfindungen, das farbige Hören, nichts andres als die Vereinigung zweier Empfindungen, von denen die eine primär und wirklich ist, nämlich die Gehörempfindung, während die andre, die Farbenempfindung sekundär oder indirekt im Geiste der Person, welche diese Anomalie dank einer besonderen Veranlagung darbietet, hervorgerufen wird.

Verschiedene Statistiken zeigen, daß dergleichen Assoziationen nicht so selten sind. So hat Lemaître das farbige Hören bei Kindern in 30 Prozent festgestellt, Philippe bei Erwachsenen in 12 Prozent, Bleuler und Lehmann in 12,5 Prozent, Gruber, der 1000 Fragebogen verschickte, bekam 50 positive Antworten, was 5 Prozent entsprechen würde. Suarez de Mendoza findet diese Zahlen zu groß, denn unter 372 von ihm untersuchten Personen konnte er nur dreizehnmal diese Erscheinungen beobachten.

Mercante analysierte die von 965 Personen gegebenen Antworten vom Standpunkt des Individuums, der Gruppe, des Alters, des Geschlechts, der Intelligenz, der Struktur der Worte und der Farben. Diesem Verfasser zufolge bildet das farbige Hören keine Ausnahmeerscheinung, veranlaßt durch pseudophysiologische Störungen, sondern eine normale, sämtlichen Individuen gemeinsame Erscheinung, die allerdings auf pathologischem Boden Eigentümlichkeiten, aber nicht spezifischer Art, bieten kann. Zweifellos handelt es sich um eine Steigerung des Hörgesichtstypus.

In bezug auf das Geschlecht fand Mercante Männer und Frauen in gleicher Zahl beteiligt, nur machte es den Eindruck, als ob bei letzteren die Erscheinungen intensiver wären. Vom Gesichtspunkte des Alters, der Häufigkeit und Intensität

Digitized by Google

waren die Erscheinungen in den ersten Lebensjahren stärker ausgeprägt, sie waren um so geringer, aber um so genauer, je mehr sich die Individuen dem Alter von acht bis zehn Jahren näherten.

Obwohl diese sensoriellen Synästhesien in gleichem Maße den Biologen wie den Arzt, den Physiologen wie den Dichter und Künstler interessieren — alle diese Zweige menschlicher Geistestätigkeit haben zur Kenntnis dieser Erscheinung beigetragen — so sind deren Beiträge zu dieser Frage doch dem großen gebildeten Publikum nur wenig bekannt.

Die Künstler und die Dichter haben als erste diese Erscheinungen beobachtet. So finden wir in der Lebensbeschreibung Salomon Landolts, eines schweizerischen Richters und Malers, gestorben im Jahre 1818, einige Angaben, die bezeugen, daß er farbiges Hören darbot. „Landolt," erzählt sein Biograph, „sang manchmal mit dem Brummeisen und behauptete eine Verbindung beobachtet zu haben zwischen den Tönen dieses Instruments — insbesondere den hohen — und den Farben und ihrer harmonischen Abstufung, wodurch es ihm erleichtert war, angenehme Farbenanordnungen zu treffen."

In seiner Arbeit über die Farbentheorie sagt Goethe, daß Leonard Hoffmann im Jahre 1786 in Halle eine Studie über den gleichen Gegenstand veröffentlicht habe, in der er Farben für die Instrumententöne angibt. Ihm zufolge ist der Ton des Violoncells indigoblau, der Geige ultramarinblau, der Klarinette gelb, der Trompete hellrot, der Flöte kermesrot, des Hoboe rosa, des Jägerhorns purpurn, des Flageoletts violett.

Der erste Fall in der medizinischen Literatur ist der von Sachs in Erlangen (1812). Im Jahre 1848 nannte Dr. Cornaz, Augenarzt in Neuenburg in der Schweiz, die von Sachs studierte Anomalie „Hyperchromatopsie", indem er sie als eine Art Hyperästhesie des Farbensinns auffaßte. In einer Arbeit über den Daltonismus, die Dr. Wartmann 1849 in Genf veröffentlichte, werden zwei Personen erwähnt, die farbiges Hören darboten.

Bleuler und Lehmann erwähnen, daß der berühmte Tondichter Joachim Raff im Jahre 1855 einem der ihm befreundeten Musiker erklärte, daß ihm die Instrumententöne farbige Vorstellungen erwecken, und zwar scheint ihm der Ton der Flöte tiefazurblau, des Hoboe gelb, des Hornes grün, der Trompete scharlachrot, des Flageoletts grauschwarz. Die tiefen Töne gaben ihm dunkle Vorstellungen, die hohen helle Abtönungen. Dieselben Verfasser berichten, daß der Pianist und Tondichter Louis Ehlert in seinen bemerkenswerten „Briefen an eine Musikfreundin", die 1859 in Berlin erschienen sind, in folgender Weise seine Eindrücke beim Hören der Schubertschen Sinfonie in C-Dur niederschrieb: „Die Arie in F-Dur, im Scherzo, ist von einer so sonnenvollen Wärme und von einem so zarten Grün durchdrungen, daß es mir, wenn ich's höre, scheint, als ob ich den Duft der jungen Tannenknospen einatme. Nein, wahrlich, wenn F-Dur nicht grün heißt, dann verstehe ich nichts mehr von der Tonfärbung."

Im Jahre 1860 reiht Marcé in Paris in seiner Aggregationsthese „über

Digitized by Google

die Alterationen der Sensibilität" das farbige Hören zwischen dem Daltonismus und der Anorthopsie ein.

Perroud aus Lyon veröffentlicht 1863 seine eigne Beobachtung und ist, wie es scheint, der erste, der die rein physiologische Natur dieser Anomalie erkannt und ihr eine annehmbare Deutung gegeben hat. Derselben Ansicht ist auch Chabalier aus Lyon, der im Jahre 1864 eine Abhandlung über den gleichen Gegenstand erscheinen ließ, den er Pseudochromästhesie nannte.

Im Jahre 1871 beobachtete Kaiser einen neuen Fall von sekundärer Farbensensation bei einem hervorragenden, intelligenten Menschen, der für Buchstaben einen hohen Grad von Assoziationsvermögen aufwies. Bemerkenswert ist, daß Kaiser, der den Patienten nach zehn Jahren wiedersah, keinerlei Farbenschwankung feststellen konnte.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Selbstbeobachtungen Nußbaumers und seines Bruders, die 1873 erschienen sind. Beide zeigten schon während der Kindheit farbiges Hören und stritten oft unter sich über die Tonfärbung. Nußbaumer hat zahlreiche Versuche angestellt, um die Ursache dieser Erscheinungen zu entdecken, allein Professor Benedikt in Wien riet ihm, von den Versuchen abzustehen, da sie gefährlich und pathologischer Natur wären.

1876 begann Professor Fechner eine eingehende Ermittlung über diesen Gegenstand, indem er verschiedenen Schriftstellern, Künstlern und Gelehrten einen Fragebogen schickte; die erzielten Ergebnisse veröffentlichte er in seiner „Vorschule der Aesthetik" (1876) und in seinem bekannten Werke „Elemente der Psychophysik".

Im Jahre 1878 unternahmen Bleuler und Lehmann, beide dazumal Studierende an der Züricher Hochschule, ernste Studien über diese Erscheinung, die einer von ihnen bei sich selbst beobachtete. In einem Gespräch zwischen Bleuler und Lehmann über das Aussehen der Ketone behauptete der letztere, daß die Ketone gelb seien, da das Wort ein o enthalte, das gelb wäre. Der Genosse war überrascht und verstand eine solche Behauptung nicht, er verlangte eine Aufklärung; von der Schilderung des Genossen über die Farben, die bei ihm durch Laute hervorgerufen werden, veranlaßt, unternahm er ausgedehnte Untersuchungen über das farbige Hören. Von 596 Personen, die befragt wurden, boten 76 Erscheinungen der sensoriellen Assoziation dar. Die Autoren vereinigten sämtliche bekannten Fälle in einer 1881 erschienenen Arbeit unter dem Titel „Sekundäre Sensationen", während sie die Namen „Photismen" und „Phonismen" für einige Eigentümlichkeiten vorbehielten.

Im Jahre 1881 veröffentlichte Schenk den Fall einer intelligenten englischen Erzieherin, die die Eigennamen durch Assoziation färbte. Es folgten hierauf die Beobachtungen von Pedrano in Nantes, von Meyershausen in München (1882) und von Victor Grazzi in Florenz (1883).

Im Jahre 1884 machte Ughetti Mitteilungen über einen Arzt, der die Töne der Worte und der Musikinstrumente färbte. Albert de Rochas behauptete 1885, daß er unter 50 Personen 3 mit farbigem Hören gefunden habe.

Digitized by Google

1888 veröffentlichte Dr. Baratoux in Paris eine Monographie über das „farbige Hören", worin er sämtliche Tatsachen über farbiges Sehen und Hören zusammenfaßt und gleichzeitig die sekundären Sensationen aus dem Gebiete der andern Sinne erwähnt.

In demselben Jahre resümiert Dr. Grützner die Arbeiten von Nußbaumer, Bleuler und Lehmann, Urbantschitsch und schlägt als Erklärung der Tatsachen die Annahme einer simultanen Reizung der sensoriellen Zentren auf dem Wege der Assoziationsbahnen vor.

Im Jahre 1889 wird in der „Gazette des Hopitaux" (Paris) von Dr. P. Raymond ein Fall geschildert, der einen dreißigjährigen, körperlich und geistig gesunden Mann betraf; sein farbiges Hören bezog sich aber nur auf das Sprechen, nicht auf musikalische Töne.

Auf dem Kongreß für physiologische Psychologie, der 1889 in Paris stattgefunden hat, haben Dr. Varigni aus Paris und Eduard Gruber aus Jassy je einen Fall von farbigem Hören vorgestellt.

1890 erschien eine vollständige Monographie von Dr. Ferdinand Suarez de Mendoza aus Angers, die, nachdem sie eine Geschichte der Frage gebracht hat, 8 äußerst interessante, persönlich beobachtete Fälle mitteilt. Nach dem Verfasser soll die Gesamtzahl der bis zum Jahre 1890 veröffentlichten Fälle 134 betragen.

Auf dem Kongreß für experimentelle Psychologie, der 1892 in London tagte, machten Francis Galton und E. Gruber zwei interessante Mitteilungen über farbiges Hören und ähnliche Erscheinungen, das Ergebnis zahlreicher und systematischer Versuche. Diese Mitteilungen, insbesondere jene Grubers, fanden einen starken Widerhall und veranlaßten, daß das Studium dieser Fragen einen neuen Aufschwung nahm. In der Tat erschien im nächsten Jahre Flournoys Werk „Des phénomènes de synopsie", ein wichtiges Werk über diese Erscheinungen.

In der Folge wurde die Literatur der Synästhesien immer reicher, namentlich durch Artikel, die in wissenschaftlichen Zeitschriften publiziert wurden, so die Studien von Daubresse, Binet, Claparède, Lemaître, Sokolov, Laignel-Lavastine, Laures, Mercante u. a. Alle diese Beiträge brachten es zwar mit sich, daß unsre Kenntnisse über das klinische Bild der Synästhesien stark vermehrt wurden, allein die pathogenetische Erforschung derselben war noch weit davon entfernt, vollständig zu sein.

Die klinischen Erscheinungen überraschten, wie wir zu Beginn dieser Abhandlung gesehen haben, nicht nur die Aerzte und die Physiologen, sondern auch Schriftsteller und Dichter, sei es, daß diese die Erscheinungen bei sich selbst beobachteten, sei es, daß sie dieselben auf eingebildete Persönlichkeiten bezogen. In einem merkwürdigen Feuilleton, das der französische Dichter Théophile Gautier in der „Presse" vom 10. Juli 1843 veröffentlichte, analysiert er in folgender Weise die Empfindungen, die er infolge des Genusses von Haschisch gehabt hat: „Mein Gehör entwickelte sich wunderbar; ich vernahm das Geräusch der Farben. Grüne, rote, blaue, gelbe Töne gelangten zu mir in vollkommen

Digitized by Google

klaren Wellen. Ein umgestoßenes Glas, das Krachen des Stuhles, ein leise gesprochenes Wort vibrierten und widerhallten in mir wie Donnerschläge."

Es scheint, daß es ebenfalls farbiges Hören war, das Rimbaud zum bekannten Lautesonett begeisterte:

A noir, E blanc, I rouge, U vert, O bleu, voyelles,
Je dirai quelque jour vos naissances latentes.
A, noir corset velu des mouches éclatantes
Qui bombillent autour des puanteurs cruelles,

Golfe d'ombre; E, candeur des vapeurs et des tentes,
Lance des glaciers fiers, rois blancs, frissons d'ombelles;
I, pourpres, sang craché, rire des lèvres belles
Dans la colère ou les ivresses pénitentes;

U, cycles, vibrements divins des mers virides,
Paix des pâtis semés d'animaux, paix de rides,
Que l'alchimie imprime aux grands fronts studieux;

O, suprême Clairon plein de strideurs étranges,
Silences traversés des Mondes et des Anges:
— O l'oméga, rayon violet de Ses yeux!

Wir finden auch bei andern französischen Dichtern Anzeichen von Synästhesien; so sagte Th. de Banville:

Et j'ai trouvé des mots vermeils
Pour rendre la couleur des roses,

und Baudelaire:

Les parfums, les couleurs et les sons se répondent,
Il est des parfums frais comme des chairs d'enfants
Doux comme les hautbois, verts comme les prairies.

Deutsche Dichtung und deutsche Literatur sind mir zu wenig bekannt, so daß ich nicht weiß, wie weit derartige Synästhesien die deutschen Dichter und Schriftsteller beeinflußt haben. Unter den Papieren Grubers fand ich eine Angabe von jemand, der wahrscheinlich einen Fragebogen bekam, aber seinen Namen verschweigt; die Angabe bezieht sich auf eine Stelle von E. Junckers Roman: „Götterlose Zeiten":[1])

„Was ist das nun wieder für ein merkwürdiges Bild, Kind, wie kommst du darauf, mich mit einer grünen Welle zu vergleichen?"

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Nun wohl, Menschen, die ich sehr liebe oder sehr hasse — und du weißt, ich muß bei solchen, die irgendwelche Bedeutung für mich haben, das eine oder das andre tun —, sehe ich immer in einer ganz bestimmten Farbe vor mir. So erscheint mir dein Verehrer, der Legationsrat v. Behrent, immer als schönstes, goldigstes Orange, du aber schillerst in allen Farben der Phantasie und des

[1]) Berlin 1893, Bd. I, S. 59.

Digitized by Google

Geistes, wie die flüssige grünliche Woge, in der sich die Farben des Himmels und der Erde vereinen."

*

Ich hatte Gelegenheit, zwei solche Fälle zu studieren. Der eine betraf eine Frau, die ich unzählige Male untersuchte; es war ihr eigner Wunsch, der Wissenschaft dienlich zu sein, um die stark ausgesprochene Erscheinung, die sie bot, aufzuklären. Patientin ist fünfunddreißig Jahre alt, hochgebildet, die Anamnese ist in bezug auf erbliche Momente nicht ohne Interesse, der Vater starb an einer Herzkrankheit, die Mutter, fünfundsechzigjährig, mit gesundem Verstand, erregbar, seltsam und nervös, ein Bruder endete durch Selbstmord, eine sechsundzwanzigjährige Schwester zeigt stark entwickelte künstlerische Begabung, leidet aber an Neurasthenie und Enterokolitis, ein zweiundvierzigjähriger Bruder ist gichtleidend.

Im folgenden schildert die Patientin selbst die Erscheinungen, die sie bietet:

„Ich war nicht älter als sechs Jahre, da ich einen Vergleich anstellte zwischen der grauen Farbe meines Namens „Maria" und der Farbe des Namens meiner Schwester, „Jeana", den ich meerblau sah. Ich fühlte tiefes Bedauern, daß meine Schwester einen so schön gefärbten Namen hatte, während meiner so häßlich war.

Bis zum Alter von vierzehn bis fünfzehn Jahren hegte ich nicht den geringsten Zweifel, daß es nicht möglich sei, daß jemand gesprochene Worte höre, ohne daran zu denken, daß sie gleich von einer bestimmten Farbe gefolgt sein müssen. Eines Tages wohnte ich in Jassy — wo ich das Gymnasium besuchte — einem Vortrage Grubers bei, der nebenbei von dieser eigentümlichen und seltenen Erscheinung sprach, von dem farbigen Hören.

Ich wäre nie imstande, zu schildern, was in jenen Augenblicken in meiner Seele angesichts einer solchen Offenbarung sich abgespielt hat. Nicht alle Welt sieht Farben, wenn sie spricht oder liest! Ich litt schwer darunter, daß ich von meinen Kameradinnen, denen ich mitteilte, daß ich hunderterlei Farben sehe, wenn ich spreche oder lese, nicht verstanden wurde. Wie schmerzhaft war es für mich, daß ich ein anormales Wesen war, wie sie mich nannten. Das traurigste dabei war, daß die Lehrer sich genau so verhielten wie die Genossinnen, ohne sich über die Unruhe, die sich meiner verlegenen und erschreckten Seele bemächtigte, klar geworden zu sein.

Lange Zeit vermied ich es, von diesen Farbensensationen zu sprechen, da ich großen Schmerz empfand ob der lächerlichen Worte und der böswilligen Andeutungen aller jener, die nicht fähig waren, mich zu verstehen. Später, als ich nach Bukarest kam, um meine Studien fortzusetzen, wurde ich mit mehreren Vertretern der Wissenschaft bekannt, denen ich mich — nach vielem Zaudern — anvertraute.

Aus einer lächerlichen Person ward ich ein interessanter Fall!

Nun will ich es versuchen, alles möglichst genau wiederzugeben, was ich sehe, was ich höre, was ich fühle in bezug auf diese Sensation, genannt farbiges Hören, die sich bei mir in so seltsamer und so verwickelter Gestalt darbietet.

Digitized by Google

Jedwedes menschliche Wesen, das einen Laut, eine Silbe, ein Wort in irgendeiner mir bekannten oder unbekannten Sprache artikuliert, gibt mir den Eindruck einer Farbe. Wenn ich zum Beispiel das Wort „viitor" (Zukunft) höre, so sehe ich grün, „avenir" gelb, was bezeugt, daß nicht der Sinn des Wortes mir den Farbeneindruck gibt, sondern der Ton. Kein Geräusch weckt in meinem Sinn eine Farbe, nicht einmal die Musiktöne.

Die Farben, welche die Worte begleiten, sind verschieden und unendlich abgestuft. So zum Beispiel „Hoffnung", „Glück", „Pracht" rufen alle drei bei mir ein halb durchsichtiges Grau hervor, allein jedes in besonderer Abstufung.

Die Farben sind manchmal undurchsichtig, so zum Beispiel ist „Deutschland" schwarz und undurchsichtig; andre sind nur halb undurchsichtig, z. B. „Schmerz" ist ein halbdurchsichtiges Gelb; oft sind sie durchsichtig wie das Wasser, z. B. „Anna": ein blaugrünliches Wasser wie ein Opal. Diese Farben sind manchmal glänzend, z. B. „Marinesco" ist schwarzbläulich glänzend; am meisten aber sind sie matt, z. B. „Liebe", ein altes, ganz glanzloses Rot.

Die Farben sehe ich immer im Raume schwebend, nie auf einen andern Gegenstand ausgebreitet. Die Form, unter der sich diese Farben zeigen, ist verschieden: in Form von Streifen, Vierecken, Sphären, kleinen Kugeln. Sehr oft sehe ich die Farben geschrieben, dann und wann umarmen sie den ganzen Raum, soweit ihn der Verstand fassen kann, und umhüllen ihn wie eine Wolke, wie ein Rauch, so zum Beispiel ist „Sonntag" ein endloser blaßrosiger Rauch.

Der größte Teil der Farben, die ich sehe, ist irisierend, opalisierend und mit Reflexen versehen, andre beginnen mit der einen Farbe und enden mit einer andern, z. B. „Psychotherapie" beginnt mit Schwarzgrau und endet mit tabakähnlichem Kastanienbraun.

Bemerkenswert ist, daß die Farben, welche die Worte begleiten, sich niemals ändern, und daß sie mir simultan erscheinen, als wäre eine bestimmte Farbe inhärent einem bestimmten Laut.

Die abstrakten Worte bieten viel lebhaftere und viel schönere Farben als die konkreten Worte, so zum Beispiel ist „Liebe" ein wunderbar gefärbtes Dunkelrosa, „Stuhl" ein blasses, dunkles und mattes Braun.

Oft sehe ich in ein und demselben Wort mehrere Abstufungen der gleichen Farbe, z. B. „Gott", ein Gelb im Zickzack und mit vielen Abstufungen.

Sehr oft geschieht es mir, daß ich Farben sehe, die in der äußeren Welt nicht vorhanden sind, so daß es mir äußerst schwerfällt, sie genau zu beschreiben.

(Die Patientin gibt sehr ausführlich die Farben der Vokale, der Konsonanten, einiger Vornamen, der Länder- und Städtenamen, der Wochentage, der Monate, einiger abstrakter und einiger konkreter Worte an.)

Ich habe bemerkt, daß das lebhafte Rot gänzlich abwesend in der Farbenskala ist, die sich in meiner Vorstellung entwickelt. Ich sehe Rosa und Abstufungen von Granatrot, nie lebhaftes Rot.

Die Farben faszinieren mich. Ich bin imstande, stundenlang vor einer wundervoll kolorierten Malerei zu stehen, in einem Salon, wo sich die Stoffe

Digitized by Google

farbig und schön aneinanderreihen, vor einem Blumenstrauß, dessen Blumen nach Farbenabstufungen geordnet sind, in einem Garten. Die duftenden Blumen aber geben mir eine unbeschreibliche Wollust. Ich lebe durch die Farben und fühle eine unsagbare Trauer, wenn ich nicht von harmonischen Farben umgeben bin.

Ich vergaß hinzuzufügen, daß die Farben, die ich sehe, nur mit großer Mühe von mir auf der Palette in Oelfarbe, Aquarell oder Pastell wiedergegeben werden könnten; die Farben, die ich beschrieben habe, kommen nur annähernd den Farben, welche ich sehe, nahe.

Jedwede Beschreibung von Figuren oder Menschen, in der die Farbe des Haares, der Augen, der Kleider usw. erwähnt wird, gibt mir eine so lebhafte Vorstellung, als ob ich jene Menschen neben mir sähe, so daß ich sie zeichnen und die Zeichnungen kolorieren könnte wie nach einem natürlichen Modell.

Oft begegne ich Personen, die ich nicht kenne, die aber so sehr einem irgendwo beschriebenen Bilde ähneln, daß ich beim Anblicken dieser Personen zusammenschauere.

Die Eigenschaft, die Worte zu kolorieren, habe ich nicht nur, wenn ich sie höre, sondern auch, wenn ich sie lese, selbst nur in Gedanken, d. h. selbst stilles Lesen ist gefärbt; in diesem letzten Fall höre ich die Worte so deutlich, als wenn sie mir jemand ins Ohr gesprochen hätte.

Es ist eine Beziehung vorhanden zwischen der Betonungsart des Wortes, seiner Länge und der Farbe, die ich sehe. Die längeren Worte sind durch längere farbige Streifen dargestellt. Der Vokal o, der in mir die Sensation weißgelb erweckt, unterscheidet sich von der Interjektion o! nur dadurch, daß in der letzteren der Ton der Farbe heller ist.

Die Musik gibt mir noch Geruchseindrücke; so erinnern mich die Trauermärsche an den Geruch der Chrysanthemen und Tuberosen. Die Musik, die sich an die Sinne richtet, wie die Walzer, haben den Duft der Rosen."

*

Von dem Vater eines meiner ehemaligen Patienten bekam ich einen Brief, in dem ich auf das farbige Hören, das er bei seinem Sohne beobachtet hat, aufmerksam gemacht werde.

In diesem zweiten Fall handelt es sich um einen jungen Mann, der im Jahre 1888 geboren wurde; die Eltern sind gesund, nur ist von seiten der Mutter in aufsteigender Linie eine starke erbliche Belastung vorhanden: Psychose, Selbstmord, ein Fall von Epilepsie usw.

Im Jahre 1907 zeigte der Jüngling psychische Störung, begleitet von Gehör- und Gesichtstäuschungen, Jähzornigkeit, Schlaflosigkeit u. dgl. Diese Störungen schwanden langsam infolge einer passenden Behandlung.

Der Jüngling ist für Musik empfindlich. Der Geschmack ist stark vermindert, so zum Beispiel schluckt er Chinin in Substanz, ohne den sehr bittern Geschmack wahrzunehmen. Er zeigt stark ausgesprochenes, farbiges Hören, das

Digitized by Google

seinem Vater aufgefallen war; letzterer schickte mir einige Tabellen über die Farben, die sein Sohn beim Hören gewisser Buchstaben und Worte sah, Tabellen, die mehrmals kontrolliert wurden, wobei sie fast identisch gefunden wurden.

Herrn G., dem Vater des Patienten, habe ich eine Reihe von Fragen vorgelegt über die Art, in welcher sich das farbige Hören seines Sohnes darstellt, mit folgenden Resultaten:

Sieht er die Farben in der Außenwelt und in welcher Entfernung, oder sieht er sie nur in der Vorstellung?

Die Farben projiziert er nach außen, aber er gibt sich absolut Rechenschaft darüber, daß sie nicht eine reale Perzeption sind, sondern ein Erzeugnis seines Gehirns oder seines Sensoriums. Er sieht die Farben, oder genauer die Buchstaben usw., gefärbt, auf eine Entfernung von $1^1/_2$ Meter; die Größe der Buchstaben ist etwa 3×3 Zentimeter.

Welche Form haben die gesehenen Farben?

Bei Buchstaben, Ziffern, Worten usw. bleibt deren Form bestehen. Bemerkenswert ist, daß nur die lateinischen Buchstaben ausgesprochene Farbe haben, während die Farben der deutschen (gotischen) Buchstaben weniger ausgesprochen sind. Die Länder sieht er wie auf der Landkarte, die ganze Oberfläche des Landes in seiner Farbe.

Ich vermute, daß einige Farben, wie Rußland = grün, Türkei = rosa, Reminiszenzen sind von dem geographischen Schulunterricht her; nicht ausgeschlossen bleibt eine Wortassoziation bei Portugal = portocaliu (im Rumänischen orange). Bei Spanien und Portugal sieht er die betreffenden Farben viel ausgesprochener an der Südseite dieser Länder als in den nordischen Teilen; je mehr er nach Norden geht, um so neutraler wird die Farbe. Bei allen andern Ländern ist die Farbe gleichmäßig intensiv.

Ob er die Buchstaben des Alphabets und einige Worte in Farben darstellen könnte?

Er sieht die Buchstaben gefärbt und in schwarzem, wie mit Bleistift hergestellten Umriß. (Ich habe mit dieser Antwort einen Karton bekommen, in welchem Buchstaben, Ziffern und Musiknoten in Farben so wiedergegeben waren, wie er sie sieht. Die Buchstaben sind lateinische, große Druckbuchstaben, die Ziffern arabisch und die Noten nach der Lage, die sie haben, auf dem Notensystem des Musiknotenpapiers aufgeschrieben.)

Ob die Musiknoten von Farben begleitet sind?

Nein. Wenn man ihm auf dem Piano vorspielt, gibt es manche Noten, die bei ihm keinerlei Farbensensation hervorrufen. Er sieht vor sich nur Notenstücke, deren Farben von seiner Hörsynästhesie bestimmt werden; nicht die Töne haben Farbe, sondern die Noten.

Ob er ein Gedicht, einen Menschen, eine natürliche Erscheinung (z. B. den Wind) durch eine Farbe charakterisiert?

Weder Goethe noch sein Gedicht „Erlkönig" haben Farbe. Schiller ist bestimmt blau. Eminescu ist weiß. Alexandri und Hasdeu sind farblos. Von

Digitized by Google

seinen Bekannten hat sein Musiklehrer, der ihm sehr sympathisch ist, eine traurige braune Farbe, Dr. Marinesco, an den er sich erinnert, dunkelrot, vermischt mit schwarz. Personen, die ihm feindlich gesinnt sind, haben aschgraue, mausgraue oder schwarze Farbe. Die Farbe bezieht sich besonders auf den Namen, den er mit großen, gefärbten Druckbuchstaben geschrieben sieht; übrigens haben die Menschen keine fühlbaren Farben. Der Wind ist aschgrau, schwarz, silberhell. Die konkreten Worte haben die Farbe, die der betreffende Gegenstand suggeriert (der Baum ist grün usw.). Von den abstrakten Wörtern hat das Wort „Geist" eine helle, weißbläuliche Farbe, infolge des Buchstabens s, der blau ist — wie er sich ausdrückt.

Ob für ihn sympathische Farben vorhanden sind?

Er hat Farben, die er vorzieht: Kastanienbraun, Gelblich, Orange, Violett. Der Vorzug dieser Farbe wird bezeugt außer durch seine Aussage noch durch die Wahl der Halsbinden, des Hutes usw., die er trägt. Antipathisch ist ihm nur Schwarz, einigermaßen auch Grau, aber unter Vorbehalt, denn grau sind auch die Wolken und doch interessieren ihn seit langem besonders atmosphärische Erscheinungen, die ihm sympathisch sind.

Hat er sympathische und antipathische Personen?

Bei den sympathischen assoziiert er lichte Farben: Weiß, Creme, Gelb; bei antipathischen Personen hat er keine Farbenassoziationen, selbst wenn er keine Antipathie hat, infolge der Farbe der Buchstaben ihres Namens.

Welche Farbe schreibt er den Worten: rot, gelb, grün, Blut zu?

Rot ist ein grünes Band von 1 Zentimeter Breite, das diagonal eine rosige Oberfläche von 20 × 45 Quadratzentimeter durchschneidet. In den Dimensionen der Farben überträgt sich proportional die Macht der Buchstabenfarbe auf den Sinn — behauptet er.

Freude: ein Weiß mit blauen Flecken.

Blau: ein roter Fleck in der Mitte eines blauen Feldes, die Ränder des roten Flecks werden immer blasser und gehen unmerkbar in das Blau über, ohne aber eine Uebergangsfarbe zu schaffen als Ergebnis der Kombination von Rot und Blau (Violett sagt er).

Gelb: die Farbe der Brotkruste.

Blut: blaue Flecken auf einem roten Feld, wie wenn blaue Tropfen in ein Glas mit roter Flüssigkeit fallen würden.

Hat der Akzent einen Einfluß auf die Farbe der Worte?

Er kann keinen deutlichen Bescheid geben. Paris (die Stadt) ist blaugrünlich, Paris (aus der Mythologie) ist farblos.

Air (Luft) ist farblos, ère (Aera) ist weißgrau, air (Arie) ist farblos.

Die Note sol (g in der deutschen Skala) hat nur eine einzige Farbe, die aber wechselt, je nach der Oktave, in der sie sich befindet.

Erzeugt das Hören einer Musik, eines Gesprächs bei ihm Lichtsensationen?

Auf diese Frage antwortet er zaudernd nein. Ein angenehmes Musikstück bringt ihm das Bild einer geliebten Person vor die Augen.

Digitized by Google

Die Farbenempfindungen haben ihm in der Schule nicht als mnemotechnische Mittel gedient.

Er kann nicht präzisieren, ob der Anblick der Farben ihm Hörempfindungen hervorruft, es scheint aber, daß er sie nicht in spontaner Weise hat.

Ich will noch hinzufügen, daß ich (der Vater dieses Jünglings), wenn ich ein Stück Musik höre, z. B. die C-Symphonie Schuberts, in der dasselbe musikalische Motiv immer wiederkehrt, aber von einer Tonart fortwährend in eine andre übergeht, z. B. von C-Moll in A-Dur, von G-Dur in E-Moll usw., einen mächtigen Eindruck bekomme, mehr als einen ästhetischen; er ist so lebhaft, daß es mir möglich wäre, ihn in Farben auf die Leinwand zu bringen wie eine Landschaft. So zum Beispiel wie die Albanerberge, auf die ich von Rom beim Sonnenuntergang geblickt habe, wo dasselbe Landschaftsbild, ohne daß es sich als Form geändert hätte, doch unmerkbar und rasch genug einen Farbenwechsel zeigte von Gelb in Orange, in Rot, in Violett, in Grün, in Grau usw.

*

Eine wichtige Frage, die sich aufdrängt, wenn wir diese Fälle untersuchen, ist die, zu wissen, ob eine physiologische, mathematische oder sonstige Beziehung zwischen den verschiedenen Tönen und den ihnen entsprechenden Farben vorhanden ist.

Zunächst stellen wir eine Tatsache fest, die besonders hervorgehoben werden muß, nämlich daß den gleichen Tönen nicht immer die gleichen Farben entsprechen, daß wir es mehr mit individuellen Reaktionen als mit allgemeinen Erscheinungen zu tun haben. Aber selbst wenn diese Erscheinungen manche allgemeine Eigenschaften besitzen, so sind diese doch schwer zu präzisieren.

Die erste Schwierigkeit ist die, daß in manchen Fällen den Vokalen nicht elementare Farben entsprechen, sondern ein Gemisch von zwei oder mehreren Farben. Wir finden nicht die Farben des Sonnenspektrums entsprechend den Vokalen oder den Konsonanten, vielmehr haben wir es mit nicht spektralen Farben zu tun. Wenn eine vollkommene Verbindung zwischen Farben und Tönen bestände, so müßten wir bei wenig harmonischen Tönen Farben mit wenigen Vibrationen finden. (?)

Eine andre bedeutende Schwierigkeit finden wir in der Färbung der Worte und der Ziffern. Noch sehen wir nicht das Gesetz, demzufolge derartige Personen die Worte färben, und die Schwierigkeit wird um so größer, wenn ein Wort mittels einer elementaren Farbe koloriert wird, während die Töne, die es bilden, durch komplexe Farben oder durch ein Gemisch von Farben dargestellt werden. Wenn auch die Art der Wortfärbung, wenigstens scheinbar, keiner Regel zu folgen scheint, so sind doch in meinem Fall sehr viele Worte nichts andres als eine Kombination der von den Tönen hervorgerufenen Farben, die an der Zusammensetzung jenes Wortes beteiligt sind. Dies hat auch der Jüngling aus der zweiten Beobachtung bemerkt. So sagt er zum Beispiel, daß das Wort Johann gelb sei, weil o gelb gefärbt ist.

Digitized by Google

Die Intensität der Farbe ist ebenfalls ein Faktor, der eine bedeutende Rolle in den gefärbten Bildern spielt. Nicht weniger wichtig ist die Größe dieser Bilder; im allgemeinen haben lange Worte größere, kurze Worte kleinere farbige Bilder.

Es ist schwer, ein abschließendes Urteil sich darüber zu bilden, ob es sich um eine normale Erscheinung handelt, die der individuellen Psychologie angehört, oder um eine anormale Erscheinung, die in das Gebiet der pathologischen Psychologie einzureihen ist. Die weitgehende, von Gruber unternommene Enquete über das farbige Hören bei den Ueberlebenden der von Fechner früher untersuchten Personen und über die Todesursachen der inzwischen Verstorbenen, ist leider nicht zu Ende geführt worden. Die Wärme, mit der mein betrauerter Landsmann die Meinung verteidigt, daß es sich nicht um eine pathologische Erscheinung handelt, wird viele für seine Ansicht gewinnen; die Tatsache, daß der junge Forscher an einer Hirnkrankheit gestorben ist, darf nicht zu einer kategorischen Zurückweisung führen. Hier folgt ein Brief Grubers an Herrn Minister Titu Maiorescu, der mir gütigst zur Verfügung gestellt worden ist:

„In Verbindung mit meiner Statistik und mit der Fechners unternahm ich noch eine besondere Statistik der Ueberlebenden, welche farbiges Hören aufwiesen. Ich zähle zu den Ueberlebenden jene Personen, die nach fünf, zehn, fünfzehn oder zwanzig Jahren seit der Mitteilung ihrer Beobachtung mir jetzt zum zweitenmal geantwortet haben. Diese zweiten Antworten bilden die Statistik der Ueberlebenden. In bezug auf die Toten ist von Interesse, an welcher Krankheit sie gestorben sind, namentlich ob sie an einer Hirnkrankheit zugrunde gegangen sind.

Eine ganze Reihe von Ueberlebenden erklärte mir, daß sie keineswegs von nervösen Krankheiten belästigt worden sind. Von den Toten sind nur zwei an Hirnkrankheiten gestorben, die andern zwanzig, über die ich Erkundigungen eingezogen habe, starben an andern Krankheiten. Es kann also nicht von einer pathologischen Erscheinung gesprochen werden; höchstens könnte man Entartung gelten lassen, wie dies auch Nordau und Steinbrügge in einem Brief, den ich von letzterem empfangen habe,[1]) tun. Flournoy behauptet, daß die Entartung nicht durchaus ursächlich mit dem farbigen Hören verbunden ist, daß aber eine solche Beziehung möglich wäre. Ich schließe mich dieser Ansicht an. Wundt sieht in dem farbigen Hören „Gefühlsassoziationen", also durchaus Erscheinungen aus dem Gebiet der normalen Psychologie.

Eine kuriose Tatsache ist die: in der ganzen Geschichte des farbigen Hörens (die diesbezügliche Literatur besitze ich vollständig) habe ich nicht einen Psychiater gefunden, der sich mit dieser Erscheinung beschäftigt hätte. Es ist dies charakteristisch. Unbestritten ist, daß das farbige Hören in erster Reihe ein Problem der deskriptiven Psychologie, in zweiter Reihe ein Problem der experimentellen Psychologie und in dritter Reihe ein Problem der physiologischen Psychologie ist. Ich glaube nicht, wie Rosenbach, daß es nur ein Problem der Sinnesphysiologie sei, vielmehr glaube ich, daß es zerebrales Problem ist."

---

[1]) Teilweise weiter unten abgedruckt.

Digitized by Google

Hier folgt der Brief Steinbrügges in dieser Angelegenheit:

„... Hinsichtlich meiner Ansicht über krankhafte psychische Zustände, welche mit der audition colorée etwa verbunden sein könnten, möchte ich, um von Ihnen nicht mißverstanden zu werden, nur noch folgendes bemerken: Ich halte die mit audition colorée behafteten Personen durchaus nicht für krank oder degeneriert im gewöhnlichen Sinne des Wortes, und ich glaube dies auch nicht in meiner Antrittsrede ausgesprochen zu haben; ich halte den Zustand derselben nicht für normal, wenngleich die betreffenden Persönlichkeiten im übrigen ganz gesunde und geistig bedeutende, hervorragende Menschen sein können. Die große Mehrzahl der Normalmenschen weiß von Doppelempfindung nichts, und in dieser Beziehung befinde ich mich im Widerspruch mit Urbantschitsch, welcher vielleicht viel mit nervösen Personen experimentiert hat. Zu einer normalen Sinnesempfindung gehört es, daß der sensorische Reiz, sobald derselbe zu dem betreffenden zerebralen Zentrum geleitet worden ist und hier die Funktion einer oder mehrerer Ganglienzellen angeregt hat, in diesem Gebiete aufhört. Schießt der Reiz über dies Ziel hinaus, so ist etwas nicht in Ordnung, sei es, daß es sich um das Fehlen von Hemmungsvorrichtungen handelt oder um eine gesteigerte Erregbarkeit gewisser zerebraler Partien, deren Wesen und Ursache wir zurzeit nicht kennen, die aber doch in manchen Fällen mit einem, vielleicht entfernt liegenden, erblichen Einfluß zusammenhängen dürfte.

Nichtsdestoweniger kann man die Erscheinungen der sekundären Sinnesempfindungen in psychologisch-physiologischer Beziehung gewiß mit großem Nutzen verwerten, und ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu Ihren mühsamen und fleißigen Untersuchungen!

Mir bietet der eine Umstand das meiste Interesse, daß eine periodische Lufterschütterung, welche im Gehörzentrum eine bestimmte Tonempfindung erzeugt, durch Ueberleitung des Reizes vom akustischen auf das optische Zentrum auch die Funktion einer andern Sinneszelle veranlassen und eine Farbenempfindung erregen kann. Daraus vermag ich nichts andres zu schließen, als daß der Reiz, welcher diese Farbenempfindungen hervorruft, kein spezifischer zu sein braucht, daß es vielmehr nur darauf ankommt, eine gewisse Stelle des optischen Zentrums durch einen irgendwie gearteten Reiz überhaupt zur Funktion anzuregen. Je nachdem dieser oder jener Punkt des Farbenzentrums vom Reize getroffen wird, hat der eine diese, der andre jene Farbenempfindung; das hängt vielleicht von einer verschiedenen Anlage der assoziierenden Nervenbahnen ab — jedenfalls tritt für mich, bei dieser Auffassung, die Bedeutung statistischer Forschung etwas in den Hintergrund. Ich glaube vielmehr darin eine Stütze für die Ansicht zu erblicken, daß die Gehirnzelle nicht durch eine gewisse Zahl von Erschütterungen oder Reizen eine bestimmte Ton- resp. Farbenempfindung vermittelt, sondern daß diese Zahlen nur für das periphere Sinnesepithel Geltung haben, und daß ein auf gewisse Gruppen von Nervenelementen dieses Sinnesepithels einwirkender Reiz auf dem stets gleichen Wege besonderer Nervenfasern, in überall gleicher Form, zu besonderen zentralen Ganglienzellen geleitet werde, deren Er-

Digitized by Google

regung an und für sich stets dieselbe Farbenempfindung hervorruft. Dies scheint mir die wichtigste Schlußfolgerung zu sein, und ich wundere mich, daß die Physiologen die Tatsache der audition colorée nach dieser Richtung hin nicht schon längst verwertet haben ..."

In der jetzigen Lage unsrer Kenntnisse können wir nicht noch tiefer in die Natur und den intimen Mechanismus dieser Erscheinung eindringen. Die zahlreichen Hypothesen, die von den verschiedenen Verfassern in dieser Hinsicht aufgestellt worden sind, sind ungenau oder einseitig. Hier sind einige von diesen Hypothesen:

1. Die Synästhesien, wie das farbige Hören, würden sich ergeben aus einer unvollständigen Differenzierung des Gesichts- und Hörsinnes oder richtiger der kortikalen Zentren dieser Sinne; es würde sich hier um eine ataviſtische Erscheinung handeln, die in einer Epoche zustande gekommen ist, in der die Dissemination der Sinne noch nicht perfekt gewesen ist. Es ist dies also eine embryologische Hypothese.

2. Andre Autoren dachten, daß es sich um Personen handelt, die besondere Anastomosesynästhesien zwischen den Rindenzentren der Gesichts- und Gehörsempfindung darstellen, so daß die Tätigkeit des Hörzentrums eintritt infolge einer Hörperzeption, die umgehend eine Verbindung herstellt zum Gesichtszentrum, so daß hierdurch die Empfindung einer Farbe zustande kommt. Dieser Hypothese zufolge wären die Photismen häufiger bei den weniger zivilisierten Völkern.

3. Fechner gab eine andre Hypothese, jene der nervösen Irradiationen. Diesem Psychologen scheint, daß die Erzeugung einer Empfindung auf die andern Empfindungen einen Einfluß ausübt, der von dem sensitiven Gebiet abhängt, in welchem die Empfindung entsteht und der mit der Intensität der hervorgerufenen Sensation schwankt, folglich mit individuellen Unterschieden.

4. Flournoy, der hervorragende Genfer Psychologe, ist der Schöpfer einer Hypothese, die viele Anhänger gewonnen hat. Es handelt sich um eine psychologische Theorie, die sich auf privilegierte Assoziationen gründet. Flournoy zufolge findet die Assoziation zweier Repräsentanten nicht dadurch statt, daß sie regelmäßig oder oft sich im Felde des Bewußtseins begegnen, sondern durch die Analogie ihrer eruktiven Charaktere. Henry Laures glaubt nicht, daß affektive oder privilegierte Assoziation die Erscheinungen erklären kann, seiner Ansicht nach ist die Psychologie bis heute nicht in der Lage, diese Synästhesien zu deuten.

Ich kann mich den Meinungen des letzteren nicht anschließen; meiner Ansicht nach sowie jener der großen Mehrheit der Forscher, die sich mit dieser Frage befaßt haben, sind alle bekannten Synästhesien nichts andres als psychologische Ereignisse, die ihren Sitz in irgendwelchen Zentren in der Rinde haben, die also in das Gebiet der individuellen Psychologie gehören. Es handelt sich um eine ziemlich verbreitete individuelle Veranlagung, die sich im Grade und in der Qualität von einem Individuum zum andern unterscheidet und in Beziehung zu einer größeren Impressionalität der Zentren steht, in denen die Worte gehört und die mentale Vision lokalisiert ist.

Digitized by Google

Wir haben uns nur an die Frau B. zu erinnern, von der oben die Rede war, welche Worte färbt, nicht nur, wenn sie die Worte hört oder wenn sie ihr vorgelesen werden, sondern auch wenn sie in Gedanken liest. Anderseits ist diese Frau eine sehr empfindliche Hörerin, denn selbst wenn sie in Gedanken liest, hört sie die Worte so deutlich, als ob sie ihr ins Ohr geflüstert würden. Zu dieser Hypersensibilität im Hör- und Sehzentrum muß noch eine Verminderung der Hemmungswirkung des Hörzentrums auf das Sehzentrum und umgekehrt hinzukommen, woraus sich die Persistenz des farbigen Hörens erklärt, das von der jüngsten Kindheit her andauert, während aus der Statistik Grubers ersichtlich ist, daß die Erscheinungen des farbigen Hörens mit der Zeit zurückgehen oder ganz schwinden.

Ueber Sport, Gymnastik und Konstitution[1]

Von

Prof. Dr. de la Camp (Freiburg i. B.)

Von einem Mediziner, der sich über Nutzen und eventuellen Schaden zielbewußter Leibesübungen zu äußern hat, wird man vielleicht eine mit physiologischem und pathologischem Material begründete Umgrenzung dessen erwarten, was im allgemeinen und im besonderen von den verschiedenen gymnastischen, turnerischen und sportlichen Betätigungen zu erlauben ist. Diese Forderung einer allgemeingültigen quantitativen Regel ist jedoch unerfüllbar, weil kein Mensch dem andern gleich dieselbe Funktionsfähigkeit besitzt, sondern ein jeder Mensch, vom ärztlichen Standpunkt betrachtet, ein eignes naturwissenschaftliches Problem darstellt. Und oft beweist ja erst die verlangte Funktion die Funktionsmöglichkeit und Funktionsfähigkeit.

Wenn ich zu Beginn von zielbewußten Leibesübungen gesprochen habe und damit alles umfassen wollte, was in das Gebiet der Gymnastik, des Turnens und des Sports gehört, so sind doch, auch mit Rücksicht auf die Fassung meines Themas „Sport und Gymnastik", einige ganz kurze begriffliche Ueberlegungen nötig.

Der älteste Begriff ist bekanntlich der der Gymnastik. Bei den Griechen wurde unter Gymnastik ein Teil der staatlichen Erziehung verstanden und mit Erfolg für die Kräftigung und Ausbildung der Jugend, auch der weiblichen Jugend, betrieben. Wenn in den klassischen Gymnasien derzeit gymnastische und musische Ausbildung betrieben und von ihr nur der erste Teil staatlich verlangt war, so beginnen sich unsre Gymnasien erst in letzter Zeit wieder ihres alten Vorbildes zu erinnern.

In unserm großen Erinnerungsjahr 1913 ist auf dem gewaltigen Turnfest

[1] Vortrag im Württembergischen Frauenverein vom Roten Kreuz in den Kolonien.

Digitized by Google

zu Leipzig des öftern in Ruhmesworten der tätige Mitkämpfer einer Nationalwiedergeburt Deutschlands, der Name des Turnvaters Jahn gepriesen worden. Jahn war es, welcher zuerst für das Wort Gymnastik das seiner Meinung nach urdeutsche Wort Turnen gebrauchte und schon im Jahre 1811 bekanntlich in der Hasenheide bei Berlin den ersten deutschen Turnplatz errichtete. Als dann nach der infolge von Verdächtigungen erfolgten Turnsperre die größte Zahl der in Begeisterung geschaffenen Turnplätze und Turnverbindungen wieder geschlossen wurde, so war es gerade hier in Stuttgart, wo wieder zuerst im Jahre 1822 in dem späteren Oberstudienrat v. Klumpp die deutsche Turnsache, sachlich begründet und warmherzig vertreten, einen tätigen Förderer fand. Ich erinnere nur an seine zwei Schriften „Das Turnen ein deutsch-nationales Entwicklungsmoment" und ferner „Die Erziehung des Volkes zur Wehrhaftigkeit". Und als dann später die durch Richter versuchte Einführung der schwedischen nationalen und medizinischen Gymnastik in das deutsche Turnen zum Segen der nationalen Eigenart des letzteren abgeschlagen war, war es wiederum Württemberg, in dem 1863 eine Turnlehrerbildungsanstalt gegründet wurde, und Württemberg, in dem Schulrat Dr. Euler zuerst überzeugt für ein deutsches Pentathlon, bestehend in Lauf, Sprung, Weitwurf, Zielwurf und Ringen, eintrat. Und heute genügt wohl das eine Wort „deutsche Turnerschaft", um in einem jeden von uns einen Begriff von Umfang und Bedeutung des Turnens für individuelle und nationale Gesundheit, Erziehung und Wehrkraft im weitesten Sinne des Wortes zu erwecken.

Sehr viel schwieriger ist der Begriff des Sports zu fassen. Unter Einführung und Uebertragung von ausschließlich englischen Ideen und Erfahrungen handelt es sich beim Sport ja wesentlich um eine mehr einseitige Ausbildung einzelner Bewegungsarten mit dem Prinzip der Höchstleistung. Sportliche Betätigung wird frei gewählt und vom einzelnen ihrer selbst wegen betrieben. Damit ist jedoch der Begriff des Sports durchaus nicht vollständig erschöpft. Es gehört vielmehr zum Wesen desselben auch das Vorhandensein einer jeweils verschieden betonten Gefahr, deren Ueberwindung einmal Körper und Geist stählt und auf der andern Seite die Höchstleistung erst ermöglicht.

Es ist klar, daß sich besonders im Anfang, wo die verschiedenen Sportarten in Deutschland erst eingeführt wurden, in anfänglicher Begeisterung seiner Vertreter gewisse Gegensätze zwischen dem Turnen und dem Sport entwickeln mußten: Dem Turnen, welches, wie etwa das Schulturnen gesetzlich allgemein gefordert, immerhin in der bekannten Einteilung in Riegen der Leistungsfähigkeit des einzelnen Rechnung trägt, ihm aber im einzelnen die Selbstbestimmung der Leibesübung nicht zugesteht, und auf der andern Seite dem Sport, welcher das Prinzip der Selbstwahl, des Selbstzweckes und der Höchstleistung betont.

Solche Gegensätze sind erfreulicherweise immer geringer geworden, und da, wie wir am Schlusse betonen wollen, ja doch schließlich alle Ziellinien, welche eine vernunftgemäße körperliche Ausbildung betreffen, in dem Endziel nationaler Ertüchtigung zusammentreffen, so wird auch Gegensätzliches in Auffassung und

Digitized by Google

Begriff immer mehr verschwinden und an seine Stelle gegenseitige Unterstützung und Mitarbeit treten.

Eine jede erfolgreiche und zweckmäßige Körperbetätigung verlangt das Vorhandensein einer entsprechenden Summe konstitutioneller Fähigkeiten. Wir kommen damit auf den maßgeblichen Begriff der Konstitution und wollen unter Konstitution verstehen die Besitzsumme aller körperlichen und geistigen Eigenschaften sowie der Fähigkeit, diese in Aeußerung zu bringen, eine Besitzsumme, welche das Resultat der Entwicklung des Individuums und der Einflüsse, die dasselbe während und nach der Entwicklung getroffen haben, darstellen. Bezogen auf Nutzen und Schädlichkeit der verschiedenartigen Körperbetätigung, ist nun zunächst physiologisch konstitutionell die Jugend von der Vollentwicklung und diese wiederum vom Alter zu trennen. Das Kindesalter in seinen Wachstumsjahren und das Jünglingsalter in seinen Entwicklungsjahren stellt sich von vornherein physiologisch so eigenartig dar, daß die Beantwortung irgendwelcher körperlicher Forderungen auch eine eigenartige sein muß. Der Stoffwechsel des Kindes hat nicht nur, wie beim Erwachsenen, die Erhaltung der Körperzellen und ihrer Funktionen zu besorgen, sondern auch den ständigen Zuwachs, und in den Entwicklungsjahren geschieht daneben eine derartige Umstimmung in somatischer und psychischer Beziehung, daß auch hier besondere Reaktionsbedingungen gegeben sind. Der Bewegungsdrang des Kindes ist ein großer, ein gesundes Kind läuft, mehr als es geht. Die Sehnsucht, es dem Erwachsenen gleichzutun, läßt bei gleichzeitig vorhandener Kritiklosigkeit und dem dem Kinde eignen Hang, Altersgenossen gegenüber mit Leistungen sich zu brüsten, oft das Kind bei gegebener Gelegenheit mehr leisten und leisten wollen, als nützlich ist. Es ist deshalb klar, daß das geregelte Schulturnen, sowie die Turnspiele im allgemeinen für die Jugend zweckdienlicher erscheinen müssen als eine sportliche Betätigung. Die letztere sollte in all ihren Zweigen nur erlaubt sein, wenn auch für eine entsprechende Beaufsichtigung gesorgt ist. In der Erlaubnis zum Sport wird der Hausarzt, der das Kind in seiner Entwicklung und in seinen körperlichen und geistigen Fähigkeiten kennt und beurteilen kann, das entscheidende Wort zu sprechen haben. Anderseits sind aber gerade hier der Eigenart der Jugend entsprechend alle jene großen Bewegungen zu fördern, welche nicht nur die körperliche Uebung der Jugend in freierer, ungebundener Weise an sich bezwecken, sondern darüber hinausgehend mit ihr verbinden wollen das Erwecken der Liebe zur Natur und zur Naturbeobachtung, das gesellige und kameradschaftliche Zusammenleben und Zusammenstimmen unter wissentlicher Regierung sozialer Verschiedenheiten, das menschliche Gesundheits- und Befriedigungsgefühl, kurz und gut die ganze körperliche und seelische Entwicklung des werdenden Menschen. Ich meine hier die Bestrebungen, wie sie der Jung-Deutschlandbund, die Jugendwehren, die Pfadfinder, die Wandervögel usw. auf ihr Programm geschrieben haben.

Der gesunde Erwachsene wird im allgemeinen in der Lage sein, denn das ist ja der Begriff der Gesundheit, sich, falls die nötige Selbstkritik vorhanden

Digitized by Google

ist, das Maß körperlicher Betätigung, bis zu dem er gehen darf, selbst zu normieren. Leider wird hier ja sehr oft vielmehr das Gegenteil der Fall sein, daß aus rein persönlichen, beruflichen, sozialen und andern Gründen durchaus nicht diejenige Körperbetätigung geleistet wird, die als Mindestmaß für die Erhaltung der Gesundheit zu fordern ist.

Mehr fast noch wie für das Vollalter des männlichen und weiblichen Geschlechts wird für das Alter das Vorhandensein körperlicher Uebung und bewußt durchgeführten Trainings maßgeblich. Das Alter und Altwerden an der relativen Abnahme körperlicher Tüchtigkeit zu erleben, ist für den Menschen niemals eine Quelle des Frohgefühles. Am längsten wird der das Gefühl des Alterns vermissen, der von Jugend auf Körper und Geist in Zucht gehalten hat. Hingegen intensivere sportliche Betätigung im Alter zu beginnen, wo die nötige Vorübung fehlt, zeugt nicht von dem Besitze des Vorrechts des Alters: der überragenden Kritik und Lebensweisheit.

Die Uebergänge vom Gesunden zum Krankhaften sind, wie ständig die ärztliche Erfahrung lehrt, fließende, vor allem dann, wenn es sich um konstitutionelle Schwächezustände oder abnorm beeinflußte Entwicklung handelt.

Bei der unendlich vielfachen Beziehung irgendeiner Funktion im menschlichen Organismus zu andern Fnnktionen wird es verständlich, daß eine irgendwie gesetzte Funktionsstörung sich nicht nur als solche, sondern auch in vielfacher Hinsicht anderweitig rückwirkend zeigen muß.

Aber auch noch in einer andern Richtung liegt eine Erschwerung körperlichen Könnens, ich meine die verschiedenen Möglichkeiten unzweckmäßiger Belastung einer vielleicht an und für sich gesunden und vollwertigen Konstitution. Letztere kann zunächst in einer selbstverschuldeten fehlerhaften Lebensführung liegen. Hierher gehört die zu hochgradige, zu geringfügige oder zu einseitige Ernährung.

Die Physiologie hat uns die notwendige Nahrungsmenge bei Ruhe und Körperarbeit kennen gelehrt. Der Sporttreibende wird zur Erlangung der angestrebten Höchstleistung die Ueberernährung vermeiden und geschehene Ueberernährung durch Training beseitigen. Am sog. Eiweißminimum ist festzuhalten. Es scheint keinen Unterschied zu bedeuten, ob dieses Eiweißminimum in Fleisch, gemischter oder vegetarischer Kost gedeckt wird. Die oft konstatierte Tatsache, daß Vegetarier in sportlichen Dingen Sieger sind, liegt wohl weniger an der eigenartigen Ernährung, als an der meist mit der vegetarischen Lebensführung verbundenen Alkoholabstinenz und dem oft geradezu fanatisch durchgeführten Training.

Für den gesunden Sporttreibenden ist mindestens während der Sportsleistung jeder Alkoholkonsum zu vermeiden. Die sog. eiweißsparende Kraft des Alkohols kann durchaus nicht die narkotischen, die körperliche Leistung im Endeffekt herabsetzenden Wirkungen paralysieren. Die anregende Wirkung des Alkohols ist eine subjektive Empfindung, die Kraftgefühl vortäuscht, aber für die Endsumme einer einigermaßen länger dauernden Kraftleistung nicht Wort hält.

Digitized by Google

Ob am Ende eines arbeitsreichen Tages Alkohol in mäßiger Menge erlaubt ist, ist nur zu beantworten unter Einschätzung sonstiger Lebensgewohnheiten, der unter Alkohol besonders verlaufenden Nahrungsverwertung und der zur Verfügung stehenden Erholungszeit. Auf jeden Fall ist, wie überhaupt, so erst recht bei körperlicher Belastung für das Kind und den in Entwicklung stehenden Organismus der Alkohol zu verbieten.

Unzweckmäßige Belastungsmomente für den sonst gesunden Organismus kann der Beruf enthalten. Es ist klar, daß hier oft nur wenig besserungsfähige soziale Momente hereinspielen. Speziell wird die eben schulentlassene männliche und weibliche Bevölkerung in Industriegebieten oft nicht in die Lage versetzt, dem noch in den Entwicklungsjahren stehenden Organismus die absolut notwendige körperliche Tätigkeit in frischer Luft zukommen zu lassen. An dieser Stelle darf mit allem Nachdruck auf die Notwendigkeit der Forderung eines freien Wochennachmittags für die in Fabriken, Industrie und kaufmännischen Betrieben usw. beschäftigte männliche und weibliche Jugend und eine gesetzliche Regelung dieses Postulats hingewiesen werden. Weit über die gesundheitliche Förderung hinaus bis auf soziale und nationale Gebiete würde sich der Segen einer derartigen Einrichtung erstrecken.

An alles, was die soziale und nationale Hygiene in berechtigten Grenzen betreffs der unter ungünstigen Verhältnissen arbeitenden Bevölkerung anstrebt, ist hier zu erinnern.

Ein unzweckmäßiges Belastungsmoment liegt ferner in der fehlerhaften Kleidung. Es liegt auf der Hand, daß Einengungen des Atmungs- und Kreislaufgeschäftes beim weiblichen Geschlecht durch den Schnürleib sich bei Körperbetätigung insbesondere nachteilig erweisen müssen. Und die Behauptung ist wohl nicht zu weitgehend, daß mindestens bis vor nicht langer Zeit diese Komponente der weiblichen Kleidung das weibliche Geschlecht von sportlicher und gymnastischer Betätigung besonders zurückgehalten hat. Es würde sich auch die Notwendigkeit, die durch Geburten bei der Frau zu Verlust gegangene Elastizität der Bauchdecken durch zweckmäßig konstruierte Stütz- oder Bandagekorsetts mindestens teilweise zu ersetzen, beschränken, wenn das weibliche Geschlecht ständig Gelegenheit fände und nähme, durch Körperübungen im Freien, mindestens regelmäßig durchgeführtes Spazierengehen, die Bauchmuskulatur vor der Schwangerschaftsbelastung zu üben und zu stärken.

Eine zweckmäßige Kleidung für jede sportliche und gymnastische Tätigkeit ist naturgemäß die, welche neben genügendem Wärmeschutz und Wärmeaustausch die gewollte Körperbewegung möglichst wenig behindert.

Schon die bis jetzt ausgeführten Darlegungen über die prinzipielle Bedeutung, die jeweils das konstitutionelle Moment bei jeder sportlichen und gymnastischen Inanspruchnahme verlangt, bringen den Beweis, daß es niemals eine gestattete gymnastische Uebung an und für sich geben kann, sondern nur einen individuell erlaubten Sport und eine individuell anzuratende Gymnastik.

Digitized by Google

Die Gegenfrage ist hingegen an dieser Stelle einzuschalten: Gibt es überhaupt unzweckmäßige Sportsübungen an sich? Die Antwort auf diese Frage lautet auch in absoluter Beziehung bejahend.

Es gibt solche unerfreuliche Auswüchse des Sports, die auch vom gesunden Organismus Leistungen verlangen, welche keineswegs ohne Gesundheitsschädigungen erbracht werden können. In erster Linie sind hier die Radfahrdauerrennen, z. B. die sog. Sechstagerennen, zu nennen. Ferner die Gepäckmärsche über 100 Kilometer und mehr. Wenn wir zum Beispiel hören, daß bei dem im Sommer 1907 stattgehabten Gepäckmarsch rund um Berlin (216 Kilometer) von 29 Startenden nur 12 bis zur ersten ärztlichen Kontrollstation, bis zu etwa 120 Kilometer kamen, und von ihnen über die Hälfte den Anblick total Erschöpfter darboten und bei den Untersuchungen in Ohnmacht fielen, während nur 4 in schlechter Zeit und 2 noch im Laufe der Nacht das Ziel erreichten, so ist die ärztliche Forderung gewißlich nicht zu weitgehend, daß von polizeilicher Seite derartigen Veranstaltungen überhaupt nicht die Genehmigung erteilt werden sollte.

Auf die Tatsache, daß gegenüber diesem absoluten Sportsunfug relativ oft genug körperliche Ueberanstrengungen gefordert werden durch Leistungen, die ein andrer, körperlich besser Situierter und Trainierter vielleicht spielend ohne jegliche Gesundheitsschädigung ausüben kann, wurde des öftern schon zuvor bei der Besprechung der konstitutionellen Individualität Erwähnung getan.

Relativ leicht überanstrengt werden kann, worauf ebenfalls schon hingewiesen, die männliche und weibliche Jugend, besonders in den Entwicklungsjahren, durch nicht richtig dosierten Sport. Gerade diese Zeit stellt ja an sich schon durch Wachstum und spezifische Funktionsentwicklung die allergrößten Ansprüche an den Organismus. Kommt nun in der schulfreien Zeit mit der Absicht, diese auszunützen, eine zu starke Betonung gymnastischer und sportlicher Leistungen in Frage, so kann leicht die Nutzbreite solcher Körperbetätigung überschritten werden. Einmal ist bei der Jugend auch hier an gewisse konstitutionelle Anomalien, wie eine Blutbildungs- und Kreislaufschwäche zu denken und zweitens an gewisse Gefahren, die in der Art des Sportes begründet sind. Um ein Beispiel herauszugreifen, sei an das Radfahren in der Jugend erinnert, z. B. das Radeln der kleinen Mädchen. Wenn nicht ein passendes Rad, das der Körpergröße und Beinlänge entspricht, zur Verfügung steht, kann auch leicht Schaden angerichtet werden. Bei Benutzung des Rades der Mutter oder der älteren Schwester werden nicht gar selten Schädigungen beobachtet. Vor allem denke ich hier an den bei gleichzeitig unzweckmäßiger Kleidung nicht seltenen akuten und chronischen Blasenkatarrh. Gerade unklare Fieberzustände bei kleinen Mädchen sind ja manchmal auf diesen zurückzuführen. Vielleicht ist er ja schon im Säuglingsalter erworben und chronisch latent geworden und wird jetzt nur durch unzweckmäßige Sportsübung wieder aktiviert.

Eine relative Sportsschädigung kann ferner beim weiblichen Geschlecht dadurch hervorgerufen werden, daß in nicht genügender Weise auf die Zeiten der Menstruation Rücksicht genommen wird.

Digitized by Google

Der unzweckmäßigen Kleidung, zu starken Gepäckbelastung und unzweckmäßigen Ernährung ist schon Erwähnung getan. Hinsichtlich der letzteren ist aber ebenso vor einem Zuviel wie auch vor einem Zuwenig zu warnen. Hungern während eines anstrengungsreichen Tages erniedrigt am Ende desselben die Leistungsfähigkeit. Auch hier kann es zu einer relativen Ueberanstrengung kommen. Von größtem Werte sind ja während einer Körperanstrengung, z. B. während einer Bergwanderung, einer Rudertour, eines Distanzrittes, die Kohlehydrate. Zucker in verschiedener Form stellt gerade während einer Anstrengung das beste Ernährungsersatzmittel für die arbeitende Muskulatur dar.

Die meisten Schädigungen relativer Art durch Sportsleistungen werden aber durch ein mangelhaftes Training hervorgerufen. Der Begriff des Trainings ist der, daß eine gewollte Körperleistung in vollkommener und zweckmäßiger Weise mit relativ geringster Muskelanstrengung ausgeführt wird, und das kann naturgemäß nur durch zielbewußte Einübung auf diese Körperleistung erreicht werden. Der Aktionsvorgang, der in der Muskulatur zur Erzielung einer solchen Höchstleistung vor sich geht, ist ein recht komplizierter. Um irgendeinen Muskelbewegungseffekt zu erreichen, müssen wir ja nicht nur die der gewollten Bewegung entsprechenden Muskelgruppen in zeitlich und quantitativ richtiger Weise in Tätigkeit setzen, sondern auch die Muskeln, welche einer solchen Bewegung entgegenarbeiten, die sog. Antagonisten. Nur wenn immer und immer wieder diese Muskelgruppenbewegung eingeübt wird, kann schließlich der Bewegungserfolg in der dem Ziel entsprechenden fein abgestuften Weise erfolgen. Ein jeder kennt die zu Anfang eines Trainings einsetzende, direkt schmerzhafte Muskelermüdung, welche nach mehrtägiger Uebung bei derselben nicht mehr eintritt. Das Ermüdungsgefühl in den Muskeln bezieht sich auf Stoffwechselvorgänge in den Muskelzellen, da ja in letzter Instanz ein jeder Muskeleffekt ein chemischer Vorgang ist. Durch Uebung wird das einzelne Muskelelement durch den funktionellen Reiz stärker, kräftiger, größer und besser durchblutet, und es ist jetzt die Möglichkeit vorhanden, daß die als Stoffwechselschlacken bei den muskelchemischen Vorgängen entstehenden sauren Produkte an Ort und Stelle leichter gebunden und besser abgeführt werden.

Nun ist es mit dem Training auf eine bestimmte Muskelübung an sich allein häufig nicht abgetan, sondern es ist ein auch oft vernachlässigtes Training auf das Milieu der sportlichen oder gymnastischen Uebung notwendig.

Auch hier mag ein Beispiel diese Behauptung klarlegen.

Wenn ein Mensch aus der Ebene ins Hochgebirge reist, um dort einem Sport zu huldigen, so kommt zur reinen Sportsleistung noch hinzu der Einfluß, den das Höhenklima an und für sich auf den Menschen ausübt. Es muß sich also summieren in zweckmäßiger Weise mit der Einübung der Sportstätigkeit auch die Gewöhnung an das Hochgebirgsklima. Erst wenn die letztere vorhanden, kann unbedenklich auch die Sportstätigkeit quantitativ bemessen werden, wobei es allerdings dann noch darauf ankommt, daß im Höhenklima vielfache Lebensfunktionen des Organismus anders verlaufen als in der Ebene.

Digitized by Google

Wie uns die Physiologie gelehrt hat, hat das Höhenklima einen intensiven Einfluß auf die Blutbildung, einen Einfluß auf die Ausnützung der Nahrung, sowie überhaupt die Verbrennungsprozesse im Körper. Schon der Aufenthalt zum Beispiel in 500 Meter Höhe führt zu einem deutlichen Eiweißansatz, der durch Muskeltätigkeit noch gesteigert wird. Insofern also der erwachsene Mensch Eiweiß ansetzt im Hochgebirge, verhält er sich wie ein wachsendes Individuum, so daß man in der Tat einen Hochgebirgsaufenthalt diesbezüglich als einen Jungbrunnen bezeichnen kann. Das Höhenklima wirkt des ferneren auch auf Atmung und Kreislauf. Endlich ist bei ziemlich unvermitteltem Uebergang in große Höhen ein derartiger Einfluß auf die ganze Funktion des Organismus möglich, daß ein krankhaftes Symptomenbild, die Bergkrankheit, eintritt, welche sich vornehmlich bei dem Sauerstoffmangel durch das Mißverhältnis zwischen Ansprüchen an das Atmungszentrum, Kohlensäurespannung in der Atmungsluft und Sauerstoffmangel, sowie durch Nerveneinflüsse erklärt. Die Blutdruckerniedrigung führt zu Uebelkeit, Schwindel, Herzklopfen und vollständiger Unfähigkeit zu jeglicher Muskelbetätigung. Für gewöhnlich schwindet bei vollkommener Ruhe infolge von Angewöhnung an die Höhenlage das ganze bedrohliche Bild, und nach und nach wird der vordem Bergkranke jetzt auch befähigt, Muskelleistungen zu unternehmen. Wir haben also im letzteren Falle gewissermaßen ein extremes Beispiel dafür, wie der Muskelbetätigung die Gewöhnung an das Klima, die Akklimatisation, vorangehen muß. Manche Ueberanstrengungen im Hochgebirge wären zu vermeiden, wenn sich nicht beide Faktoren summieren würden, sondern dem Training im Hochgebirge das Training auf das Hochgebirge vorangegangen wäre. Auch wird oft, um bei unserm Beispiel zu bleiben, der Einfluß des Höhenklimas auf das Nervensystem unterschätzt. Die anfängliche Schlaflosigkeit in größeren Höhen ist durchaus nicht immer die Folge der besonderen Beanspruchung des Kreislaufs und der Atmung. Die nervösen Umstimmungen im Hochgebirge sind naturgemäß individuell verschieden. Aber die starken Lichteinwirkungen, die elektrischen Vorgänge, die Hautreize, der Sauerstoffmangel wirkt durch ein Ineinandergreifen von Ueberreizung und Erschöpfung.

Es ist beispielsweise auch ein Training des Nervensystems auf Fortbewegungsschnelligkeit möglich und erforderlich. In dieser Beziehung hat uns der Automobil- und Bobsport gelehrt, in wie weitgehender Weise ein solches Geschwindigkeitstraining möglich ist. In unsrer Zeit hat sich der relative Begriff der Geschwindigkeit für die Eigenfortbewegung gewaltig im Plussinne verschoben.

Wenn wir an das medizinische Gutachten denken, welches bei der Einführung der ersten Eisenbahn zwischen Fürth und Nürnberg verlangte, daß der Schienenstrang von einem hohen Bretterzaun umgeben würde, damit durch den vorüberfahrenden Eisenbahnzug die zuschauende Bevölkerung nicht geistesgestört würde, so können wir uns allerdings nicht vorstellen, wie diese Herren Gutachter sich zurzeit zum Automobilsport stellen würden.

Etwas eingehenderer Besprechung bedarf das Kapitel Kreislauf und

Digitized by Google

Sport. Jedem Sportstreibenden ist bekannt, daß mancher Sieg, etwa beim Laufen oder Rudern, nicht sowohl mit den Bein- oder Armmuskeln als mit dem Herzen gewonnen wird. Erst die notwendige Leistungsfähigkeit des Kreislaufes garantiert den Erfolg. Mit Willen spreche ich hier vom Kreislauf und nicht vom Herzen allein. Denn der gesamte Kreislauf ist ein einheitliches Ganzes und muß als solcher in seinen Einzel- und Gesamtfunktionen vollwertig sein. Wir wissen, daß unser Gefäßsystem, wenn wir uns den Nerveneinfluß etwa durch Nervendurchschneidung fortfallend denken, für die umlaufende Blutmenge viel zu groß ist. Wenn zum Beispiel unter irgendeiner besonderen Beeinflussung den Gefäßen im Leibe diese Nervenherrschaft entzogen wird, so kann durch Blutansammlung daselbst ein Mensch im sog. schweren Kollaps gewissermaßen durch Verblutung in seine eignen Unterleibsgefäße hinein zugrunde gehen oder mindestens durch sekundäre Gehirnblutarmut tief ohnmächtig werden. Dieser Hinweis möge genügen, um zu zeigen, daß bei jeder Körperleistung nicht nur dem Herzen mehr Leistungen erwachsen, sondern auch an das gesamte Gefäßsystem im Sinne veränderter Blutverteilung Ansprüche erhoben werden.

Bei jeder Muskelanstrengung muß die betreffende Muskelprovinz stärker und schneller durchblutet werden, und damit wird natürlich in erster Linie der Zentralmotor, das Herz selbst, belastet. Seine Mehraufgaben kann das Herz nach zwei Richtungen hin erfüllen.

Einmal durch Vergrößerung der Blutmenge, die ein einzelner Herzschlag fördert, und zweitens durch Vermehrung der Pulszahl.

Beides kann sich zusammenfinden, jedoch wird eine stärkere Vermehrung der Pulszahl sich schließlich nicht mehr mit einer Vergrößerung des Schlagvolumens verbinden können, weil dann eben dem Herzen genügend Zeit fehlt, das jedesmal auszuwerfende Blut auch zu schöpfen.

Bei hochgradigen Körperleistungen ist nun zunächst die Frage aufzuwerfen: Ist es möglich, daß ein gesunder Mensch die Arbeitsleistung so weit treibt, daß sein Kreislauf versagt? Bei der Beantwortung dieser Frage sind wir zunächst auf die Erscheinungen am Herzen selbst angewiesen, auf die sog. akute Ueberdehnung des Herzens. Nach ärztlicher Erfahrung erscheint nun diese Gefahr der akuten Herzdilatation beim gesunden Menschen äußerst gering. Aber was heißt gesund? Erst der hochgradige Arbeitsanspruch an Kreislauf und Herz zeigt, daß vielleicht eine früher durchgemachte, schon lang zurückliegende Infektionskrankheit doch das Herz geschädigt hat und wir es nicht mehr mit einem gesunden Herzen zu tun haben. Das Tierexperiment antwortet — ich kann mich dabei auf eigne ausgedehnte Untersuchungsreihen beziehen — in gleichem Sinne. Ein gesunder Hund beispielsweise ist durch lang fortgesetztes Laufen nicht herzübermüdbar, hat er jedoch einen irgendwie geschädigten Herzmuskel, so sieht man, wie schon durch eine weit geringere Anstrengung ein solches Herz im Röntgenbild krankhaft verändert wird. Das Herz ist ein Muskel, welcher relativ viel besser durchblutet und durchblutbar ist als der gewöhnliche Skelettmuskel. Es wird sich also bei einer extremen Anstrengung der Skelettmuskel viel leichter er-

Digitized by Google

müdbar zeigen, und zwar in dem Maße, daß eine Weiterbenutzung des Ermüdungsgefühles wegen nicht mehr möglich ist. Das Herz, der Muskelmotor, der Tag und Nacht mehrere Jahrzehnte durch arbeitet, ist an sich leistungsfähiger. Nun kommen aber beim Sport bei der gewollten Erreichung einer Höchstleistung manchmal so intensive psychische Momente mit in Frage, welche diese Uebermüdungsgefühle übertönen, daß schließlich doch, wenn es sich nicht um einen ganz intakten Herzmuskel und vielleicht ein fehlendes Training handelt, solche akute Ueberanstrengungen möglich sind.

Durch Training erstarkt das Herz. Vergleichende Untersuchungen an Herzen verschiedener Tiergattungen haben gezeigt, daß die schnell sich bewegenden, in Freiheit lebenden Tierarten ein größeres und besonders größeres rechtes Herz haben als etwa die domestizierten. Die Unterschiede zum Beispiel zwischen dem Hasen, dem wildlebenden Kaninchen und dem Stallkaninchen sind sehr bedeutende. Das relativ größte Herz hat das Reh, das relativ kleinste Herz das Schwein. In direkter Beziehung stehen also Muskelmaße und Herz, niemals aber Körpergewicht und Herz. Der schwere, fettreiche, sportsungeübte Bonvivant hat deshalb ein kleineres Herz als der viel leichtere, muskeltrainierte Sportsfreund. Schon bei mäßiger Körperanstrengung muß deshalb der erstere bald erlahmen, weil das Herz ohne größere Muskeltüchtigkeit das Schwergewicht als Last zu überwinden hat.

Nun ist aber die Beziehung zwischen Herzgröße, Leistungsfähigkeit und Skelettmuskelmasse durchaus nicht so einfach, wie nach dem Gesagten angenommen werden könnte. Ein Muskeltrainierter hat in der Regel, wie die genaue Röntgenuntersuchung zeigt, ein etwas größeres als der Muskelungeübte, ein sog. *erstarktes Herz*. Aber hier sind schon fließende Uebergänge in das Gebiet der Pathologie denkbar und vorhanden. Wir kennen zum Beispiel den Herztod von Rennpferden, welche eine exquisite Herzvergrößerung aufweisen. Weiterhin sind auch dauernd angestrengte und vielleicht überanstrengte Herzen mit nachweisbarer erheblicher Vergrößerung schon direkt als krankhaft zu bezeichnen. Ich erinnere hier an das Herz der Berufsathleten und ferner der Raddauerfahrer.

Wenn ein Mensch einer starken Körperanstrengung sich unterzieht, so kann man nicht selten statt der erwarteten Vergrößerung im Röntgenbild nach Absolvierung der Leistung eine *Verkleinerung* feststellen.

Wie die ärztlichen Beobachtungen bei den olympischen Spielen gezeigt haben, besaßen die unübertroffenen amerikanischen Sieger das relativ kleinste Herz. Und zwar handelt es sich dabei um erhebliche Differenzen.

Ob wir also die in mäßigen Grenzen bleibende Herzvergrößerung eines Sportsgeübten in der Tat lediglich als Zweckmäßigkeitsreaktion anzusehen haben, darüber sind weitere eingehende Untersuchungsreihen durchaus notwendig. Jedenfalls müssen wir für die Einzelleistung, wenn sie nicht allzu hochgradig angesehen wird, verlangen, daß nach gewisser Zeit, etwa einer halben Stunde, sich die Pulszahl auf die vor der Leistung beobachtete Frequenz wieder reduziert oder dieselbe mindestens annähernd erreicht, und daß ferner länger dauernde Ver-

Digitized by Google

änderungen am Herzen hinsichtlich Größe, Pump- und Klappengeschäft sich nicht ergeben.

Aus allem Gesagten erhebt sich die Forderung, daß jede Gymnastik und jeder Sport nur unter Rücksichtnahme auf die Eigentümlichkeiten des Einzelindividuums betrieben werden sollten. Im Begriff des Sportes liegt ja die Selbstwahl, und infolgedessen ist hier die Dosierung sportlicher Leistung, Einsicht und Kritik vorausgesetzt, eher möglich als bei den Allgemeinübungen. Es sollte jedoch deshalb auch beim deutschen Turnunterricht für Knaben und Mädchen in der Regel die Forderung der Durchschnittsleistung aufgestellt werden. Mit den Musterriegen ist dann immerhin Ueberragendes zu leisten.

Zweitens geht aus dem Ausgeführten für den Sport das unbedingte Erfordernis eines geeigneten Trainings hervor, nicht nur auf die Sportsleistung als solche, sondern auch auf die unter Umständen maßgeblich begleitenden Nebenumstände, wie sie Klima, Ernährung, Kleidung usw. darbieten.

Drittens weist das über die Beteiligung des Kreislaufapparates Gesagte darauf hin, daß sowohl zwischen den Einzelleistungen als nach geschehener Gesamtleistung und vor derselben der Erholung des Organismus in geeigneter Weise Rechnung getragen wird.

Es war schon die Rede von der Forderung des freien Nachmittages in der Woche für die in gewerblichen Betrieben beschäftigten Lehrlinge etwa zwischen dem vierzehnten uud siebzehnten Lebensjahr. Die in höheren Schulen unterrichteten Schüler haben in dieser Zeit der Wachstumsbelastung von Herz und Lunge ihren obligaten Turnunterricht und ihre nicht spärlich bemessenen Ferien. Das fällt für gewerblich Beschäftigte fort. Es ist kein genügender Ersatz, wenn nach dem anstrengenden Arbeitstage noch spät abends von ihnen in staubiger Halle geturnt wird. Dem Prinzip der vorangehenden Erholung ist hier nicht entsprochen.

Für eine Erholung zwischen den verschiedenen Einzelleistungen sind die Leibesübungen, wie sie der sog. olympische Sport in der Kombination von Gehen, Laufen, Springen, Werfen und Ringen mit gleichzeitiger Forderung der Höchstleistung und Formenschönheit verlangt, ein treffliches Beispiel. Schon auf dem Gebiete des Geisteslebens kennen wir alle das erholende Prinzip der Beschäftigung mit ganz verschiedenartigen Dingen. Daraus erklärt sich bei entsprechend vorhandenem Interessenkreis die oft staunenswerte Vielseitigkeit und Leistungsfähigkeit überragender Geister, das Polyhistortum. Aehnlich liegen die Verhältnisse auch auf dem Gebiete der Körperbewegung, der Körperkultur. Und deshalb erscheint mir gerade die Vielseitigkeit, wie sie der neuzeitliche deutsche Turnunterricht mit Betonung der Bewegungs- und Rasenspiele und ferner der sog. olympische Sport darbietet, insbesondere schätzenswert. Hier finden sich auch ersichtlich die engen Beziehungen und gleichgerichteten Aufgaben zwischen Gymnastik, Turnen und Sport. Den internationalen Olympien entsprechend mit der Forderung zur Höchstleistungskonkurrenz zwischen Körperkultur betreibenden Völkern muß die Forderung nationaler Olympien erhoben werden. Auf der

Digitized by Google

einen Seite ein internationales Sportfest und hier ein Nationalfest, welches bewußt mit der Ausbildung des nationalen Turnens und des nationalen Kampfspieles die Forderung nationaler Körperzucht verspricht.

Mehrfach ist von den Erfahrungen des Einflusses von Sport und Körperbewegung auf den Menschen die Rede gewesen, wie sie die moderne Physiologie übermittelt. Wie aber auf dem ersten Kongreß zur wissenschaftlichen Erforschung des Sports und der Leibesübungen in Oberhof Geheimrat Zuntz, der bekannte Physiologe, ausführte, befinden sich hier unsre Kenntnisse noch in den allerersten Anfängen.

Der erwähnte Sportkongreß konnte schon berichten von der Schaffung eines sportwissenschaftlichen Institutes in Charlottenburg, wo unter Beihilfe und Hinzuziehung der Schulärzte, deren Unterstützung überhaupt in allen Fragen jugendlicher Körperübung ungemein wertvoll und unersetzlich ist, Fragen wie die erwähnten angegangen werden sollen. Zur Erforschung besonderer Sportsarten und Leistungen erscheint nun die Untersuchung der Sporttreibenden an Ort und Stelle unumgänglich notwendig. Und aus diesem Grunde ist bereits inauguriert, ein weiteres solches Sportsinstitut in Oberhof und ferner auf dem Feldberg zu schaffen. Mir scheinen bezüglich des letzteren, an dessen Erstellung ich natürlich das allergrößte Interesse nehme, die Vorbedingungen besonders günstig.

Um von vornherein Mißverständnisse nicht aufkommen zu lassen, möchte ich betonen, daß diese Institutionen zur wissenschaftlichen Erforschung des Sports sich nicht etwa Sporttreibenden als nicht gerufene Kritiker aufdrängen wollen, sondern daß sie nur dann, wenn sie um ihr Urteil in quantitativer und qualitativer Hinsicht gefragt werden, und wenn man sich ihnen zur Förderung wissenschaftlich notwendiger Fragen zur Verfügung stellt, nun auch in der Lage sein wollen, ein wertiges Urteil abzugeben. Wissenschaftlich begründbar wollen sie körperschädigende Uebertreibungen zu vermeiden und ungeeignete Einzelindividuen auszuschalten lehren und so der Ausbreitung des Sports in mehrfacher Hinsicht sich nützlich erweisen.

Ein zweites möchte ich hier betonen. Es könnte die Gefahr naheliegend erscheinen, daß in deutscher Gründlichkeit und Kritikbereitschaft damit die in so erfreulicher Weise mächtig sich ausbreitende Körperkulturbewegung beschränkt und zurückgedämmt werde. Sehen wir doch in England, daß trotz einer viel intensiver ausgebreiteten Sportsbetätigung dort von Sportsschädigungen wenig die Rede ist. Wir wollen uns aber nicht verhehlen, daß einmal England eine viel größere historische Erfahrung in Sportsdingen besitzt und daß zweitens bei den Engländern eben bereits ein Training der früheren Generationen vorliegt.

Es ist selbstverständlich, daß alle Aeußerungen körperlicher Ertüchtigung, wie sie unsre Generation erlebt, und vor allem unsre heranwachsende Jugend, mag es sich um Turnen, Gymnastik, Sport, Bewegungs- und Rasenspiele, Pfadfinden oder Wandervögelflug handeln, auf das allerwärmste zu begrüßen und zu fördern sind, nicht nur in ihrer Einwirkung auf den einzelnen und auf die Gruppe der sich Zusammenfindenden, sondern in viel weiter greifender Weise in

Digitized by Google

ihrer nationalen Bedeutung für Wehrkraft und Mutterschaft, gesunde Lebensfreude, Naturgenuß, -beobachtung und Naturliebe.

Gerade bezüglich der Wehrkraft muß aber der Mediziner noch einmal zu Worte kommen. Die weitestverbreitete Infektionskrankheit, die Tuberkulose, nagt, trotz aller Bestrebungen, dieser verheerenden Volksseuche Herr zu werden, immer noch erschreckend am Marke unsers Volkes und beeinträchtigt Wehrkraft, Volksgesundheit, Lebensalter und Volkskapital. Die Verbreitung der Tuberkelbazillen und die Infektionsmöglichkeit ist eine enorm große. Erfahren wir doch durch die kritisch erhobenen Untersuchungen der pathologischen Anatomen, daß über 90 Prozent der Menschen während ihres Lebens einmal Tuberkelbazillen in sich aufgenommen haben. Es wäre wahrlich schlimm bestellt mit dem Menschengeschlecht, wenn alle diese Individuen in der Tat an einer Tuberkulose zugrunde gingen. Die Reaktionsfähigkeit und die Abwehrmechanismen des Organismus kapseln vielmehr diese Tuberkelbazillen ab, so daß also der Tuberkelbazillenträger nicht im Krankheitssinne tuberkulös wird. Eine gewisse Gefahr liegt aber im Einzelfalle immerhin darin, daß bei Schwächung der vitalen Kraft des Organismus oder gelegentlich einer andern Erkrankung aus der chronisch latenten eine aktive Tuberkulose wird.

In diesen Ueberlegungen liegt die immense prophylaktische Bedeutung zweckmäßiger Körperübung, aber auch noch nach einer andern Richtung. Wir kennen die ärztlich festgesetzte Tatsache, daß gerade in den Entwicklungsjahren, besonders bei mangelhafter Entwicklung des Brustkorbes, die direkte physikalische Beeinträchtigung der Atmung der Lungenspitzen dazu Veranlassung gibt, daß sich hier, und zwar in strenger Abhängigkeit von dem Druck des oberen Brustkorbes auf die Lunge, die beginnende Schwindsucht entwickelt.

Wie steht es nun mit der Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit?

Die Heilstättenbewegung dient lediglich den beginnenden Fällen zur Kräftigung und Heilung. Die Postulate der Invalidenversicherungsgesetzgebung spielen hier hinein. Die Heilstättenbewegung kommt auch vor allem dem Erwachsenen zugute, viel weniger dem Kinde und dem in der Entwicklung begriffenen Erkrankten. Auf der andern Seite werden diejenigen Kranken, deren Prozeß weiter fortgeschritten ist und die nicht die Aussicht bieten, in dreimonatiger Behandlung wieder ihre Arbeitsfähigkeit zu erlangen, nicht aufgenommen. Und das sind die Bazillenhuster, diejenigen, die in Familie, Stadt und Land die Infektionskrankheit verbreiten.

Es ist also dieser Volksseuche nur auf prophylaktischem Wege aussichtsvoll gegenüberzutreten. Hier muß nun die körperliche Betätigung, die in frischer, gesunder Luft gerade beim Kinde und in den Entwicklungsjahren den Brustkorb übt und weitet, das Vornübergebeugtsitzen beim Schulunterricht paralysiert, vielleicht angeborene Anomalien in bewußter Uebung bessert, ihre ungeheure Nationalaufgabe auch in dieser prophylaktischen Beziehung erfüllen.

Man hat gesagt, noch schöner als das Gesundsein ist das Gesundwerden. Gerade in dieser Beziehung wird das bei schwächlichen Individuen erreichte

Digitized by Google

Vollkraftgefühl sich in Dankesschuld der durchgeführten Körperkultur gegenüber umsetzen. Es ist somit, ich komme damit zum Schluß, auch die medizinische Wissenschaft berufen und berechtigt, nicht nur in der Erfahrung der einschlägigen Verhältnisse, sondern auch in der Betonung des prophylaktischen individuellen und nationalen Nutzens, den Körperübung und -kräftigung schafft, ihrerseits an dem Problem der Volksertüchtigung teilzunehmen und so in nationaler Beziehung im besten Sinne des Wortes sich als Volksmedizin zu bewähren.

Die Bedeutung der neuzeitlichen Kolonisation für die europäischen Völker

Von

Carl v. Stengel, Professor der Rechte

(Schluß)

III

Ein großer Teil der Kolonien, die europäische Staaten in Amerika besaßen, ist dadurch für das betreffende Mutterland verloren gegangen, daß sie sich vom Mutterlande losrissen und als selbständige Staatswesen konstituierten.

Das gilt vor allem von den englischen Kolonien in Nordamerika, die sich im Jahre 1776 selbständig machten und die Vereinigten Staaten von Nordamerika gründeten.

Ebenso hat Spanien im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts alle seine Kolonien verloren, die es in Südamerika und Mittelamerika besaß. Dieselben erklärten sich für unabhängig und bildeten selbständige Staatswesen (Republiken).

Portugal hat in gleicher Weise die große Kolonie Brasilien verloren. Im Jahre 1822 wurde die Trennung von Portugal ausgesprochen und der in Brasilien namens des Königs von Portugal regierende Prinzregent als Dom Pedro I. zum konstitutionellen Kaiser von Brasilien ausgerufen. Dieses Kaisertum hatte Bestand bis zum Jahre 1890, in welchem Jahre infolge einer Revolution die kaiserliche Familie vertrieben und das Kaiserreich in eine Föderativrepublik verwandelt wurde.

Die Kolonien, die sich von ihrem europäischen Mutterlande losrissen und selbständige Staatswesen bildeten, kamen natürlich von diesem Zeitpunkte ab für das Mutterland als Herrschaftsobjekte nicht mehr in Betracht und konnten auch für dessen politische und wirtschaftliche Machtstellung nicht mehr ins Gewicht fallen, wenn auch die wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen zwischen den ehemaligen Kolonien und ihrem früheren Mutterlande zum beiderseitigen Vorteile in gewissem Umfange wenigstens fortdauerten und teilweise jetzt noch bestehen.

Viel wichtiger ist jedoch die Tatsache, daß sich im Laufe der Zeit ein Gegensatz zwischen dem aus ehemaligen Kolonien entstandenen amerikanischen

Digitized by Google

Staatsweſen und Europa geltend machte, der immer größere Bedeutung erlangte und ſich namentlich in dem Verhältnis der Union zu Europa zeigt.

Es iſt eine bekannte und ſchließlich auch begreifliche Erſcheinung, daß die Bevölkerung aller Kolonien, namentlich aber der Anſiedelungskolonien, großen Unabhängigkeitsſinn und großes Selbſtgefühl beſitzt, Eigenſchaften, die ſich als eine natürliche Folge der Ueberwindung der vielen und großen Schwierigkeiten darſtellt,[1]) die die beſonderen kolonialen Verhältniſſe mit ſich bringen.

Dieſes Selbſtgefühl artet leicht in Selbſtüberſchätzung aus, mit der namentlich die Nordamerikaner auf alles Europäiſche als minderwertig herabblicken, während ſie ihre eignen wirtſchaftlichen, politiſchen und ſozialen Einrichtungen für unübertrefflich halten. Insbeſondere betrachtet der Yankee ſeine republikaniſchen Einrichtungen als die einzig menſchenwürdige Staatsverfaſſung, während ihm die Monarchie, wie ſie glücklicherweiſe noch in vielen europäiſchen Staaten beſteht, als ein trauriges Ueberbleibſel des finſteren Mittelalters erſcheint. Freilich wird dabei überſehen, daß gerade die ſo geprieſene republikaniſche Staatsform ſehr weſentlich zu der entſetzlichen Korruption beiträgt, die auf wirtſchaftlich-politiſchem Gebiete in den Vereinigten Staaten herrſcht.

Eine Frucht dieſes kolonialen Geiſtes iſt die ſog. Monroedoktrin der Vereinigten Staaten, die in der Botſchaft des Präſidenten Monroe vom 2. Dezember 1823 dahin ausgeſprochen wurde, daß jede neue Erwerbung von Kolonien ſeitens europäiſcher Mächte und ebenſo jede Einmiſchung europäiſcher Mächte in die inneren Angelegenheiten amerikaniſcher Staaten ausgeſchloſſen ſein ſoll, während ſich die Union in ſelbſtbewußter Weiſe bezüglich der übrigen amerikaniſchen Staaten ein ausſchließliches Interventionsrecht beilegt.

Später legte Präſident Grant in einer Botſchaft die Monroedoktrin auch dahin aus, daß die amerikaniſchen Beſitzungen europäiſcher Mächte nicht Gegenſtand von Gebietszeſſionen an eine andre europäiſche Macht bilden dürften, vielmehr dieſe Beſitzungen nur eine einzige ſtaatsrechtliche Veränderung erfahren könnten, nämlich die Erlangung ſtaatlicher Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit, natürlich in der Form demokratiſcher Republiken.

Als eine Folgerung der Monroedoktrin hat man es auch bezeichnet, daß keine europäiſche Macht an der ſchiedsrichterlichen Entſcheidung politiſcher Streitigkeiten amerikaniſcher Staaten beteiligt ſein darf, eine Auffaſſung, durch welche den amerikaniſchen Staaten das Selbſtbeſtimmungsrecht in der Wahl von Schiedsrichtern geradezu abgeſprochen und die Monroedoktrin in einer die Grundlagen des Völkerrechts außer acht laſſenden Weiſe ausgelegt wird.[2])

Noch weiter als die Monroedoktrin geht die in der neueſten Zeit aufgekommene ſog. Lodgedoktrin, nach welcher die Union es als einen unfreundlichen Akt betrachtet, wenn irgendeine Privatgeſellſchaft, die durch eine nichtamerikaniſche

[1]) Roſcher und Jannaſch, a. a. O., 3. Aufl. (1885). S. 88 ff. — Leroy-Beaulieu, a. a. O., 5. Aufl. II, S. 694 ff.

[2]) Ulimann, Völkerrecht (1908), S. 464. — Zorn, Die Monroedoktrin in der „Woche", Nr. 39 v. J. 1913.

Digitized by Google

Macht kontrolliert wird, in Amerika einen Hafen oder einen Landstrich erwirbt, dessen Besetzung die Sicherheit oder die vorhandenen Verbindungslinien der Vereinigten Staaten bedrohen könnte.

Diese Doktrin richtet sich einerseits gegen Japan, anderseits aber auch gegen Deutschland, da deutsche Schiffe schon jetzt den größten Teil des Verkehrs zwischen Nordamerika und Südamerika in Händen haben und nach Eröffnung des Panamakanals höchstwahrscheinlich noch mehr in Händen haben werden. Es soll daher verhindert werden, daß die deutschen Dampferlinien in der Nähe des Kanals einen Hafen oder Landstrecken als Niederlassungsplätze erwerben, da dies den wirtschaftlichen Interessen der Nordamerikaner schädlich sein könnte.[1])

Der Zweck der Monroedoktrin ist nicht bloß, neue Besitzergreifungen seitens europäischer Staaten in Amerika zu verhindern, sondern auch Einmischungen europäischer Staaten in die Verhältnisse amerikanischer Staaten, daher auch das gewaltsame Vorgehen europäischer Staaten gegen amerikanische, um diese zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen zu zwingen.

Von diesem Standpunkte aus legte sich die Union seinerzeit das Recht bei, eine Grenzstreitigkeit zwischen England und Venezuela zu regeln und mischte sich in den bekannten Venezuelastreitfall (1902), in welchem es sich um Streitigkeiten zwischen Venezuela einerseits, Deutschland, England, Frankreich und Italien anderseits handelte, in sehr bedenklicher Weise ein.

Wenn die Union auf Grund der Monroedoktrin den Anspruch erhebt, gewaltsames Vorgehen europäischer Staaten gegen amerikanische, um diese zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen zu zwingen, verhindern zu können, so müßte sie anderseits die Verpflichtung übernehmen, dafür zu sorgen, daß die amerikanischen Staaten ihren Verpflichtungen gegen europäische Staaten stets gewissenhaft nachkommen und daß in allen mittel- und südamerikanischen Staaten stets geordnete Zustände herrschen, bei denen Leben und Gut der Fremden nicht so gefährdet ist, wie es bei den in diesen Staaten so häufigen Umwälzungen der Fall ist. Anderseits würde freilich die Anerkennung einer solchen Pflicht der Union die bedenkliche Folgerung haben, daß damit auch eine gewisse Vormundschaft der Union über die übrigen amerikanschen Staaten anerkannt wäre. Es wäre dies um so bedenklicher, als die Union an und für sich geneigt ist, die übrigen amerikanischen Staaten zu bevormunden.

Ganz im Sinne der Monroedoktrin liegt die panamerikanische Bewegung, deren Ziel eine enge Aneinanderschließung sämtlicher amerikanischer

---

[1]) Welch chauvinistischer Geist sich auf Grund der Monroedoktrin im nordamerikanischen Volke entwickelt hat, bewies in der neuesten Zeit die sog. Bermudahetze. Als nämlich die englische Regierung beschloß, auf den Bermudainseln, die schon in früheren Zeiten der englischen Flotte als wichtiger Stützpunkt gedient hatten, mit Rücksicht auf die bevorstehende Eröffnung des Panamakanals die in der letzten Zeit etwas vernachlässigten Einrichtungen wieder in den Stand zu setzen, entstand in der nordamerikanischen Presse ein Sturm der Entrüstung, indem man das völlig einwandfreie Vorgehen Englands als eine Verletzung der Monroedoktrin bezeichnete.

Digitized by Google

Staaten mit Vormachtstellung der Union und Abschließung derselben gegen Europa ist, obwohl diese Staaten weder durch Gemeinsamkeit geschichtlicher Erinnerungen, des Rechts, der Sprache und der Religion noch auch der wirtschaftlichen Lage miteinander verbunden sind, sondern nur in der Gleichartigkeit der republikanischen Verfassung und in der Zugehörigkeit zu demselben Weltteil ein gemeinsames Band finden zu können glauben.[1])

Während die Monroedoktrin den Zweck verfolgt, jede Einmischung europäischer Staaten in amerikanische Angelegenheiten zu verhindern, hat die Union wiederholt kein Bedenken getragen, sich in einer an Anmaßung grenzenden Weise in europäische Angelegenheiten einzumischen.

Es braucht in dieser Beziehung nur daran erinnert zu werden, daß sich seinerzeit die Regierung der Union auf Veranlassung der zahlreichen in Nordamerika lebenden Juden der rumänischen Juden angenommen hat, obwohl das Schicksal der rumänischen Juden der Union ebenso gleichgültig sein kann wie der russischen.

Ebenso hat die Regierung der Union in Gemeinschaft mit der englischen vor einigen Jahren gegen die Annexion des Kongostaates an Belgien Protest erhoben wegen der wirklichen oder vielleicht auch nur angeblichen schlechten Behandlung der Eingeborenen im Kongostaate, in Wahrheit aber wohl deshalb, um zu zeigen, daß die Union das Recht habe, sich um alles Mögliche in der ganzen Welt zu kümmern.

Sehr günstig für das Selbstgefühl der amerikanischen Staaten waren die Zusammensetzung der zweiten Friedenskonferenz im Jahre 1907 und die Verhandlungen auf derselben. Während auf der ersten Friedenskonferenz im Jahre 1899 von amerikanischen Staaten nur die Vereinigten Staaten und Mexiko vertreten waren, waren auf der zweiten Konferenz die sämtlichen mittelamerikanischen und südamerikanischen Staaten zugelassen, was freilich nicht besonders wundernehmen kann, weil auf dieser Konferenz selbst so zweifelhaften Staaten wie der Republik Kuba, Haiti und Domingo Sitz und Stimmrecht eingeräumt war.

Die Delegierten der amerikanischen Staaten haben sich denn auch auf der Konferenz hervorzutun gesucht; namentlich haben die südamerikanischen Delegierten eine gewisse Rolle gespielt, was sich schon daraus ergibt, daß sie das Abkommen betreffend die zwangsweise Beitreibung der Vertragsschulden und damit die Anerkennung der sog. Dragodoktrin durchsetzten, die darauf hinausläuft, die in Erfüllung ihrer Verpflichtungen sehr häufig recht säumigen mittel- und südamerikanischen Republiken möglichst dem Zugriffe ihrer Gläubiger zu entziehen.

Gelingt es der Union, die mittelamerikanischen und südamerikanischen Republiken immer mehr von sich abhängig zu machen oder doch in weiterer Ausbildung der panamerikanischen Idee zu einer geschlossenen Einheit zu vereinigen,

---

[1]) Klügmann, Die Union der amerikanischen Republiken. Internationale Wochenschrift (1912), S. 258 ff.

Digitized by Google

so kann es auf einer etwaigen dritten Friedenskonferenz vorkommen, daß ganz Amerika als ein einheitlicher Staatenorganismus Europa gegenübersteht und der „Alten Welt" seinen Willen aufzudrängen sucht.

Jedenfalls strebt die nordamerikanische Union nach der Vorherrschaft des Amerikanertums auf der ganzen Erde. Um dies Ziel zu erreichen, sucht sie die europäischen Staaten möglichst von Amerika nicht bloß politisch, sondern auch wirtschaftlich auszuschließen, dagegen sich, so viel es geht, in europäische Angelegenheiten einzumischen und die amerikanischen Staaten von Mittelamerika und Südamerika in jeder Hinsicht unter ihre Vormundschaft und Kontrolle zu bringen. Diesem Imperialismus[1]) entsprach auch der Erwerb von Kolonien durch die Union und entspricht der Bau einer gewaltigen Flotte, um nötigenfalls die imperialistischen Bestrebungen mit Gewalt durchsetzen zu können.[2])

Während sich ganz Amerika mehr und mehr als eine politische und auch wirtschaftliche Einheit zusammenzuschließen sucht, ist leider davon keine Rede, daß sich auch die europäischen Staaten als einen einheitlichen Organismus betrachten, der gemeinsame Interessen zu verfolgen hat.

Zunächst kann England, wie namentlich auch sein Bündnis mit Japan ergibt, mit Rücksicht auf seinen riesigen Kolonialbesitz und seine insulare Lage kaum als zu Europa gehörig betrachtet werden. Ebenso gravitiert Rußland mehr nach Asien als nach Europa. Beide Weltreiche erscheinen zudem wirtschaftlich und auch politisch als in sich geschlossene und sich selbst genügende Gebiete, die deshalb den übrigen Staaten von Europa gegenüber eine Sonderstellung einnehmen.

Was aber die mitteleuropäischen Staaten anlangt, so herrscht unter denselben weder in wirtschaftlicher noch politischer Hinsicht Einigkeit und das Bewußtsein gemeinsamer Interessen. Schuld daran ist in erster Linie der Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich, der keine innere Berechtigung hat, sondern nur dadurch veranlaßt ist, daß Frankreich von der Revancheidee wie von einer fixen Idee beherrscht ist und infolgedessen bisher allen Versuchen einer Aussöhnung Deutschland gegenüber unzugänglich war.

Würde es gelingen, eine Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich zustande zu bringen, so wäre mit einem Schlage zunächst die ganze politische Lage in Europa verändert, da auch die Gegnerschaft Englands gegen Deutschland, die ja eine so wesentliche Stütze in dem Revanchegelüste Frankreichs hat, verschwinden oder jedenfalls an Schärfe verlieren würde.

---

[1]) Vgl. den Artikel: „Der amerikanische Imperialismus", „Allg. Z.", 2. Bl. Nr. 520, vom 13. November 1904.

[2]) Die ganze Richtung der nordamerikanischen Politik ist in ein recht klares Licht gesetzt worden durch die Mittel, welche die Union anwendete, um den Panamakanal möglichst für sich mit Beschlag zu belegen. Ebenso entspricht es dieser Politik, daß die Nordamerikaner Südamerika wirtschaftlich völlig von sich abhängig zu machen suchen. Vgl. den Artikel: „Die wirtschaftliche Eroberung Südamerikas durch die nordamerikanischen Trusts" in der Zeitschrift „Weltverkehr und Weltwirtschaft", Juni 1913, S. 116 ff.

Digitized by Google

Ebenſo könnte der Antagonismus zwiſchen Rußland und Oeſterreich trotz ihrer widerſtrebenden Intereſſen in den Balkanfragen ausgeglichen werden, da derſelbe auch durch den Gegenſatz zwiſchen Frankreich und Deutſchland, dem Verbündeten Oeſterreichs, fortwährend Nahrung erhält.

Es wäre dann wohl ein einiges Europa möglich, das in der Lage wäre, den Herrſchaftsgelüſten der Amerikaner, namentlich dem Beſtreben der Union, ſich in europäiſche Angelegenheiten einzumiſchen, entgegenzutreten. Die einzelnen europäiſchen Staaten ſind in der Regel hierzu nicht ſtark genug. Hat doch ſelbſt England in der Panamakanalfrage der Union gegenüber ſich unglaublich nachgiebig gezeigt.

Die amerikaniſche Gefahr wird in Europa häufig unterſchätzt, namentlich in Deutſchland, wo man nur zu ſehr geneigt iſt, die zwiſchen Deutſchland und der Union gewechſelten Sympathiekundgebungen und den „Profeſſorenaustauſch“ zu hoch zu bewerten und von derartigen Dingen Wirkungen zu erwarten, die ſie nicht haben können, denn für die politiſchen und wirtſchaftlichen Beziehungen der Völker ſind ſchließlich doch nur wirkliche oder auch vermeintliche Intereſſen maßgebend, nicht aber ſchöne Worte, die man wechſelt, ohne viel dabei zu denken, oder die mitunter nur den Zweck haben, die wahre Geſinnung zu verbergen.

IV

Die neuzeitliche Koloniſation hat zur Folge gehabt, daß durch die von europäiſchen Staaten gegründeten Kolonien und die aus denſelben hervorgegangenen Staatsweſen in Amerika ſich die der weißen Raſſe angehörigen Völker, die bis zum Beginne der Neuzeit wenigſtens in der Hauptſache auf den engen Raum von Europa beſchränkt waren, über die ganze Welt verbreitet haben.

Amerika und Auſtralien ſind ganz von dieſen Völkern beſetzt. In Afrika dringen die ariſchen Völker immer mehr vor, und auch in Aſien, obwohl dieſer Weltteil der Sitz und das Herrſchaftsgebiet der nach Hunderten von Millionen zählenden mongoliſchen Völker iſt, ſind gewaltige Landkomplexe, wenn auch nicht von europäiſchen Völkern beſiedelt, ſo doch von ihnen beherrſcht.

Man kann daher ſagen, daß die Weltherrſchaft, die gegenwärtig die ariſchen Völker in politiſcher, wirtſchaftlicher und geiſtiger Hinſicht ausüben, darauf beruht, daß die europäiſchen Staaten zahlreiche Kolonien in andern Weltteilen gegründet haben, aus denen in Amerika ſelbſtändige Staatsweſen hervorgegangen ſind. Der Anteil der europäiſchen Nationen an dieſer Weltherrſchaft bemißt ſich nach dem Umfange der Kolonien, die ihre Entſtehung dem betreffenden Staate verdanken, und der Zahl und Größe der aus ſolchen Kolonien hervorgegangenen Staaten in dieſen Weltteilen.

Es zeigt ſich das namentlich bei England, das das Mutterland der amerikaniſchen Union iſt, die zirka 80 Millionen Weiße umfaßt, und das in allen Weltteilen Kolonien beſitzt, von denen eine Anzahl, wie Kanada, das Kapland, die auſtraliſchen Kolonien, zum größten Teile mit Weißen beſiedelt ſind, ſo daß man

Digitized by Google

sagen kann, daß die Angelsachsen den größten Anteil an der Weltherrschaft der Arier haben.

Auch die Spanier sind sehr zahlreich in Mittelamerika und Südamerika vertreten, leider haben sich aber die spanischen Kolonisten sehr häufig mit der Urbevölkerung vermischt, so daß in den ehemaligen spanischen Kolonien die arische Rasse nur in geringem Umfange rein vertreten ist.

Daß diese Vormachtstellung der europäischen Nationen für alle Zeiten unangefochten bleiben wird, ist nicht anzunehmen. Allerdings ist vorläufig wenigstens nicht zu befürchten, daß die schwarze Rasse der Herrschaft der Weißen sich entziehen wird, zumal die Neger bisher nicht bewiesen haben, daß sie ohne Anlehnung an die Weißen Fortschritte auf politischem und zivilisatorischem Gebiete machen können. Anders liegt dagegen die Sache bei den Mongolen, die im Besitze einer hohen, Jahrtausende alten Kultur sind, und die, nachdem sie mehrere Jahrhunderte hindurch in einer gewissen Erstarrung sich befunden haben, jetzt, wie die überraschende Entwicklung Japans zeigt, in entschiedenem Fortschreiten begriffen sind und danach streben, sich der Herrschaft der Weißen zu entziehen und die Vorherrschaft in Ostasien und darüber hinaus zu erringen. Es ist unausbleiblich, daß im Laufe der Zeit wieder ein Zusammenstoß zwischen Arier und Mongolen erfolgen wird, wie die Geschichte schon verschiedene solcher Zusammenstöße gesehen hat.[1]) Dabei wird es sich in dem Sinne um die Weltherrschaft handeln, als entschieden wird, ob auch in Zukunft die europäische Zivilisation und Kultur in allen Weltteilen maßgebend sein soll oder ob die Weißen ihren Einfluß in weitem Umfange mit den Mongolen zu teilen haben werden.[2])

Es ist klar, daß die Wagschale um so mehr zugunsten der Weißen sinken wird, je umfangreichere Teile der Erdoberfläche von ihnen besiedelt oder doch politisch beherrscht sind.

Von diesem Gesichtspunkte aus handelt es sich bei der Kolonialpolitik der europäischen Staaten nicht bloß um die Vorteile, die sich für das betreffende Mutterland aus dem Besitze überseeischer Kolonien ergeben, sondern vor allem auch um die Herrschaft der Arier und der arischen Kultur in allen Weltteilen.

Deshalb soll jede europäische Kolonialmacht bestrebt sein, ihre Kolonien, soweit es die klimatischen Verhältnisse immer zulassen, mit Weißen zu besiedeln und zu verhüten, daß eine Vermischung der weißen Ansiedler mit den schwarzen, gelben und braunen Eingeborenen eintritt, da die Erfahrung zeigt, daß derartige Mischlinge für die arische Rasse verloren sind.[3])

---

[1]) C. Spielmann, Arier und Mongolen, 1905.

[2]) Vgl. den Artikel: „Wir und die Ostasiaten" von A. v. Poez in der „Allg. Z." vom Jahre 1904, Nr. 406, 407, 409, 412, 414, 416 und 418, in welchem namentlich auch auf die alten Beziehungen zwischen Europa und Ostasien hingewiesen und gleichzeitig die von den Ostasiaten drohende Gefahr betont wird.

[3]) Vgl. meine Abhandlung: „Zur Frage der Mischehen in den deutschen Schutzgebieten", „Zeitschrift für Kolonialpolitik usw.", Jahrg. XIV (1912), S. 729 ff.

Digitized by Google

Die Europäer ſind nicht erſt gelegentlich der neuzeitlichen Koloniſation mit den Mongolen in Berührung gekommen, vielmehr ſind die Beziehungen zwiſchen Ariern und Mongolen uralt, und kriegeriſche Einfälle der Mongolen haben die europäiſchen Völker ſeit den Kriegszügen der Hunnen jahrhundertelang abzuwehren gehabt.

Erſt nachdem die Mongolen im Jahre 1241 bei Liegnitz von den Deutſchen entſcheidend geſchlagen waren, hörten die mongoliſchen Einfälle auf, und es trat in dieſer Beziehung Ruhe ein. In den letzten Jahrhunderten änderte ſich aber auch das Verhältnis zwiſchen Ariern und Mongolen, indem nunmehr die europäiſchen Völker die Angreifer wurden, die in Oſtaſien einzudringen und mongoliſche Völkerſchaften unter ihre politiſche und wirtſchaftliche Herrſchaft zu bringen ſuchten.

Die europäiſchen Völker zwangen geradezu die mongoliſchen Staaten, welche ſich wie China und Japan gegen die fremden Völker abgeſchloſſen hatten, die Grenzen zu öffnen und mit ihnen in Verkehr zu treten. Die Folge davon war, daß ſich die Mongolen mit den Errungenſchaften der europäiſchen Ziviliſation wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade vertraut machten. Namentlich hat es Japan verſtanden, wie der Ruſſiſch-Japaniſche Krieg zeigte, ſich dieſe Errungenſchaften zunutze zu machen.

Japan iſt durch den Sieg über Rußland ein Machtfaktor in Oſtaſien geworden, mit dem alle Staaten, die daſelbſt politiſche oder wirtſchaftliche Intereſſen haben, rechnen müſſen.[1]) Die ſelbſtverſtändliche Folge der von Japan durch dieſen Sieg errungenen Stellung in Oſtaſien wird nämlich zunächſt die ſein, daß Japan als Vormacht der mongoliſchen Völker erſcheinen und als ihr Lehrmeiſter in politiſcher, militäriſcher und wirtſchaftlicher Hinſicht gelten wird. Wie Japan bisher bei Europa in die Schule gegangen iſt, werden in Zukunft die Chineſen und die übrigen mongoliſchen Völker in Japan ihren Lehrmeiſter erblicken. Dies wird trotz der zeitweiligen Feindſchaft zwiſchen China und Japan wegen des Gefühls der Zugehörigkeit zu derſelben Raſſe und des Bewußtſeins des Gegenſatzes zu den Europäern ſich immer mehr geltend machen.

Eine weitere ſehr bedeutſame Folge des Sieges der Japaner über eine europäiſche Großmacht liegt in dem geſteigerten Selbſtbewußtſein der mongoliſchen Völker.

Die mongoliſchen Völker, die im Beſitze einer uralten, hochſtehenden, wenn auch in der Entwicklung zurückgebliebenen ſelbſtändigen und eigenartigen Kultur ſind und in geiſtiger Veranlagung den Europäern ſicherlich nicht nachſtehen, haben von jeher auf die weißen Eindringlinge mit Geringſchätzung herabgeſehen und deren geiſtige, politiſche und wirtſchaftliche Herrſchaft mit Widerwillen ertragen. Wenn das japaniſche Volk eine Zeitlang bei den europäiſchen Völkern in die Schule gegangen iſt und ſich mit europäiſcher Wiſſenſchaft, Technik und Kriegskunſt und mit den politiſchen wie rechtlichen Einrichtungen europäiſcher

[1]) Vgl. meine Abhandlung: „Der Ruſſiſch-Japaniſche Krieg, das Völkerrecht und die Weltpolitik", „Deutſche Monatſchrift" V, S. 210 ff.

Digitized by Google

Staaten vertraut gemacht hat, so geschah dies gewiß nicht bloß aus unbedingter Hochachtung vor der europäischen Zivilisation und Kultur, sondern hauptsächlich deshalb, um durch die Aneignung der Errungenschaften des europäischen Wissens sein Ziel, die völlige Gleichstellung mit den europäischen Völkern, zu erreichen. Nachdem es den Japanern gelungen ist, dieses Ziel in kurzer Zeit zu erreichen, wird sich nicht bloß bei den Japanern, sondern auch bei den übrigen Mongolen das Gefühl der Ueberlegenheit gegenüber den Weißen geltend machen mit der Ueberzeugung, daß sie von den Europäern nichts mehr zu lernen haben. Es wird sich dies namentlich auf wirtschaftlichem und technischem Gebiete zeigen.

Berücksichtigt man, daß die Mongolen für Technik, Industrie und Handel gut veranlagt sind, daß namentlich in dem übervölkerten China die Arbeitskräfte billig sind und China riesige Kohlenlager besitzt, so ist vorauszusehen, daß die Mongolen allmählich in Wettbewerb mit den Europäern treten und versuchen werden, dieselben aus den noch von ihnen festgehaltenen Positionen zu verdrängen, ihre Eisenbahnen und Fabriken selbst zu bauen, ihre Bergwerke selbst zu betreiben usw.[1])

Einer der hauptsächlichsten Gründe für die Herrschaft und den maßgebenden Einfluß der Europäer in Ostasien lag darin, daß sie sich in den letzten Jahrhunderten, im Gegensatz zum Mittelalter, bei allen kriegerischen Zusammenstößen mit den Mongolen denselben entschieden überlegen gezeigt hatten. Namentlich war dies gegenüber den Chinesen der Fall. Das riesige chinesische Reich besaß nicht soviel Kriegstüchtigkeit, um sich der durch schwache europäische Heere ausgeführten Angriffe zu erwehren.

Die Siege der Japaner über die Russen haben den Nimbus, der in dieser Beziehung die Europäer und Weißen umgab, gründlich zerstört. Die Japaner haben gezeigt, daß die Mongolen nicht bloß ebenso tapfer und todesmutig sind wie die Weißen, woran schließlich niemand zweifelte, sondern daß sie es auch verstehen, die militärischen Einrichtungen und Lehren der Weißen nachzuahmen und sich anzueignen, auf denen hauptsächlich die kriegerische Ueberlegenheit der Europäer beruhte. Sicherlich wird auch China daran gehen, Heer und Flotte unter japanischer Anleitung und Anweisung nach europäischem Muster zu organisieren; dann wird das chinesische Reich in militärischer Hinsicht ein ganz andrer Gegner werden als es früher war, denn an der kriegerischen Tüchtigkeit der Chinesen ist an und für sich nicht zu zweifeln; es fehlte ihnen nur die Organisation und militärische Schulung.

Mag die im vorstehenden angedeutete Entwicklung in Ostasien, namentlich in China, rascher oder langsamer vor sich gehen, jedenfalls hat sich infolge des für die Japaner siegreichen Ausgangs des Krieges mit Rußland das Verhältnis der Mongolen zu den Weißen gegen früher in politischer, wirtschaftlicher und militärischer Beziehung erheblich verschoben. Die Mongolen werden, wie schon

---

[1]) Vgl. übrigens Tille, Der Wettbewerb weißer, gelber und schwarzer Arbeit in der industriellen Produktion, Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1902, S. 750 ff.

Digitized by Google

erwähnt, die Europäer und Amerikaner aus den von ihnen eingenommenen Stellungen zu verdrängen beſtrebt ſein, gegen deren Einfluß auf allen Gebieten ſich wehren und, ſobald ſie in Oſtaſien die unbeſtrittene Herrſchaft erlangt haben, auch verſuchen, nicht bloß in allen Fragen der Weltpolitik mitzuſprechen, ſondern unter Umſtänden auch in die europäiſchen Verhältniſſe ſich einzumiſchen. Es iſt klar, daß ſich daraus Gegenſätze und wohl auch kriegeriſche Zuſammenſtöße der gelben und weißen Raſſe entwickeln werden.[1])

Gegenwärtig befindet ſich allerdings China in einer ſchweren Kriſe; es iſt aber vorauszuſehen, daß es dieſe Kriſe überwinden und daß dann das chineſiſche Volk die ihm in Oſtaſien nach ſeiner Größe und ſeinen Eigenſchaften gebührende Stellung erreichen wird. Die Hauptſache iſt, daß das chineſiſche Volk die Lethargie, die jahrhundertelang auf ihm lag, abgeſchüttelt hat und vorwärts ſtrebt.

Die neuzeitliche Koloniſation hat alſo die europäiſchen Völker mit den im Beſitze einer alten Ziviliſation befindlichen mongoliſchen Völker zunächſt wieder in wirtſchaftliche und politiſche Beziehungen und dann in einen Gegenſatz gebracht, der ſich immer mehr fühlbar machen wird.

Dieſen Gegenſatz kann man auch nicht dadurch auszugleichen ſuchen, daß man ſich beſtrebt, die Mongolen möglichſt zum Chriſtentum zu bekehren, da der Gegenſatz auf der Verſchiedenheit der Raſſe beruht, die durch Bekehrung zum Chriſtentum nicht beſeitigt werden kann. Dazu kommt, daß die Mongolen geringe Neigung haben, das Chriſtentum anzunehmen, da ſie ihre eigne Religion und Moral der chriſtlichen mindeſtens gleichwertig erachten.[2])

Wer der Anſicht iſt, daß der wirtſchaftlichen und politiſchen Stellung der Weißen in der Welt, wenn auch erſt in Zukunft, von den Mongolen Gefahr droht, der muß wünſchen, daß die ariſchen Völker in Erkenntnis dieſer Gefahr ſich zuſammenſchließen und unter Umſtänden auch Abwehrmaßregeln ergreifen.

Vor allem müßte es unverrückbarer Grundſatz ſein, daß bei kriegeriſchen Zuſammenſtößen zwiſchen mongoliſchen und ariſchen Staaten niemals ein ariſcher Staat dem mongoliſchen Hilfe leiſtet. Ebenſo müßte ausgeſchloſſen ſein, daß ein ariſcher Staat mit einem mongoliſchen einen Bündnisvertrag abſchließt, der zur Folge haben könnte, daß der weiße Staat dem gelben Unterſtützung und Hilfe gewähren muß.

Sodann werden die von ariſchen Völkern beſiedelten Staaten und Kolonien

---

[1]) Vgl. die Abhandlung von P. Doumer: „La crise d'extrême Orient", Rev. Économique internationale I, Nr. 3 (Mai 1904), S. 574 ff, in welcher auch auf die Gefahr, die den Ariern von Mongolen droht, und die Notwendigkeit des Zuſammenſchluſſes der ariſchen Völker hingewieſen wird. — Etwas weniger peſſimiſtiſch iſt die Abhandlung von M. v. Brandt: „La question jaune" in derſelben Zeitſchrift III, Nr. 4 (Dezember 1904), S. 782 ff.

[2]) Vgl. den Artikel: „Chinas Erwachen" von G. Wegener in der „Zeitſchrift für Politik", Bd. VI (1913), S. 202 ff. — Daß auch die Japaner vom Chriſtentum eine nichts weniger als günſtige Meinung haben, ergibt ſich mit aller Deutlichkeit aus dem zehnten von Inazo Nitobe verfaßten, „Religion" überſchriebenen Kapitel des vor einigen Jahren erſchienenen Buches „Unſer Vaterland Japan" (ein Quellenbuch).

Digitized by Google

suchen müssen, sich der massenhaften Einwanderung von Mongolen zu erwehren, wie dies schon von den Vereinigten Staaten und von den australischen Kolonien bis zu einem gewissen Grade geschehen ist.

Die mongolischen Staaten, nicht bloß China, sondern ebenso Japan, sind durchweg übervölkert; es ist daher ganz begreiflich, daß sich ein mongolischer Auswandererstrom in die am Stillen Ozean liegenden Länder und dessen Inseln ergießt. Die mongolischen Einwanderer sind zwar an manchen Orten als Arbeitskräfte benötigt, im allgemeinen aber keineswegs willkommen geheißen. Ganz abgesehen, daß ihre Eigenart und manche ihnen anhaftende Laster abstoßend wirken, bringt eine massenhafte Einwanderung, namentlich auf kleinere Inseln, die Gefahr mit sich, daß die Mongolen die übrige Bevölkerung wirtschaftlich, unter Umständen auch politisch zu beherrschen suchen.

Während es sich bei den Mongolen um hoch zivilisierte Völker handelt, mit denen die europäischen Staaten aus Anlaß der neuzeitlichen Kolonisation in innigere Berührung kamen, konnte bei der Urbevölkerung von Amerika, Australien, Afrika und der Südsee, mit denen die Europäer bei der Gründung überseeischer Kolonien zusammentrafen, von zivilisierten Völkerschaften im allgemeinen nicht gesprochen werden.

Was die Urbevölkerung von Amerika anlangt, so ist dieselbe in Nordamerika im wesentlichen verschwunden;[1]) in Südamerika hat sich dieselbe zum Teil mit den weißen Einwanderern vermischt, soweit dies nicht der Fall ist, spielen die noch vorhandenen indianischen Völkerschaften keine in politischer Hinsicht ins Gewicht fallende Rolle. Das gleiche gilt von den malaiischen Völkerstämmen, die der politischen Unabhängigkeit und des inneren Zusammenhangs entbehren, während die Urbevölkerung von Australien fast ganz ausgerottet ist.

Ganz anders liegt die Sache bei den nach vielen Millionen zählenden Negern in Afrika, mit denen die Europäer, obwohl der schwarze Erdteil schon im Altertum bekannt war und einzelne seiner Teile in politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu Europa standen (Aegypten, Nordafrika usw.), doch erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts in nähere Beziehungen traten, als Afrika namentlich in seinem Innern nicht bloß genauer erforscht, sondern auch Gegenstand kolonisatorischer Tätigkeit in größerem Maßstabe wurde, als es bis dahin der Fall gewesen war.

Mit der genaueren Erforschung des schwarzen Kontinents und mit der am Ende des vorigen Jahrhunderts in der Hauptsache erfolgten Aufteilung von Afrika unter die verschiedenen europäischen Kolonialstaaten sind diese in genauere

---

[1]) Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, 2. Aufl., S. 757, sagt: „Wir schaudern, wenn wir die Geschichte der Vernichtung der Indianer in Nordamerika lesen; überall auf seiten der Europäer Ungerechtigkeit, Verrat, wilde Grausamkeit; und doch, wie entscheidend war gerade dieses Zerstörungswerk für die spätere Entwicklung einer edlen, echt germanischen Nation auf diesem Boden! Der vergleichende Blick auf die südamerikanischen Mestizenkolonien zeigt es uns." — Derartige Erscheinungen darf man in der Tat nicht von einem sentimentalen Gesichtspunkte aus betrachten.

Digitized by Google

Berührung mit den die Urbevölkerung ihrer Kolonien bildenden Negerstämmen gekommen, die keineswegs eine hohe, wenn auch anders geartete Zivilisation besitzen, wie dies bei den Mongolen der Fall ist. Es fragt sich nun, welche Stellung die europäischen Kolonialvölker den Negern gegenüber einnehmen sollen.

Selbstverständlich kann keine Rede davon sein, daß die Neger von den Weißen ausgerottet oder verdrängt werden, wie die Indianer in Nordamerika. Ganz abgesehen davon, daß eine derartige Maßregel den gegenwärtig geltenden Grundsätzen der Humanität widersprechen würde, wäre sie schon wegen der großen Menge der Neger nicht möglich. Außerdem sind die Neger in den tropischen und subtropischen Kolonien Afrikas als Arbeitskräfte unentbehrlich, sie können durch Weiße jedenfalls nur teilweise ersetzt werden.

Mit der Tatsache einer starken schwarzen Bevölkerung in den afrikanischen Kolonien muß also gerechnet werden, wie auch damit gerechnet werden muß, daß sich diese Bevölkerung im Laufe der Zeit nicht unerheblich vermehren wird, da die Sklavenjagden und Stammesfehden, die sie früher so stark dezimierten, jetzt in der Hauptsache aufgehört haben, und die schlechten hygienischen und sanitären Verhältnisse, die einer Vermehrung der Bevölkerung im Wege standen, infolge der Bemühungen der europäischen Kolonialregierungen nach und nach verschwinden.

Was nun die Behandlung der Neger anlangt,[1]) so wird gewöhnlich gesagt, die Europäer hätten die Pflicht, die Neger zur Arbeit zu erziehen. Dies klingt sehr schön und einfach und ist insofern richtig, als es jedenfalls notwendig ist, die Neger an regelmäßige Tätigkeit und Arbeit zu gewöhnen, damit sie ein für die koloniale Entwicklung brauchbares Element werden. Anderseits ist es aber doch sehr fraglich, inwieweit die schwarze Rasse, die seit Jahrtausenden von sich aus keine nennenswerten zivilisatorischen Fortschritte gemacht hat, auf eine höhere Kulturstufe gebracht werden kann.

Außerdem ist zweifellos in der Behandlung der Neger eine gewisse Vorsicht geboten; vor allem muß vermieden werden, die Schwarzen politisch und rechtlich den Weißen gleichzustellen, da die Neger nur zu sehr geneigt sind, die ihnen eingeräumten Rechte zur Unterdrückung der in tropischen Kolonien stets wenig zahlreichen weißen Bevölkerung zu benützen.

Hat ja doch selbst die Bekehrung der Neger zum Christentum, wie die sog. äthiopische Bewegung zeigt, schon recht unerfreuliche Erscheinungen hervorgerufen. Die zum Christentum bekehrten Schwarzen sind eben begreiflicherweise geneigt, sich den Weißen gegenüber als in jeder Beziehung gleichberechtigte Kinder Gottes zu betrachten und die wirtschaftliche und politische Herrschaft der Weißen für ein Unrecht zu halten, das sie, wenn immer möglich, abzuschütteln bestrebt sind.

Wie das schwierige Problem der Behandlung der Neger in den afrikanischen

---

[1]) Vgl. meine Abhandlung: „Die Eingeborenenfrage und die Regelung der Rechtsverhältnisse der Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten." „Zeitschrift für Kolonialpolitik", Jahrg. 1910, S. 183 ff.

Digitized by Google

Kolonien zu lösen ist, kann hier im einzelnen nicht dargelegt werden. Es genügt, dasselbe hervorgehoben zu haben und darauf hinzuweisen, daß von der zahlreichen schwarzen Rasse in Zukunft den Weißen ähnliche Gefahren drohen können wie von den Mongolen, wenn diese Gefahr auch nicht so naheliegend ist wie die „gelbe Gefahr". Jedenfalls ist es notwendig, den Schwarzen wie den Gelben gegenüber endlich mit den Schlagworten von der Gleichheit aller Menschen und der Gleichwertigkeit aller Rassen aufzuräumen, die ethnographischen Verhältnisse mit nüchternen Augen anzusehen und der Ueberzeugung Geltung zu verschaffen, daß den Ariern die Vormachtstellung in der Welt gebührt und daß dieselben alles aufbieten müssen, um diese Stellung auch in der Zukunft zu wahren.

V

Durch den Besitz überseeischer Kolonien wurde das wirtschaftliche, soziale und geistige Leben von ganz Europa in der einschneidendsten Weise beeinflußt.

In welchem Maße durch die Entdeckung von Amerika und Australien und die Auffindung des Seewegs nach Indien das wirtschaftliche und soziale Leben der europäischen Völker beeinflußt wurde, braucht nur angedeutet zu werden. Dem Handel und Verkehr wurden neue Wege erschlossen. Durch das massenhaft von Amerika nach Europa gebrachte Edelmetall (Gold und Silber) trat in Europa eine vollständige Umwälzung in den Preisverhältnissen ein, die sich selbstverständlich für alle Bevölkerungsklassen geltend machte. Aus Amerika und teilweise auch aus Ostasien, dann auch aus Afrika wurde eine Menge bisher unbekannter oder doch nur in geringem Maße benutzter Gegenstände und Produkte, wie die Kartoffel, der Tabak, der Tee, die Seide, die Baumwolle usw., eingeführt, die als Lebensmittel, Genußmittel und Gebrauchsgegenstände rasch Aufnahme fanden und die Ernährungs- und Lebensweise der europäischen Völker umgestalteten und auf die Landwirtschaft und Industrie den weitestgehenden Einfluß ausübten.

Es braucht in dieser Beziehung nur darauf hingewiesen zu werden wie durch den Kartoffelbau die europäische Landwirtschaft umgestaltet wurde, welchen Anstoß die Industrie durch die Verarbeitung kolonialer Rohprodukte, wie die Baumwolle, des Kautschuks, der Kopra usw., erhielt.

Auch darauf muß hier aufmerksam gemacht werden, daß im vorigen Jahrhundert von den Vereinigten Staaten, welche inzwischen in wirtschaftlicher und technischer Hinsicht ungeheure Fortschritte gemacht hatten, verschiedene brauchbare technische Erfindungen gemacht wurden (Edison!) und die Konstruktion neuer, für die Landwirtschaft wie die Industrie brauchbarer Maschinen erfolgte, welche rasch auch Eingang und Verwendung in Europa fanden.

Was das geistige Leben anlangt, so bedarf es keiner Hervorhebung, wie sehr durch die Entdeckung von Amerika und Australien und die Auffindung des Seewegs nach Indien die Geographie und Astronomie[1]) und sämtliche

[1]) Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, 2. Aufl. (1900), S. 771 f. Es ist daselbst darauf hingewiesen, daß erst, nachdem durch die Entdeckungs-

Digitized by Google

Naturwissenschaften gefördert wurden, namentlich auch die Botanik und Zoologie, die in Amerika und Australien eine große Anzahl von bisher in Europa unbekannten Pflanzen und Tieren vorfanden, mit denen sie sich zu beschäftigen hatten.

Die Bekanntschaft mit zahlreichen, fremden Rassen angehörigen Völkern und deren Einrichtungen hat ferner der Ethnographie, Anthropologie und Kulturgeschichte massenhaftes neues Material zur Verfügung gestellt, dessen Verarbeitung diesen Wissenschaften neue Anregungen gab. Man kann geradezu sagen, daß alle diese Wissenschaften wie auch die Sprachforschung durch das ihnen aus den fremden Weltteilen zuströmende Material auf ganz neue Grundlagen gestellt wurden, denn es ist klar, daß die Ergebnisse einer Wissenschaft um so sicherer sein können, je umfassender das Material ist, das sie systematisch verarbeiten kann.

Aber auch insofern machte sich der Einfluß der amerikanischen Kolonien und der aus denselben entstandenen selbständigen Staatswesen geltend, als die sozialen und politischen, in Amerika entstandenen Anschauungen und Einrichtungen in Europa Anerkennung und vielfach auch Nachahmung gefunden haben. Einige Beispiele werden das deutlich zeigen.

Der Gedanke der allgemeinen Menschenrechte, der sich gegenwärtig fast in jeder Verfassung europäischer Staaten findet, und die damit zusammenhängende Idee der Volkssouveränität sind allerdings keineswegs in den nordamerikanischen Kolonien Englands entstanden. Diese Ideen sind vielmehr aus Europa nach Amerika gebracht worden;[1]) in den amerikanischen Kolonien fanden aber die allgemeinen Menschenrechte ihre erste Formulierung. In dieser Formulierung wanderten sie wieder nach Europa zurück und veranlaßten in der Französischen Revolution die Déclaration des droits de l'homme, die dann nahezu für alle konstitutionellen Staaten vorbildlich wurde, wie auch die Ersetzung der monarchischen Staatsform durch die Republik während der Französischen Revolution sicherlich zum Teil auf amerikanische Einflüsse zurückzuführen ist.

Als sich im Jahre 1776 die englischen Kolonien in Nordamerika vom Mutterlande lossagten und sich als selbständige Staatswesen konstituierten, konnten sie nur die Verfassung der Demokratie annehmen, da sowohl für die Aristokratie wie für die Monarchie die Voraussetzungen und Grundlagen fehlten, während die demokratische Republik den einfachen Verhältnissen der Kolonien und ihrer

fahrten am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Kugelgestalt der Erde festgestellt war, eine rationelle Astronomie möglich war. Wenn die Erde rund war, so mußte sie frei im Raume schweben; war dies aber der Fall, so ergab sich die zwingende Schlußfolgerung, daß auch die Sonne, der Mond und die Planeten frei schwebten.

[1]) Jellinek, Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte (1893). In dieser Schrift ist ausgeführt, daß die Ideen der allgemeinen Menschenrechte und der Volkssouveränität in England im Zusammenhange mit dem religiös-politischen Individualismus und dem Verlangen nach Gewissensfreiheit von den englischen Kolonisten, namentlich den Puritanern, nach Nordamerika verpflanzt worden sind und zunächst im Verfassungsrechte einzelner Kolonien Anerkennung gefunden haben.

Digitized by Google

bisherigen Entwicklung durchaus entsprach. Hatten schon zur Zeit der englischen Herrschaft die Kolonisten, „das Volk", im Anschlusse an die Gedanken des Selfgovernments bei der Verwaltung der Kolonien eine bedeutsame Rolle gespielt, so lag es nahe, in Gemäßheit der Gedanken des sog. Staatsvertrags und der Volkssouveränität das Volk als das den Staat begründende, jedenfalls in demselben den Ausschlag gebende Element zu betrachten.

In den spanischen Kolonien in Mittelamerika und Südamerika lagen die Verhältnisse ähnlich; auch sie konnten sich, als sie sich vom Mutterlande losrissen, nur eine republikanische Staatsform geben, zumal ja das nordamerikanische Beispiel einen großen Einfluß auf sie ausüben mußte.

So ist es gekommen, daß die selbständigen Staatswesen in Amerika sämtlich demokratische Republiken sind.

Diese Tatsache hat sehr wesentlich zur Entstehung demokratischer und republikanischer, auch das soziale Leben beeinflussender Ideen beigetragen, zumal im vorigen Jahrhundert die Auswanderer, die aus politischen Gründen Europa verließen, in der Regel Nordamerika als das Gelobte Land betrachteten und geneigt waren, ihr wirtschaftliches Wohlergehen in Nordamerika den politischen Einrichtungen zuzuschreiben.[1])

Wie die demokratischen Ideen und Einrichtungen in Europa vielfach unter dem Einflusse amerikanischer Vorstellungen entstanden sind, kann man auch sagen, daß für die staatenbundlichen und bundesstaatlichen Verfassungen, die im vorigen Jahrhundert in Europa geschaffen wurden, im wesentlichen das Vorbild der nordamerikanischen Union maßgebend war.

Allerdings kannten schon das Altertum und das Mittelalter den zusammengesetzten Staat sowohl in der Form des Staatenbundes wie des Bundesstaates, trotzdem ist es zweifellos, daß die besondere Ausprägung, die beide Verfassungsformen in der nordamerikanischen Union gefunden haben, nicht bloß in der Theorie allgemein beachtet wurden, sondern auch die Verfassungen des Deutschen Bundes, des Norddeutschen Bundes, bzw. Deutschen Reiches, und der Schweizerischen Eidgenossenschaft beeinflußt haben. Daß die mittelamerikanischen und südamerikanischen Bundesstaaten bloße Nachahmungen der nordamerikanischen Union sind, ist selbstverständlich.

Als die nordamerikanischen Kolonien sich vom Mutterlande losrissen, war es nicht möglich, aus ihnen ein einheitliches Staatswesen zu bilden, weil die politischen und sozialen Verhältnisse wie auch die geschichtliche Entwicklung der einzelnen Kolonien zu verschieden war und auch großer Drang nach Selbständigkeit in ihnen herrschte.

Anderseits konnten auch die Kolonien nicht vereinzelt bleiben, weil sie dazu

[1]) Nur nebenher mag bemerkt werden, daß das in Nordamerika stark ausgeprägte Streben nach wirtschaftlichem Erwerb, „die Jagd nach dem Dollar", nicht ohne Einfluß auf den Erwerbssinn gewesen ist, der sich in der neuesten Zeit bei allen europäischen Völkern geltend macht, wenn auch diese Richtung in der Hauptsache ihren Grund in der Entwicklung und dem Aufschwunge des wirtschaftlichen Lebens bei den europäischen Völkern hat.

Digitized by Google

zu schwach waren. Der Zusammenschluß aller Kolonien stellte sich daher als eine politische Notwendigkeit dar. Wegen des in den einzelnen Kolonien herrschenden Sondergeistes wählte man für diesen Zusammenschluß zunächst die lose Form des Staatenbundes. Es zeigte sich aber bald, namentlich während des Krieges mit England, daß diese Verfassung dem Bedürfnisse nicht genügte, und man verwandelte den losen Staatenbund in einen straffen Bundesstaat, in welchem die Bundeszentralgewalt mit viel weitergehenden Befugnissen ausgerüstet wurde als im Staatenbunde.

Denselben Entwicklungsgang haben Deutschland und die Schweiz durchgemacht, ein Beweis, daß die Entwicklung in der Union eine naturgemäße war und auch für andre zusammengesetzte Staaten vorbildlich sein konnte.

Ebenso ist in Amerika zwar der Gedanke der Trennung von Staat und Kirche keineswegs entstanden, wohl aber hat die Durchführung dieses Grundsatzes in der Union auf die desfallsigen Bestrebungen in europäischen Ländern entschieden einen fördernden Einfluß ausgeübt.

Auch hier waren bei der Durchführung des Grundsatzes in Nordamerika die besonderen Verhältnisse der Kolonien maßgebend.

„Es ist etwas andres," sagt Rothenbücher,[1]) „ob in einem Lande, wo Staat und Kirche seit vielen Jahrhunderten aufs engste verknüpft sind, die bestehenden Kirchen entstaatlicht werden sollen, oder ob in Ländern, die völlig neu besiedelt werden sollen, der sich einrichtende Staat die Organisation des Kirchenwesens der freiwilligen Initiative der Gläubigen überläßt und so von vornherein völlige Neutralität gegenüber den einzelnen Kirchen bewahrt. Zweifellos sprechen hier, wo eine Gesellschaft auf völligem Neuland sich neu organisiert, viele Gründe tatsächlicher Natur für die Annahme des Trennungsrechts. Der Zuzug von Einwanderern darf nicht durch irgendwelche Beschränkungen der religiösen Freiheit erschwert werden, die religiösen Gefühle der etwa vorhandenen eingeborenen Völker müssen schon aus dem Interesse einer ruhigen Entwicklung der Kolonie geschont werden, die junge Staatsgewalt wird mit wirtschaftlichen Problemen bereits so sehr belastet sein, daß sie es vermeiden wird, wenn nicht unbedingt nötig, sich mit Religions- und Kirchenfragen zu beschäftigen. Derartige tatsächliche Verhältnisse sind denn auch bestimmend dafür gewesen, daß sich dieses Recht in den amerikanischen Gliedstaaten wie im Bundesstaate und ebenso in fast allen Kolonien des britischen Weltreichs durchgesetzt hat."

Während die Trennung von Staat und Kirche in Nordamerika eine durch die kolonialen Verhältnisse gebotene und sich von selbst ergebende Maßregel war, hat man in Europa dem Grundsatz der Trennung von Staat und Kirche unter Hinweis als einen aus der Natur der Sache sich ergebenden zur Geltung zu bringen gesucht, obwohl sich aus der geschichtlichen Entwicklung des Verhältnisses von Staat und Kirche in Europa für die praktische Durchführung

[1]) „Die Trennung von Staat und Kirche" in der „Zeitschrift für Politik", II (1909), S. 588 ff.

Digitized by Google

des Grundsatzes der Trennung von Staat und Kirche in den europäischen Staaten Hindernisse entgegenstellen, die in Nordamerika der Natur der Sache nach nicht vorhanden waren bzw. vorhanden sind.[1])

In der Tat hat nur Frankreich, und zwar erst im Anfange dieses Jahrhunderts, die Trennung durchgeführt, nicht ohne auf mancherlei Schwierigkeiten zu stoßen, während die Bestimmungen der Reichsverfassung vom Jahre 1849, denen die Idee der Trennung von Staat und Kirche zugrunde lag, nicht verwirklicht wurden. —

Aus der vorstehenden, allerdings nur skizzenhaften Darstellung dürfte sich jedenfalls so viel ergeben, daß die neuzeitliche Kolonisation einen sehr tiefgehenden Einfluß auf die geistige, wirtschaftliche und politische Entwicklung der europäischen Staaten gehabt hat und noch äußert. Man kann geradezu sagen, daß die Stellung von Europa wie auch der europäischen Völker in der Welt infolge der neuzeitlichen Kolonisation eine durchaus veränderte geworden ist und daß daher auch die europäischen Völker, was ihr Verhältnis einerseits zu den amerikanischen Staaten, anderseits zu den Völkern der gelben und schwarzen Rasse anlangt, vor neue, und zwar sehr schwierige Aufgaben gestellt worden sind.

Die amerikanischen Universitäten

Von

Benj. Ide Wheeler

Durchreisende europäische Beobachter sind geneigt, die amerikanischen Universitäten falsch zu beurteilen, wenn nicht geradezu zu unterschätzen. Es ist schwer für sie, einzusehen, wie ein Fußballspiel mit seinen vierzigtausend Zuschauern, seinen Bändern und Chrysanthemen, seinem Geschrei, seinem Ungestüm und seinem Wälzen im Schmutz irgendwelchen notwendigen Zusammenhang mit der Pflege und Entwicklung des intellektuellen Lebens haben kann. Wenn sie hören, daß an vielen Universitäten die Studenten in Schlafsälen leben, sehen sie es als zweifellos bewiesen an, daß das Schulen für Jungen im Gymnasiastenalter sind. Der Zwang zum Besuch der Vorlesungen, die verschiedenen Einrichtungen, die getroffen sind, um den Studenten in ihrem moralischen Leben

[1]) Bemerkenswert ist, daß die katholische Kirche infolge ihrer straffen Organisation in den Vereinigten Staaten trotz der Trennung von Staat und Kirche eine machtvolle, nicht bloß alle andern „Denominationen" überragende Stellung einnimmt, sondern auch die Gesetzgebung zu ihren Gunsten zu beeinflussen vermag. — Anderseits ist in der katholischen Kirche der Union der sog. Amerikanismus, d. h. ein starkes Streben nach Unabhängigkeit, zur Geltung gelangt, das selbst davor nicht zurückschreckt, unter Umständen der Kurie energisch Opposition zu machen, wenn dieselbe nach Ansicht des amerikanischen Episkopats die amerikanischen Verhältnisse nicht richtig beurteilt.

Digitized by Google

einen Halt zu gewähren und ihre Führung zu überwachen, das Zensurensystem, die Abhaltung allgemeiner Studienkurse — alles das und noch viele andre Dinge dieser Art bestärken den irregeleiteten Europäer in seiner bereitwilligen Selbsttäuschung und bringen ihn zu der Vorstellung, daß die amerikanischen Universitäten oder wenigstens ihre zum Bakkalaureat führenden Collegekurse wenig oder überhaupt nicht über dem deutschen Gymnasium stehen. In Wirklichkeit aber darf man hier überhaupt nicht vergleichen. Die beiden ganzen Systeme sind von Grund aus verschieden. Sie verfolgen weit auseinanderliegende Ideale und beruhen auf gänzlich verschiedenen Auffassungen von dem, was im Leben des menschlichen Individuums und der menschlichen Gesellschaft Wert hat. Wenn aber ein Vergleich angestellt wird, dann können wir nur sagen, daß der junge Amerikaner bei seinem Eintritt in die Universität ungefähr im gleichen Alter steht wie der Deutsche, aber bedeutend reifer und erfahrener ist und unendlich mehr Selbstvertrauen besitzt, während der deutsche Jüngling zu viel größerer Genauigkeit und höherer Achtung vor der Autorität und zu einer viel rascheren und praktischeren Anpassung an die vor ihm liegenden Aufgaben erzogen ist.

Unser europäischer Beobachter gelangt gewöhnlich nicht dazu, sich einen richtigen Begriff von der amerikanischen Universität zu machen, d. h. nach seinem wahren Wert zu schätzen, was in der Universität als Ganzem vor sich geht, und zu erkennen, was innerhalb dieses Ganzen den wirklichen Zweck des Instituts darstellt. Europäische Besucher an amerikanischen Universitäten stellen selten Fragen, die irgendein Verständnis zeigen für das, was unsre Anstalten anstreben. Die Richtlinie ihrer Erkundigungen scheint durch den einfachen Wunsch bestimmt zu sein, nach Möglichkeit Bräuche und Normen festzustellen, wie sie an europäischen Universitäten bestehen. Ein solcher Beobachter schien geneigt, den Titel und die Eigenschaft einer Universität zuzuerkennen oder zu versagen, je nachdem die Institution des Privatdozententums anerkannt war und tatsächlich bestand. Diese Form der Lehrtätigkeit charakterisiert die ideale Lehrfreiheit vortrefflich, aber ihr Fehlen in einem Lande, in dem noch keine wohlhabende Klasse in aller Form ausgebildet worden ist und in dem bisher wohl noch jeder, der sich zum Lehren berufen fühlte, von selbst einen Universitätslehrstuhl mit einem bescheidenen Gehalt gefunden hat, ist in keiner Weise von Bedeutung. Das Privatdozententum ist geradezu eines jener Dinge, die wir „unamerikanisch" nennen dürfen. Andre möchten für den Begriff der Universität die Freiheit des Vorlesungsbesuches maßgebend sein lassen, obwohl wir nie haben einsehen können, wieso eigentlich der abnehmende Besuch der deutschen Hörsäle während der letzten zwei Semestermonate irgendeinem höheren Zweck dient oder einen hohen Eifer bekundet. Allerdings ist die Vorschrift, daß die Unterschrift des Professors bis zur letzten Semesterwoche verweigert werden muß, eine Form des Besuchszwanges, wenn auch eine unwirksame.

Ein andres Kriterium, und zwar ein sehr zutreffendes, ist die Freiheit des Professors, beim Vortragen seine volle und genaue wissenschaftliche Anschauung zum Ausdruck zu bringen. Obgleich einige wenige Verstöße gegen dieses Prinzip

Digitized by Google

an amerikanischen Anstalten, die von Privaten gestiftet sind, vorgekommen sind, wäre dies doch an jeder großen Staatsuniversität unmöglich, und sicherlich wäre es an keiner dieser Anstalten denkbar, daß z. B. bei der Besetzung eines philosophischen Lehrstuhls das Festhalten an der Kirche als Vorbedingung angesehen würde. Selbst in einem derartigen Falle wäre ein Vergleich verwerflich und unbillig wegen der verschieden gearteten Beziehungen, die in den beiden Ländern zwischen Kirche und Staat bestehen. Tatsächlich können sie überhaupt in keiner direkten, auch nur ungefähren Weise verglichen werden. Beide suchen auf ihre eigne Art Männer heranzubilden, die das geistige und höhere Leben ihrer beiderseitigen Gemeinwesen erneuern, beleben und anführen. Das eine hat mit Verhältnissen zu tun, in denen die Lebenslaufbahnen bestimmter geregelt und normiert sind, weswegen die Anforderungen schärfer abgegrenzt sind. Das andre muß mit dem Risiko unaufhörlichen Wechsels und neuer Kombinationen rechnen und muß in der Formulierung seines Programms Charakterbildung und freie Initiative über formale Schulung stellen.

Wenn ein europäischer Beobachter die amerikanischen Universitäten wirklich verstehen und gerecht beurteilen will, muß er sich Institutionen wie die Studentenzeitungen, Tages- und Wochenblätter, näher ansehen; die studentische Selbstverwaltung mit ihrem mehr oder weniger vollkommen entwickelten System von Gerichtshöfen und Strafen; die studentischen Organisationen, die für Unterkunft, Verpflegung und das gesellige Leben sorgen, wie z. B. die Bruderschaften und die zahllosen Klubs; die studentischen Gesellschaften zur Diskussion oder zur Verbreitung dieser oder jener Idee; musikalische Gesellschaften, Gesangvereine, Orchester usw.; die studentischen Sports mit den großen Wettspielen, die mehr jener besonderen als „Korpsgeist" bekannten Form des Patriotismus als der Körperkultur dienen; die Organisation der Graduierten (Alumnen) zu Klubs und Gesellschaften im ganzen Land und den Eifer, mit dem jede einzelne dieser Vereinigungen für ihr eignes College Propaganda macht und sich seiner rühmt. An einer Universität gelebt zu haben und schließlich graduiert worden zu sein, scheint praktisch gleichbedeutend mit der Erlangung der lebenslänglichen Mitgliedschaft in einem großen nationalen Klub zu sein, der auf der Grundlage des „gegenseitigen Besten" geleitet wird und oft eher den Anstrich eines Ordens oder Mysteriums als eines Klubs hat, da seine hohe und besondere Religion der Collegetreue zuweilen von ehrwürdigen Priestern und Theologen, zuweilen von wirbelnden und heulenden Derwischen vertreten wird. Es geht nicht an, daß man diese Züge und andre solcher Art außer acht läßt, nur weil man sie sich nicht vorstellen kann oder weil sie in Europa nicht existieren. Ohne sie kann man die amerikanischen Universitäten nicht verstehen, nicht, wie sie eingerichtet sind, warum sie so mächtig gedeihen und wie jede einzelne von ihnen eine so feste Stellung durch die liebevolle Unterstützung des Kreises der ihr Angehörigen erlangt hat. Dennoch wäre es ein gewaltiger Irrtum, wollte man aus all dem schließen, daß die Bestrebungen des intellektuellen Lebens ganz vom Sport und den Klubs und den studentischen Leibesübungen verschlungen werden.

Digitized by Google

Der Durchschnittsstudent arbeitet bei seinen Studien ebenso fleißig wie sein europäisches Gegenstück, und sicher regelmäßiger. Indessen studiert ein kleinerer Teil der amerikanischen Studierenden ein Spezialfach mit der Absicht, es zu seinem Lebensberuf zu machen, und daher ist ein Vergleich wertlos. Die Arbeitsleistungen in den chemischen, zoologischen, medizinischen Laboratorien und in den verschiedenen Zweigen der Technik sind tatsächlich dieselben wie in den deutschen Laboratorien. Die Leistungen älterer Studenten auf den Gebieten der Geschichte der Staatswissenschaft, der Philosophie, der Philologie unterscheiden sich im Grunde nicht voneinander. Der wirkliche und weitgehende Unterschied ist in der amerikanischen Fürsorge für die große Zahl der Studenten zu finden, die ihr Universitätsstudium als Hilfsmittel zur allgemeinen Bildung und ohne die Absicht, daraus ihren Lebensunterhalt zu ziehen, betrieben. Insbesondere an den älteren Universitäten des Ostens, wie Harvard, Yale und Princeton, gehört ein großer Teil der ordentlichen Studenten den wohlhabenden Kreisen oder sogar den reichen Klassen an, und diese Leute beabsichtigen nicht, ihre Hochschulbildung für einen Beruf als Lehrer oder Forscher oder eine amtliche Tätigkeit zu verwerten. Sie wollen sich schließlich einer geschäftlichen Tätigkeit und der Verwaltung ihres Vermögens widmen. Es wäre ein Glück, wenn unser politisches System solchen Männern eine bessere Aussicht für den Staatsdienst, als Gesetzgeber, Diplomaten oder Beamte, gewähren würde, als es dies jetzt tut. Es ist ein Mißstand, ja sogar eine Gefahr, daß dies nicht der Fall ist. Für diese große und wachsende Klasse, die Söhne der Reichen und der Gesellschaft, ist das ein schreiendes Bedürfnis, und ihre einzige Hilfe und Hoffnung ist bisher in den allgemeinen, d. h. nicht einem Fachstudium dienenden Vorlesungen dieser älteren Universitäten gefunden worden. Durch diese Arbeit, die sie tun, erweisen die Hochschulen der amerikanischen Republik in einer bedenklichen Krisis ihrer sozialen Entwicklung einen unschätzbaren Dienst. Sie leisten etwas, ja das einzige, was überhaupt geschieht, um in einer Anzahl dieser jungen Leute, die sonst hoffnungslos dem Mammon und dem Fleisch verfallen würden, Vorstellungen und Ideale eines edleren Lebens zu erwecken. Die besten Männer, die sich in der Welt des Geschäftslebens bei uns entwickelt haben, sind aus dieser Klasse gekommen. Unsre besten Männer im öffentlichen Leben und im juristischen Beruf sind ebenfalls auf diesem Wege gekommen. Sie stellen den bedeutendsten Beitrag der alten „allgemeinen Bildung" des Bakkalaureats zur Wohlfahrt der Nation dar.

Niemand, der nicht Dinge wie diese in Betracht zieht, kann die Aufgabe richtig würdigen, die das amerikanische Leben den amerikanischen Universitäten zugewiesen hat, und nur dieser Aufgabe entsprechend und nicht nach irgendeiner internationalen oder sonstigen Norm für das, was eine Universität sein sollte, nehmen die amerikanischen Universitäten ihre Entwicklung.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Psychologie. Von August Messer. 13. Band des von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt herausgegebenen großen Sammelwerkes „Das Weltbild der Gegenwart". Subskriptionspreis des in Leinen gebundenen Bandes M. 6.—, Einzelpreis M. 7.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Nicht ein Lehrbuch für Fachleute, sondern eine allen Gebildeten verständliche, anschaulich und fesselnd geschriebene Schilderung der psychologischen Probleme und die Versuche ihrer Lösung durch die Wissenschaft bietet der durch seine früheren Arbeiten bereits hochangesehene Gelehrte. Das Buch führt zunächst in großen Zügen das Werden der modernen Psychologie vor, die charakterisiert ist durch ihre empirische Richtung und die ausgedehnte Verwendung des experimentellen Verfahrens. In der systematischen Darstellung selbst aber bringt es allenthalben zur Geltung, daß eine sorgfältige Beschreibung der Bewußtseinstatsachen und eine Klärung der psychologischen Begriffe die Voraussetzung der experimentellen Untersuchung sein müsse. Die Hauptergebnisse dieser experimentellen Forschung werden in leichtfaßlicher Weise vorgeführt, dabei wird aber Wert darauf gelegt, Einblicke in die Fragestellungen und die mannigfachen Weisen des experimentellen Verfahrens zu vermitteln. Endlich werden auch die Beziehungen der Psychologie zur Philosophie, zu den Einzelwissenschaften und zum Leben berücksichtigt. So empfängt der Leser ein anschauliches und zuverlässiges Bild von dem heutigen Stande der psychologischen Forschung und von der Bedeutung, die ihr im Gesamtbereich der Wissenschaft zukommt. Er lernt klar erkennen, welch wichtige Elemente für den Aufbau einer geschlossenen Weltanschauung gerade die Psychologie enthält, und es wird ihm die Möglichkeit geboten, unter den vorhandenen Systemen und Theorien sich das anzueignen, was er als seinen eignen Ansichten und Ueberzeugungen am verwandtesten empfindet. Den Wert des Buches erhöht noch die ihm beigegebene, knapp gefaßte, aber überall das Wichtigste darbietende Bibliographie. So erfüllt auch Messers „Psychologie" aufs beste die ideale Aufgabe, die sich das große Sammelwerk, von dem sie einen selbständigen Teil bildet, gestellt hat: das Wissen und Schaffen der Gegenwart dem ernsthaft suchenden und prüfenden Gebildeten nahezubringen in einer Form, die das Tatsachenmaterial in geistigen Nährstoff für die Bildung der Persönlichkeit umwandelt.

Die Grundgesetze der Deszendenztheorie in ihrer Beziehung zum religiösen Standpunkt. Von Dr. Karl Camillo Schneider. Mit 73 Abb. Groß 8° (XXII u. 266 S. mit 2 Farbentafeln). M. 7.—; geb. in Leinwand M. 7.80. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Die „Grundgesetze" zerfallen in zwei Teile. Der erste besteht aus vier Vorträgen, nämlich über das Anlagen-, Substanz-, Anpassungs- und Abstammungsproblem. Der zweite Teil enthält ausschließlich Anmerkungen, die alle möglichen hineinspielenden Fragen zu beantworten suchen. Der Verfasser kommt bei der Durchgehung der Entwicklungstatsachen zu der Aufstellung von übergeordneten Prinzipien (Anlage, Vitalität, Entelechie, Tod, Bewußtsein), er hält also die Zurückführung der Lebensvorgänge auf untersuchbare, chemisch-physikalische Vorgänge für unmöglich. Um sich mit ihm darüber auseinanderzusetzen, bedürfte es eines zweiten Buches; freilich findet man auch schon in den bereits vorhandenen manche Widerlegung der Schneiderschen Ansichten. Wenn zum Beispiel der Verfasser sagt, das Aussterben der großen Flugechsen der Jurazeit sei auf natürliche Weise nicht erklärbar, so kann man ihm entgegenhalten, daß in einer Abkühlung des Klimas sehr wohl ein solcher Grund gefunden werden könne, da große Reptilien, die keine erhöhte Bluttemperatur besitzen, nur in bedeutender Wärme leben können. Wie in diesem Beispiel, so gelingt es auch in vielen andern dem Verfasser nicht, die natürliche Erklärungsweise zu widerlegen, die übrigens den Erkenntnissuchenden immer mehr befriedigen wird als unerforschbare Prinzipien, die doch im allgemeinen nur nichts erklärende Behauptungen sind, und die dadurch nichts Besseres leisten, daß sie Schneider mit einem ganzen System von Wortbildungen verknüpft; eine solche umständliche Nomenklatur wirkt vielmehr oft verwirrend. Immerhin ist das Buch lesenswert, denn es zeugt von gründlicher Arbeit und gutem Verstande, und jeder wird vieles an ihm lernen. K. Guenther.

Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Herausgegeben von Arnold Ruge. Band I: Logik. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Der erste Band dieser neuen Enzyklopädie, die der Hegelschen Enzyklopädie ein Bild des gegenwärtigen Philosophierens zur Seite stellen wird, bringt als grundlegende Disziplin die Lehre von den Denkformen. Be-

Digitized by Google

kannte Gelehrte wirken hier zusammen, über die Grenzen der Schulrichtung, der Sprache und der Nation hinaus: Windelband, Royce, Conturat, Croce, Enriques und Loskij. Was sie darlegen, ergibt natürlich keine sachliche oder architektonische Einheit, Hegels Gedankenbau vergleichbar, aber es enthält eine Einheit des Zeitgeistes, die uns wichtiger sein muß als die Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Systeme. An dieser Werkgemeinschaft wird jeder seine Freude haben, der aus innerem Beruf heraus ernster philosophischer Arbeit geneigt ist. D.

Die Entstehung des Talmuds. Von Dr. S. Funk. Leipzig, Göschen. (127 S., 12°.) 80 Pfg.

Die uralte Tradition des talmudischen Stoffes will er daraus beweisen, daß schon in der Patriarchenzeit eine siebentägige Dauer bei Hochzeit und Trauer vorkommt. Als wenn es sich nicht um die Altertümlichkeit derjenigen Bestimmungen des Talmud handelte, die im Alten Testament nicht vorkommen oder ihm entgegengesetzt sind! Eine solche Neuerung, wie Hillels Einführung des Prosbol, wonach man eine Schuld auch noch hinter dem Sabbatjahr einfordern konnte, leitet er daraus ab, daß man wegen Deut. 15, 1—11 nicht mehr habe borgen wollen (S. 51), aber erwähnt nicht, daß durch diese neue Einrichtung das alte Gesetz umgangen wurde. Also ist das Buch mit wacher Kritik zu gebrauchen. Ed. König.

Krisis der Atome der modernen Physik. Reform der Naturwissenschaft. Von Professor Dr. Gustav Pésci. Verlag: Gustav Buzárovits in Esztergom (Ungarn). Gebunden M. 4.—.

Die beiden Teile, aus denen das Buch besteht: 1. „Newtons System und das neue physische System", 2. „Das neue Sonnensystem", bilden zusammen gewissermaßen eine „christliche Physik". Newtons drei Fundamentalgesetzen versucht der Verfasser definitiv den Garaus zu machen, und zwar im wesentlichen deswegen, damit „der kosmologische Gottesbeweis seine altbewährte und ursprüngliche Kraft wiedererhalte". Hauptsächlich liegt dem Verfasser daran, das Prinzip von der Konstanz der Energie zu widerlegen, da er in diesem die wissenschaftliche Grundlage des ihm verhaßten Materialismus sieht, den er übrigens erstaunlicherweise für identisch mit „Monismus" ansieht. Daß die „ungläubigen Biologen" gewisse „Waffen der Monisten, z. B. Darwinismus, Urzeugung, selbst für inhaltlose Hypothesen halten, wird diesen ungläubigen Biologen gewiß eine ganz erstaunliche Neuigkeit sein. Sollten sie es trotz der Versicherung des Herrn Pésci nicht glauben, so gehören sie offenbar eben nicht zu den „tüchtigen, von Gott berufenen Männern", zu denen der Verfasser sich übrigens mit ruhiger Sicherheit zählen darf, denn nur dann kann man ein der vorurteilsfreien Naturerforschung gewidmetes Buch so schließen, wie er es tut: „Die Naturwissenschaft ist befreit von dem Bleigewicht, das ihr im siebzehnten Jahrhundert an die Füße gehängt wurde; die Physik und die Astronomie können ungehindert und frei neue Wege betreten. Die Wahrheit von der Existenz des Allerhöchsten aber steht in ihrer uralten kraftvollen Klarheit wieder da. Ihm allein sei Lob und Ehre in alle Ewigkeit." E. Sc.

Adam Trabert. Historisch-literarische Erinnerungen. Kempten, Kösels Verlag. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—.

In vorliegendem Memoirenbuch, das schon 1887 so gut wie abgeschlossen war, berichtet der Nestor der katholischen Journalisten Oesterreichs über sein vielfach bewegtes Leben. Acht Jahrzehnte hindurch führt er seine Leser, während deren man ihn regsten Anteil an den politischen Ereignissen von 1848 bis 1870 nehmen und seine großdeutsche Gesinnung, sein starkes Rechtsgefühl leidenschaftlich zum Ausdruck bringen sieht.

Das Werk wird vor allem für Oesterreich (Wien), wo der Verfasser seine zweite, eigentliche Heimat gefunden hat, von Interesse sein und dort zahlreiche Freunde finden. O. B.

Das Leichenbegängnis der Gemma Ebria. Novellen von Heinrich Eduard Jacob. Berlin, Erich Reiß. 178 S. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Etwas Traum- und Spukhaftes liegt in den Erzählungen dieses Erstlingswerkes, wenn man den Ausdruck Erzählungen überhaupt auf die hier gebotenen Skizzen anwenden darf. Meistens erschöpfen sie sich in der Zeichnung eines oder weniger Augenblicksbilder. Zu einem in sich geschlossenen Kunstwerk ist keine gediehen, aber die kraftvolle Art, die sich in manchen Einzelheiten bekundet, gibt Hoffnung auf Größeres. Daß der Verfasser auf eine edle Sprache Wert legt, ist löblich; bedauerlich ist, daß er dabei oft heftigen Prunk zu entfalten sucht, gelegentlich auch ein fehlerhaftes Deutsch schreibt. Br.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Arthauer, Otto Cesar, Die Fremdenlegion. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 60 Pf.

Baudissin, W. Graf von, Das goldene Buch der Sitte. Stuttgart, W. Spemann. Geb. M. 6.—.

Boehn, Max von, Die Mode im 17. Jahrhundert. München, F. Bruckmann A.-G. Brosch. M. 6.50, Pappband M. 8.—, Halbfranzband M. 9.—.

Borntraeger, Dr. J., Bewirkt die Geburtenbeschränkung eine Rassenverbesserung? Düsseldorf, L. Voß & Co. 60 Pf.

Clausius, Sabine, Des Kampfes wert. Roman. Dresden, Heinrich Minden. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.20.

Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon. Uebersetzt von Hanns Floerke. 1. Bd. München, Georg Müller.

Endres, F. C., Moltke. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Filek, Egid von, Mimis Versorgung. Roman. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.—.

Foster, Eduard P., Ru Ro. Outne of Universal Language. Marietta, Ohio, World-Speech Press. 50 Cents.

Görland, Dr. Albert, Die Idee des Schicksals in der Geschichte der Tragödie. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geb. M. 3.—.

Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Georg von Hertling. Festschrift. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Geh. M. 25.—, geb. M. 28.—.

Hatschek, Julius, Englische Verfassungsgeschichte bis zum Regierungsantritt der Königin Viktoria. München, R. Oldenbourg. Geh. M. 18.—, geb. M. 19.—.

Hegendorf, Der Terragraph. Ein Hilfsmittel zur Beobachtung und Erforschung der intimen Lebensvorgänge frei lebender Tiere. Leipzig, Theod. Thomas Verlag. M. 2.—.

Heiß, Hanns, Balzac. Heidelberg, Carl Winters Univ.-Buchh. Brosch. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Heitmüller, W., Jesus. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Jensen, Thit, Mona Roß. Roman aus dem heutigen Island. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Kotzde, Wilhelm, Wilhelm Drömers Siegesgang. Berlin, Martin Warneck. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Kraze, Friede H., Die Sendung des Christoph Frei. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. M. 3.—.

Lanzalone, Giovanni, Il Cùculo. Versi. Salerno, Stab. Tip. Fratelli Jovane.

Loening, E., Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. 4. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 1.25.

Maartens, Maarten, Eva. Ein Fall vom wiedergewonnenen Paradies. Bonn, Albert Ahn Verlag. M. 5.—.

Meinecke, Frdr., Historische Zeitschrift. 111. Bd. 3. Folge. Heft 3. München, R. Oldenbourg.

Meusel, Friedrich, Friedrich August Ludwig von der Marwitz. I. Bd.: Lebensbeschreibung. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 12.—, geb. M. 14.

Nostitz-Rieneck, Robert von, Graf Paul von Hoensbroechs Flucht aus Kirche und Orden, was er verließ und verlor. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung.

Ostland. Jahrbuch für ostdeutsche Interessen. Lissa i. P., Oskar Eulitz Verlag. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Röhrig, Karl, Helden. Gedichte. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Rung, Otto. Die lange Nacht. Roman. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Stern, Alfred, Geschichte Europas von 1815 bis 1830 in 2 Bänden. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Bd. I geh. M. 12.50, geb. M. 15.—. Bd. II geh. M. 11.—, geb. M. 13.50.

Stilgebauer, Edward, Harry (Heinrich Heine). Roman. Konstanz, Reuß & Itta. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Ullrich, Heinrich, Untererthal. Kulturhistorische Studie über eine Siedlung des Saalgaues. Würzburg, Franz Staudenraus.

Vermeil, Edmond, Le „Simsone Grisaldo" de F. M. Klinger. Paris, Librairie Felix Alan. Fr. 7.50.

Weber, Batty, Fenn Kaß. Der Roman eines Erlösten. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Wiegler, Paul, Geschichte der Weltliteratur. Berlin, Ullstein & Co.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Verlag von R. Oldenbourg in München und Berlin

Soeben erschienen:

Kunsthistorische Aufsätze

von

Georg Dehio

Professor an der Universität Straßburg

314 Seiten 8°. Mit 5 Abbildungen im Text und 24 Tafeln.

Elegant gebunden Preis M. 7.50

Inhaltsverzeichnis:

1. Die Kunst des Mittelalters. 2. Über die Grenze der Renaissance gegen die Gotik. 3. Deutsche Kunstgeschichte und Deutsche Geschichte. 4. Historische Betrachtung über die Kunst im Elsaß. 5. Zu den Skulpturen des Bamberger Doms. 6. Die Kunst Unteritaliens in der Zeit Kaiser Friedrichs II. 7. Aus dem Übergang des Mittelalters zur Neuzeit; a) Konrad Witz; b) Der Ulmer Apostelmeister. 8. Der Meister des Gemmingen-Denkmals im Mainzer Dom. 9. Die Krisis der deutschen Kunst im XVI. Jahrhundert. 10. Die Bauprojekte Nikolaus' V. und L. B. Alberti. 11. Zu den Kopien nach Lionardos Abendmahl. 12. Zur Geschichte der Buchstabenreform in der Renaissance. 13. Die Rivalität zwischen Raphael und Michelangelo. 14. Alt-Italienische Gemälde als Quelle zum Faust. 15. Das Verhältnis der geschichtlichen zu den kunstgeschichtlichen Studien. 16. Was wird aus dem Heidelberger Schloß werden? 17. Denkmalschutz und Denkmalpflege. 18. Denkmalpflege und Museen. 19. Zum Gedächtnis.

Historisch-politische Aufsätze und Reden

von

Hermann Oncken

Professor an der Universität Heidelberg

2 Bände. 742 Seiten 8°. Elegant gebunden Preis M. 12.50

Inhaltsverzeichnis:

I. Band. 1. Der Kaiser und die Nation. 2. Die Ideen von 1813 und die deutsche Gegenwart. 3. Amerika und die Großen Mächte. 4. Die deutsche Auswanderung nach Amerika und das Deutschamerikanertum vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 5. Deutschland und Österreich seit der Gründung des Neuen Reiches (1871 bis 1911). 6. Deutschland und England, Heeres- oder Flottenverstärkung? 7. Über die Nationalität hinaus. 8. Politik, Geschichtsschreibung und die öffentliche Meinung. 9. Der hessische Staat und die Landesuniversität Gießen.

II. Band. 1. Zur Genesis der preußischen Revolution von 1848. 2. Großherzog Peter von Oldenburg (1827—1900). 3. Ein Freund Bismarcks: Graf Alexander Keyserling. 4. Zum Gedächtnis Bismarcks. 5. Bismarck und sein Werk in der neuesten Geschichtsschreibung. 6. Vom jungen Bismarck. 7. Bismarck, Lassalle und die Oktroyierung des gleichen und direkten Wahlrechts in Preußen während des Verfassungskonflikts. 8. Bennigsen und die Epochen des parlamentarischen Liberalismus in Deutschland und Preußen. 9. Ludwig Bamberger. 10. Aus dem Lager der deutschen Whigs. 11. August Reichensperger. 12. Albert Schäffles Lebenserinnerungen. 13. Marx und Engels.

Digitized by Google

Wiesbaden ✱ Hotel Vier Jahreszeiten

Vornehmes Haus I. Ranges

Badehaus mit direkter Zuleitung von der Quelle

Militär-Verlag von Zuckschwerdt & Co. in Berlin

Soeben sind erschienen:

Einteilung des deutschen Heeres u. der Marine

nach dem Stande vom 1. April 1914.

Nach amtlichen Quellen zusammengestellt.

Am Schlusse befindet sich eine Karte der Garnisonsorte des deutschen Heeres.

Preis 80 Pfennig.

Heere und Flotten aller Staaten der Erde

von **Rottmann,**

Hauptmann beim Stabe des K. S. 8. Infanterie-Regiments „Prinz Johann Georg" Nr. 107.

XIII. Jahrgang 1914. **Preis 2 Mark.**

Soeben erscheint:

Deutschlands auswärtige Politik

1888—1913

Von GRAF ERNST ZU REVENTLOW

Umfang 418 Seiten. M 8.50, gebunden M 10.—

Es gewährt hohen Genuß, wenn wir an Reventlows Hand uns nochmals das Werden des Dreibundes, die unbegreiflichen Zickzacklinien, die mit der Krügerdepesche anheben und mit der Fahrt nach Tanger enden, die vielfachen Schwierigkeiten, die der mitteleuropäischen Mächtegruppe fortgesetzt die herumgelagerte Entente bereitete, und die balkanischen Wandlungen der jüngsten Zeit vergegenwärtigen. Von der Tiefe, womit Graf Reventlow den ungeheuren Stoff zu durchdringen gewußt hat, zeugt vor allem die geistreiche Gruppierung. So darf man sein Buch getrost als eine zuverlässige Einführung in das Verständnis der Weltpolitik der Gegenwart bezeichnen. **Weser-Zeitung.**

Verlag von E. S. Mittler & Sohn
Königl. Hofbuchhandlung, BERLIN SW 68.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

☞ Diesem Hefte sind Prospekte der Verlagsbuchhandlung **F. Tempsky** in **Wien**, der Firma **G. Rüdenberg jun.** in **Hannover** und des **Mineralwasserversandes des Staatsbades Mondorf** in **Luxemburg** beigegeben, die hiermit gefälliger Beachtung empfohlen werden. ☜

Digitized by Google

Neununddreißigster Jahrgang — Juni 1914 — Preis vierteljährlich 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

JUN 17 1914

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

General der Infanterie v. Goßler: Das Prävenire 257
Germain Bapst (Paris): Die Affäre Regnier. II. 259
Japan und der Konflikt zwischen Mexiko und der nordamerikanischen Union. Von einem Botschafter a. D. 274
Romolo Murri (Rom): Kirchliche und politische Zustände in Italien . . . 280
Prof. Dr. Hugo Ribbert (Bonn): Die Zellen und der Organismus 290
Ernst Posse: Zeitung, Publikum und öffentliche Meinung 298
Prof. Dr. Kaunyn (Straßburg — Baden-Baden): Zur heutigen Krankenversorgung 310
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg (Fortsetzung) 319
K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden (Fortsetzung) 338
Otfried Nippold: Die dritte Haager Friedenskonferenz 346
Feldmarschalleutnant a. D. v. Wannisch: Die Beziehungen der äußeren und inneren Politik Oesterreich-Ungarns 359
Generalleutnant z. D. v. Görtz: Zur Lage in Marokko 367
Dr. Rudolf Tombo sen.: Das Deutsche Haus der Columbia-Universität in Neuyork 369
Berichte aus allen Wissenschaften
Erdkunde. Von Friedrich Freiherr v. Hoyningen-Huene (Tübingen): Reiseeindrücke eines Geologen aus dem westlichen Nordamerika 371
Literarische Berichte 375
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 379

Stuttgart — Deutsche Verlags-Anstalt — Leipzig
1914
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Ende 1913 Bestand: 819 Millionen Mark.
Alle Überschüsse den Versicherten.
Unanfechtbarkeit, Unverfallbarkeit, Weltpolice.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Hotel Pension Steinplatz
BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO
Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage
Rudolf Sendig jun.

Wiesbaden ✱ Hotel Vier Jahreszeiten
Vornehmes Haus I. Ranges
Badehaus mit direkter Zuleitung von der Quelle

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)
Gegründet 1854.
Versicherungsstand . . . . . 1 Milliarde 157 Millionen Mark
Seither für die Versicherten erzielte Überschüsse . . . 232 Millionen Mark

Digitized by Google

Das Prävenire

Von

General der Infanterie v. Goßler

Dem Gegner mit dem Angriff zuvorkommen, das Prävenire spielen, dieser mit einem Ueberfall zusammenhängende Angriff hat Friedrich dem Großen zweimal die erheblichsten Vorteile verschafft, in den Jahren 1740 und 1756. Damals waren die Mobilmachung und der auf erst zu errichtenden Magazinen sich stützende und nur durch Fußmarsch zu vollziehende Aufmarsch noch überaus schwerfällig. Wer unbemerkt hiermit früher anfing, der erwarb sich eine große strategische Ueberlegenheit über den Gegner. Friedrich der Große betrat im Jahre 1740 Schlesien beinahe zu gleicher Zeit, wie seine Kriegserklärung in Wien eintraf. Mit den Sachsen befand er sich im Jahre 1756 eigentlich im Frieden, als er angriff. Der große König hat in seiner Geschichte der Schlesischen Kriege diese seine Handlungsweise nicht als die normale bezeichnet, sondern sie ausdrücklich als eine Ausnahme dargestellt und sie durch die Umstände erzwungen bezeichnet, wenn er nicht im Jahre 1740 eine Fehloperation machen und im Jahre 1756 seinem Untergange hätte entgegengehen sollen. Später ist dies Prävenire spielen zu Lande kaum mehr zur Anwendung gekommen. In dem Napoleonischen Zeitalter paßte jeder auf den andern genau auf. Clausewitz schreibt, daß das Anlegen von Magazinen, das Zusammenziehen von Truppen heimlich gar nicht mehr zu machen war; er hielt von einer strategischen Ueberrumpelung wenig. Der Ueberfall, den Napoleon I. Mitte Juni 1815 machte, war eine Handlung im Rahmen der strategischen Operation und hatte mit einem Zuvorkommen in Mobilmachung und Aufmarsch nichts zu tun. Im Jahre 1870 wollten die Franzosen früher fertig sein und überraschend angreifen; die Absicht mißlang aus bekannten Gründen.

Anders liegen die Verhältnisse zur See; sie sind heute noch dieselben wie im Jahre 1807, als die englische Flotte die dänische Seemacht im Hafen von Kopenhagen vernichtete. Das Angriffsobjekt als Flotte ist, wenn sie sich nicht sichert oder in einem befestigten Hafen liegt, leicht erreichbar und durch einen überlegenen Gegner sogleich in seiner Totalität zerstörbar. Das erfuhr überraschend im Jahre 1827 die ägyptisch-türkische Flotte bei Navarin infolge des Angriffs der vereinigten englisch-französisch-russischen Kriegsschiffe. — Das neueste

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

und überzeugendste Beispiel ist der Ueberfall der russischen Flotte im Februar 1904 durch die Japaner. An demselben Tage, an welchem der Gesandte Japans Petersburg verließ, fuhr die Flotte von den Nipponinseln ab und überraschte durch einen Torpedoangriff die nichtsahnende Besatzung der russischen Schiffe. Aehnliche Fälle kann auch die Zukunft aufweisen.

Auf dem Kontinent von Europa, auf dem Festlande sind in modernen Zeiten Ueberraschungen ausgeschlossen. Die Mobilmachung der einen Partei wird sofort durch die Mobilmachung der andern beantwortet; Zeitunterschiede werden sich höchstens nach Stunden berechnen lassen. Dauert bei einer Partei die Mobilmachung programmäßig, wie z. B. in Rußland, länger als in den Nachbarstaaten, wird der Aufmarsch weiter zurückverlegt werden, um so mehr, als Rußland ein unbegrenztes Hinterland hat. Dasselbe hat der Feldmarschall Graf Moltke im Juli 1870 auch getan, als Frankreich mit einem vorzeitigen Angriff drohte. Friedrich der Große zog 1740 in ein unbesetztes Schlesien ein, 1756 in ein schwach verteidigtes Sachsen. Heutzutage liegen die Verhältnisse an der deutschen West- und Ostgrenze anders, auf der einen Seite eine Festungslinie des Feindes, auf der andern Seite ein unbegrenzter Raum, der eine rasche Entscheidung verbietet.

Clausewitz hält die Verteidigung für stärker als den Angriff. Moltke hat im Vormarsch durch die Pfalz zweimal den Aufmarsch zur Defensive ins Auge gefaßt, um dann später zum Angriff überzugehen.

Sämtliche Kontinentalmächte sind infolge ihrer Mobilmachungsvorbereitungen für den Krieg gerüstet. Von einem besonderen Vorsprung des Gegners, von einem Prävenirespielen kann schwerlich die Rede sein; die Zeit des großen strategischen Ueberfalles ist vorüber. Der Ausfall der Grenzschlachten wird entscheiden, wie der Feldzug weiter zu führen ist. Es ist zu erwarten, daß bei den Massen, die heutzutage auftreten, das erste große Ringen sich frontal gestalten wird. Nächst der Führung wird der innere Gehalt der Armee den Ausschlag geben; dieser Gehalt hängt von der Disziplin und der Ausbildung, von der körperlichen Leistungsfähigkeit und der idealen Stimmung der Volksseele ab. Man braucht nur an Deutschland 1870 und an Japan 1904 zu denken.

Ausbildung und Disziplin liegen in Deutschland in der bewährten Hand der Heeresleitung, auf weite Kreise erstreckt sich die Sorge für die körperliche Heranbildung der Jugend und die Pflege eines patriotischen Idealismus. In diesen vier Eigenschaften das Prävenire zu spielen und sie sich zu erhalten, wird die Aufgabe eines jeden guten Deutschen sein.

Digitized by Google

Die Affäre Regnier

Von

Germain Bapst (Paris)

II

Regnier und Marschall Bazaine

Bei seiner Ankunft in Corny am 23. September gegen 4 Uhr nachmittags wurde Herr Regnier zum Prinzen Friedrich Karl geführt.

Zu dieser Stunde hatte der Prinz die Gewißheit, daß er die Festung nehmen und die französische Armee zur Kapitulation zwingen werde. Es war nur noch eine Frage der Zeit. Er hatte in einigen Ende August aufgefangenen Briefen gelesen, daß sich die Armee in Metz in Sicherheit und in der erwünschtesten Lage befinde, und daß sie dort in aller Ruhe den Angriff der Deutschen oder eine von außenher zu ihrem Entsatz geschickte Armee abwarten könne.

Am 10. September bestätigte ein Schreiben des Generals Jarras, das ebenfalls von den Streifreitern des Prinzen aufgefangen worden war, diese Annahmen: Man rechnete in Metz darauf, daß die vereinigten Streitkräfte Frankreichs zur Befreiung der belagerten Armee herankommen würden. So sprach sich der Chef des Generalstabes aus.

Die Zuversicht des Prinzen war seitdem noch stärker geworden, und am vorvorigen Tage, dem 21. September, hatte er in sein Notizbuch geschrieben: „Ich bin des Erfolges sicher. Kommt Bazaine durch, so wird er verfolgt werden, und am zweiten oder dritten Tage wird es ihm an Munition fehlen; dann wird er erdrückt werden und kapitulieren."

Seiner Beute sicher, wollte er nicht, daß sie ihm entwische, und er fürchtete nichts so sehr, wie die Eröffnung von Verhandlungen, die zum Frieden führen konnten. Das war seine Empfindung, als Herr v. Bismarck ihn am 21. September telegraphisch ersuchte, Herrn Regnier nach Metz hineinzulassen.

Herr Regnier, der seit sechsunddreißig Stunden erwartet wurde, stellte sich im deutschen Hauptquartier als Vertreter des englischen Roten Kreuzes vor, der entsandt sei, um den zahlreichen in Metz befindlichen Kranken und Verwundeten Hilfe zu bringen.

„Das können Sie andern Leuten vormachen," sagte der Prinz zu ihm, „aber mit mir sprechen Sie offen. Graf Bismarck hat mir Ihren Wunsch mitgeteilt und hat es mir überlassen, zu entscheiden, ob es angebracht ist, ihn zu erfüllen oder nicht." Herr Regnier, der den Prinzen nicht sehr gut gestimmt fand, legte kurz seine Pläne dar und fragte, ob nicht ein Telegramm für ihn eingelaufen sei. Der Prinz verneinte dies, richtete eine oder zwei Fragen an ihn und erlaubte ihm, in die Festung hineinzugehen.

Der Rittmeister Freiherr v. Willisen vom 1. brandenburgischen Ulanenregiment Kaiser Alexander II., Kommandant des Hauptquartiers des Prinzen, war im Be-

Digitized by Google

griff, sich in der Richtung nach Moulins zu den Vorposten zu begeben, um eine an den Marschall Bazaine gerichtete Depesche dorthin zu bringen; er erbot sich, ihn in seinem Wagen mitzunehmen, was Herr Regnier akzeptierte.

Eine Stunde später übergab Herr v. Willisen dem Offizier, der die deutschen Feldwachen befehligte, die Depesche, deren Träger er war, und bat ihn, sie den Franzosen zu übermitteln und ihnen zugleich seinen Begleiter zuzuführen.

Wir wissen, wie Herr Regnier in die französischen Linien eingelassen und nach Ban St. Martin zum Marschall Bazaine geführt wurde.

In dem Zustand der Isolierung, in dem sich Metz befand, war die unvermutete Ankunft eines Unbekannten, der vom Himmel gefallen zu sein schien, ein bedeutungsvolles Ereignis, das in auffallender Weise die Einförmigkeit des täglichen Lebens unterbrach. Um so mehr, als nur eine wichtige, mit weitgehenden Vollmachten ausgestattete Persönlichkeit durch die bisher hermetisch geschlossenen deutschen Linien hatte hindurchgelangen und sich vom Feinde bis in das französische Lager führen lassen können.

Wie gleichgültig Marschall Bazaine auch war, so wurde doch seine Neugierde geweckt, und ein Hoffnungsschimmer stieg in ihm auf, als ihm der Unbekannte gemeldet wurde. Vielleicht brachte dieser ihm das Mittel, dem Unheil zu entrinnen, dem er entgegenglitt.

Er wußte nicht, was er tun sollte. Er hätte gerne unterhandelt, aber Prinz Friedrich Karl verhielt sich ablehnend gegen seine Annäherungsversuche und wollte den Adjutanten und besonderen Vertrauensmann des Marschalls nicht empfangen — und dann, in wessen Namen sollte er unterhandeln? Er wußte nicht, ob die neue Regierung einige Aussicht auf längeren Bestand hatte und ob das Kaiserreich nicht wiederkommen würde.

Jetzt sollte er nach Wunsch aufgeklärt werden. Mit freudestrahlendem Gesicht erhob er sich von dem Diwan, auf dem er, seine Zigarre rauchend, geruht hatte, und begab sich in sein Kabinett.

Herr Regnier stellte sich in einer Weise vor, daß er den Glauben erweckte — ohne es jedoch direkt auszusprechen —, daß er im Auftrag der Kaiserin und des Herrn v. Bismarck komme.

Marschall Bazaine seinerseits war nur allzusehr geneigt, Herrn Regnier zu glauben und ihm die Vertrauenswürdigkeit zuzuerkennen, die er für sich in Anspruch nahm. Da er wußte, daß er der Kapitulation entgegenging, wenn nicht der Friede kam und den Feindseligkeiten ein Ende machte, ehe er seine Lebensmittel erschöpft hatte, so betrachtete er die Eröffnung der Unterhandlungen als den letzten Rettungsbalken, und alle Abende sagte er, wenn er sich in sein Zimmer zurückzog, zu seinen Neffen: „Na, wer weiß, ob nicht der morgige Tag uns die Nachricht bringen wird, daß Frieden geschlossen wird."

So schenkte denn der Marschall, der gewöhnlich sehr bemüht war, seine Gedanken zu verbergen, Herrn Regnier sein Vertrauen, ohne nach seinen Vollmachten zu fragen, ohne irgendeine Garantie von ihm zu verlangen, ohne selbst seine Identität festzustellen, unterhielt sich in offenherziger Weise mit ihm und

Digitized by Google

weihte ihn in seine geheimsten Pläne ein, die er seinen Unterführern verheimlichte.

Zuerst zeigte Herr Regnier den vom Grafen Bismarck unterzeichneten Passierschein vor und das Autograph, das, wie er sagte, die Kaiserin ihrem Sohn erlaubt habe ihm zu geben; obwohl dies vollkommen unrichtig war, so glaubte er doch, wenn er sich so ausdrückte, die Wahrheit zu sagen.

Diese Erklärung genügte nach seiner Behauptung, „um bei dem Marschall den Glauben zu erwecken, daß er, wie selbst Herr v. Bismarck angenommen hatte, ein Vermittler zwischen der Kaiserin und dem Kaiser sei".

Nachdem Herr Regnier sich in dieser Weise bei dem Marschall eingeführt hatte, legte er den Zweck seiner Mission dar: Der Friede sei eine unmittelbare Notwendigkeit. Herr v. Bismarck sei geneigt, ihn zu unterzeichnen. Er habe bis auf diesen Tag eine Antwort auf seine nach der Schlacht von Sedan gemachten Vorschläge erwartet. Weil er keine bekam, habe er Herrn Jules Favre eine Unterredung gewährt, aber es handle sich zwischen ihnen um einen rein militärischen Waffenstillstand und sie hätten über die politische Frage nicht verhandeln können. Im Laufe ihres Gespräches habe Herr J. Favre erklärt, daß er der Metzer Armee sicher sei, und um sich darüber zu vergewissern, sei er, Regnier, gekommen.

„Die Armee steht Herrn Jules Favre nicht zur Verfügung," antwortete der Marschall. Vor einigen Tagen erst habe er Gelegenheit gehabt, die Ansichten der Generäle kennen zu lernen. Alle hätten ein vollkommenes Vertrauen zu ihm. Nach ihrer wie seiner Meinung habe Herr Jules Favre das Gegenteil der Wahrheit gesagt.

Der Marschall drückte sodann sein Bedauern aus, „das Land im Schlepptau einer Handvoll Abenteurer zu sehen, die das Unglück des Vaterlandes zu einem Trittbrett für ihren Ehrgeiz machen möchten".

„Was immer die zukünftigen Kombinationen sein mögen," fuhr er fort, „die Metzer Armee darf nicht außerhalb der Vereinbarungen bleiben, da sie die einzige Macht darstellt, auf die man sich wird stützen können, aber wenn man wartet, wird sie aufgehört haben zu bestehen."

Sodann gestand er, jede Zurückhaltung aufgebend, daß sich sein Widerstand nicht über den 18. Oktober hinaus würde erstrecken können. Es sei also unbedingt notwendig, augenblicklich Verhandlungen einzuleiten.

„Angesichts dieser heute bedenklichen, morgen verzweifelten Lage," antwortete Regnier, „muß man den von Herrn v. Bismarck kundgegebenen Wunsch, zu verhandeln, benützen, um bessere Bedingungen zu erzielen, ihm nicht nur die Wahrheit verbergen, sondern ihn an eine unbegrenzte Verlängerung der Verteidigung glauben machen." Man müßte die alten Kammern auf neutralem Gebiete versammeln. Die Kaiserin müßte ebenfalls dorthin kommen und, von ihnen bevollmächtigt, den Frieden unterzeichnen. Aber vorher sei es unumgänglich notwendig, „die Armee zur Verfügung zu haben, die mit Zustimmung der Deutschen Metz verlassen müßte, um die Versammlungen und die Regentin zu

Digitized by Google

beschützen und die Ausführung der Vertragsbestimmungen zu sichern. So würde die Armee von Metz dem Schicksal derjenigen von Sedan entgehen und dem Lande den Frieden wiedergeben."

Der Marschall ließ den General Boyer rufen und ersuchte ihn um die Abschrift seiner Briefe an den Prinzen Friedrich Karl und die Antworten. — Es ist hervorzuheben, daß Herr Regnier die einzige Persönlichkeit ist, die jemals diese von dem Marschall vor aller Welt verborgen gehaltene und später vernichtete Korrespondenz gesehen hat.

Im ersten dieser Briefe bat der Marschall um Auskünfte über die Ereignisse; im zweiten legte er dem Prinzen dar, daß Herr v. Bismarck in dem Communiqué von Reims erklärt habe, nur einzig und allein mit dem Kaiser Napoleon III. oder seinem Vertreter verhandeln zu wollen, und daß er dennoch Herrn Jules Favre soeben eine Unterredung gewährt habe, und er bat den Prinzen, ihm zu sagen, wie der zwischen der Erklärung und der Handlungsweise des Kanzlers bestehende Widerspruch zu verstehen sei. Er bat auch, den General Boyer zum König nach Ferrières schicken zu dürfen, und sprach den Wunsch aus, daß, gleichviel, mit welcher der Regierungen Deutschland verhandeln würde, es als selbstverständlich angesehen werde, daß der Oberbefehlshaber der Metzer Armee an den Verhandlungen beteiligt sein müsse.

Herr Regnier betonte die Dringlichkeit eines Entschlusses.

Er schlug dem Marschall vor, er wolle zurückkehren, um Herrn v. Bismarck Vorschläge zu machen, und fragte ihn, welches „die äußerste Grenze der Bedingungen wäre, die er annehmen würde, um sie dem Kanzler bezeichnen zu können".

„Der Friede," antwortete der Marschall, „ist durchaus ratsam. Die Rheinarmee ist imstande, das Land gegen seine eignen Ausschreitungen zu schützen, kann aber ihre Freiheit nur erlangen, wenn sie mit kriegerischen Ehren, d. h. mit Waffen und Bagagen, abzieht. Metz steht in jedem Fall außerhalb der Frage. Es hat einen vom Kaiser ernannten Gouverneur. Seit Sedan habe ich den Frieden für einen ungeheuren Gewinn gehalten."

Herr Regnier versprach eine Antwort innerhalb sechs Tagen, und als er den Marschall bat, seine Unterschrift neben die des Prinzen auf dessen Photographie zu setzen, damit Herr v. Bismarck sähe, daß er, Regnier, im Namen des Marschalls spräche, erfüllte dieser den Wunsch mit den Worten: „Ich fürchte mich nicht, das zu unterschreiben, was ich ausspreche. Ob in sechs Tagen oder in zwei Monaten, gesagt ist gesagt."

Als Regnier noch bat, ein Verständigungsmittel zu vereinbaren, holte General Boyer die Verordnung über den Festungsdienst, die er seit fünfundzwanzig Jahren besaß, und man kam überein, jedem Wort der Seite 36 eine bestimmte Bedeutung zu geben. Der Marschall schrieb sodann einen Brief an seine Frau, in dem er den Auftrag erklärte, mit dem er Herrn Regnier betraut hatte, und übergab ihn diesem.

Da alles geregelt schien, lud der Marschall, der fand, daß es schon spät

Digitized by Google

sei — es schlug 11 Uhr — seinen Gast zum Abendessen ein und bot ihm ein Nachtquartier bei sich an.

Herr Regnier, der vor Eitelkeit fast platzte und gern mit seinen Beziehungen zum Prinzen Friedrich Karl Staat machen wollte, lehnte ab, indem er sagte, er ziehe die gute Ochsenfleischbrühe des Prinzen der schlechten Pferdesuppe von Metz vor; übrigens habe er keine Stunde zu verlieren, da jede Minute, die verstriche, Frankreich bedeutende Summen koste.

Auf seine Ablehnung hin reichte ihm der Marschall die Hand, und man trennte sich.

Hauptmann Garcin war im Billardzimmer geblieben und plauderte mit den Neffen des Marschalls. Seit dem mexikanischen Feldzug, den er im Stabe ihres Onkels mitgemacht hatte, war er mit ihnen befreundet.

„Was ist denn das für ein Vogel, den Sie da bringen?" fragten die beiden jungen Leutnants.

„Ich weiß von nichts," antwortete der Hauptmann, „aber ich habe noch niemals einen solchen Schwätzer gesehen, der so weitschweifig und unzusammenhängend redet. Ich konnte ihn nicht zum Schweigen bringen: es war ein einziger Strom von Worten, der von der Villa Hennocque bis hierher aus seinem Munde kam, und ich habe nichts verstanden von dem, was er sagte."

Der Marschall rief den Hauptmann zu sich und befahl ihm, Herrn Regnier direkt wieder zu den Vorposten von Moulins zu führen, damit er sie passieren und noch in der Nacht zu den Deutschen gelangen könne.

Hauptmann Garcin brach rasch mit ihm auf, und gegen 1 Uhr übergab er seinen Begleiter dem Major Arnous-Rivière. Obwohl es dem Freischarenführer nicht gerade darum zu tun war, wieder aufzustehen, ließ er sich angesichts der Reden des Herrn Regnier, der seine gewohnten Sprüche machte: „Ich bin mit einer diplomatischen Mission von höchster Wichtigkeit betraut ... jede Stunde Verspätung verursacht einen Verlust von mehreren Millionen" usw., sich doch dazu herbei, ihn fortzubringen, die Straße von Moulins nach Ars mit ihm einzuschlagen und Halbappelle blasen zu lassen, aber statt aller Antwort schickten die Deutschen einen Geschoßregen in der Richtung der Trompetensignale, und Herr Regnier, der sich nicht gern totschießen lassen wollte, willigte ein, umzukehren.

Nach den Aussagen des Majors Arnous-Rivière war Regnier die ganze Nacht hindurch unausstehlich, er schlief nicht und ging gestikulierend auf und ab, oder er schrieb, während er ganz laut vor sich hin sprach.

Als es Tag wurde, konnte man ihn zu den deutschen Linien bringen. Dort angekommen, äußerte er den Wunsch, sich direkt nach Versailles zu begeben, aber Prinz Friedrich Karl hatte den Befehl erteilt, daß er zu ihm geführt werde.

Trotz allem, was er einwenden mochte, mußte er ein Pferd besteigen, was ihm etwas ziemlich Ungewohntes war, und er kam in einem erbärmlichen Zustand im Schloß von Corny an.

Vor den Prinzen geführt, erklärte er, daß die politische Frage der militärischen vorgehen müsse, dann sagte er halb lachend, halb ernsthaft:

Digitized by Google

„Sie werden über 120000 Mann verfügen können. Der Marschall ist bereit, sich mit seiner Armee zurückzuziehen und die Waffen von jetzt an bis zum Ende des Krieges nicht mehr gegen Deutschland zu erheben. Die Festung Metz wird ihre Verteidigung nur mit ihrer Garnison fortsetzen."

„Ohne die Festung wird nichts zustande kommen," erwiderte der Prinz und zeigte Herrn Regnier sodann zwei Telegramme, von denen das erste ihm den Abbruch der Verhandlungen mit Herrn Jules Favre meldete, das zweite ihm die Vollmacht erteilte, nach seiner Wahl den Marschall Canrobert oder den General Bourbaki aus der Festung zu lassen.

Diese Vollmacht war nicht nach dem Geschmack des Prinzen Friedrich Karl, und um sie einzuschränken, erklärte er, daß jeder, der Metz verlasse, nicht mehr dahin zurückkehren könne. Doch Herr Regnier schenkte dieser Einschränkung gar keine Beachtung. Die einem der höchsten Führer der Armee erteilte Erlaubnis, die Festung zu verlassen, bereitete ihm helle Freude, und er dachte darüber nach, wie er seine Pläne ändern sollte. Statt sich sogleich zu Herrn v. Bismarck zu begeben, wollte er wieder nach Metz gehen, um sich mit demjenigen der beiden Generale zu verständigen, der von der erteilten Erlaubnis Gebrauch machen würde. Es hatte auch keinen Zweck mehr, nach Wilhelmshöhe zum Kaiser zu gehen: er hoffte — und das war die Ursache seiner Befriedigung —, daß der General, der herauskäme, „da er mit den Absichten des Marschalls Bazaine vertraut, sozusagen sein zweites Selbst sei", dort Erfolg haben würde, wo er, Regnier, gescheitert war, und die Kaiserin-Regentin für seine Ideen gewinnen würde. Wenn dann Ihre Majestät bereit wäre, den Frieden zu unterzeichnen, würde alles leicht zu machen sein.

Vor allem aber mußte dafür gesorgt werden, daß Marschall Canrobert oder General Bourbaki inkognito die Festung verlassen konnte. General v. Stiehle, der bei der Unterredung anwesend war, erinnerte daran, daß er am vorigen Tage dem Marschall Bazaine einen Brief von der luxemburgischen Regierung geschickt hatte, in dem um die Rücksendung von sieben in Metz eingeschlossenen Aerzten des Großherzogtums in ihre Heimat gebeten wurde. Marschall Bazaine habe sie bisher nicht fortlassen wollen; wenn er jetzt einwillige, könnte der mit der Mission beauftragte General mit ihnen passieren.

Es wurde ausgemacht, daß Herr Regnier diesen Plan dem Marschall Bazaine in Vorschlag bringen sollte, und Rittmeister v. Willisen führte ihn, wie am Tage vorher, zu den Vorposten; er sollte den ganzen Tag auf die luxemburgischen Aerzte und den französischen General, der bereit sein würde, die Festung zu verlassen, warten.

Um 11 Uhr wurde die Vorpostenlinie überschritten.

Gemäß den besonderen Befehlen, die dem Major Arnous-Rivière am 19. September erteilt worden waren, führte er den „Agenten", wie er Herrn Regnier nannte, direkt nach Ban St. Martin.

Obwohl Marschall Bazaine Herrn Regnier auf dem Wege nach Ferrières glaubte, schien er doch nicht erstaunt zu sein, ihn wiederzusehen, und in einigen Minuten erhielt er die Erklärung für sein Wiederkommen. Er wußte schon durch

Digitized by Google

den an Herrn v. Bismarck gerichteten Brief, den Regnier ihn am vorhergegangenen Abend hatte lesen lassen, daß für den Marschall Canrobert oder den General Bourbaki die Erlaubnis, sich zur Kaiserin zu begeben, erbeten worden war, und als er erfuhr, daß die Antwort des Kanzlers auf das an ihn gerichtete Gesuch günstig lautete, erklärte Marschall Bazaine, daß er Herrn Regnier mit den beiden Generalen allein lassen würde, um mit ihnen über die Lage zu sprechen und sie zu überreden, seine Ideen bei der Kaiserin zur Geltung zu bringen.

Bei dem Marschall Bazaine verbarg sich unter dieser gespielten Gleichgültigkeit der lebhafte Wunsch, daß der eine seiner beiden Unterführer die Mission übernehmen möchte, aber er wollte gern, daß sie sich ohne sein Zutun entschlössen, damit er sagen könnte, daß er in keiner Weise versucht habe, sie zu beeinflussen, und daß sie ganz nach ihrem eignen Ermessen gehandelt hätten.

Als Herr Regnier ihm von seinen Plänen Mitteilung gemacht hatte, rief der Marschall sofort den General Boyer, um die Ausführung des neuen Planes vorzubereiten.

Im Gegensatze zu seinem früheren Standpunkt entschloß er sich, dem Rat Regniers zu folgen und den luxemburgischen Aerzten freien Abzug zu gewähren. Er beauftragte den General Boyer, es dem General Coffinières zu schreiben:

„Ban Saint-Martin, den 24. September 1870.

Kabinett des Marschalls und Oberkommandierenden.

Herr General!

Der Marschall beauftragt mich, mir die Ehre zu geben, Ihnen den beigefügten Brief zu senden, den er Sie bitten läßt, den aus Luxemburg gekommenen Herren Mitgliedern der Internationale mitzuteilen, die den Wunsch geäußert haben, in ihre Heimat zurückzukehren.

Der Marschall bittet Sie zugleich, ihm einen dieser Herren zu schicken, um mit ihm ihre Rückkehr zu besprechen, der er sich in keiner Weise zu widersetzen beabsichtigt.

Genehmigen Sie usw. Napoléon Boyer."

Eine Stunde später erhielt der Marschall folgende telegraphische Antwort:

Metz, den 24. September, 2 Uhr 10 nachmittags.

General Coffinières an den Marschall Bazaine:

„Ich habe soeben eines der Mitglieder der luxemburgischen Internationale Ihrer Depesche entsprechend zu Ihnen geschickt."

Marschall Bazaine hatte es eilig, den Marschall Canrobert zu sprechen, daher überließ er es dem General Boyer, den luxemburgischen Arzt Dr. Hederscheid zu empfangen und Herrn Regnier zu überwachen, gegen den er nicht ganz frei von Mißtrauen war, bestieg sein Pferd und ritt in das Hauptquartier Canroberts nach Le Sansonnet; zugleich schickte er einen seiner Neffen fort, um den General Bourbaki zu holen.

Digitized by Google

Während der Abwesenheit des Marschalls ging Herr Regnier im Garten der Villa Herbin spazieren, streckte sich auf einer Bank aus und schlief ein. Nach einem guten Schlaf kam er wieder zum General Boyer und plauderte mit ihm.

Marschall Canrobert befand sich nicht in Le Sansonnet, als Marschall Bazaine dort erschien; er hatte Sanierungsarbeiten anbefohlen; die Zelttücher sollten gewaschen, Räucherungen vorgenommen und die Lagerplätze verändert werden.

Da er Wert darauf legte, sich der Ausführung seiner Vorschriften zu versichern, durchstreifte er die Biwaks und versammelte ab und zu Gruppen von Soldaten, um ihnen in wenigen Worten die Nützlichkeit dieser im Interesse ihrer Gesundheit anbefohlenen Arbeiten zu erklären.

Marschall Bazaine schien unzufrieden zu sein, daß er seinen Unterführer nicht fand. Nach kurzer Ueberlegung beauftragte er den Offizier, der ihn begleitete, auf die Suche nach ihm zu gehen, um ihm ein Billett zu übergeben, in dem er ihn aufforderte, sogleich nach Ban St. Martin zu kommen, und ritt selbst dahin zurück. Sein Neffe war bereits wieder dorthin zurückgekehrt, und zwar ebenfalls unverrichteter Dinge, da er den General Bourbaki nicht gefunden hatte.

Verstimmt darüber, daß weder der eine noch der andre seiner beiden Unterführer zur Stelle war, telegraphierte ihnen Marschall Bazaine: „Sind Sie in Ihrem Hauptquartier, haben Sie mein Billett erhalten? Ich erwarte Sie."

Gegen 4 Uhr erreichte der nach dem Marschall Canrobert ausgeschickte Offizier den letzteren in der Nähe von Woippy: „Herr Marschall," sagte er zu ihm, „der Herr Oberkommandierende hat sich nach Ihrem Hauptquartier begeben und war ärgerlich, Sie dort nicht zu finden, er wünscht Sie sogleich zu sprechen."

Marschall Canrobert begab sich nach Ban St. Martin, stieg vom Pferde, und während einer der Reiter von seiner Eskorte am Gitter, das den Hof vom Garten trennte, sein Pferd festband, stieg er die Freitreppe hinauf. Marschall Bazaine, der ihn bemerkt hatte, ging ihm entgegen und empfing ihn mit den Worten: „Ich habe Sie mit Ungeduld erwartet."

„Es lag nicht in meiner Macht, früher zu kommen," erwiderte Marschall Canrobert.

Dann nahm der Oberkommandierende seinen Unterführer am Arm und führte ihn in eine Allee von Fliederbüschen, die an diesem herrlichen Herbstnachmittag ein entzückendes Bild bot. Bei einer grüngestrichenen Bank angekommen, von der aus man auf ein Bassin sah, in dessen Mitte sich eine Gruppe von Meergottheiten erhob, lud Marschall Bazaine den Marschall Canrobert ein, sich zu setzen, und nahm ebenfalls Platz. „Kennen Sie Herrn Regnier?" fragte er ihn, „er ist ein höherer Beamter vom Hofstaat der Kaiserin."

Marschall Canrobert dachte nach:

„Herrn Regnier? ... Nein, den ich kenne nicht. Ich kenne viele Regniers, aber ich weiß nicht, ob sie Beamte bei der Kaiserin sind ... Nein, ich kenne ihn nicht. Aber warum diese Frage?"

Digitized by Google

„Ich will es Ihnen sagen. Die Kaiserin hat diesen höheren Beamten beauftragt, mich zu bitten, einen Armeekorpskommandeur zu ihr zu schicken. Würde es Ihnen passen, hinzugehen?"

„Verlangt die Kaiserin ausdrücklich mich, hat sie mich mit Namen genannt?"

„Nein, das nicht."

„In diesem Fall wird mich kein Grund veranlassen, ein Armeekorpskommando abzugeben. Wenn die Kaiserin mich speziell verlangt hätte, wäre ich bereit gewesen, aber da das nicht der Fall ist, lehne ich ab. Ich bin unter Verhältnissen zu dieser Armee gekommen, die Sie kennen: meine Soldaten stehen in der ersten Linie. Ich kann sie nicht verlassen. Ich lehne ab."

Seitdem hat Marschall Canrobert, wenn er über diesen Zwischenfall gefragt wurde, immer geantwortet: „Ich muß mit der Gewissenhaftigkeit eines ehrlichen Mannes gestehen, daß, wenn Ihre Majestät mich gewünscht hätte, ich gegangen wäre."

Marschall Bazaine fragte sodann den Marschall Canrobert: „Glauben Sie, daß vielleicht Bourbaki hingehen wird?"

„Mein Gott, ich weiß nicht, was Bourbaki tun wird. Obwohl er mein Freund ist, kann ich doch seine Gedanken nicht erraten. Er ist jünger als ich, er ist Adjutant des Kaisers, er befehligt die Garde, die in zweiter Linie steht, er hätte also mehr Gründe fortzugehen als ich. Aber ich wiederhole Ihnen, ich kann Ihnen nicht sagen, was er tun wird."

Marschall Bazaine sprach nicht weiter davon, erhob sich, faßte wieder den Marschall Canrobert unterm Arm und ging mit ihm in sein Kabinett.

Ein „Mann in Grau" befand sich hier. „Ich bin der Herr Regnier," sagte der Mann in vertraulichem Tone und mit der Ungezwungenheit eines Menschen, der mit seinesgleichen oder mit einem Untergebenen spricht. Befremdet faßte Marschall Canrobert Herrn Regnier ins Auge, nahm eine eisige Haltung an und antwortete nichts.

Herr Regnier begriff, daß mit einem solchen Manne nichts zu machen sein werde, und hielt es für unnötig, ihm Vorschläge zu machen; um nicht stumm zu bleiben, sprach er von gleichgültigen Dingen, von Pferdefleisch, und fragte den Marschall, ob er Kavallerieoffizier sei.

Sich in seiner ganzen Größe aufrichtend und den Kopf zurückwerfend, antwortete ihm der Marschall: „Ich bin Marschall von Frankreich. Ich befehlige Infanterie und Kavallerie." Damit war die Unterhaltung zu Ende. Marschall Canrobert verließ das Zimmer und erklärte dem Marschall Bazaine, daß er bei seinem ersten Entschlusse bleibe.

„Dieser Zwischenfall beunruhigte mich," so hat er sich in einem intimen Schreiben ausgesprochen, „ich konnte mir keinen unbekannten Vermittler ohne jeden ernsthaften wie authentischen Charakter unter solch heiklen Umständen denken. Dahinter barg sich ein Geheimnis, das voll Gefahren stecken konnte. Es hieß vor allem auf der Hut sein."

Obwohl Marschall Canrobert es ablehnte, sich in die Pläne, die im Gange

Digitized by Google

waren, hineinziehen zu lassen, bat ihn doch Marschall Bazaine, in Ban St. Martin zu bleiben, weil er seiner noch bedürfen könnte, dann kehrte er zu Herrn Regnier zurück und hatte eine weitere Unterredung mit ihm.

Marschall Bazaine hatte dem Marschall Canrobert freie Hand gelassen, hatte ihm gestanden, daß die Kaiserin nicht mit Bestimmtheit sein Kommen gewünscht habe, und hatte schließlich einen ablehnenden Bescheid erhalten. Es galt jetzt, dem General Bourbaki die Tatsachen in der Weise hinzustellen, daß er sich dem Ansinnen nicht entziehen konnte.

Er verständigte sich im voraus mit Herrn Regnier über das, was sie ihm sagen wollten, und beide richteten dann, ohne die Einwilligung des Kommandeurs der Garde abzuwarten, ihr Verhalten so ein, als ob er sie schon gegeben hätte.

Als der luxemburgische Arzt Dr. Hedercheid gekommen war, ließ ihn der Marschall in sein Kabinett führen, um ihm mitzuteilen, daß er ihn mit dem Kreuz der Ehrenlegion dekoriere, und Herr Regnier, der nach dem Marschall das Wort nahm, gab ihm seine Weisungen: Er solle um 6 Uhr mit seinen Kollegen wiederkommen und eine Mütze mit den Abzeichen des Roten Kreuzes mitbringen. Wenn er mit seinen Gefährten da wäre, würde er, Regnier, es übernehmen, sie durch die deutschen Linien zu bringen und sie bis an die Grenze ihres Landes führen zu lassen.

Es war also alles für das Fortgehen des Generals Bourbaki vorbereitet, als er sich in der Villa Herbin einfand.

Der Kommandeur der Garde hatte das gute Wetter benützt, um in das Dorf St. Julien zu dem General Changarnier zu reiten. Ihr Gespräch hatte sich um die gegenwärtige Lage gedreht, und der General Changarnier hatte immer wieder gesagt: „Wir werden trotzdem herauskommen ... wir werden die preußischen Linien durchbrechen. Sie können ganz sicher sein." Um 5¾ Uhr war Bourbaki, dessen Herz durch die Worte seines alten Chefs wieder warm geworden war, zurückgekehrt.

Die Generale d'Auvergne und Durand de Villers und sein Adjutant Major Leperche erwarteten ihn; sie übergaben ihm das Telegramm des Marschalls Bazaine und ein Schreiben, das einer der Ordonnanzoffiziere des Marschalls für ihn gebracht hatte.

General Bourbaki bestieg ein andres Pferd, begab sich in die Villa Herbin und kam in dem Augenblick an, in dem Marschall Bazaine, nachdem er den Marschall Canrobert verlassen hatte, mit Herrn Regnier im Garten sprach. General Boyer, der auf der Lauer lag, empfing ihn, ließ ihn in das Kabinett des Marschalls eintreten und zog ihn ans Fenster:

„Kennen Sie den Herrn, der mit dem Marschall Bazaine auf und ab geht?"

„Nein."

„Wie, Sie kennen Herrn Regnier nicht? Sie haben ihn nicht in den Tuilerien gesehen? Er ist höherer Beamter im Hofstaat der Kaiserin."

„O nein; ich habe ein gutes Personengedächtnis: diesen Mann habe ich noch nie gesehen."

Digitized by Google

„Er wird Ihnen merkwürdige Dinge erzählen."

„Sagen Sie mir, was: wer vorher Bescheid weiß, stellt seinen Mann doppelt."

„Ich kann nicht."

In diesem Augenblick ging die Türe auf, und der Marschall trat mit Herrn Regnier ein, der das Wort ergriff. „Zuerst gab er mir Nachrichten über meine Schwester," hat General Bourbaki berichtet, „zeigte mir eine Photographie von der Wohnung der Kaiserin und sagte mir, daß er dem Kaiser eine überbringen wolle, auf der von der Hand des kaiserlichen Prinzen ungefähr folgendes geschrieben stand: ‚Ich hoffe, daß Du Dich freuen wirst, eine Ansicht des Hauses zu bekommen, das wir augenblicklich bewohnen.'

„Ich schenkte diesen Reden keine besondere Aufmerksamkeit, da ich seit sechs Wochen ohne bestimmte Nachrichten war.

„Herr Regnier sagte mir sodann, Herr Jules Favre habe mit Herrn v. Bismarck wegen eines Waffenstillstandes unterhandeln sollen, aber glücklicherweise seien die Unterhandlungen abgebrochen worden; man dürfe sich nicht verhehlen, daß, da Frankreich besiegt sei, der Friede eine Notwendigkeit werde, aber die von Preußen gestellten Bedingungen würden für die Regierung der Regentschaft weit günstiger sein als für die der Nationalen Verteidigung. Leider sei die Kaiserin isoliert und ohne Rat, sie wisse nicht, was die Rheinarmee tun könne. Wenn diese Armee frei wäre, so würde sie der deutschen Regierung Garantien bieten, um in Unterhandlungen einzutreten, nur sei zu befürchten, daß die Preußen, um ihr die Freiheit wiederzugeben, die Kapitulation forderten."

„Aber inwiefern geht das mich an?" unterbrach ihn hier General Bourbaki.

Regnier antwortete: „Die Kaiserin wünscht den Marschall Canrobert oder Sie bei sich zu haben. Der Marschall kann dem Rufe nicht folgen, weil er Schmerzen hat, und man sich als Zivilist kleiden und zu Fuß fortgehen muß. Sie sind Adjutant des Kaisers, daher sind Sie zu einer solchen Mission in erster Linie berufen und alles ist für Ihre Abreise von Metz vorbereitet."

Nach diesen Worten ging Herr Regnier für einen Augenblick aus dem Zimmer und ließ den General Bourbaki allein, der von dieser zusammenhangslosen Rede nichts verstand und nur so viel begriff, daß die Kaiserin ihn zu sich rief.

Herr Regnier stieß im Treppenhaus auf den General Boyer und sagte zu ihm: „Ich möchte gerne den Marschall Bazaine sprechen, die Augenblicke sind kostbar. Bourbaki paßt mir vollkommen. Was den Marschall Canrobert betrifft, so will ich ihn nicht."

Vom General Boyer gerufen, kam Marschall Bazaine in sein Kabinett zurück, und General Bourbaki teilte ihm seine Bedenken mit:

„Das alles erscheint mir höchst sonderbar," sagte er zu ihm, „Herr Regnier hat weder ein Wort von der Kaiserin, noch ein Wort von meiner Schwester, das ihn akkreditieren würde. Hätte er eines, würde ich nicht zögern ... Was würden Sie an meiner Stelle tun?"

„Ich wünsche, daß Sie sich zu Ihrer Majestät begeben," antwortete der

Digitized by Google

Marschall und fügte hinzu, er habe schon seit langer Zeit einen Offizier bei ihr haben wollen, und der Kommandeur der Garde sei mehr als jeder andre zu dieser Mission berufen.

Als General Bourbaki bemerkte, er würde wie ein Deserteur erscheinen, unterbrach ihn der Marschall: „Durchaus nicht, denn ich werde Ihnen einen Befehl geben und ihn morgen in den Rapport setzen, damit alle wissen, daß ich Sie zu der Kaiserin entsandt habe."

In diesem Augenblick kam Marschall Canrobert wieder in das Kabinett und war beim Schluß der Unterredung zugegen.

General Bourbaki erklärte, daß er für seine Mission ausdrückliche Bedingungen stelle; seine Abreise sollte der Armee durch einen Tagesbefehl bekannt gemacht werden, Marschall Bazaine sollte ihm einen schriftlichen Befehl übergeben und die Garde sollte während seiner Abwesenheit nicht in den Kampf geführt werden.

„Wenn Sie einverstanden sind, bin ich bereit, zu akzeptieren," schloß er, „und zu tun, was der Armee, Frankreich und der Kaiserin nützlich sein kann, aber ich will kein Quiproquo."

Als Marschall Canrobert den General Bourbaki entschlossen sah, sagte er zu ihm, Frau Canrobert müsse in England bei der Kaiserin sein, und er bitte ihn, ihr Nachricht von ihm zu geben.

Marschall Bazaine ließ den Marschall Canrobert und den General Bourbaki das Gespräch allein fortsetzen, nahm ein Blatt Papier zur Hand und schrieb obenauf in großen Buchstaben das Wort: Ordre, das er unterstrich; dann schrieb er: „Da Ihre Majestät die Kaiserin-Regentin den Divisionsgeneral Bourbaki, Kommandeur der kaiserlichen Garde, zu sich entboten hat, wird dieser General ermächtigt, sich dorthin zu begeben.

Der Oberkommandierende der Rheinarmee
Marschall Bazaine."

Als Herr Regnier sich die Fassung dieses Pseudobefehls ansah, bemerkte er, daß er kein Datum trug; er näherte sich dem Marschall und bat ihn ganz leise, ihn zurückzudatieren, damit, wie er sagte, vermieden werde, daß die Unterzeichnung dieses Befehls mit seinem, Regniers, Kommen nach Metz zusammenfalle, und damit man nicht sagen könne, daß General Bourbaki mit Zustimmung der Deutschen abgereist sei.

General Bourbaki bemerkte wohl, daß Marschall Bazaine und Herr Regnier leise miteinander sprachen, aber er hatte keinen Verdacht. Er nahm das Papier, das ihm der Marschall reichte, und als er das Wort „Ordre" darauf sah, legte er das Blatt zusammen, ohne das übrige gelesen zu haben, steckte es in die Tasche und eilte in sein Hauptquartier, um Geld zu holen und seinen Stab zu benachrichtigen.

Marschall Canrobert kehrte in sein Quartier zurück, während Marschall Bazaine, der es ebenso eilig hatte wie Herr Regnier, den General Boyer vom Stand der Dinge in Kenntnis setzte und ihn beauftragte, die Aerzte zur Eile

Digitized by Google

anzutreiben und dafür zu sorgen, daß sie im Laufe des Nachmittags die Festung verließen.

Der Adjutant ließ folgendes Telegramm an den General Coffinières absenden:

„Den 24. September, 7 Uhr abends.

Lassen Sie sogleich alle luxemburgischen Aerzte der Internationale hierher kommen, bereit, mit ihren Effekten aufzubrechen; sie verlassen mein Hauptquartier, um endgültig fortzugehen. Wann werden sie bereit und hier sein?"

Hierauf schrieb er folgenden Brief an den General Ciffey:

Marschall und Oberkommandierender der Rheinarmee.

Kabinett.

An den General de Ciffey.

Herr General!

Der Marschall ersucht Sie, die französischen Vorposten und den preußischen Offizier, der als Parlamentär gekommen ist, benachrichtigen zu lassen, daß der Agent, der sich in diesem Augenblick noch im Hauptquartier befindet, diesen Abend unsre Linien verlassen wird, um mit mehreren autorisierten Personen nach Ars zurückzukehren.

Genehmigen Sie usw. Napoléon Boyer.

General de Ciffey ließ den Brief mit folgender Randbemerkung weiterschicken: „Zur Erledigung übermittelt dem Herrn Arnous-Rivière, der dem General de Ciffey Bericht geben soll."

Da der Führer der Franktireure sich in Ban St. Martin befand, erreichte ihn dieser Brief nicht, und so wurde Herr v. Willisen, der bei den deutschen Vorposten wartete, nicht benachrichtigt.

Alles, was seit dem Beginn des Krieges vorgegangen war, hatte den General Bourbaki ebenso geschmerzt wie aus der Fassung gebracht. Die Nachricht von der Katastrophe von Sedan, von der Gefangennahme und dem Sturze des Kaisers, dem er von Herzen ergeben war, hatte seinen Schmerz noch verstärkt. Mit seiner durch und durch loyalen Natur machte er sich Vorwürfe, daß er es bei St. Privat an Entschlossenheit und Energie habe fehlen lassen. Er sah für die Rheinarmee keine andre Zukunftsmöglichkeit als eine Kapitulation und glaubte Frankreich von Dijon bis Paris vom Feinde besetzt und unfähig, sich zu verteidigen. Die Armee und das Land hatten ein Interesse am Friedensschluß, der um so dringender war, als er vor der Kapitulation der Armee zustande kommen mußte. Der Gedanke an diese Kapitulation ließ ihm keine Ruhe. Als ihm einige Tage vorher der General Deligny und der Oberst Dumont ihre Befürchtungen ausgesprochen, hatte er ihnen das wiederholt, was er dem Marschall Canrobert und dem General Changarnier schon anvertraut hatte:

„Wenn Ihre Befürchtungen sich bewahrheiten sollten, so würde ich glauben, über das Leben der Truppen, die unter meinem Befehl stehen, nicht ohne ihre Zustimmung verfügen zu dürfen. Ich werde also die Truppenteilkommandeure

Digitized by Google

beauftragen, die Offiziere und die unter ihren Befehlen stehenden Soldaten in meinem Namen zu fragen, ob sie bereit sind, die Devise der Garde des ersten Kaiserreiches wieder aufleben zu lassen: ‚Die Garde stirbt und ergibt sich nicht.' Wenn ihre Antwort, wie ich nicht bezweifle, zustimmend lautete, dürften sie sicher sein, mich an ihrer Spitze zu finden."

Während Herr Regnier ihm seine Ideen und seine Vorschläge auseinandersetzte, gingen ihm die Unmöglichkeit eines Erfolges und die Notwendigkeit, zu unterhandeln, „im Kopfe herum", und als Marschall Bazaine ihm geraten hatte, die ihm angetragene Mission zu übernehmen, indem er ihm einen formellen Befehl versprach, zögerte er nicht mehr. Er handelte beinahe wie ein Berauschter: zwischen seinem Eintreffen beim Marschall und dem Augenblick, in dem er sich entschloß, ihm zu gehorchen, war nicht mehr als eine halbe Stunde vergangen. Er gab dem Marschall Bazaine nach, ohne eine Minute Zeit zum Nachdenken gehabt zu haben.

Die Generale Picard, Dauvergne und Durand de Villers und der Major Leperche erwarteten ihn in seinem Hauptquartier; sie fragten sich, warum man ihn in so dringender Weise gerufen habe. Er ließ sie in sein Zimmer kommen und wiederholte ihnen einige Bruchstücke der Besprechung, indem er ihnen vollkommenstes Schweigen zur Pflicht machte. Nach den Tagebuchaufzeichnungen des Majors Leperche sagte er folgendes: „Prinz Friedrich Karl stehe in Verbindung mit dem Marschall Bazaine, um zu unterhandeln. Der Marschall schlage den Abzug der Armee vor, während die Festung die Verteidigung fortsetzen solle, aber der Prinz wolle nicht darauf eingehen. Es sei als nützlich erachtet worden, die Kaiserin ihre Befugnisse als Regentin wieder aufnehmen zu lassen. Er solle im Auftrag zu ihr reisen. Marschall Bazaine habe ihm in Gegenwart des Marschalls Canrobert versprochen, daß während seiner Abwesenheit nichts geschehen würde. Er habe die formelle Zusicherung des Marschalls Bazaine, daß er zurückkehren könne, seine Abwesenheit würde von kurzer Dauer sein und er würde unter allen Umständen das Schicksal der Garde teilen. Er sagte uns auch, daß er einen schriftlichen Befehl habe und daß er provisorisch durch den General Desvaux vertreten werden würde. Er dürfe nicht in Uniform fortgehen, und da er keine Zivilkleider habe, würde er sich solche von dem Marschall leihen. Er werde mit luxemburgischen Aerzten fortgehen. Er werde weder seinen Kammerdiener Joseph noch einen Adjutanten mitnehmen. Er nehme nur das Nötigste, Geld und einen Ueberrock mit, den ihm General Picard leihe.

„Er blieb nicht mehr als fünf Minuten mit uns zusammen und kehrte dann wieder nach Ban St. Martin zurück."

Sobald er dort angekommen war, ging er in das Zimmer des Marschalls Bazaine hinauf und zog dessen Kleider an. Da das Beinkleid sich als zu weit erwies, knöpfte der Marschall die Hosenträger ab, die er trug, und gab sie ihm.

Die luxemburgischen Aerzte waren angekommen. General Boyer übergab Herrn Hedercheid das Kreuz der Ehrenlegion und vertraute ihm eine Tasche

Digitized by Google

mit Depeschen und Briefen an, die er auf die Post geben sollte, sobald er sich außerhalb der deutschen Linien befinden würde.

Herr Regnier sprach noch einige Worte: er fragte nach der Mütze mit dem Abzeichen des Genfer Kreuzes, die er gebeten hatte bringen zu lassen, und nahm jedem der Aerzte das Versprechen ab, nichts von dem, was sie gesehen hätten, auszuplaudern.

Marschall Bazaine kam mit dem General Bourbaki wieder herunter, der in seinen für ihn viel zu weiten Kleidern schlotterte; er ersuchte ihn, der Marschallin einen Brief überbringen zu lassen, und übergab ihm zum Zweck der Verständigung mit ihm ein kleines Wörterbuch; er solle ihm unter dem Namen des Herrn de Verneville schreiben, der verwundet und in Pflege sich auf seinem Schloß Verneville befinde; zuverlässige Personen würden ihm seine Briefe überbringen.

Die luxemburgischen Aerzte wurden in das Kabinett des Marschalls geführt, wo sich General Bourbaki bereits befand. Der Marschall dankte ihnen.

„Sie sind acht?" sagte er zu ihnen.

„Nein, nur sieben."

„Nein, Sie sind doch acht," beharrte der Marschall, und die Aerzte sahen in der Tat eine achte Persönlichkeit bei sich, die sie nicht kannten.

Alles war bereit. Der Marschall ließ Herrn Arnous-Rivière holen, der mit den Beamten der Intendantur beim Essen war. Er sollte gleich den General Bourbaki und Herrn Regnier in einem Break wegfahren, die sieben Aerzte sollten in einem andern Wagen folgen.

Es war dunkle Nacht, als General Bourbaki, in den Mantel des Generals Picard gehüllt, mit aufgeschlagenem Kragen und den Kopf mit einer Krankenträgermütze bedeckt, über den Hof der Villa Herbin zu dem Break ging, das auf der Straße wartete. Er stieß auf einen Offizier und erkannte den Leutnant Adolphe Bazaine. „Du bist es, Adolphe?" sagte er zu ihm, dann nahm er ihn in seine Arme und drückte ihn sehr bewegt an sich mit den Worten: „Wer weiß, wann ich Dich wiedersehen werde?" Hierauf ging er weiter und stieg in das Break.

Herr Arnous-Rivière trieb seine Pferde an. Die Wagen fuhren ab; es war $^1/_2 8$ Uhr.

„Was bedeutet diese Abreise?" notierte damals Major Leperche, der vertraute Adjutant des Generals Bourbaki; „ich weiß es nicht. Je mehr ich aber darüber nachdenke, um so weniger kann ich eine befriedigende Erklärung finden. Ich fürchte, daß Marschall Bazaine eine bedenkliche Rolle spielt und General Bourbaki kompromittieren wird, indem er seine Geradheit, seine Loyalität und sein so leicht zu rührendes Herz mißbraucht."

Digitized by Google

Japan und der Konflikt zwischen Mexiko und der nordamerikanischen Union

Von einem Botschafter a. D.

Noch ist im europäischen Osten der infolge der Balkanwirren so lang verdüsterte politische Horizont bei weitem nicht völlig aufgehellt, und schon sehen wir am Himmel der westlichen Hemisphäre wieder drohendes Gewölk aufsteigen.

Man darf wohl behaupten, daß die in den letzten Tagen erfolgte gewaltsame Besetzung einzelner mexikanischer Hafenplätze durch Streitkräfte der Vereinigten Staaten für das große Publikum überraschend gekommen ist. Allerdings war schon längst die ablehnende, unfreundliche Haltung des Unionspräsidenten gegenüber seinem von ihm nicht anerkannten mexikanischen Amtskollegen immer deutlicher zu erkennen, und in dem Bürgerkrieg, welcher seit Monaten das Reich Montezumas verheert, fanden die Gegner des Präsidenten Huerta jenseits der Nordgrenze ihres Vaterlandes stets volle Sympathie und kaum verhüllte materielle Unterstützung. Ein Etikettestreit von anscheinend untergeordneter Bedeutung bot der Unionsregierung nunmehr die unmittelbare Veranlassung zu ihrem bewaffneten Einschreiten gegen die Nachbarrepublik oder wenigstens, wie amerikanischerseits versichert wird, gegen die Partei Huertas.

Ein Versuch, nach den tieferliegenden Gründen des plötzlich akut gewordenen Konflikts zu forschen, läge außerhalb des Rahmens dieses Aufsatzes, ebensowenig soll ein Urteil darüber gewagt werden, in welchem Maß der eine wie der andre der beiden Widersacher für den bedauerlichen Zwischenfall verantwortlich ist. Vorerst, und namentlich im Vertrauen auf die unzweifelhafte Friedensliebe des Präsidenten Wilson, erscheint ja die Hoffnung berechtigt, daß, trotzdem die Beschlagnahme von Veracruz nicht ohne Blutvergießen erfolgte, der Ausbruch eines förmlichen Krieges vermieden bleiben wird. Im Licht der während der Balkankrise gemachten Erfahrungen sind politische Prognosen freilich etwas in Mißkredit gekommen; jedenfalls, mit wie robustem Optimismus man der weiteren Entwicklung der Dinge entgegensehen mag, wäre es verfehlt, gegenteilige Eventualitäten ganz außer Betracht zu lassen. Es ist daher auch die, wenngleich entfernte, Möglichkeit zu berücksichtigen, daß die Verhältnisse in Mittelamerika eine große Krise zur Folge haben. Bereitet sich dort eine abermalige Machterweiterung der Vereinigten Staaten vor, soll deren wuchtige Hand sich nun auch auf Mexiko legen, nachdem in den letzten Jahren der hawaische Archipel, Kuba, Portoriko, die Philippinen und das Territorium beiderseits des Panamakanals der Reihe nach unter amerikanische Herrschaft gekommen sind? Selbst für das Land der unbegrenzten Möglichkeiten wäre es ein Riesenunternehmen, ein Gebiet militärisch zu besetzen und festzuhalten, dessen Flächenausdehnung derjenigen der Dreibundstaaten einschließlich sämtlicher Balkanländer nahezu gleichkommt. Würde schon die Lösung dieser einen Aufgabe enorme Macht- und Geldmittel erfordern, so hätte der Staat, dem es bisher noch nicht gelungen ist, mit dem

Digitized by Google

Problem seiner Negerbevölkerung fertig zu werden, noch weit größere Schwierigkeiten zu besiegen, um einen Zuwachs von 15 Millionen einem fremden Rasse- und Kulturkreis angehörender Menschen zu assimilieren.

Wie immer jedoch die Beschlüsse des Washingtoner Kabinetts sein werden, es kann sie unter allen Umständen in voller Freiheit fassen, d. h. mindestens ohne jede Besorgnis, daß etwa von europäischer Seite versucht werde, seiner Politik in den Arm zu fallen. Solche Interventionen gehören der Geschichte an, die Zerrissenheit der Alten Welt hat in der Neuen die Stabilisierung der Monroedoktrin bestens gefördert und ihr zu unbestrittener Geltung verholfen. Aber wenn auch die Großmächte Europas, nicht gewillt oder außerstande, eine aktive Politik in Amerika zu verfolgen, sich auf die Wahrnehmung ihrer wirtschaftlichen Interessen beschränken und in bezug auf ihren Territorialbesitz in der Neuen Welt sozusagen mit dem Ausgeding sich zufriedengeben, so bleibt doch die Frage offen, ob das innerhalb weniger Jahrzehnte zum Rang einer Großmacht emporgestiegene Inselreich im äußersten Osten Asiens ebenso bereit sein wird, unter allen Umständen die gleiche Enthaltsamkeit an den Tag zu legen. Diese Frage hat angesichts des zwischen der Union und Mexiko ausgebrochenen Konflikts unstreitig eine gewisse Aktualität erlangt, und es verlohnt sich daher wohl, wenn auch nur in aller Kürze, die geschichtliche Entwicklung wie den jetzigen Stand der Beziehungen zwischen dem Reich der aufgehenden Sonne und jenem des Sternenbanners ins Gedächtnis zu bringen.

Vor gerade sechs Jahrzehnten begann in Japan der radikale Umschwung, durch welchen das bis dahin fast unbekannte, sagenhafte Land ein Faktor der Weltpolitik geworden ist. Mit dem Zusammenbruch der uralten feudalen Einrichtungen vollzog sich die Wiederherstellung der kaiserlichen Macht und die Aufhebung der durch Jahrhunderte streng gehandhabten Sperre des Inselstaates gegen das Ausland. Bei diesen im innern Konnex befindlichen historischen Ereignissen standen die Vereinigten Staaten zu Gevatter; freilich handelte es sich um eine Gevatterschaft eigentümlicher Art unter der Androhung: Bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt. Infolge der Intrigen und Rivalitäten europäischer Händler war gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Ausweisung der Fremden wie auch die Unterdrückung des Christentums verfügt worden; die Shogune der Dynastie Tokugawa hielten Japan durch über zweihundert Jahre in beinahe vollständiger Abgeschlossenheit. Der Außenverkehr beschränkte sich darauf, daß holländische Kaufleute auf der Insel Deshima bei Nagasaki, wo sie fast wie Gefangene gehalten wurden, ihre Waren anbieten und Einkäufe machen durften, ferner, daß alle vier Jahre eine Deputation dieser Händler unter demütigendem Zeremoniell am Hofe des Shogun in Tokio ihre Huldigung darzubringen hatte. Da erschien nun plötzlich im Jahre 1853 eine aus vier Schiffen bestehende amerikanische Eskader im Golf von Jeddo, deren Befehlshaber Commodore Perry im Auftrag seiner Regierung den Abschluß eines Handelsvertrags und die Eröffnung von zwei Häfen für den amerikanischen Handel forderte. Die Shogunatsregierung geriet durch dieses Ansinnen in große Verlegenheit; sie

Digitized by Google

konnte nicht verkennen, daß Japan in keiner Weise gerüstet war, dem Angriff zu begegnen, der im Fall der Ablehnung zu gewärtigen stand; der kaiserliche Hof, einflußlos und in dürftigen Verhältnissen lebend, führte in Kioto, abgeschlossen von der Außenwelt, ein auf wenige Ehrenrechte und Zeremonien beschränktes Scheindasein, dem ehedem machtvollen Shogunat, damals zudem den schwachen Händen eines kaum dem Knabenalter entwachsenen jungen Mannes anvertraut, waren im Laufe der Zeit die Zügel der Regierung entglitten, und die eigentliche Gewalt übten die 260 Daimios aus — einige von ihnen nach der Größe ihrer Machtmittel Königen gleichzuachten —, deren Kräfte aber, durch inneren Hader paralysiert, für eine Aktion nach außen nicht in Betracht kommen konnten. Unter solchen Verhältnissen bedurfte es nur eines Anstoßes von außen, um die überlebten Einrichtungen ins Wanken zu bringen und dem Lande die Notwendigkeit klarzumachen, daß im Interesse der Wahrung seiner Existenz eine radikale Reform der gesamten staatlichen Einrichtungen unbedingt erforderlich sei. Während der mit der Unionsregierung 1854 abgeschlossene Vertrag von Kanagawa, dem alsbald solche mit den andern Mächten folgten, das Land den Fremden erschloß, wurde zugleich die Reform im Innern energisch begonnen. Welch bewundernswerte Ausdauer und Geschicklichkeit die Japaner bei der Durchführung dieser Aufgabe bewiesen, wie vortrefflich sie es verstanden haben, auf allen Gebieten der öffentlichen Verwaltung, in den exakten und angewandten Wissenschaften, für die Reorganisation ihrer Landarmee und Marine auswärtige Vorbilder sich nutzbar zu machen, ist allbekannt. Sehr häufig wurden nordamerikanische Einrichtungen als Muster genommen, viele Japaner, darunter solche, die nachmals als leitende Staatsmänner sich einen historischen Namen machten, wie der kürzlich verstorbene Minister des Aeußern Graf Komura, zahlreiche Juristen, Techniker, Mediziner usw. legten ihre Fachstudien an den Universitäten der Union zurück, während von dort aus durch Schulen und Missionsanstalten unter Aufwendung reicher materieller Mittel ein Strom amerikanischen Geisteslebens im Inselreich sich verbreitete. Unter solchen Verhältnissen gestalteten sich auch die politischen Beziehungen der beiden Mächte sehr freundlich, was u. a. durch die entgegenkommende Haltung des Washingtoner Kabinetts in der Frage der Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit, eine Einrichtung, welche die Japaner als für sie demütigend erachteten, zum Ausdruck kam.

Durch seine glänzenden Siege im Feldzug gegen China (1894) hatte Japan die militärische Leistungsfähigkeit seiner modernisierten Armee und Flotte erwiesen. Unter der gemeinsamen Pression Rußlands, Frankreichs und Deutschlands — daß auch letztere Macht sich der Aktion angeschlossen hatte, wird in Japan noch heute als ein Akt unmotivierter Feindseligkeit angesehen und bitter empfunden — mußte das Kabinett des Mikado allerdings auf einen großen Teil der von China abgetretenen Gebiete verzichten, trotzdem konnte der Friedensschluß von Shimonoseki das Ansehen des Inselstaates als ein Machtfaktor, mit dem fortan in ostasiatischen Fragen zu zählen sein werde, nur befestigen.

Fast im unmittelbaren Anschluß an diese erste Kraftprobe des neuzeitlichen

Digitized by Google

Japan kam in den Vereinigten Staaten erst durch die Annexion von Hawai (1898), dann noch offensichtlicher durch deren Kampf gegen Spanien und die als dessen Ergebnis erfolgten Gebietserwerbungen eine imperialistische Politik zur Geltung. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Japan die Festsetzung der Amerikaner in Hawai und mehr noch ihre Besitznahme von den Philippinen als Störung seiner Kreise empfand. Dies tat indes, mindestens äußerlich, den Beziehungen der beiden Pazifikmächte keinen Eintrag, im Gegenteil, die Vereinigten Staaten wetteiferten mit England, das seit 1902 der Alliierte Japans geworden war, in Sympathiebezeigungen für dieses Land, als dasselbe sich anschickte, dem russischen Anspruch auf die Vorherrschaft in Ostasien mit Waffengewalt entgegenzutreten. Zum siegreichen Ausgang des großen Krieges trug nicht am wenigsten die finanzielle Hilfe amerikanischer Kapitalisten für die Ausrüstung von Heer und Flotte bei. Der unter den Auspizien des Präsidenten Roosevelt abgeschlossene Friede von Portsmouth besiegelte zwar die in blutigen Kämpfen gewonnene Hegemonie Japans in den benachbarten asiatischen Festlandsgebieten, rief aber doch allgemeine Unzufriedenheit im Volke hervor, weil das Kabinett des Mikado schließlich auf das Verlangen einer Kriegskostenentschädigung hatte verzichten müssen und daher gezwungen war, die während des Krieges eingeführten, als drückend empfundenen Steuererhöhungen weiterhin aufrecht zu erhalten. Japan hat in der Tat schwere finanzielle Lasten zu tragen; im Zeitraum von 1900 bis 1908 stiegen die Abgaben von 193 Millionen Jen (à zirka 2 Mark) auf 475 Millionen, d. i. um 247 Prozent, während beispielsweise der Durchschnittslohn der Feldarbeiter in der gleichen Periode von 0,29 Jen bloß auf 0,34, somit nur um 12 Prozent sich erhöhte. Diese Ziffern zeigen, in wie hohem Maße die wirtschaftliche Lage besonders der unteren Volksschichten sich verschlechterte, und machen es erklärlich, daß zahlreiche Arbeitskräfte, welche in der übervölkerten Heimat keinen genügenden Erwerb finden, danach streben, außerhalb der Grenzen des Kaiserstaates ein besseres Auskommen sich zu sichern. Das verlockendste Ziel, was Arbeitsgelegenheit und Lohnverhältnisse betrifft, boten die fruchtbaren Gebiete an der jenseitigen Küste des nördlichen Pazifik dar, dahin begann denn auch der Zug der japanischen Emigration. Alsbald aber erhob das dortige einheimische Element Einspruch gegen die Zuwanderung lohndrückender Konkurrenten; die von den Vertretern der Staaten Kalifornien, Oregon usw. beschlossenen Abwehrmaßregeln sollten vor der „gelben Gefahr" im allgemeinen Schutz bieten, gleichviel, ob Japaner, Chinesen oder andre Asiaten in Betracht kommen. Die Bundesregierung sah sich außerstande, den von Tokio aus auf Grund der Vertragsrechte erhobenen Reklamationen Rechnung zu tragen. Als Angehörige einer Großmacht und in ihrem durch die Siege gehobenen Selbstbewußtsein empfanden es die Untertanen des Mikado als schwere Kränkung, wenn sie auf solche Weise in den amerikanischen Weststaaten ebenso behandelt wurden wie die sonstigen Farbigen, wenn ihnen dort Rechte versagt blieben, deren die amerikanischen Staatsbürger in Japan sich erfreuen. Trotzdem lauteten die bezüglich dieser Differenz öffentlich abgegebenen Erklärungen der japanischen Regierung

Digitized by Google

sehr maßvoll; sie vertraue, so sagte der Minister des Aeußern Graf Komura seinerzeit in der Debatte des Abgeordnetenhauses, auf die guten Dispositionen der amerikanischen Bundesgewalt wie auf das Gerechtigkeitsgefühl des dortigen Volks und hoffe demnach, daß die Angelegenheit sich nicht weiter komplizieren werde. In der Absicht, das Aufrollen der prinzipiellen Frage und die Verwicklungen, die sich daraus ergeben müßten, zu vermeiden, traf die Regierung unter der Hand administrative Maßregeln, um die Auswanderung nach Amerika praktisch zum Stillstand zu bringen, während sie laut zu der Meinung sich bekannte, es wäre dem staatlichen Interesse förderlicher, wenn der Ueberschuß an einheimischer Volkskraft, anstatt in fernen Ländern verloren zu gehen, nach dem benachbarten Festland gelenkt werde und dort konzentriert bleibe. Daß diese Haltung mit der innersten Ueberzeugung der japanischen Staatsmänner harmonierte, darf füglich bezweifelt werden, und es ist wohl plausibler, anzunehmen, daß sie in Erkenntnis der Inferiorität ihres infolge des letzten Krieges militärisch wie finanziell erschöpften Landes einen Kampf mit dem überlegenen Gegner nicht riskieren wollten und es im Interesse Japans entsprechend fanden, einstweilen, ohne Preisgebung des Prinzips und in Anhoffnung einer späterhin vielleicht eintretenden günstigeren Konjunktur aus der Not eine Tugend zu machen.

Verschiedene von der Unionsregierung getroffene Maßnahmen deuten darauf hin, daß sie sich in dieser Hinsicht keiner Illusion hingibt, vielmehr die Möglichkeit eines Konfliktes mit der jüngsten Großmacht ins Auge faßt. So war die Fahrt einer großen nordamerikanischen Schlachtflotte rund um die Erde sicherlich auch darauf berechnet, in Japan Eindruck auszuüben; in der beiläufig in der Wegmitte zwischen San Franzisko und Jokohama situierten Gruppe der Hawaiinseln wurde der bestehende vorzügliche Hafen Pearl Harbour auf Oahu durch Ausbrechen einer Fahrrinne in den vorgelagerten Korallenriffen großen Schiffen zugänglich gemacht und zu einem stark befestigten Flottenstützpunkt umgestaltet; auf den Philippinen, die von der Südküste der japanischen Insel Formosa durch einen nur wenig über 150 Seemeilen breiten Meeresarm getrennt sind, unterhält Amerika eine zahlreiche Besatzung; daß endlich der seiner Vollendung entgegengehende Panamakanal eine gewaltige Verstärkung der maritimen Machtstellung der Union im Stillen Ozean zur Folge haben wird, versteht sich von selbst. So scheint das Kräfteverhältnis zwischen Japan und den Vereinigten Staaten mehr und mehr zugunsten der letzteren sich zu verschieben, nicht zu reden davon, daß diese wie an Volkszahl so auch in bezug auf militärische Ausrüstung und finanzielle Hilfsquellen dem kapitalarmen Inselstaat zweifellos weit überlegen sind. Fraglich bleibt es jedoch, ob diese Superiorität nicht durch moralische Faktoren, die auf japanischer Seite vielleicht in stärkerem Maße vorwalten, wettgemacht wird; die im Dienst des Dollarlandes stehenden Söldner hatten jedenfalls noch keine Gelegenheit, im Kampf mit einem gleichwertigen Gegner den Nachweis zu liefern, daß auch ihre Reihen von jenem vorbildlichen Heldenmut, von jener hingebungsvollen Todesverachtung beseelt sind, welche den Truppen Nogis vor Port Arthur, den Mannschaften Togos

Digitized by Google

und überhaupt der gesamten japanischen Kriegsmacht in den letzten Feldzügen die Bewunderung der Welt eingetragen haben. Es wäre um so müßiger, sich in Konjekturen darüber zu verlieren als, wenn die beiden Mächte überhaupt je die Waffen kreuzen sollten, kein Anzeichen vorliegt, daß diese Eventualität nahe bevorstehe. Die Vereinigten Staaten denken sicherlich nicht im entferntesten an einen Angriff auf Japan; dieses Land aber krankt noch schwer an den Nachwehen des Krieges. Es hat, seit zwanzig Jahren im Besitz von Formosa, die Unterwerfung der im dortigen Hochgebirge im halbwilden Zustand lebenden Eingeborenen noch nicht zu Ende bringen können, es ist mit der Assimilierung von Korea wie mit der Festigung seiner Stellung in der Mandschurei beschäftigt und muß daher wünschen, diese Friedensarbeit durch auswärtige Komplikationen nicht gestört zu sehen. Hierzu kommt, daß die Allianz mit England als Aktivposten der japanischen Politik im Laufe der Jahre einigermaßen an Wert und Aktualität verloren hat. Abgeschlossen in der Absicht, die durch den russischen Drang nach Osten bedrohte Unabhängigkeit und territoriale Integrität Chinas und Koreas zu schützen und dort für den Handel und die Industrie aller Länder das Prinzip der offenen Tür zu wahren, dann zur Zeit des Russisch-Japanischen Krieges auf eine weitere Reihe von Jahren erstreckt, ist diese Allianz, angesichts der seither eingetretenen politischen Veränderungen, heutzutage nach mancher Richtung ein Anachronismus geworden. Wir sehen, daß die historische Gegnerschaft Englands und Rußlands der Entente Platz gemacht, daß Japan sich in den Besitz Koreas gesetzt hat, während die gemäß dem Friedensvertrag von Portsmouth erfolgte Teilung der Einflußsphäre in der Mandschurei bis auf weiteres zu einer Art Interessengemeinschaft der ehemaligen Rivalen ausgestaltet wurde, eine Interessengemeinschaft, welche in der übereinstimmend ablehnenden Haltung der beiden Mächte gegenüber dem seinerzeit vom Washingtoner Kabinett angeregten Vorschlag, die mandschurische Eisenbahn zu internationalisieren, klar zum Ausdruck kam.

Wie erwähnt, hat Japan, wenigstens äußerlich, mit der Ausschließung seiner Angehörigen vom amerikanischen Westen ebenso sich abgefunden wie es, seinen eignen uneingestandenen Expansionsdrang bezähmend, der imperialistischen Politik der Union nicht entgegengetreten ist. Die Regierung des Mikado hat auf diese Weise ihre zur Tradition gewordene leidenschaftslose, von Volksstimmungen unbeeinflußte Auffassung der Dinge neuerdings betätigt.

Eine Verschärfung des Konflikts zwischen den Unionsstaaten und Mexiko könnte freilich eine Situation ergeben, die für die ersteren eine Verlegenheit, für Japan eine Gelegenheit bedeutet. Aber selbst dann wird Japan, wenn nicht ganz unerwartete Ereignisse in Betracht kommen, aller Voraussicht nach und bei allen Sympathien für die Gegner der Union sich einer Intervention enthalten und der Versuchung zu dem Wagnis nicht erliegen, mit dem Rivalen im Stillen Ozean ebenso abzurechnen, wie dies dem Inselstaat Rußland gegenüber geglückt ist.

Anfang Mai 1914.

Digitized by Google

Kirchliche und politische Zustände in Italien

Von

Romolo Murri (Rom)

Als ich in die Kammer eintrat, begleitet von der päpstlichen Exkommunikation, die mir an demselben Tage verkündigt worden war, an dem ich zum Abgeordneten des Wahlkreises Montegiorgio proklamiert wurde, legte die Oeffentlichkeit in Italien eine sehr lebhafte Neugier hinsichtlich meiner Person an den Tag. Die Neugier war leider nicht etwa deswegen so lebhaft, weil diese Oeffentlichkeit sich besonders für jene religiösen Probleme interessierte, die der Stachel meiner Jugend gewesen waren und die mich langsam zu einem furchtbaren und geräuschvollen Zusammenstoß mit dem Vatikan geführt haben, sondern nur wegen der Neuheit der Tatsache, daß ein exkommunizierter Priester, der erste und einzige seit vielen Jahren, im Talar in das Parlament eintrat.

Die Frage war, was ich in der Kammer tun würde.

Zwei Wege lagen vor mir. Einige Freunde rieten mir, die religiösen Fragen ganz oder fast ganz beiseite zu setzen und mich den sozialen Problemen zu widmen. Ich würde dadurch manchem gefährlichen Haß entgehen, hartnäckige Feindschaften beschwichtigen und Sympathien im Volke gewinnen.

Doch ein inneres Gesetz, das stärker war als mein — man verzeihe mir den Ausdruck — episodischer Wille, trieb mich, in der neuen Umgebung dasselbe Problem zu behandeln, dem ich den größten und besten Teil meiner tätigen Kraft gewidmet hatte. Viele Erwägungen hätten mich allerdings von diesem Entschlusse abbringen können. Was ich auch sagen mochte, man würde denken und sich einreden, daß ich aus Rachsucht handelte. Die zum größten Teil skeptische, opportunistische, träge, an politischen Leidenschaften arme Kammer, von einem Manne beherrscht, der notorisch eine Abneigung dagegen hatte, an Probleme zu rühren, die ihre chaotische Mehrheit hätte spalten können, war auch ihrerseits gegen jeden Versuch, ihre Ruhe zu stören.

Im Lande bestand keine starke Ideenströmung zugunsten einer religiösen Reform und einer neuen Kirchenpolitik, die mir hätte helfen können, die Apathie seiner Vertreter zu besiegen.

Trotzdem unternahm ich den Versuch und begann, obwohl ich manchmal drei Viertel der Kammer zu stürmischen Demonstrationen gegen mich reizte, meine Ideen darzulegen, auf Mißstände hinzuweisen, Reformen in der administrativen Politik gegenüber der Kirche und in den Gesetzen, die unsre Kirchenpolitik regeln, zu fordern.

Natürlich wurde überall der Haß wieder lebendig, alle bedrohten Interessen gerieten in Aufregung und erhoben sich, und in tausend kleinen Formen begann unversöhnlich wieder die Verfolgung der Kurie und derer, die ihre Politik vertraten und in ihrem Solde ihre Interessen verteidigten.

*

Digitized by Google

Es ist notwendig, kurz daran zu erinnern, wie in dieser Hinsicht vor fünf Jahren die Dinge in Italien standen. Nach dem Jahre 1871 hatte die Kammer auf dem Gebiete der Kirchenpolitik fast keine Gesetze votiert. Im Jahre 1891 war ein schüchternes Gesetz Crispi über die barmherzigen Bruderschaften angenommen worden. Dann hatte man die Einkünfte der armen Seelsorger erhöht. Gesetzentwürfe über die Ehescheidung scheiterten infolge der Opposition der Katholiken; eine lange Diskussion am Ende der vorausgegangenen Legislaturperiode über die Glaubenslehre in der Elementarschule hatte die Dinge auf dem Punkt gelassen, auf dem sie standen, durch eine halbe Maßregel, die niemand befriedigte, aber dem Staat ermöglichte, sich aus dem Streit der entgegengesetzten Prinzipien zu ziehen.

Tatsächlich hielt diesen eine seltsame Angst ab, auf dem kirchlichen Gebiet einzugreifen.

Man fürchtete sich, ein schwaches, durch viele Verzichte erzieltes Gleichgewicht zu zerstören. Auch bei der täglichen Anwendung der vielfachen von den früheren Staaten überkommenen Regalien hielt man sich an eine rein administrative Norm und beschränkte sich darauf, dem Willen der Kurie seinen Lauf zu lassen.

Auf der andern Seite hatten die Kirche und die italienischen Katholiken bis 1904 nicht in die parlamentarische Politik eingegriffen; sie beschränkten sich auf platonische Forderungen und Proteste bei ihren Kongressen; hier und da kam es bei ihnen zu öffentlichen Agitationen und zu Petitionen an das Parlament gegen Gesetzentwürfe, die sie beunruhigten. Dagegen betrieben sie — was viel praktischer war — die wirtschaftliche und Kreditorganisation, die jetzt eine so hohe Entwicklungsstufe erreicht hat.

Im November 1904 begannen sie an den politischen Wahlen teilzunehmen, und einige von ihnen traten in die Kammer ein; aber sie beschränkten sich zumeist darauf, ihre Stimme für „Ordnungs"kandidaten, liberale oder gemäßigte, abzugeben, die den Statusquo auf kirchlichem Gebiet garantierten; und so fesselten sie, ohne die Oeffentlichkeit zu alarmieren, viele Abgeordnete stärker an sich.

Gegen sie richtete sich die Arbeit der Freimaurerei und mancher von ihr inspirierter oder abhängiger Vereine, wie der Giordano-Bruno-Gesellschaft. Aber es war zumeist ein Paradeantiklerikalismus, der sich mit Gedächtnisfeiern und öffentlichen Demonstrationen, mit allgemeinen Tiraden gegen die Kirche und die Religion begnügte und tatsächlich harmlos war, weil er keinen Inhalt und keine unmittelbaren praktischen Ziele hatte. An mehreren Orten bildeten sich auf freimaurerische Initiative hin volkstümliche Verbände, um den Gemäßigtklerikalen den Boden streitig zu machen — eine praktische und nützliche Politik, die aber dann durch das Fehlen eines lebendigen idealen Impulses in diesen Verbänden, durch den Opportunismus, der ihre Arbeit beeinträchtigte, und durch die inzwischen entstandenen inneren Zwistigkeiten der Demokratie entwertet wurde.

Die sozialistische Partei beschäftigte sich nicht viel mit religiösen Fragen. Ihr genügte es, ihre Anhänger vom Klerus, der als Verbündeter und Werkzeug des Kapitalismus hingestellt wurde, loszureißen, ohne sich um die inneren Ver-

Digitized by Google

hältnisse der Kirche und ihre Beziehungen zum Bürgertum und zum Staat zu bekümmern.

Die Radikalen beschränkten sich darauf, allerhand eventuelle Lösungen kirchlicher Probleme zu formulieren, ohne daß ihre Propaganda die Oeffentlichkeit für solche Lösungen zu gewinnen bestrebt war.

Allgemein fühlte man die Unzulänglichkeit der alten Methoden, aber man sah die neuen Wege nicht. Unter diesen Umständen war es sehr schwer, in der Kammer das Problem wieder zur Sprache zu bringen.

Meine erste Rede war eine lebhafte Kritik der allgemeinen Politik der Regierung, besonders in bezug auf die Wahlfreiheit. Aber ich machte ihr auch den Vorwurf (Herr Giolitti stand damals an der Spitze des Ministeriums und trieb eine der Rechten günstige Politik, die durch die allgemeinen Wahlen vom November 1904 als Reaktion gegen die sozialistischen Agitationen dieses Jahres begonnen worden war), daß sie die Bedeutung und den Ernst der klerikalen Bewegung nicht erkenne, die im Lande unter dem Schutz der von der Regierung eingenommenen Haltung sich zu organisieren begonnen hatte. Die Kirche verfolge, nachdem sie den Modernismus zerschmettert habe, entschlossen eine intransigente, den liberalen Prinzipien und dem Staat feindliche Politik. Sie verwandle sich rasch in eine politische Partei, der Staat merke es nicht, und die ihr durch ihr religiöses Amt gewährten Vorteile und Vorrechte machen eine privilegierte Partei aus ihr.

In der Diskussion über das Kultusbudget (Mai 1909) legte ich nochmals kurz einige fundamentale Ideen über die Lage dar.

Der Staat, sagte ich, hat keine eigentliche Kirchenpolitik. Er hat zahlreiche Befugnisse auf dem kirchlichen Gebiet behalten — er verwaltet den Besitz der Kirche, während eine Stelle erledigt ist, und überwacht ihn, erteilt den päpstlichen Ernennungen das Placet und das Exequatur, hat das Recht, sehr zahlreiche größere und kleinere Pfründen selbst zu verleihen, besonders im Süden usw. —, und er übt alle diese seine Funktionen fast mechanisch, ohne irgendein eignes Urteil aus, nur von dem Wunsche geleitet, keine Ungelegenheiten mit der Kirche zu bekommen. Diese negative Politik wurde eingeleitet, als man hoffte, daß die Kirche, nachdem ihr die weltliche Macht genommen war, sich auf eine rein geistliche Wirksamkeit zurückziehen würde, und sie wäre gerechtfertigt und erklärlich, wenn dies der Fall gewesen wäre.

Es ist aber ganz anders gegangen. Die Kirche hat all ihre Lehren von politischer Autonomie und Hegemonie, ihre weltlichen Ansprüche, ihr Vetorecht bei der Ausübung des politischen Wahlrechts durch die Katholiken beibehalten. Und das alles nicht in rein abstrakter Weise, vielmehr organisiert sie sich, besonders seit Pius X. den päpstlichen Stuhl bestiegen hat, in gewaltigem Maße, um die Scharen der katholischen Wähler in die Hand, in direkte Abhängigkeit von den Bischöfen und durch den Papst ernannten Personen zu bekommen und damit auf das Parlament und die öffentlichen Gewalten zugunsten ihrer Forderungen zu drücken. Und der Staat merkt das nicht oder nur,

Digitized by Google

um sich mit dieser wachsenden Macht abzufinden und sich so vor ihr zu beugen.

In diesen letzten Jahren war in der Kirche selbst eine sehr lebhafte Bewegung gewesen mit dem Ziele, sie dahin zu bringen, daß sie die ihr von der Demokratie angebotenen freiheitlichen Bedingungen annehme, die moderne Kultur in ihre Reihen eindringen lasse, sich ohne Nebenabsichten eifrig der geistlichen Erziehung der Demokratie widme; der Staat hat sich nicht einmal herabgelassen, von dieser Bewegung Notiz zu nehmen, die doch eine so große Bedeutung für die Gesellschaft bekommen konnte, und hat es zugelassen, daß sie unter der Last der päpstlichen Verdammungen erdrückt wurde.

Auf diese Bemerkung antworteten viele, der Staat habe nur seine Pflicht getan, indem er sich nicht in innere Streitigkeiten zwischen Katholiken einmischte; aber die Antwort ist sehr oberflächlich und zeigt eine völlige Verständnislosigkeit für das, was in Italien der politische Modernismus war, dessen Führung mir durch die Umstände zugefallen war. Er war keine theologische Kampfbewegung, wenigstens von Anfang an und lange Zeit nicht, sondern er hatte die bürgerliche und soziale Tätigkeit der Katholiken, ihre politischen Rechte, die juristische Systematisierung der Kirchen in den neuen Demokratien im Auge — wie man sieht, Probleme von fundamentaler Bedeutung für den Staat, besonders in Italien, der ihnen, wie er bereits merkt, früher oder später seine ganze Aufmerksamkeit schenken muß, aber unter nach und nach immer schwieriger werdenden Verhältnissen.

Ein andrer sehr ernster Punkt, auf den ich die Aufmerksamkeit der Regierung lenkte, war die Tatsache, daß der Staat darauf verzichtet hatte, fundamentale Rechte der Bürger zu schützen, wenn sie durch die in der Kirche noch gebräuchlichen Regierungs- und Erziehungsmethoden verletzt wurden. Ich wies dabei auf einen besonders schweren Fall hin. Der Privatunterricht ist in Italien der Aufsicht des Staates unterstellt, der sich versichern will, daß die Zöglinge einen ordentlichen und den staatlichen Studienprogrammen entsprechenden Unterricht durch offiziell berechtigte Lehrer erhalten; auch die Seminarien sind, nicht soweit es sich um theologische Vorlesungen handelt, sondern soweit sie Mittelschulen sind und Schüler bekommen, die eben die Elementarschulen verlassen haben, dieser Ueberwachung unterworfen. Die Sache ist rechtlich ganz unanfechtbar. In Wirklichkeit aber sind die Seminarien, sofern Kleriker unterrichten, von jeder Ueberwachung des Unterrichts frei. So kommt es ziemlich oft vor, daß in ihnen Personen unterrichten, die keine gesetzliche Berechtigung dazu und keine Vorbildung dafür haben, ferner die Programme auf ein Minimum beschränkt sind und die Zöglinge nicht oder nur mit großer Schwierigkeit und nur wenn sie ihre Ausbildung privatim vervollständigen, sich zu staatlichen Prüfungen melden können, deren Bestehen es ihnen ermöglicht, sich auf anderm Wege weiter auszubilden. So setzen viele, da sie ihre Studien und ihre Ausbildungsjahre für jeden andern Beruf als den geistlichen nutzlos finden und sich nicht einer manuellen Tätigkeit zuwenden wollen, ihren Weg zum Priesterberuf ohne innere Neigung

Digitized by Google

und ohne rechte Bildung fort, um in neun von zehn Fällen schlechte Priester und schlechte Bürger zu werden.

Kultusminister war damals Herr Orlando, ein Jurist von großer Gelehrsamkeit, der vollständig von den Rechten und Pflichten des weltlichen Staates und von der Notwendigkeit einer schärferen Kirchenpolitik überzeugt, aber durch die allgemeine Politik des Kabinetts gehindert war, entschiedene Schritte zu tun. Er beschränkte sich darauf, eine Enquete über die Seminarien vorzuschlagen, die dann auch in die Wege geleitet wurde, aber, wie so viele andre Enqueten auf kirchenpolitischem Gebiet, zu keinen weiteren Folgen führte.

Eine andre Frage von ernster Bedeutung wurde in derselben Diskussion von dem Abgeordneten Alessio, einem angesehenen Mitgliede der radikalen Partei, aufgeworfen. Als in Italien im Jahre 1866 die religiösen Kongregationen aufgehoben wurden, ließ man ihnen die Möglichkeit, auf Grund des einfachen gemeinen Rechtes als Vereine weiterzuexistieren, dagegen wurde ihnen verboten, als juristische Personen zu bestehen und selber Eigentum zu besitzen. Nun kommt aber, besonders in den großen Städten und ihrer Nachbarschaft, immer häufiger der Fall vor, daß Ordensleute vermittelst geschickt abgefaßter Verträge Häuser und Grundeigentum besitzen und von einem Mitglied auf das andre übertragen, so daß auf diese Weise das Gesetz umgangen wird.

Den Jesuiten ferner wurde durch verschiedene Gesetze verboten, selbst als einfache Vereine zu bestehen, aber bei der allmählichen Entstehung der italienischen Einheit wurde das Gesetz nicht überall erlassen, und so wird es heute an manchen Orten nicht beobachtet.

Der Abgeordnete Alessio forderte daher die Regierung zur Beobachtung der einschlägigen Gesetze auf, aber der Minister erwiderte ihm mit großem Aufwand juristischer Darlegungen, daß die Regierung durch jene Gesetze nicht genügend gerüstet sei, um einzugreifen und die durch eine Mittelsperson bewerkstelligten erblichen Uebertragungen an Mönchsorden zu treffen; nur die rechtmäßigen Erben hätten in dem Falle ein Klagerecht. Die Darlegung des Ministers überzeugte mich, und ich stimmte nicht für die Tagesordnung Alessio, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß neue Gesetze geschaffen werden müßten. Trotzdem wurde mir dieses Votum von manchen Leuten zum Vorwurf gemacht.

Doch auf diesem Gebiet ist die Gesetzgebung äußerst schwierig, weil einerseits für den italienischen Geist ein Proskriptionsgesetz wie das in Frankreich angenommene unerträglich sein und anderseits bei der Verworrenheit und Unsicherheit der Urteile jetzt keine Möglichkeit bestehen würde, einzugreifen, indem man erklärt, zu welchen erlaubten Zwecken, innerhalb welcher Grenzen und unter welchen Kautelen für den Schutz der persönlichen Freiheiten und der öffentlichen Ordnung der Staat einen Verein zu religiösem Zusammenleben anerkennt; und so läßt man denn lieber die Dinge, wie sie sind, dem Geiste der Gesetze zum Trotz und zum Schaden für die Würde und die Souveränität des Staates.

Doch ernster als die Frage der religiösen Kongregationen, die sich in Italien mit vereinzelten Ausnahmen wenig mit Politik befassen und deren Tätigkeit auf

Digitized by Google

dem Gebiet des Unterrichts, auf dem sie sich besonders entfaltet, durch andre Gesetze in Schranken gehalten werden könnte, ist mir immer die Frage des weltlichen Klerus erschienen, dessen Bildungs- und Moralverhältnisse recht häufig kläglich sind und der, in einer fast vollständigen Abgeschlossenheit erzogen und einer immer strenger werdenden Zucht unterworfen, das furchtbare Werkzeug der politischen Erhebung der Kirche zu werden im Begriffe ist. Die Frage fällt von mehreren Gesichtspunkten aus in die Kompetenz des Staates.

Der Staat hat, wie erwähnt, von den früheren Landesherren das Ernennungsrecht für viele Stellen ererbt. Auch ohne auf das Meritorische des Urteils über den Wert der vom Vatikan vorgeschlagenen Kandidaten einzugehen, hätte der Staat etwas sehr Zweckmäßiges tun können, wenn er beschlossen hätte, nur solche Priester zu ernennen, die das Abiturientenzeugnis oder die staatliche Doktorwürde besitzen, je nachdem es sich um niedere oder höhere Stellen handelt. Uebrigens hätte eine derartige Maßregel, die dem Staat eine Garantie dafür bieten sollte, daß die Personen, denen ein von ihm mit besonderen Garantien umgebenes und sozial so außerordentlich wichtiges Amt anvertraut wird, einen genügenden Bildungsgrad besitzen, vermöge des königlichen Placet oder Exequatur für jede Ernennung durchgeführt werden können.

Ein weiterer Fehler war die vollständige Aufhebung der theologischen Fakultäten an den Staatsuniversitäten nach 1870. Der weltliche Staat überließ der Kirche den theologischen Unterricht, und das war natürlich. Nun nehmen aber die Religionen noch immer einen ungeheuren Raum in der Geschichte der menschlichen Kultur und im Leben der Gegenwart ein und hätten ein Objekt der wissenschaftlichen Lehrtätigkeit bleiben müssen. Es ist vor allem auf diese Maßregel zurückzuführen, daß bis in die letzten Jahre hinein die Studierenden der Religionswissenschaft, der Religionsgeschichte und der Religionsphilosophie in Italien so unglaublich spärlich waren. Die italienische Kultur hat dadurch einen schweren Schaden erlitten, zum ausgesprochenen Vorteil des oberflächlichen und skeptischen Unglaubens und des rohen Aberglaubens.

Nur zwei Lehrstühle für die Geschichte des Christentums sind in Italien vorhanden: in Rom und Neapel; und der in Neapel ist seit Jahren unbesetzt.

Doch der wichtigste Gegenstand auf dem Gebiet, von dem hier die Rede ist, ist die Frage des kirchlichen Eigentums. Mit ihr habe ich mich fast in jeder Rede über das Kultusbudget immer wieder beschäftigt. Und zwar nicht ohne Nutzen, wenn nicht auf dem Felde der Gesetzgebung, so doch in der öffentlichen Meinung; denn früher dachten nur wenige Leute in Italien daran, heute dagegen wird einem jeder Antiklerikale sagen, daß dies der eigentliche Ausgangspunkt für eine neue Kirchenpolitik ist.

Bekanntlich gibt es in Italien zwei große Administrationen für das Kirchenvermögen: die allgemeinen Verwaltungen der vakanten Pfründen, die den Besitz der erhaltengebliebenen Organismen — vor allem der Pfarreien — zu verwalten haben, und den Kultusfonds, der den zum größten Teile bereits ver-

Digitized by Google

äußerten und in Staatsrente umgewandelten Besitz der aufgehobenen Organismen verwaltet.

Die beiden Administrationen sind nach allgemeiner Ansicht sehr schlecht eingerichtet und funktionieren derart, daß sie den verwalteten Besitz langsam dem Ruin zuführen werden.

Was den Kultusfonds betrifft, so mag es genügen, zu bemerken, daß er durch die Gehaltserhöhungen für die Pfarrer, bei denen man vielfach mit politischen Begünstigungen sehr freigebig war, stärker belastet ist, als seine Mittel es vertragen, und jedes Jahr $2^1/_2$ Millionen Lire mehr braucht, als er zur Verfügung hat, so daß also das Kapital verringert wird.

Ueber die allgemeinen Verwaltungen der vakanten Pfründen ausführlich zu reden, würde zu weit führen. Es wird genügen, wenn wir sagen, daß sie nicht einmal im Besitz eines Inventars des Vermögens sind, das sie verwalten, und daß, als ich dies in der Kammer bei der letzten Diskussion über das Kultusbudget der vorigen Legislaturperiode zur Sprache gebracht hatte, der Minister Finocchiaro daraufhin einige Schritte getan hat, um dem abzuhelfen.

Das alles kommt von der Angst, die man immer gehabt hat, an den heikeln Gegenstand zu rühren. Und doch war in das Garantiegesetz schon im Jahre 1871 die formelle Verpflichtung zu einer Reform des kirchlichen Eigentums aufgenommen worden, und es hat nicht an Versuchen dazu gefehlt, die aber dann auf halbem Wege steckengeblieben sind und von denen kaum eine Erinnerung übriggeblieben ist.

Nach dem Beginn des Krieges in Afrika und als man, nachdem die Vorschüsse und die disponiblen Mittel der Staatskasse verbraucht waren, angstvoll nach Geld zu suchen begann, beantragte ich den Verkauf des in Grundbesitz angelegten Kirchengutes, dessen Wert nach einer sehr summarischen Berechnung, wie sie bei dem Fehlen genauer Angaben allein möglich ist, sich auf über 600 Millionen Lire schätzen läßt. Die Maßregel würde in keiner Weise einen antiklerikalen Charakter haben, da den Besitzern der Erlös in Staatsrente ausgezahlt werden würde. Hingegen würden, abgesehen von dem unmittelbaren Vorteil für das Aerar, viele administrative Schwierigkeiten mit einem Schlage beseitigt werden, der heute so oft schlecht kultivierte ländliche Besitz der Pfarreien würde seinen ganzen Wert wiedererlangen und die endgültige Systematisierung des Kirchenvermögens würde erheblich erleichtert werden.

Doch das gegenwärtige System der Beziehungen zwischen Staat und Kirche in Italien erweist sich auch in andrer Hinsicht immer mehr als unvollkommen. Ich möchte hier nur zwei Fragen erwähnen, auf die ich ebenfalls umsonst die Aufmerksamkeit der Kammer und der Minister zu lenken versucht habe.

Im Ministerium Luzzatti war Kultusminister der kürzlich verstorbene Abgeordnete Fani, Mitglied der Rechten, ein Mann von tadellosem Charakter und hellem Verstand, der in den trefflichen Traditionen seiner Partei, auch auf dem Gebiete der Kirchenpolitik, erzogen, aber zaghaft im Handeln war, wie es die Verhältnisse der Zeiten und die Schwäche des Ministeriums, dem er angehörte,

Digitized by Google

verlangten. Gerade während er Minister war, wurde das Seminar in Perugia, Fanis Geburtsstadt, die er auch im Parlament vertrat, geschlossen, weil es in dem Verdacht stand, eine Brutstätte des Modernismus zu sein, und es wurde von den geistlichen Behörden seine Vereinigung mit einem der umbrischen Seminarien verfügt, wie es ähnlich in vielen andern Teilen Italiens gemacht wurde.

Nun ist es aber durch einen Artikel jenes nämlichen Garantiegesetzes, auf das man sich immer beruft, wenn es sich um die Vorrechte des Papstes handelt, das man aber in seinem bescheidenen Abschnitt von den Garantien des Staates gern vergißt, verboten, daß die Bestimmung der erhalten gebliebenen Kirchengüter irgendeine grundsätzliche Aenderung erfährt, ohne daß der Staat sich damit einverstanden erklärt hat. Die Vereinigung der Seminarien, erhalten gebliebener Einrichtungen, stellt eine sehr erhebliche Aenderung in der Bestimmung der ihnen zugehörigen Güter dar.

Ich richtete daher an den Minister die Frage, ob die Regierung über diese Vereinigung befragt worden sei und ob sie ihre Genehmigung erteilt habe. Zugleich fragte ich, ob der Minister in dem besonderen Falle von Perugia und Umbrien der Kammer nichts zu sagen habe. Fani antwortete mir, es sei grausam von mir, ihn in eine solche Verlegenheit zu bringen. Und die Kammer schien sehr glücklich über die Antwort zu sein.

Ein andrer Fall. Kürzlich ist das kanonische Recht in einem sehr wesentlichen Teile geändert worden: in dem, der sich auf die Unabsetzbarkeit der Pfarrer bezieht; diese können jetzt aus geringfügigen Ursachen und durch ein sehr summarisches Verfahren ihrer Stelle enthoben werden. Der päpstliche Autoritarismus sucht jedes Hindernis, das sich seiner Willkür, selbst in den unantastbarsten juristischen Traditionen, entgegenstellt, zu beseitigen.

Was wird nun der Staat tun, wenn es sich darum handeln wird, einem ohne Garantien abgesetzten Pfarrer die Einkünfte zu entziehen? Wer wird sich leichten Herzens zum Mitschuldigen der willkürlichen Entscheidungen der kirchlichen Behörden machen? Es sind bereits mehrere, und zwar ernste Fälle vorgekommen, in denen sogar die öffentliche Ordnung ernstlich und auf lange Zeit durch die Anwendung des Dekretes Pius' X. gestört worden ist; der Staat verharrt in seiner passiven Haltung. Mehrere Male ließ ich auf die Tagesordnung der Kammer eine Interpellation meinerseits über diese Verhältnisse setzen; aber die Sorge, daß die Frage durch ausweichende Erklärungen des Ministers, durch welche die kirchlichen Behörden nur mehr Mut bekommen würden, in ungünstigem Sinne präjudiziert werden könnte, hielt mich stets davon ab, ihre Erörterung zu verlangen.

Doch die Kirchenpolitik der abgelaufenen Legislaturperiode fand einen Abschluß, der für einen Augenblick eine Kriegsfanfare werden zu sollen schien: die Diskussion über die Verweigerung des Exequatur für Monsignore Caron. Das Resultat der langen Diskussion war nur die mit vieler Emphase abgegebene Erklärung des Ministers, daß der Staat das Recht habe, vor der Erteilung des

Digitized by Google

Exequatur die Antezedentien und die Verdienste des Kandidaten vom Gesichtspunkt seiner eignen Sicherheit und des Schutzes der öffentlichen Ordnung zu prüfen. Ich fragte damals den Minister, ob wir einen einzelnen, durch äußere Umstände bedingten Fall vor uns hätten oder ein organisches, zusammenhängendes Prinzip, das man von jetzt ab auf diesem Gebiet gelten lassen wolle. Spätere Ereignisse haben auf meine Frage besser geantwortet als der Minister; man stand damals gerade vor den Wahlabkommen zwischen der Unione Elettorale Cattolica und dem Ministerium des Innern; und die Regierung wollte sich mit der geschickten Drohung instand setzen, mit ihren Forderungen schwerer in die Wagschale zu fallen.

Bekanntlich wird die Ursache für diese Zaghaftigkeit der Zweiten italienischen Kammer in Kultusfragen in der Abhängigkeit vieler Abgeordneter von den katholischen Wählern gesucht. Da die einzige straff organisierte Partei im Lande die Sozialisten sind, müssen fast alle andern Abgeordneten sich mit allen Mitteln eine persönliche Basis schaffen und sichern, die stark genug ist, um gegnerischen Interessen und Gruppen, die an ihr nagen, Widerstand zu leisten. Klerikale und Klerus haben sehr oft einen großen Anteil an diesem gemischten Anhang; wer sie vor den Kopf stoßen und sich gegen sie wenden wollte, würde eine furchtbare Koalition gegen sich hervorrufen und seine persönliche Basis zerstören. Die Kirche hat eingesehen, daß dieser Zustand ihr außerordentlich günstig ist, und verhindert mit großer Zähigkeit, daß die Katholiken sich als politische Partei differenzieren, um so mehr, als in Anbetracht der Tatsache, daß sie und die staatliche Verwaltung die beiden großen Gewalten sind, in deren Händen sich die Fäden des lokalen Lebens befinden, viele Abgeordnete von ihnen und den Abmachungen, die sie untereinander treffen, auf Gnade und Ungnade abhängen.

Das allgemeine Wahlrecht hat da, wo es nicht die sozialistische Organisation gekräftigt hat, diesen Zustand noch verschlimmert; es ist daher erklärlich, daß die Abgeordneten der vergangenen Legislaturperiode unmittelbar vor seiner ersten Anwendung besonders ängstlich waren, und daß diese Periode in bezug auf die Kirchenpolitik noch unfruchtbarer war als die vorhergehenden.

Der Abgeordnete Sonnino, der eines Tages mit mir über die Ideen sprach, die ich in der Kammer zur Erörterung zu bringen suchte, erklärte mir, er sei von der Richtigkeit vieler von ihnen überzeugt, ich würde aber, fügte er hinzu, vergeblich die Zustimmung des Parlaments zu erlangen suchen, solange das Land schweige und beiseite stehe; die öffentliche Meinung sei daher der einzige Weg, auf dem man zur Kammer gelangen könne.

Ich habe es in den letzten vier Jahren nicht daran fehlen lassen, mit allem Nachdruck an diese öffentliche Meinung zu appellieren; ich habe über 150 Vorträge gehalten, fast immer über diese Fragen und in allen Gegenden von Italien, von Catania bis Belluno, von Palermo bis San Remo. Zahllose Einladungen ergingen an mich, was zum Teil auf die Neugierde, das Interesse und die Erwartung zurückzuführen war, die mein dramatischer Konflikt mit der Kirche geweckt hatte.

Digitized by Google

Ueberall legte ich mit aller Deutlichkeit und Offenheit meine Ideen auf dem Gebiete des Antiklerikalismus dar, die in vieler Hinsicht von den landläufigen so sehr verschieden waren, und reicher, oft von glühender Begeisterung beseelter Beifall wurde mir zuteil. Oftmals kam es vor, daß Personen der verschiedensten Gruppen und Schulen zu mir sagten: „Sie haben den Ideen vortrefflichen Ausdruck gegeben, die wir hatten, die wir aber nirgends zu lesen oder zu hören bekamen und die wir kaum für uns selbst im vertrauten Gespräch in Worte zu kleiden wußten."

Doch die Arbeit eines Mannes reichte nicht aus, um in Dingen, die nicht unmittelbar mit den wirtschaftlichen Interessen verknüpft sind, und auf der Spur von Ideen, die vielen Gewohnheiten geistiger und moralischer Trägheit, auch bei den extremen Parteien, einen Stoß versetzten, eine Bewegung in der öffentlichen Meinung hervorzurufen. Eine Organisation war notwendig. An eine solche hatte ich bereits Anfang 1911 zu denken begonnen, die Idee einer nationalen Versammlung zum Studium der kirchenpolitischen Probleme lanciert und die ersten vielversprechenden Zustimmungserklärungen gesammelt — als der Krieg in Nordafrika gusbrach und die Aufmerksamkeit des Landes stark in Anspruch nahm.

Jetzt, wo die Debatten über den Krieg in Nordafrika geschlossen sind und die ernstesten Probleme der inneren Politik wieder kräftig an die Türen klopfen, ist das der Beziehungen zwischen der Kirche und dem Staat mit einem Male in die erste Reihe getreten, zum augenscheinlichen Bedauern aller jener, deren bequeme geistige Gewohnheiten und politische Interessen es stört.

Die erste Anwendung des allgemeinen Wahlrechts hat in dieser Hinsicht die Ereignisse beschleunigt. Es war leicht vorauszusehen, daß das Auftreten von fünf Millionen neuer Wähler, zum größten Teil Analphabeten und Bauern, auf der Bühne des politischen Lebens die beiden extremen Parteien deren Verheißungen den Massen am leichtesten einleuchten, die Sozialisten und die Klerikalen, verstärken würde. Der Klerus hat sich des Einflusses, den er noch immer auf einen sehr großen Teil unsrer Landbevölkerung ausübt, bedient, um sich zu einer gewaltigen Macht ein Wahlkamaf auszubilden.

Als Herr Giolitti die neue Macht der klerikalen Partei gesehen hatte, wußte er, obwohl er mit den Radikalen und nach einem demokratischen Programm regierte, nichts Besseres zu tun, als mit den Klerikalen zu unterhandeln. Und da der Vatikan nichts sehnlicher wünschte als meinen Sturz, so opferte Herr Giolitti den Klerikalen meinen Kopf, trotzdem er der radikalen Partei gegenüber die Verpflichtung, alle abfallenden Radikalen zu bekämpfen, und mir persönlich gegenüber die Verpflichtung, mich zu unterstützen, übernommen hatte, obwohl ich von ihm nichts andres als Neutralität verlangte. Alle von der Regierung abhängenden Behörden meiner Provinz erhielten den Befehl, sich meinem Gegner und dem örtlichen Klerus, der fast allein den Feldzug gegen mich führte, zur Verfügung zu stellen. Nimmt man zu dieser Haltung der Regierung hinzu noch die Feindschaft der Sozialisten und der Republikaner gegen mich, die den wahren Charakter des Kampfes nicht erkannten, und die Skrupellosigkeit, mit

Digitized by Google

der der Klerus die merkwürdigsten Pressions- und Einschüchterungsmittel zur Anwendung brachte, so wird man sich erklären können, wie sich unter den 11 500 analphabetischen Wählern, die zu den 4000 von früher hinzugetreten waren, ein paar Hundert Stimmen mehr zusammenbringen ließen, als auf meinen Namen abgegeben wurden.

Die Wirkungen des seltsamen Abkommens zwischen dem Vatikan und dem Palazzo Braschi werden lange auf dem italienischen politischen Leben lasten. Inzwischen ist das Ministerium Giolitti gestürzt, durch die Absage der Radikalen, die einen Monat vorher von der radikalen Partei durch die mit großer Mehrheit erfolgte Annahme eines Antrags von mir auf ausdrückliche Verurteilung des Verhaltens der Regierung bei den Wahlen und der daraus entstandenen Lage beschlossen worden war.

Während die Kammer, ohne ihren Weg finden zu können, unter den Schwierigkeiten des ersten Problems sich abzappelt, wird im Lande wieder lebhaft agitiert und der Kampf organisiert. Die Klerikalen stehen alle in Waffen gegen den Gesetzentwurf, nach dem bei den Ehen der Katholiken die Ziviltrauung der kirchlichen vorhergehen soll. Die Antiklerikalen rüsten sich, ohne diesem zweifelhaften und wenig wirksamen Gesetzentwurf große Bedeutung beizulegen, zum Kampf auf einem viel weiteren Felde. Und wir werden trachten, daß dieser Kampf nicht mit Intoleranz und zur Verfolgung unternommen und geführt werde, sondern mit einem feurigen und lebendigen Geist religiöser Freiheit, als Kampf nicht gegen die Religion, sondern gegen den Klerikalismus, der sie zu politischen, herrschsüchtigen Zwecken biegt und verdreht. Zu diesem Zwecke haben wir kürzlich in Rom eine „Comitato nazionale di azione laica" begründet, das seine Tätigkeit unter erfreulichen Auspizien beginnt.

Die Zellen und der Organismus

Von

Prof. Dr. Hugo Ribbert (Bonn)

Alle Organismen bauen sich aus Zellen auf und aus Substanzen, die zwischen ihnen liegen und von ihnen gebildet wurden. Diese Zwischensubstanzen sind es in erster Linie, die dem Körper seine äußere Form geben, die Zellen aber sind die eigentlichen Träger des Lebens, der mannigfaltigen funktionellen Vorgänge, die sich in uns abspielen. Ihren Aufgaben aber können sie nur dann gerecht werden, wenn sie nicht beliebig durcheinander liegen, sondern in einer durch die Vererbung festgelegten Weise in den Körper eingefügt, wenn die gleichartigen Zellen zu Organen vereinigt sind. So haben sie denn auch alle innerhalb der Gewebe, denen sie angehören, das engste Verhältnis zu ihren Nachbarn, zu den ernährenden Blutgefäßen und zum Nervensystem. Die Zellen der ver-

Digitized by Google

schiedenen Organe aber, die nicht in räumlicher Verbindung miteinander stehen, wirken teils durch Stoffwechselprodukte, die von ihnen gebildet werden, in die im Körper kreisenden Flüssigkeiten gelangen und in ihnen den übrigen Teilen zufließen, teils durch Vermittlung des Nervensystems aufeinander ein. So sind die Zellen alle gegenseitig auf sich angewiesen und bilden einen nach jeder Richtung in sich abgestimmten Organismus. Nur in einem so beschaffenen Körper, nur bei voller Entwicklung der wechselseitigen Beziehungen können die einzelnen Zellen das leisten, was ihnen nach ihrer Beschaffenheit zukommt. Daher müssen sie bei jeder Aenderung der engen Zusammengehörigkeit in ihrer Tätigkeit gestört und unter Umständen so geschädigt werden, daß auch ihre Existenz in Frage gestellt wird. Besonders ausgesprochen werden diese Folgen dann eintreten, wenn Zellen von ihren Nachbarelementen völlig getrennt, wenn sie mit andern Worten von der Organisation losgelöst, aus ihr ausgeschaltet werden oder wenn sie gar den Zusammenhang mit dem Körper ganz verlieren. Können sie unter solchen Verhältnissen überhaupt noch leben? Das ist die Frage, mit der wir uns etwas genauer beschäftigen wollen. Wir wissen freilich, daß es einzellige Lebewesen gibt (Amöben usw.), die einzeln für sich, unabhängig von ihren Genossen existieren können, aber es ist nicht ohne weiteres zu erwarten, daß auch die Zellen unsres Körpers noch fähig sein werden, als einzelne voneinander getrennte, aus der Organisation herausgelöste Gebilde ihr Dasein zu fristen. Man wird vielmehr eher vermuten, daß sie diese Fähigkeit innerhalb des komplizierten Organismus, in dessen Leben sie eine bestimmte Rolle spielen, verloren haben.

Aber man könnte allerdings auf andre Gedanken kommen, wenn man berücksichtigt, daß in unserm Körper nicht alle Zellen zueinander in jenem festen räumlichen Verhältnis stehen, daß es vielmehr solche gibt, die eine nicht geringe Selbständigkeit besitzen. Ich meine die im Blute neben den weit zahlreicheren roten Blutkörperchen befindlichen weißen Blutzellen, die auch in den Gewebssäften (der Lymphe) vorhanden sind und als runde, einzeln für sich existierende Elemente mit den Flüssigkeiten umhergetrieben werden, aber auch an den Wänden der Blut- und Lymphgefäße sich kriechend bewegen können. Sie leben also nicht in einem festen Verbande, werden auch nicht durch Nerven beeinflußt und befinden sich insofern außerhalb der Organisation. Aber sie stehen in ihr doch wieder deshalb, weil sie in Flüssigkeiten von bestimmter Zusammensetzung leben und in ihnen dem Einfluß der aus andern Zellen stammenden Stoffwechselprodukte unterliegen. Darauf sind sie angewiesen, diesen Bedingungen sind sie angepaßt. Sie befinden sich also trotz ihrer räumlichen Isolierung nicht außerhalb der Organisation, und so kann man aus ihrem Verhalten keine Anhaltspunkte zur Lösung der Frage gewinnen, ob Zellen unsers Körpers selbständig für sich zu leben vermögen.

Aber eben diese weißen Blutkörperchen bieten uns Gelegenheit, der Frage weiter nachzugehen. Die Zellen vermögen nämlich nicht nur ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort zu verlassen, sondern völlig aus dem Körper herauszuwandern.

Digitized by Google

Sie tun es unter durchaus normalen Verhältnissen regelmäßig an bestimmten Stellen, und zwar auf der Innenfläche der Mund- und Rachenhöhle. Durch die Schleimhaut dieser Teile kriechen sie beständig hindurch und gelangen so in die Mundflüssigkeit, die von Speichel gebildet wird. Hier finden wir sie als sog. Speichelkörperchen, deren in einem Kubikmillimeter zwischen tausend und fünftausend vorhanden sind. Es handelt sich also um nicht ganz unbeträchtliche Mengen von Zellen, die auf diese Weise den Körper verlassen, sich aus seiner Organisation lösen.

Wie steht es nun mit der Lebensfähigkeit dieser auf sich selbst angewiesenen Zellen? Zweifellos nicht gut. Sie vermögen in dem Speichel nur kurze Zeit weiterzuleben, sie gehen bald zugrunde. Ihnen fehlt der Einfluß der normalen Flüssigkeiten, denen sie angepaßt waren. Der Speichel kann ihnen keinen Ersatz bieten, ihr Absterben wundert uns daher nicht.

Dieser Untergang außerordentlich zahlreicher Zellen ist auf den ersten Blick eine sehr auffallende Erscheinung. Wie kommen diese lebenden Wesen dazu, sich selbst dem Tode zu weihen? Wir verstehen es nur oder gewinnen wenigstens einen gewissen Anhaltspunkt, wenn wir uns vorstellen, daß eben in dem Verlassen des Körpers und in dem Uebertritt in den Speichel ein funktioneller Vorgang gegeben ist. Wir dürfen die Aufgabe der Zellen darin sehen, daß sie ähnlich wie bei der noch zu besprechenden Entzündung einen die Bakterien des Mundes in ihrer Entwicklung hemmenden Einfluß ausüben. Denn wir haben im Speichel stets auch Mikroorganismen, die unter Umständen krankheiterregend wirken können, für gewöhnlich aber in einem abgeschwächten, nicht schadenden Zustand vorhanden sind. Wir dürfen annehmen, daß diese Abschwächung durch die ausgewanderten Zellen herbeigeführt wird, und zwar durch Stoffe, die von ihnen abgegeben oder durch ihren Untergang frei werden. Von diesem Gesichtspunkt aus können wir das Absterben der Speichelkörperchen, wenn es auch mit einer Trennung aus dem organischen Verbande einhergeht, doch wieder als einen Vorgang betrachten, der in die Organisation im funktionellen Sinne hineinpaßt.

Wir wenden uns nun zu einem zweiten Falle, in dem es sich ebenfalls um eine Lösung von Zellen aus dem Körper handelt. Er betrifft die Lunge. In ihren feinsten Hohlräumen, in den sog. Alveolen, d. h. in den an den Enden der Luftröhrenverzweigungen sitzenden Bläschen, in die beim Atmen die Luft eindringt, um ihren Sauerstoff an das Blut abzugeben, leben beständig Zellen, die aus dem Lungengewebe frei, von ihm unabhängig geworden sind und nun auf seiner, den Raum der Alveolen begrenzenden Innenfläche selbständig umherkriechen. Sie sind also stets mit der Luft in Berührung, dadurch aber auch mit allen jenen feinsten Staubpartikelchen, die wir beständig einatmen. Es handelt sich in erster Linie um Körnchen von Kohle und Ruß, die in unsrer Atemluft enthalten sind und die, wenn auch mit jedem Atemzug nur in sehr kleinen Mengen, doch während längerer Zeit so reichlich in die Alveolen hineinkommen würden, daß sie diese verstopften und die Sauerstoffaufnahme beeinträchtigten. Ihre Entfernung ist also notwendig und wird zum Teil von jenen Zellen geleistet.

Digitized by Google

Sie beladen sich mit den Staubpartikeln, indem sie sie auffressen. Nachdem sie aber genügende Mengen aufgenommen haben, wandern sie aus den Alveolen heraus und in die Luftröhrenverzweigungen hinein, um von da mit dem Schleim ausgeworfen zu werden. Wir finden sie in ihm als sog. Staubzellen wieder. Damit sind sie aber selbstverständlich dem Untergange geweiht, die Trennung aus der Organisation läßt sie dem Tode verfallen.

Aber der Beantwortung unsrer Frage bringen sie uns schon näher. Denn sie leben zweifellos in den Lungenalveolen viel länger als die weißen Blutkörperchen im Speichel. Sie vermögen dort sicherlich mehrere Tage und Wochen, vielleicht noch viel länger, zu existieren. Sie zeigen uns also, daß die Trennung aus dem organischen Verbande nicht unbedingt und schnell tödlich ist. Aber freilich handelt es sich hier um Bedingungen, denen die Zellen seit langer Zeit durch Vererbung angepaßt sind. Man kann also nicht eigentlich sagen, daß sie völlig unabhängig vom Körper, ganz losgelöst von seiner Organisation leben. Doch sind sie immerhin schon wesentlich selbständiger als jene weißen Blutkörperchen, die außerhalb des Körpers rasch zugrunde gehen.

Weitere Beispiele, in denen Zellen den Organismus unter Bedingungen verlassen, die eine Prüfung ihrer Existenzfähigkeit zuließen, haben wir nicht. Wenn nun aber die angeführten uns nicht zum Ziele verhalfen, dann sind wir genötigt, die Zellen zunächst unter Verhältnissen zu betrachten, die eine weniger weitgehende Aenderung ihrer Lebensbedingungen mit sich bringen. Sie können nämlich, auch ohne daß sie aus dem Körper austreten, also in ihm den organischen Zusammenhang mit den gleichartigen und andern Nachbarelementen verlieren, dadurch auf sich selbst gestellt werden und nun zu erkennen geben, ob sie ohne die normalen Beziehungen zu den übrigen Körperbestandteilen zu leben vermögen.

So ist es zunächst einmal bei der Entzündung. Sie ist dadurch gekennzeichnet, daß weiße Blutkörperchen in großen Mengen aus den Blutgefäßen auswandern, also ihre normale Umgebung verlassen, sich in den Spalten der Gewebe zunehmend anhäufen und eben dadurch sich selbst aus der Organisation lösen. Und diese Isolierung ist für sie gleichbedeutend mit dem Untergang. Kein weißes Blutkörperchen kehrt in den Blutkreislauf, in die gewohnten Verhältnisse zurück, sie gehen alle zugrunde. Und zwar auch in den Fällen, in denen die Entzündung nicht durch nachteilig wirkende Bakterien, sondern durch Stoffe hervorgerufen wird, die ihnen keinen besonderen Schaden zu tun imstande sind.

Handelt es sich in diesem Beispiel wieder um jene weißen Blutzellen, von deren Auswanderung in die Mundhöhle wir oben sprachen, so kommen wir nun zu Zellen, die jenen in den Lungenalveolen lebenden nahestehen. In dem unsern Körper überall durchziehenden, die funktionellen Teile zusammenhaltenden Bindegewebe gibt es überall Zellen, die hier für gewöhnlich ruhig liegen, unter Umständen aber lebhaft wanderfähig sind. Sie bekleiden die Spalten und Kanäle, in denen die Lymphe fließt, können sich aber sehr leicht ablösen und sich kriechend bewegen. Solange das innerhalb der ihnen zukommenden Bahnen geschieht, sind sie voll

Digitized by Google

lebensfähig. Sie vermögen sich auch, wenn sie ihre Wanderung beendet haben, wieder festzusetzen und haben die Aufgabe, allerlei körnige oder gelöste, in der Lymphe befindliche Substanzen aufzunehmen und, wenn möglich, zu verarbeiten.

Diese Zellen vermögen nun in bestimmten Fällen aus ihrer eben skizzierten Organisation auszutreten und in Gebiete einzuwandern, die zwar räumlich noch im Körper liegen, aus seinem organischen Zusammenhang aber ausgeschaltet sind. Es handelt sich um abgestorbene, tote Teile, und zwar speziell um solche des Gehirns. Wenn in ihm, besonders bei Arterienverkalkung, Blutgefäße verschlossen sind, dann gehen die von ihnen sonst versorgten Gebiete zugrunde. Ihre Substanz zerfällt in einen Brei, es entsteht ein manchmal wallnußgroßer oder noch umfangreicherer Erweichungsherd. In ihn wandern nun jene Zellen in ungeheuren Mengen hinein, beladen sich mit dem Fett der untergegangenen Gehirnsubstanz und schwellen dabei oft erheblich an. Aber sie befinden sich in dem zerfallenen Bezirk außerhalb jeder Organisation, und so fragt es sich, ob und wie lange sie unter diesen Bedingungen zu leben vermögen. Sie können es zweifellos nur eine beschränkte Zeit, denn sie verschwinden nach einigen Wochen wieder, und zwar weil sie teils schon in jenem Herde absterben, teils weil sie aus ihm wieder herauswandern und dann anderswo im Körper sich auflösen. Aber sie bleiben doch immerhin einige Zeit lebensfähig, und das ist um so mehr zu beachten, als in der abgestorbenen Gehirnsubstanz von einer ererbten Anpassung an die abnormen Lebensverhältnisse nicht die Rede sein kann.

Doch ist auch dieses Beispiel nicht entscheidend. Wir können aus ihm ebensowenig wie aus den früheren entnehmen, ob die Zellen *auf die Dauer* außerhalb der Organisation am Leben zu bleiben vermögen. Wir wollen uns daher jetzt zum *Experiment* wenden und an seiner Hand feststellen, ob künstlich abgetrennte Zellen unabhängig vom Körper existieren können.

Darüber besitzen wir aus der neueren Zeit sehr interessante Erfahrungen. Es ist zuerst dem Amerikaner *Harrison*, darauf in ausgedehnten Versuchen *Carrel* u. a. gelungen, vom Körper abgetrennte Zellen in ähnlicher Weise zu züchten, wie wir es bei den Bakterien tun. In die farblose, von den roten Blutkörperchen befreite Blutflüssigkeit (das Plasma), die unter sorgfältiger Vermeidung jeder Verunreinigung bei Körpertemperatur aufbewahrt wird, bringt man kleine Stückchen lebenden Gewebes. Am besten haben sich dazu die Gewebe des Embryo, ferner die der zellreichen Geschwülste, viel weniger gut die des normalen, erwachsenen Körpers geeignet. Wenn man nun mit dem Mikroskop untersucht, dann sieht man aus jenen Stückchen in das umgebende Plasma eine Menge von Zellen einwachsen. Sie wandern selbständig hinein, sie schwärmen nach allen Richtungen darin aus und durchsetzen es oft in zierlicher, strahlenförmiger Anordnung. So ist es wenigstens mit den Zellen, die dem sog. Bindegewebe und den von ihm abzuleitenden Geschwülsten angehören, während andre Elemente, die im Organismus unter sich enger zusammenhängen, wie die Epithelien, d. h. die Zellen an der gesamten Oberfläche unsers Körpers und in allen Drüsen, mehr in festen geschlossenen Zügen wachsen. Nun hat man allerdings bezweifeln

Digitized by Google

wollen, daß es sich bei diesen gesamten Erscheinungen um ein eigentliches Wachstum handle. Man hat gemeint, daß lediglich eine Loslösung von Zellen aus dem abgetrennten Gewebestückchen und ihre Einwanderung in das Plasma, nicht aber eine Vermehrung vorläge. Aber dieser Einwand konnte von verschiedenen Seiten zurückgewiesen werden. Man vermochte die Teilung der Zellen aus den mikroskopischen Befunden mit Sicherheit zu erschließen. Außerdem aber gelang es, aus der ersten Kultur der Zellen etwas Material in eine zweite Menge Plasma zu übertragen und hier die gleichen Vorgänge an den Zellen beobachten. Man konnte dann dieses Verfahren mit dem gleichen Erfolge beliebig oft wiederholen und dadurch beweisen, daß in jeder Kultur immer aufs neue eine Vermehrung stattgefunden haben mußte. Dieses Resultat lehrt aber nicht nur, daß die Zellen außerhalb der Organisation leben und wachsen können, es legt vielmehr auch die theoretische Möglichkeit nahe, daß die Zellen ins Unbegrenzte weiter gezüchtet werden, daß sie also gleichsam wieder zu selbständigen einzelligen Lebewesen werden könnten. Doch würde das immerhin voraussetzen, daß ihnen stets wieder neues Nährmaterial geboten würde, und dieses könnte doch nur von dem Körper geliefert werden, dem sie entnommen wurden. Innerhalb einer beliebig zusammengesetzten Nährflüssigkeit würden die Zellen nicht wachsen. Und insofern blieben sie also doch dauernd zu der Organisation, der sie entrissen wurden, in Beziehung. Völlig unabhängig von ihr werden sie also nicht wieder. Ihre Anpassung an das Leben in einem zusammengesetzten Körper verlieren sie nicht mehr.

Diese Erkenntnis führt nun aber zu der Frage, ob die Lebensbedingungen für die abgetrennten Zellen nicht noch günstiger sein würden, wenn man sie nicht außerhalb des Körpers züchtete, sondern wenn man sie an irgendeiner andern Stelle in seine Gewebe (oder auch in die eines andern Individuums) einführte, wo sie dann ja von seinen dem Plasma gleichwertigen Flüssigkeiten dauernd umspült würden. Hier wäre eine immer wiederholte Uebertragung in neues Nährmaterial nicht erforderlich, die Zellen blieben an derselben Stelle liegen und wären trotzdem gut mit Nahrung versorgt. Aber da darf man nun nicht vergessen, daß die eingebrachten Elemente für die Gewebe, in denen sie leben sollen, Fremdlinge darstellen, und daß der Organismus sich dadurch gegen sie zur Wehr setzt, daß er Stoffe produziert, die den fremden Zellen schädlich sind. So wäre an die dauernde Existenz in die Körpersäfte übertragener Zellen nur zu denken, wenn diese sich an die ihnen entgegentretenden ungünstigen Verhältnisse gewöhnen könnten.

Daß eine derartige Anpassung aber möglich ist, wissen wir durch die Erfahrungen, die wir bei den Geschwülsten gemacht haben. Man kann nämlich bei Tieren von ihnen Stückchen abtrennen und an andre Stellen desselben Körpers oder auch in andre Individuen mit Erfolg übertragen. An den neuen Orten und in den andern Tieren wachsen die eingebrachten Geschwulstzellen zu neuen Tumoren heran. Dasselbe sehen wir aber auch ohne künstlichen Eingriff eintreten, wenn sich beim Menschen von einer Geschwulst, z. B. einem Krebs,

Digitized by Google

Zellen ablösen und in das Blut gelangen, mit ihm an andre Körperstellen getragen werden und dort sitzen bleiben. Dann wachsen sie an und liefern die neuen Geschwulstknoten, die wir Metastasen nennen. Die Leichtigkeit, mit der das geschieht, erklärt sich daraus, daß die Zellen sich schon innerhalb der ersten Geschwulst an die Bedingungen eines außerhalb der Organisation vor sich gehenden Wachstums gewöhnt haben. Denn eine Geschwulst ist gerade dadurch gekennzeichnet, daß sie nicht in den Verband des Körpers eingefügt, daß sie von ihm unabhängig, ihm gegenüber eine Art von fremdem Produkt ist. Sie steht mit den umgebenden Geweben nur in einem räumlichen Zusammenhang, etwa so wie die Pflanzenknolle mit dem umgebenden Erdreich. Sie entnimmt ihnen die mit den Blutgefäßen zugeführte Nahrung, hat aber im übrigen zu ihnen keine engere Beziehung. Trotzdem wachsen ihre Zellen oft außerordentlich lebhaft und breiten sich in die Umgebung so aus, wie sie es in dem Plasma außerhalb des Körpers tun. Da sie ihm aber ursprünglich angehört und sich in ihm von ihrer Umgebung getrennt haben, um selbständig weiter zu wachsen, so kann man in der Existenz der Geschwülste einen Beweis dafür erblicken, daß Zellen unsers Körpers losgelöst vom organischen Verbande zu leben vermögen.

Wenn diese Auffassung allgemein anerkannt wäre, dann hätten wir auch auf diesem Wege wie auf dem der obigen Experimente die uns interessierende Frage bejahend beantwortet.

Aber wir müssen uns hier auf einen Widerspruch gefaßt machen. Man wendet nämlich ein, man könne das Geschwulstwachstum deshalb nicht verwerten, weil die bei ihm in Betracht kommenden Zellen nicht mehr dieselben Elemente seien, wie sie im normalen Körper vorhanden sind. Sie hätten vielmehr, bevor sie sich aus dem Verbande trennten, eine wesentliche Aenderung erfahren, durch die sie eben fähig geworden seien, sich selbst auszuschalten und zu einer Geschwulst heranzuwachsen. Ihr Leben außerhalb der Organisation bewiese also nicht, daß auch die normalen Zellen imstande seien, unter ähnlichen Verhältnissen zu existieren. Wir müssen also fragen, ob auch diesen die Fähigkeit zukommt, wie die Geschwulstzellen bei Uebertragung in die Gewebe desselben oder eines andern Körpers weiterzuleben. Gewiß wird man hier zunächst daran denken, daß der Chirurg häufig solche Verpflanzungen vornimmt, daß er z. B. auf Wunden der Haut, die sich ohnedem nicht schließen wollen, Hautstücke transplantiert und zum Anheilen bringt, die er von andern Körperstellen oder von andern Menschen abgetrennt hat. Aber dieses Verfahren entspricht nicht dem Sinne unsrer Erörterung. Denn hier werden die Hautteile nicht außerhalb der Organisation eingepflanzt, es ist vielmehr gerade das Bestreben, sie wieder so in das Ganze einzufügen, wie sie es vorher gewohnt waren.

Uns interessieren also weit mehr die Versuche, in denen man die verschiedenartigsten Gewebestückchen irgendwo eingepflanzt hat, wo sie unter normalen Verhältnissen nicht liegen, also z. B. Hautpartikel tief in die Weichteile, in die Leber usw. Auch hier ist ein Anwachsen möglich, wenn auch nicht bei allen Zellarten. Besonders kompliziert gebaute und deshalb sehr empfindliche Elemente,

Digitized by Google

wie z. B. die Ganglienzellen, gehen zugrunde. Andre aber bleiben am Leben, und bei ihnen können wir wieder ein wechselndes Verhalten beobachten. Die einen heilen ein, ohne weitere Veränderungen zu zeigen. Sie können oft nach vielen Jahren noch nachgewiesen werden, und leben also dauernd außerhalb der Organisation. Andre können sogar eine Funktion ausüben. Wieder andre zeigen Wachstumserscheinungen, die verpflanzten Stücke nehmen langsamer oder schneller an Umfang zu. In diesen Fällen können die Zellen sich demnach sogar lebhaft vermehren, ohne in einem organischen Verband eingefügt zu sein. Meist freilich bildet sich das neue Gewebe nach einiger Zeit wieder zurück. Zuweilen aber erhält es sich und so entstehen relativ große Produkte, die man den Geschwülsten an die Seite stellen kann. Am besten gelingt es, wenn man die zu verpflanzenden Zellen einem Embryo entnimmt. Hier hat man in einzelnen Versuchen ein überraschend umfangreiches Wachstum beobachtet und sogar Geschwülste entstehen sehen, die sich wie bösartige Neubildungen verhielten und wieder auf andre Tiere verpflanzt werden konnten. Das ist ein sehr bemerkenswertes Resultat. Es ergab sich, trotzdem man nichts andres gemacht hatte, als daß man embryonale, in energischem Wachstum begriffene Zellen außerhalb der Organisation in einen andern Körper verpflanzte und sie hier sich selbst überließ. Und nun sah man, daß sie sich hier ebensogut, ja quantitativ noch viel weitergehend vermehrten, als es die Zellen tun, die man im Plasma züchtet. Durch ihre Wucherung entstand die bösartige Geschwulst. Nun wendet man freilich ein, es handle sich nicht im strengen Sinne um ein Wachstum der verpflanzten Zellen, diese hätten sich vielmehr zunächst unter den ungewohnten Bedingungen des neuen Nährbodens geändert und seien in dem oben erwähnten Sinne neue eigenartige Elemente geworden. Aber wenn wir auch einmal die Richtigkeit dieser Vorstellung anerkennen wollten, dann bliebe doch das eine bestehen, daß die Zellen diese Umwandlung erfahren hätten, weil sie aus dem normalen Zusammenhang getrennt und in einen andern Körper verpflanzt wurden. Das Entscheidende bleibt also unter allen Umständen das Leben außerhalb der Organisation. Und so können wir in andrer Form wiederholen, was wir oben schon sagten: Geschwulstbildung ist Wucherung von Zellen unsers Körpers außerhalb der Organisation, aber innerhalb des Organismus.

Die eingangs gestellte Frage aber haben wir in bejahendem Sinne beantwortet. Die Zellen unsres Körpers vermögen unabhängig von dem normalen Verbande und bei stets neu zugeführter, ihnen angepaßter Nahrung auch losgelöst vom Organismus zu leben.

Digitized by Google

Zeitung, Publikum und öffentliche Meinung

Von

Ernst Posse

Um zu einer Erfassung des Wesens der modernen Zeitung zu gelangen, werden wir zu untersuchen haben, was sie als Erscheinung unsres Wirtschaftslebens ist, was sie als Einrichtung unsres öffentlichen Lebens bedeutet und bedeuten soll, und wie sich diese beiden anscheinend einander widersprechenden Wesensarten, die wirtschaftliche und die öffentliche, so miteinander vereinigen lassen, daß die Zeitung mit Recht als das wirksamste Institut der öffentlichen Meinung gelten kann.

Betrachten wir die Zeitung zunächst als Erscheinung des wirtschaftlichen Lebens.

Volkswirtschaftlich gesprochen ist die Zeitung als kapitalistisches Erwerbsunternehmen das Gut, das im allgemeinen Teil das Bedürfnis befriedigt, Neues zu erfahren und beurteilt zu sehen, und das im Anzeigenteil dem privatwirtschaftlichen Verkehr als Vermittler von Angebot und Nachfrage dient.

Das Bedürfnis, Neues zu erfahren, ist so alt wie die gesellige Menschheit. Die ursprüngliche Organisation des Nachrichtenverkehrs entspringt indes hauptsächlich dem sozialen Selbsterhaltungstrieb, vor allem dem Schutz- und Trutzbündnis gegen den Feind. Mit der fortschreitenden Kultur und der Festigung der Staatenbildung trat neben dem Sicherheitszweck der Machtzweck des Staates mehr und mehr hervor, und wir sehen, daß die Machthaber, die berufen sind, für die Sicherheit des Staates zu sorgen und seine Macht und sein Ansehen zu fördern, vor allem bestrebt sind, auf den Nachrichtenverkehr ihre Hand zu legen und ihn zu monopolisieren. Diese Bestrebungen heben sich um so deutlicher ab, je mehr sich auch der dritte Staatszweck, die Erhaltung und Fortbildung der Rechtsordnung entwickelt, je deutlicher das zu erkennen ist, was wir heute öffentliche Meinung nennen, ein Publikum, das nicht nur begierig ist, Neues zu erfahren, sondern auch das Bedürfnis hat, zu der ihm bekannt gewordenen Nachricht seine Ansicht zu sagen, Kritik zu üben. Dieses Bedürfnis bekundete sich durch das geschriebene, aber auch durch das gesprochene Wort, und Bücher verweist in seiner Entstehung der Volkswirtschaft darauf, wie das unruhige Paris des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in der erzählten oder gesprochenen Zeitung, die selbst der geschriebenen Zeitung voraufging, die Geburtsstätte der Urzeitung war. Dort versammelten sich auf dem Pont Neuf und den öffentlichen Plätzen Gruppen von Bürgern, die sich die Tagesereignisse mitteilten und weitersprachen. Diese Nouvellistes hielten regelmäßige Zusammenkünfte ab und werden von den zeitgenössischen Schriftstellern vielfach erwähnt. Noch Montesquieu beschäftigt sich mit ihnen im 130. seiner Persischen Briefe. Der Spott, mit denen er diese Neuigkeitskrämer überschüttet, mutet zuweilen an, als ob er von ameri-

Digitized by Google

kanischen Sensationsblättern des zwanzigsten Jahrhunderts spräche. „Diese Leute," so sagt er, „waren dem Staat zu nichts nütz, sie selbst hielten sich zwar für hervorragende Geister und wälzten große Pläne." — „Ihre Unterhaltungen," so fährt er fort, „entspringen einer frivolen und lächerlichen Neugier. Es gibt kein noch so verschwiegenes Kämmerlein, in das sie nicht eindringen. Nie würden sie zugestehen, etwas nicht zu wissen. Sie wissen, wie viele Frauen unser erhabener Sultan hat und wie viele Kinder er im Jahre zeugt, und obwohl sie nichts für Spione ausgeben, sind sie genau unterrichtet über die Maßregeln, die er ergreifen wird, um den Kaiser der Türken und den der Mongolen zu demütigen. Haben sie die Gegenwart erschöpft, so stürzen sie sich auf die Zukunft, indem sie der Vorsehung vorauseilen und sie über alles Tun und Lassen der Menschen unterrichten." Die Nouvellistes, die alles wüßten und alles könnten, sagt er schließlich sarkastisch, hätten nur einen Mangel, es fehle ihnen der bons sens, der gesunde Menschenverstand.

Dieses Bedürfnis, über Angelegenheiten des öffentlichen Lebens seine Ansicht zu sagen, war die Keimzelle der modernen Zeitung; aber es war noch ein langer Weg zurückzulegen, ehe sie geboren wurde und sich entfalten konnte. Ich kann hier nicht näher verfolgen, wie dieses Bedürfnis von den Acta populi Romani, den Acta diurna und der chinesischen Staatszeitung an Ausdruck suchte, wie es sich aus dem Geschäftsbrief und der geschriebenen Zeitung des Mittelalters zur gedruckten Zeitung entwickelte, wie aus den Verfassern der geschriebenen Zeitung für Fürsten, Staatsmänner, kirchliche Würdenträger, Universitätslehrer, Großkaufleute, aus den an den Knotenpunkten des Verkehrs sitzenden Postmeistern, aus den fahrenden Schülern und Sängern, den Trovers und Troubadours, die Neuigkeiten verkündend von Hof zu Hof zogen, dann schließlich der moderne Journalist wurde. Man kann das in jeder Monographie des Zeitungswesens nachlesen.

Wenn nun auch schon im Mittelalter das Bedürfnis, über Vorgänge des öffentlichen Lebens unterrichtet zu werden und mitzureden, weite Kreise beherrschte, so konnte es doch nicht befriedigt werden, weil die mit der Hand geschriebenen Zeitungen schon ihres hohen Preises wegen nicht die dazu nötige Verbreitung — Publizität sagt der Fachmann — finden konnten. Diese gab der Zeitung erst die gewaltige, alle Verhältnisse des geistigen Verkehrs umwälzende Erfindung Gutenbergs. In seiner ausgezeichneten in den Wiener Staatswissenschaftlichen Studien veröffentlichten Schrift: „Die wirtschaftlichen Grundlagen des modernen Zeitungswesens" (Wien und Leipzig, Franz Deuticke, 1912), sagt Dr. Max Garr: „Erst der Druck schafft die Aussicht einer eigentlichen Verbreitung und einer wirklichen Oeffentlichkeit allgemein interessierender Mitteilungen. Der Druck aber ist vom ersten Augenblick an ein Verfahren, das Kapital erfordert und kapitalistisch betrieben wird. Ein ganz neues, bis dahin unerhörtes ökonomisch-rechtliches Prinzip kommt mit ihm in die geistige Welt. — Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst ist der Kapitalismus in die literarische Welt gekommen." Man denkt sich heute die Einrichtung der ersten Druckereien recht einfach und kümmerlich

Digitized by Google

und im Vergleich mit einer Zeitungsdruckerei unsrer Zeit, in der eine Rotationsmaschine 12500 Zeitungen von 96 Seiten in der Stunde auswirft, trifft diese Vorstellung ja wohl auch zu. Nichtsdestoweniger war die gewerbliche Verwertung der neuen Erfindung ein sehr kostspieliges Unternehmen und die Einrichtungskosten der ersten Gutenbergschen Offizin verschlangen nach damaligen Wertbegriffen geradezu ein Vermögen. Sie betrugen nach Garr 1100 Gulden, und nach den auf das Jahr 1454 sich beziehenden Untersuchungen Schönbergs galt damals in Basel der Besitzer eines Vermögens von 2000 bis 10000 Gulden Gold als ein reicher Mann. Nach heutigem Geldwert waren das 40000 bis 200000 Mark, und schon der Besitz von 2000 bis 6000 Mark nach heutigem Wert galt als bürgerlicher Wohlstand. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts brachte eine ordentliche Professur in Leipzig 62 bis 70 Gulden im Jahre ein, und der jährliche Unterhalt eines Wittenberger Studenten wurde auf 8 Gulden geschätzt.

Wenn somit auch der Entwicklung der gedruckten Zeitung die großen Herstellungskosten im Wege standen, so wurde sie doch noch mehr gehemmt durch das Bestreben der Regierenden, das Volk von der Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten fernzuhalten. Bis zur französischen Revolution ist es der aufgeklärte Despotismus und ein landesväterlicher Sozialismus, die den Staatsgedanken durchdringen. So heißt es sehr bezeichnend noch im Jahre 1757 in der Vorrede zu der Gesetzessammlung der Stadt und Landschaft Zürich: „Daß Freundschaft, Friede, Harmonie nie gestört werde, daß jeder Bürger in Gottseligkeit leben könne, davor sorgen die Landesväter." Diese Auffassung, daß die Regierung für alles zu sorgen habe und Ruhe die erste Bürgerpflicht sei, eine Auffassung, die meist von aufrichtiger Sorge um das Wohl der „Landeskinder" eingegeben war, muß man sich vergegenwärtigen, wenn man verstehen will, wie die Regierenden mit allen Mitteln — Zensur, Privilegien- und Konzessionswirtschaft, Auflagen und Beschränkungen — die Entwicklung des Zeitungswesens zu hemmen suchten.

Inzwischen hatte sich mit der Entwicklung der Hauswirtschaft zur Stadtwirtschaft und Volkswirtschaft auch das Bedürfnis, Nachrichten des privaten Wirtschaftsverkehrs auszutauschen, entsprechend gesteigert. Die ursprünglichen Austauschmittel — Ausrufen, Ausschellen, öffentlicher Anschlag — genügten nicht mehr, man war dazu übergegangen, in sog. Adreßkontoren Listen aufzulegen, in die man einzeichnete, was man suchte und in denen man nachsah, was man brauchte. Aus diesen Listen entstanden die Intelligenzblätter, d. h. Anzeigenblätter, in denen kraft des staatlich auferlegten Intelligenzzwangs alle Anzeigen von „zu verkaufenden, zu vermietenden, zu verleihenden Sachen" gegen bestimmte Gebühren veröffentlicht werden mußten. Damit war den Zeitungen eine vielversprechende Einnahmequelle verstopft. Erst als in Preußen das Jahr 1848 auch mit dem Intelligenzzwang aufräumte und die Anzeigen der weitverbreiteten Zeitung als dem natürlichen Träger des Anzeigenwesens wieder zuflossen, begann ein neuer Aufschwung des Zeitungswesens. Man sah ein, daß für die

Digitized by Google

Anzeige diejenige Zeitung die beste Wirkung versprach, die dank der Güte ihres allgemeinen Teils am weitesten verbreitet war oder gerade bei dem Publikum Eingang fand, auf das die Anzeige berechnet war. Deshalb lag und liegt es noch heute im Interesse des Zeitungsunternehmers, den allgemeinen Teil seines Blattes möglichst zugkräftig zu gestalten, damit seine Zeitung die Publizität erlangt, die wünschenswert und erforderlich ist, um möglichst hohe Einnahmen aus dem Anzeigenteil zu erzielen. Die Mittel, die, zu dem Ende durch eine scharfe Konkurrenz immer mehr in die Höhe getrieben, aufzuwenden sind, wachsen in unserm Zeitalter des Telegraphen, des Telephons und der Rotationsmaschine ins Ungeheuerliche, und da Abonnement und Einzelverkauf knapp die Hälfte der Gestehungskosten decken, müssen alle diese Ausgaben nebst dem Unternehmergewinn aus dem Anzeigenteil hereingebracht werden. Daraus ist zu ermessen, wie groß diese Einnahme unter Umständen ist, aber auch wie notwendig sie ist, um den redaktionellen Teil leistungsfähig zu erhalten. Somit hat die natürliche und gesunde Entwicklung unsres Wirtschaftslebens es mit sich gebracht, daß wirtschaftlich der allgemeine Teil und der Anzeigenteil der Zeitung unlöslich aneinander gebunden und aufeinander angewiesen sind, so daß jeder Versuch, sie zu trennen, den Ruin des Zeitungswesens bedeuten würde. Trotz dieser engen wirtschaftlichen Verbindung besteht ideell und inhaltlich eine strenge Scheidung beider Teile, denn es ist grundsätzlich daran festzuhalten, daß der allgemeine Teil der Zeitung einzig und allein öffentlichen gemeinnützigen Interessen dient, während der Anzeigenteil dem privatwirtschaftlichen Verkehr nach Angebot und Nachfrage vorbehalten ist. So wurde die moderne Zeitung als privatwirtschaftliches Erwerbsunternehmen aus dem kulturellen und politischen Fortschritt geboren. Um nun zu verstehen, inwiefern und weshalb dieses Privatinstitut berufen ist, eine so bedeutende Rolle im öffentlichen Leben auszufüllen, wie die Presse es tut, ob und weshalb die Zeitung berechtigt ist, dem Publikum als Dolmetsch, der öffentlichen Meinung als wirksamstes Ausdrucksmittel zu dienen, wird man vorerst suchen müssen, sich über die Begriffe Publikum und öffentliche Meinung klar zu werden.

Was ist das Publikum? In seiner Beziehung zur Zeitung kommt das Publikum in zweifacher Eigenschaft zur Geltung: 1. als Masse, insofern es Subjekt und Träger der öffentlichen Meinung ist, 2. als Individuen, die zu einem Publikum gehören.

Das Publikum unterhält, nährt und speist die Zeitung, von seiner Gnade lebt und stirbt sie. Eine Zeitung, die keine Leser, Käufer und Abonnenten findet, der nicht Anzeigen aus dem Publikum zufließen, ist als wirtschaftlich selbständiges Unternehmen ein Unding, sie muß eingehen. Je mehr aber eine Zeitung gelesen wird, je größer ihre Publizität, ihre Verbreitung ist, um so mehr wird sich das Publikum auch als Mitarbeiter der Zeitung, durch Zuschriften und persönlichen Verkehr mit der Redaktion betätigen.

Was ist nun das Publikum als Träger der öffentlichen Meinung? Schon mancher mag sich die Frage gestellt haben, aber wenige werden zu einer aus-

Digitized by Google

reichenden und befriedigenden Antwort gelangt sein. Der spanische Journalist Larra, einer der besten spanischen Prosaisten, stellte die Frage, als er 1832 eine Zeitung „El probrecito hablador“ (Der kleine arme Plauderer) gründete, an die Spitze der ersten Nummer. Er solle, so meinte er, für das Publikum schreiben, wisse aber nicht, wer und was das Publikum sei. Jeder führe das Publikum im Munde, jeder berufe sich auf es als Autorität für seine Meinung, alle Parteien appellierten an es als höchste Instanz, es müsse also ein gewaltiges Wesen sein. Es spiele eine so große Rolle in der Welt, heiße stets erleuchtet, unparteiisch, wohlwollend, hochachtbar, so daß an seiner Existenz gar nicht gezweifelt werden könne. Aber dennoch wisse ihm niemand zu sagen, was das Publikum eigentlich sei. Larra geht dann auf die Entdeckung des Publikums aus, kehrt aber unverrichteter Sache wieder zurück. So wie diesem spanischen Journalisten wird es schon manchem ergangen sein, denn die volkspsychologischen Begriffe Publikum und öffentliche Meinung sind überaus schwer zu erfassen und wissenschaftlich fast noch Neuland.[1])

Das Publikum — oder vielmehr ein Publikum, denn es gibt deren viele und ein und dasselbe Individuum kann zugleich dem einen und dem andern Publikum angehören — ist eine Gesamtheit von Individuen, die im Gegensatz zur Masse räumlich voneinander getrennt sein können und durch die Uebereinstimmung ihrer Ansichten eine Einheit bilden. Deshalb kann sich nur um Dinge und Vorgänge, die Gemeinschaftsinteresse, öffentliches Interesse haben oder das öffentliche Leben angehen, ein Publikum bilden. Voraussetzung dazu ist also die Gemeinschaft, meist die nationale, die staatliche Gemeinschaft und das hauptsächlichste Mittel, die geistigen Beziehungen zwischen den Individuen eines Publikums herzustellen, die Presse.

Die öffentliche Meinung

Was als Ansicht eines solchen Publikums Ausdruck findet, ist die öffentliche Meinung. Sie äußert sich im Verkehr von Mund zu Mund, in Versammlungen, vor allem aber durch die Zeitung, so daß die Zeitung nicht nur das hauptsächlichste Mittel ist, durch das ein Publikum entsteht, der geistige Zusammenhang zwischen den Individuen hergestellt wird, sondern wiederum auch das hauptsächlichste Sprachrohr des Publikums, das wirksamste Aeußerungsmittel der

---

[1]) Eingehendere Untersuchungen darüber finden sich vor allem in dem älteren, schon 1879 erschienenen Buche von Franz v. Holtzendorff: Wesen und Wert der öffentlichen Meinung (München 1879), ferner in dem Buche des Franzosen G. Tarde: L'Opinion et la Foule (Paris, Felix Alcan 1910) in einer Heidelberger Dissertation des Amerikaners Robert E. Park: Masse und Publikum aus dem Jahre 1904 und im zweiten Bande des Werkes von James Bryce (des früheren britischen Botschafters in Washington) The American Commonwealth (Neuyork, The Macmillan Comp. 1911). Beachtenswerte Bemerkungen und Anregungen geben auch Professor Bücher in seinen Publikationen über Zeitungswesen, Jellinek in dem Werke: Das Recht des modernen Staates, Schmoller in dem Grundriß der Volkswirtschaftslehre und Simmel in seiner Soziologie.

Digitized by Google

öffentlichen Meinung. Also Publikum, öffentliche Meinung und Zeitung haben gemeinsam, daß sie sich ausschließlich mit Angelegenheiten öffentlichen Interesses beschäftigen, die Zeitung ist zudem das Mittel, durch das das Publikum entsteht, und das Organ, durch das dieses sich äußert. Schon in diesen Eigenschaftszusammenhängen ist es begründet, daß die Zeitung das wirksamste Instrument der öffentlichen Meinung ist.

Voraussetzung der öffentlichen Meinung ist also die Gemeinschaft, das öffentliche Interesse, also das öffentliche Leben. Mit Zunahme der Bildung und der Einführung politischer Freiheiten hebt sich die öffentliche Meinung als Gesamtwille im Gegensatz zum Einzelwillen ab, und zwar ist in ihr deutlich der Drang zu erkennen, Einblick in die Angelegenheiten des Volkes zu erhalten, zu kontrollieren, ob alles mit rechten Dingen zugeht. So ist das bezeichnendste Merkmal der öffentlichen Meinung, daß sie sich stets gegen die Heimlichkeit im Staatswesen wendet, z. B. gegen die Kabinettspolitik und die geheime Rechtspflege. Dabei deckte sich die öffentliche Meinung keineswegs immer mit den Bestrebungen und den Aeußerungen des Parlaments. In England, dem Ursprungslande der modernen öffentlichen Meinung, bestand unter Georg III. ein scharfer Gegensatz zwischen der öffentlichen Meinung und der heimlich bestochenen Parlamentsmehrheit. Damals erließ das Parlament an die Presse das heute noch nicht außer Kraft gesetzte Verbot, über die parlamentarischen Verhandlungen zu berichten, und kniefällig mußten Journalisten, die dagegen verstoßen, wegen breach of privilege Abbitte leisten. Welcher Wandel in der Auffassung und auch in den politischen Zuständen sich seit jener Zeit vollzogen hat, zeigte vor ein paar Jahren der durch die ungehörige Aeußerung eines Abgeordneten veranlaßte Streik der Journalisten im Reichstage. Als die Zeitungen infolgedessen die Berichte über die Reichstagsverhandlungen einstellten, weigerten sich schließlich Regierungsvertreter wie Abgeordnete zu reden, solange die Berichterstattung der Presse ruhte. Das Verhältnis war also etwa gerade das entgegengesetzte wie vor 150 Jahren in England.

Einen ganz gewaltigen und eigenartigen Einfluß übte die öffentliche Meinung im achtzehnten Jahrhundert, so daß man es das Jahrhundert der öffentlichen Meinung benannt hat. Daß die Aufklärer, die englischen Deisten und in Frankreich Montesquieu, Diderot und die Enzyklopädisten, Rousseau und vor allem Voltaire ohne das Hilfsmittel der modernen Presse so mächtigen Widerhall in ganz Europa zu wecken vermochten, liegt wohl hauptsächlich an den politischen Zuständen, an dem Modergeruch, der von dem Ancien regime und seiner von Heimlichkeiten umgebenen Bureaukratie ausging. Hätte zu Zeiten Voltaires eine Presse in der heutigen Form bestanden, so wären eben, da die Entwicklung der Presse mit der politischen Entwicklung Hand in Hand ging, auch die politischen Zustände andre gewesen, und Voltaire wäre nicht in die Lage gekommen, zugunsten Calas', Sirvens, de la Barres das Rechtsgefühl und das Mitleid Europas in die Schranken zu rufen. Jedenfalls hat erst die Presse des neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts, die Presse des Telegraphen, des Telephons und der

Digitized by Google

Rotationsmaschine, das volle Licht der Oeffentlichkeit über alle das staatliche Gemeinschaftsleben interessierenden Dinge gegossen, so daß an Angelegenheiten, die früher nur eine örtliche Bedeutung gehabt hätten — man denke nur an die Vorgänge in Zabern — heute die ganze Kulturwelt teilnimmt.

Wir haben gesehen, daß die Voraussetzung für die Möglichkeit der öffentlichen Meinung die Gemeinschaft ist. Der Umfang der Gemeinschaft kann natürlich ganz verschieden sein, er kann sich politisch auf die Landgemeinde beschränken oder auch die ganze Menschheit umfassen. Die Aeußerung der öffentlichen Meinung wird sich der Form nach darstellen als die Kritik von Worten oder Handlungen solcher Personen, die kraft ihrer Stellung oder Bedeutung Einfluß auf die Gemeinschaft ausüben. Wie kommt nun solche Kritik zustande? Wie entsteht die öffentliche Meinung? Da das Subjekt, das die öffentliche Meinung äußert, das Publikum oder ein Publikum, also eine Vielheit von Individuen ist, so muß die Gemeinschaftsmeinung dieser Individuen so zustande kommen, wie auch die Individualmeinung sich bildet. Ich halte mich zur Beantwortung unsrer Frage an den von unsern jüngeren Philosophen etwas geringschätzig behandelten gesunden Menschenverstand und die empirisch belegte Tatsache, daß die natürliche und hauptsächliche Triebfeder des Handelns des Individuums der Egoismus ist. Dieser Trieb ist es auch vor allen, der die Einzelwesen veranlaßt, sich zur Gemeinschaft zusammenzuschließen, in der Erwägung, daß darin der einzelne sein Wohl am besten fördert. Deshalb reagiert auch das Individuum auf jene Worte oder Handlungen, die ein Gemeinschaftsinteresse betreffen, mit der Frage: Wie wird es mir ergehen, wenn solche Worte oder Handlungen Norm für meine Behandlung werden? Nun erfordert aber der Zusammenschluß zur Gemeinschaft die Rücksichtnahme auf das Interesse der andern, zu derselben Gemeinschaft gehörigen Individuen, also einen, ich möchte sagen, zum Altruismus geklärten Egoismus. Damit treten bei Beurteilung des Gemeinschaftsinteresses die unmittelbar egoistischen Triebe in den Hintergrund und die altruistischen treten hervor nach der Maxime: Handle so, wie du willst, daß die andern dich behandeln.

Ich darf das an einem Beispiel erläutern: Mein Weg führt statt geradeaus um eine Wiese herum. Durch Ueberschreiten der Wiese könnte ich erheblich abkürzen. Ich überlege, ob ich dem Trieb des Egoismus folgen und diesen Vorteil benutzen soll, und komme zu dem Ergebnis: Wenn du die Wiese betrittst, können das auch andre tun; dadurch würde jedoch das Eigentum des mit dir in derselben Gemeinschaft lebenden Mitmenschen verdorben werden. Du mußt es achten, damit die andern auch deine Wiese achten oder dein Eigentum sonstiger Art respektieren. Das ist der Vorteil, den ich aus der Gemeinschaft ziehe.

Man könnte nun einwenden, die Behauptung, daß der Mensch, wenn er in der Vielheit, als Publikum, als Masse auftrete, die unmittelbar egoistischen Eigenschaften ablege und nach mehr oder weniger altruistischen Grundsätzen handle, werde durch zahlreiche Beispiele aus der Geschichte widerlegt, die bewiesen, daß der Mensch als Masse fürchterlicher, grausamer sei als das Tier.

Digitized by Google

„Da werden Weiber zu Hyänen," sagt der Dichter. Aber der Widerspruch ist nur ein scheinbarer. Zunächst ist Masse und Publikum nicht dasselbe; Tarde widmet in seinem schon erwähnten Buche dem Unterschied ein ganzes Kapitel. Er besteht vor allem darin, daß die Masse eine konkrete, vorhandene Vielheit von Individuen ist, die sich sehen, sich hören, einander räumlich nahe sind, während das Publikum, wie wir schon gesehen haben, eine unbegrenzte Vielheit von Individuen darstellt, die räumlich weit voneinander entfernt sein können und die miteinander nur durch die gemeinsamen Gedanken und Empfindungen verbunden sind. Dann aber hat die Masse — und in diesem Sinn ist auch das Publikum eine Masse — stets die Ueberzeugung, das Recht auf ihrer Seite zu haben, sie glaubt, sich zur Vollstreckerin der Gerechtigkeit machen zu müssen. Ihre Motive sind daher altruistisch, nicht egoistisch, auch wenn sie falsch sind, und auf die Beweggründe kommt es bei unsrer Beurteilung an. Tarde sagt: „Zu allen Zeiten und in allen Ländern glaubte die Masse, auch wenn sie mordete und plünderte, in ihrem Recht zu sein, und die summarische Justiz, die sie übte, erinnert hauptsächlich durch den Ausdruck der Rache, die sie ihren Strafen gab, an die Justiz primitivster Zeiten und Zustände." Ich glaube, alle historischen Beispiele, so alle Massenverbrechen der Französischen Revolution, bestätigen die Richtigkeit dieser Bemerkung. In der Masse und durch die Empfindung, in Masse zu sein, wird der Mensch grausam und schamlos, weil er sich nicht so als Individuum fühlt wie sonst, sondern als Massenglied, durch die Masse, die Gesellschaft, gedeckt. Um zu zeigen, daß solche Instinkte, wenn auch kulturell abgeschwächt, auch in der Vielheit wirksam sind, die wir die gute Gesellschaft nennen, macht Simmel einmal die feine Bemerkung, eine Dame erscheine ganz unbefangen im Gesellschaftssaale tief dekolletiert, dieselbe Dame aber halte es für unpassend und schäme sich, in einem solchen Kleide in ihrem Salon den Besuch eines Mannes oder zweier Männer zu empfangen.

Schon die Tatsache, daß die Masse und auch das Publikum so leicht irren, daß es ihnen so schwer wird, zwischen vermeintlichem Recht und wirklichem Recht zu unterscheiden, zeigt, daß solchen Vielheiten von Individuen im allgemeinen ein recht niedriger Grad von Intelligenz eigen ist. Simmel, den ich eben schon anführte, sagt, die Masse, das Publikum müsse sich dem Auffassungsgrade der Ungebildeten in ihr anpassen, ihre Aeußerung entspreche nicht etwa der Durchschnittsbildung ihrer Glieder. Daher erlahme in der Masse die Initiative und sie decke den individuellen Eigennutz derer, die nicht zu jener altruistischen Auffassung durchgedrungen sind. Somit ergäbe sich die niederdrückende Feststellung, daß die höhere Individualkultur in der Masse, im Publikum unterginge, erstickt würde. Wenn das — beim Publikum wenigstens — so unbedingt der Fall wäre, ließe sich aber nicht der gewaltige Einfluß erklären, den das Publikum und seine Aeußerung, die öffentliche Meinung, im Staatsleben ausübt und der doch keineswegs immer ein schlechter Einfluß genannt werden kann. Es mag sein, daß für eines der ersten Stadien der Meinungsbildung jene Kennzeichnung zutrifft. Aber dann setzen doch Korrektive ein. Durch Vervollkommnung der

Digitized by Google

Schulbildung wird sich die niedrige Durchschnittsbildung des Publikums mit der Zeit heben, und die höherbegabten und höhergebildeten Individuen in ihm werden sich schwerlich dabei bescheiden, ihre Meinung zu unterdrücken und gegen ihre Ueberzeugung in der Masse mitzuschwimmen. Sie werden vielmehr versuchen, darin ihre Meinung zur Geltung zu bringen, und als Mittel dazu bietet sich ihnen die Presse. Diese wird und darf sich ihrer besseren Einsicht nicht verschließen, sie wird gerade den Vertretern einer höheren geistigen Kultur mit Vorliebe das Wort geben, deren Ansicht, wenn nötig, popularisieren und somit versuchen, die öffentliche Meinung eines Bessern zu belehren oder eine Gegenströmung in ihr hervorzurufen. Also auch hier landen wir wieder bei der Zeitung als letztem Zufluchtsmittel. Wir haben gesehen, daß sie meist unumgänglich ist, wenn sich ein Publikum überhaupt erst bilden soll, daß sie weiter das Sprachrohr des Publikums, das Organ der öffentlichen Meinung ist, und daß sie schließlich den Beruf hat, die öffentliche Meinung in den Bahnen eines vernünftigen und wohlverstandenen Gemeinschaftsinteresses zu halten. Diese letztere Funktion der Presse ist sicherlich nicht ihre unwichtigste. Sie dient dabei entweder als Tribüne, von der aus die Diskussion über wichtige Fragen des Gemeinschaftsinteresses geführt wird, oder sie greift, unterrichtet durch sachkundige Mitarbeiter, selbst ein, um die öffentliche Meinung zu korrigieren und auf andre Wege zu führen.

In diesen Zusammenhängen hebt sich denn auch die Aufgabe ab, die dem Redakteur der öffentlichen Meinung gegenüber zufällt. Er hat zwar stets das Ohr an der öffentlichen Meinung, ist aber oder sollte doch keineswegs ihr sklavischer Verkünder sein. Getreu dem Wesen der Zeitung, nur der Oeffentlichkeit, nur dem gemeinen Wohl zu dienen, konstruiert er sich ein Ideal von öffentlicher Meinung, dem er dann unter Umständen auch gegen die öffentliche Meinung, wie sie sich in dem einzelnen Falle äußert, Geltung zu verschaffen sucht. Wie dieses Ideal beschaffen ist, wird von den Anschauungen über die Mittel und Wege abhängen, mit denen der Redakteur und seine Zeitung dem Gemeinwohl am besten zu dienen, die Glückseligkeit der Gemeinschaft am besten zu erreichen glaubt. Kommt die staatliche Gemeinschaft in Betracht, die wir ja hier in erster Linie im Auge haben, so wird das Ideal sich je nach Weltanschauung und Parteimeinung verschieden formen; aber auch dann ist es natürlich nicht ausgeschlossen, daß der Redakteur in der einen oder andern Frage gegen die Partei Stellung nimmt und in diesem Sinne auch die öffentliche Meinung zu beeinflussen sucht.

Wir haben gesehen, daß die öffentliche Meinung als Aeußerung des Publikums stets ein Gemeinschaftsinteresse im Auge hat oder zu haben glaubt, ihr Urteil wird sich daher auch aufbauen auf die Anschauungs- und Gesetzesnormen, die sich in der Gemeinschaft zur Sicherung und Kräftigung ihres Bestandes ausgebildet haben. In der staatlichen Gemeinschaft sind solche Normen vor allem das auf die Festigung des Ganzen gerichtete Staatsbewußtsein, das Rechtsbewußtsein, der Sinn für öffentliche Moral, das Ehrbewußtsein. Die

Digitized by Google

Grundlagen für die Urteilsbildung der öffentlichen Meinung sind natürlich verschieden, je nach dem Bildungs- und Kulturniveau der Gemeinschaft, und deshalb ist auch die öffentliche Meinung wandlungsfähig.

Machen wir nun an einem Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit die praktische Probe auf die Theorie. Bei den Zaberner Vorgängen können wir deutlich verschiedene Phasen der öffentlichen Meinung erkennen. In der ersten Phase sagte sich das Militär und das auf seiner Seite stehende Publikum: Was soll aus mir werden, wenn ich ungestraft vom Zivil beschimpft werden darf! Der Zivilist aber sagte sich: Was soll aus mir werden, wenn der Säbel, die Soldateska sich so rücksichtslos über das Gesetz hinwegsetzen darf, wie es in Zabern geschehen. Inzwischen stellte sich heraus, daß das Militär in Zabern das Gesetz nicht oder nicht in dem Maße überschritten hatte, wie man angenommen, daß die beteiligten Offiziere genau nach ihren Instruktionen gehandelt hatten und von sympathischer Pflicht- und Diensttreue beseelt waren, daß die Bevölkerung durchaus nicht schuldlos war und daß die Zivilbehörden es an dem nötigen Schutze des Militärs hatten fehlen lassen. Nun gewann das erste Lager, die Militärpartei, um sie kurz zu bezeichnen, mächtig an Anhängern, die öffentliche Meinung wandte sich zu ihren Gunsten, indem die Leute sich sagten: Das Militär ist die kräftigste Stütze der staatlichen Autorität, auf die wir uns müssen verlassen können, wenn das Vaterland, die staatliche Gemeinschaft, in der und von der wir leben, in Gefahr gerät. Sie darf keinen Schaden leiden. Daß auf der andern Seite ein großer Teil des Publikums bei seiner Ansicht beharrte, daß insbesondere radikale Elemente, die unsre ganze Staatsordnung und die militärische Ordnung in ihr verwerfen, solchen Erwägungen nicht zugänglich waren, versteht sich von selbst. Wir sehen also, wie hier zwei öffentliche Meinungen sich ursprünglich schroff, ja fanatisch gegenüberstehen und wie sich dann ein Umschwung zugunsten der einen der beiden Meinungen vollzieht. Zwischen beiden gab es dann noch eine dritte öffentliche Meinung, die weder für die eine noch die andre Seite Partei ergreifen wollte, auf beiden Seiten Fehler erkannte und versuchte, einen das Gemeinschaftsinteresse fördernden Ausgleich zu finden. Man darf wohl behaupten, daß diese vermittelnde öffentliche Meinung schließlich Recht behalten hat. Von den Normen der Urteilsbildung, die wir als wirksam für das Zustandekommen der öffentlichen Meinung erkannt haben, kommen in unserm Beispiel vor allem die gegensätzlichen Staatsauffassungen in Betracht, die Auffassung, welche glaubt, daß das Staatsinteresse durch die Erhaltung der Militärautorität gefördert wird, die demokratische Auffassung, die im Gegenteil der Ansicht ist, daß die Erhaltung der militärischen Autorität das Staatsinteresse schädigt, und die dritte Auffassung, die es für den Staat am besten hält, daß die militärische Autorität zwar nicht beeinträchtigt, aber auch nicht auf Kosten der Bürgerrechte gestärkt werde, daß vielmehr ein Ausgleich zwischen militärischen und bürgerlichen Rechten zu erstreben sei. Unser Beispiel zeigt auch, daß außer dem Staatsbewußtsein das Rechtsempfinden der öffentlichen Meinung gebieterisch Geltung fordert, und schließlich spielen darin als Normen

Digitized by Google

der Urteilsbildung beim Zustandekommen der öffentlichen Meinung der berechtigte Bürgerstolz und das soldatische Ehrbewußtsein mit eine Rolle.

Es gibt nun auch Fälle, wo die Normen der Urteilsbildung, die bei Entstehung der öffentlichen Meinung wirksam sind, einander widerstreiten, gewissermaßen miteinander um die Vorherrschaft ringen, und wo eine in der öffentlichen Meinung die Oberhand behält. Obwohl in England z. B. im Sport und im Geschäftsleben das Rechtsbewußtsein und das Moralempfinden besonders ausgeprägt sind, gilt dort der mit beiden unvereinbare Satz: Right or wrong, my country, ein Beweis, daß in der englischen öffentlichen Meinung das Staatsempfinden, der Nationalstolz noch stärker ist als jene beiden andern Normen der Urteilsbildung. Oder nehmen wir an, einem Angehörigen der Gesellschaftskreise, mit deren Ehrbegriffen die Ablehnung des Duells unvereinbar ist, wird nachgesagt, er weigere sich, eine Forderung anzunehmen mit der Begründung, daß er sich nicht vor dem Gesetz strafbar machen wolle. Diese Mitteilung ist geeignet, den Mann in der Meinung jener Gesellschaftskreise herabzuwürdigen, wäre also nach § 186 des Strafgesetzbuches strafbar. Dieser Paragraph stellt bekanntlich die Verbreitung oder Behauptung einer nicht erweislich wahren Tatsache unter Strafe, wenn diese Tatsache geeignet ist, den Betroffenen in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen. Daß aber die Meinung der das Duell für nötig haltenden Gesellschaftskreise öffentliche Meinung im Sinne des Strafgesetzbuches ist, geht aus dem Kommentar Franks hervor, der sagt, öffentliche Meinung im Sinne des Gesetzes ist „die Meinung eines größeren, individuell nicht bestimmten Teiles der Bevölkerung". Kann nun ein Gericht anerkennen, daß jemand dadurch herabgesetzt wird, daß er sich auf das Gesetz beruft? Täte das ein Gericht, antwortet darauf in Nr. 23 Jahrgang 1911 der Deutschen Juristenzeitung ein Richter, so wäre das eine vollständige Bankerotterklärung der Staatsautorität. In bezug auf das Duell ist also bei einem Teil der öffentlichen Meinung das Ehrbewußtsein, vielleicht im Verein mit den Rückständen eines veralteten Rechtsbewußtseins, das im Duell ein Gottesgericht sah, stärker als das Rechtsbewußtsein in der Form, wie das Gesetz es aufstellt. An dem angegebenen Orte wird noch ein zweiter Fall erwähnt, in dem das Gericht, wenn auch die Bedingung des § 186 noch so deutlich gegeben sei, eine solche Herabsetzung in der öffentlichen Meinung nicht als „vorliegend" erachten könne: Wenn von einem Polen der Ostmark behauptet wird, er wolle sein Gut an einen Deutschen verkaufen, so ist diese Behauptung geeignet, ihn in der Meinung seiner Landsleute, der öffentlichen Meinung, herabzusetzen. Noch vor kurzem — am 12. Februar d. J. — erklärte der polnische Abgeordnete Korfanty im preußischen Abgeordnetenhause: „Wir werden nach wie vor jeden Polen, der seiner Väter Grund und Boden an einen Deutschen verkauft, wie einen moralischen Lumpen behandeln." In diesen Fällen, sagt dazu die „Deutsche Juristenzeitung", widerstreitet die Auffassung eines Teiles der öffentlichen Meinung der auf die Förderung des Gesamtwohls gerichteten Staatsauffassung, der dann unbedingt der Vorzug zu geben ist. Oder wird wohl bei uns ein Sozialdemokrat

Digitized by Google

vor Gericht mit der Klage gegen jemand durchdringen, der ihm nachgesagt hat, er sei Monarchist, ihn also in der öffentlichen Meinung — das ist hier die Meinung seiner Gesinnungsgenossen — herabgewürdigt hat? Und würde nicht anderseits wahrscheinlich in einem republikanischen Staate das Gericht der gleichen Klage stattgeben? Schon diese wenigen Beispiele zeigen, daß die öffentliche Meinung keineswegs immer danach angetan ist, von der Zeitung ohne weiteres angenommen und verbreitet zu werden; auch ist die öffentliche Meinung — ein Blick auf die Geschichte bestätigt das — wandelbar je nach der Bildungs- und Kulturstufe der Gesamtheit des Publikums, dessen Aeußerung sie ist. Deshalb ist der Redakteur, wie ich schon andeutete, gehalten sich nach den Normen der Urteilsbildung ein Ideal der öffentlichen Meinung zu konstruieren. Dazu zwingt ihn übrigens schon die Art seiner Tätigkeit. Die Zeitung kann in den seltensten Fällen mit ihrem Urteil warten, bis das Publikum sich seine Meinung gebildet, bis der Prozeß der öffentlichen Meinungsbildung beendet ist. Man erwartet von ihr, daß sie zugleich mit dem Ereignis, von dem das Publikum meist durch sie erst hört, oder doch in einer der nächsten Nummern dieses Ereignis beurteile. Das Urteil der Zeitung wird daher einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung der öffentlichen Meinung ausüben, und dieser Einfluß wird um so größer sein, je besser das Zeitungsurteil es versteht, das Ereignis unter die Gesichtswinkel zu stellen, die es nach Ursache und Wirkung in seiner Bedeutung für das Gemeinschaftsinteresse, für das Gesamtwohl kennzeichnen. Weicht trotzdem schließlich das Urteil der öffentlichen Meinung von dem der Zeitung ab, so wird eben die öffentliche Meinung auf dem falschen Wege sein und die Zeitung am Ende recht behalten, was häufig genug vorkommt. Ist dagegen das Urteil der Zeitung falsch, so wird es durch andere Zeitungen und durch die öffentliche Meinung selbst korrigiert werden, oder es entsteht eine Diskussion, aus der dann schließlich die richtige öffentliche Meinung hervorgeht. In jedem Falle aber ist die volle Oeffentlichkeit notwendig, nur durch sie kann die öffentliche Meinung sich bilden und nur durch sie kann sie sich so verbreiten, daß sie wirksam wird. Und das einzige Mittel dazu ist wiederum die Presse. Durch die Opposition gegen die Heimlichkeit in der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten, in der Auflehnung des Gesamtwillens gegen den Einzelwillen ist die öffentliche Meinung entstanden. Ein Gesamtwille mag mehr oder weniger ausgeprägt stets vorhanden gewesen sein, öffentlichen, allgemein verbreiteten und daher wirksamen Ausdruck hat er erst durch die Presse gefunden. Deshalb gibt es eine wirksame öffentliche Meinung in den großen Staatsgebilden erst, seit es Zeitungen gibt.

In diesem Sinne kann man von der Zeitung wohl als dem Sprachrohr der öffentlichen Meinung reden, zutreffender aber ist es, wenn man sie das Instrument der öffentlichen Meinung nennt. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Zur heutigen Krankenversorgung

Von

Prof. Dr. Naunyn (Straßburg — Baden-Baden)

Es wird heute viel über Krankenversorgung geschrieben, und alle Gesichtspunkte kommen zur Geltung, die rechte Stimmung für die Diskussion dürften wir Alten mitbringen: wer noch die alte Zeit, ich meine die vor fünfzig Jahren, gekannt hat, würdigt am besten, was es mit der neuen auf sich hat. Die Entwicklung der Krankenversorgung zeigt ganz besonders deutlich, wie solch soziale Strebungen nicht in gleichmäßigem Fortschritt gedeihen, ist die Bewegung im Gange, so schafft sie sich Bahn aus eigner Kraft, folgt dann die Zeit des Stillstandes, so kommt das Beharrungsvermögen auch diesem zugute, erst allmählich erwachsen aus den Uebelständen, die er erzeugt, die Triebkräfte zu neuer Bewegung, und nur der, der es miterlebt hat, weiß, welchen Grad sie dazu erreichen mußten.

Vor ungefähr fünfzig Jahren war eine solche Zeit langen Stillstandes zu Ende gegangen. Die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hatte — bei uns in Deutschland — die Krankenversorgung noch so vorgefunden, wie sie das achtzehnte hinterlassen hatte, sie beschränkte sich fast ganz auf die öffentlichen Krankenhäuser, wenige Staats-, Stiftungs- und Ordenskrankenhäuser, sie genügten, auch quantitativ, nicht entfernt. Die Stadt Berlin besaß noch bis Anfang der siebziger Jahre kein eignes Krankenhaus, ihre Kranken wurden in der Charité, Bethanien, dem Katholischen Krankenhaus, der kleinen chirurgischen Universitätsklinik in der Ziegelstraße und im Elisabethkinderkrankenhaus behandelt. In diesen allen zusammen wurden, wie mir das statistische Amt der Stadt Berlin dankenswerterweise mitteilt, im Jahre 1855 täglich im Durchschnitt 843 Kranke auf städtische Kosten verpflegt, im Jahre 1865 war die Zahl der täglich auf Kosten der Kommune belegten Betten auf 984 gestiegen. Nehmen wir für 1865 die Gesamtzahl der überhaupt in Berlin in Krankenhäusern verfügbaren Betten auf 1500 an, was sicher zu hoch gegriffen ist, so gibt das auf eine Bevölkerung von 650000 in runder Zahl 22 Betten auf je 10000 Einwohner. Die Vergleichszahl für 1910 entnehme ich Gottstein, sie ist: 52 Betten auf je 10000. Von den qualitativen Leistungen der damaligen Krankenhäuser will ich nicht sprechen; man wird ihnen leicht ungerecht, die Vorwürfe fallen weniger ihnen wie der damaligen Heilkunde zur Last.

Die Krankenhäuser jener Zeit waren für Kranke der minder begüterten Klassen gedacht, die Charité in Berlin hatte nur eine Verpflegungsklasse, für anspruchsvollere Kranke bot sie keine Unterkunft, und so die meisten öffentlichen Krankenhäuser, nur einzelne Stiftungs- und Ordenskrankenhäuser und einzelne Universitätskliniken, z. B. die Langenbecksche (chirurgische) in der Ziegelstraße, hatten einige wenige Zimmer für „konditionierte Kranke", wie man sie nannte.

Digitized by Google

Für die Bessergestellten war Krankenhausverpflegung sehr wenig im Schwange, und so waren diese bei Krankheit übel daran, denn in der Häuslichkeit war die Krankenpflege erst recht schwierig. Der für sie so wichtige Wohnungskomfort, Badezimmer, selbst Wasserleitung und Ableitung fehlte fast noch völlig, und vor allem fehlte es sehr an Krankenwärtern oder Wärterinnen; es gab wohl „geprüfte Krankenwärterinnen", aber sie waren meist wenig brauchbar und allgemein wenig beliebt, in katholischen Gegenden wirkten bereits Ordensschwestern, da mag es etwas besser gewesen sein, im allgemeinen war Krankheit im Haus eine noch weit üblere Sache wie heute. Es ist erstaunlich, wie langsam, zögernd, sich das hier bestehende Bedürfnis durchsetzte, der erfreuliche Zustand von Sicherheit, in dem wir uns heute diesen Sorgen gegenüber befinden, läßt nicht ahnen, wie jungen Datums er ist. Von dieser Entwicklung der häuslichen Krankenpflege habe ich nicht zu sprechen und auch von der des gesamten Krankenhauswesens nur so weit, als sie der Krankenfürsorge für die bessergestellte Bevölkerung dient. In ihr sind mächtige und wichtige Schichten, die gerade in Krankheitssachen unser wärmstes Interesse verdienen, all die Professoren, Gymnasiallehrer, Pfarrer, Beamten, Aerzte, Techniker, Rentner, Angestellten, Familien von Offizieren usw., denen unsere Kultur ihre kostspieligen Ansprüche aufdrängt, ohne ihnen die Mittel zu sorgenloser Befriedigung zu gewähren.

Da sind es zunächst die Privatkrankenanstalten, mit denen ich mich beschäftigen will, und von den öffentlichen Krankenhäusern die sog. „Privatabteilungen" der Universitätskliniken, der Ordens-, Stiftungs- und Vereinskrankenhäuser und der Kommunalkrankenhäuser.

Privatheilanstalten hat es schon im klassischen Altertum gegeben, das berühmte Asklepieion in Kos scheint eine recht vornehme Anlage derart aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. darzustellen, und im „Hause des Chirurgen" in Pompeji glaubt man Zimmer zu finden, die der Unterbringung von Kranken dienten, das wäre eine der heute so häufigen „Privatkliniken" kleinsten Stiles. Doch sind unsre modernen Privatheilanstalten nicht auf diesem historischen Boden erwachsen, ihr Aufkommen steht im engsten Zusammenhange mit dem der spezialistischen Heilverfahren. Gleich die ersten Anfänge gehen von solchen aus, es waren die Hydrotherapie und die Psychiatrie, welche sie schufen. Den Reigen eröffnet im Jahre 1825 Prießnitz mit Gräfenberg, wo seine Kaltwasserheilanstalt noch heute blüht. 1842 trat die von Roller erbaute Irrenheil- und Pflegeanstalt in der Illenau bei Achern in Baden in Wirksamkeit. Sie ist eine Staatsanstalt, dennoch gehört sie hierher, denn während bis dahin die Irrenheilanstalten für anspruchsvollere Kranke nicht eingerichtet waren, lag der Schwerpunkt der Rollerschen Schöpfung bald auf dieser Seite, und ihr Erfolg zeigt, einem wie dringenden Bedürfnis sie damit diente. Aus allen Ländern strömten Kranke dorthin, noch heute findet man dort die alten Landhäuser einer Ausländerkolonie aus den fünfziger und sechziger Jahren, erbaut von Angehörigen der Kranken, die in der Illenau ihre Zuflucht gefunden hatten.

Gräfenberg und die Illenau fanden bald Nachfolge. Kaltwasserheilanstalten

Digitized by Google

gab es schon in den fünfziger Jahren genug, 1848 eröffnete Erlenmeyer seine Privatirrenanstalt in Benndorf, aus der seine Heilanstalt für Nervenkranke wurde, 1853 Laer sein Privatasyl für nervenkranke Frauen, Schweizerhof, in Zehlendorf bei Berlin, ein in großem Stil angelegtes Unternehmen.

1854 schuf Brehmer seine Heilanstalt für Lungenkranke in Goerbersdorff. Brehmers Name darf nicht vergessen werden, ich weiß keinen neben ihn zu stellen, der von gleicher Bedeutung für das Heilstättenwesen wäre. Nicht nur der Erfolg, mit dem er seine für damalige Zeit unerhört optimistischen Ansichten von der Heilbarkeit der Lungenschwindsucht durchkämpfte, auch organisatorisch hat er durch das Beispiel von Goerbersdorff anregend gewirkt, wie kein zweiter; mit Goerbersdorff trat die Lungentuberkulose an die Spitze, sie hat lange die Entwicklung des ganzen Heilstättenwesens geführt. Wie großartig sich diese Entwicklung gestaltet hat, dem darf ich nicht folgen, so verlockend es ist. Sie führt auf das große schöne Gebiet der Krankenfürsorge in Heilstätten, Pflegestätten, Heimstätten jeder Art, auf dem private mit öffentlichen und wohltätigen Bestrebungen in Betätigung humaner Gedanken wetteifern und sich längst zu einem großartigen humanen Werke so miteinander verflochten haben, daß nur das Ganze in einem behandelt werden könnte.

Wie sich die Aufspaltung der Heilkunde in Teildisziplinen als das treibende Element im Heilstättenwesen von Anfang an gezeigt hatte, so blieb es weiter. Im Laufe der sechziger Jahre entstehen Privatheilanstalten für Augenkranke, Ohrenkranke, Magenkranke und für Frauenkrankheiten, erst später, nachdem so die Gewöhnung an Krankenhausbehandlung Wurzel gefaßt hatte, treten Privatheilanstalten auf, denen der spezialistische Charakter mehr und mehr und schließlich vollständig fehlt. Sie gewähren Kranken aller Art, auch, das wichtigste, akuten Krankheiten, Aufnahme und bringen im Zusammenhang hiermit etwas ganz Neues. Bisher waren alle diese Anstalten von den Aerzten, die sie geschaffen hatten, auch ärztlich geleitet, so daß diese sich die Krankenbehandlung in ihrer Anstalt vorbehielten. Das bleibt vorläufig auch weiter noch die Regel, doch zeigen sich einzelne Versuche, den Kranken die Behandlung durch Aerzte, die nicht der Anstalt angehören, zu gestatten. Eine höchst wichtige Neuerung, sie war sehr geeignet, die Hausärzte der Krankenhausbehandlung geneigt zu machen und bahnte den Weg, auf dem sie zur unentbehrlichen Ergänzung der häuslichen Behandlung wurde. Langsam genug kam diese Bewegung in Gang, das Vorurteil gegen Krankenhausbehandlung wurde erst allmählich völlig überwunden und um was es sich dabei handelte, das zeigte ihr gewaltiger Aufschwung, als zu Ende der siebziger Jahre die antiseptische Wundbehandlung aufkam, mit den Gefahren der Operationen und der Wundbehandlung in den Krankenhäusern war auch ihr schlechter Leumund beseitigt, unter Führung der operierenden Disziplinen ging es jetzt vorwärts. Operierende Disziplinen! Bis Ende der sechziger Jahre gab es nur eine, die Chirurgie, neben ihr erhob zuerst die Ophthalmologie schüchtern ihr Haupt, jetzt traten fast gleichzeitig Gynäkologie, Otiatrie, Rhinologie, Laryngologie auf den Plan, um sich alle, je länger je

Digitized by Google

mehr, zu operierenden Disziplinen auszugestalten. Sie alle sind auf Antisepsis, heute Asepsis, angewiesen, gut und sicher funktionierende Einrichtungen zu deren Handhabung sind für sie unerläßliche Bedingung. Der chirurgische und der gynäkologische Kliniker hatte diese Einrichtungen in seiner Klinik, die andern waren übel daran, und auch die Universitätskliniken waren für die Privatpraxis der Herren nicht eingerichtet, nur die wenigsten hatten Zimmer für Privatkranke. Die Stiftungs- und Ordenskrankenhäuser, schwerfällig wie sie waren, kamen meist der neuen Wundbehandlung wenig wohlwollend entgegen, und die Kommunalkrankenhäuser konnten in dem damaligen Zustande ihren Ansprüchen beim besten Willen schwer genügen. So waren viele dieser Operateure gezwungen, sich Arbeitsplätze, die ihnen die nötige Sicherheit boten, anderweitig zu beschaffen, und so entstanden die zahlreichen „Privatkliniken", wie man sie bald, unter keineswegs einwandfreier Erweiterung des Begriffes einer Klinik, zu nennen begann. Die weitere Gestaltung dieser neuen Privatheilanstalten hing von allerlei Umständen ab, in der Hauptsache von den Aerzten, die an ihnen tätig waren. In vielen fanden bald neben den Operationsfällen auch andre Aufnahme, so bei den Frauenärzten, und bald öffneten sie sich auch inneren Kranken. Der gewaltige wirtschaftliche Aufschwung der letzten beiden Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts hat denn auch das seine getan, vor allem die nun einsetzende Aera des modernen Krankenhausbaues, es konnte nicht ausbleiben, daß die glänzenden, verschwenderisch eingerichteten Krankenhäuser, in deren Herstellung die deutschen Kommunen zu wetteifern begannen, auch für die Fürsorge für Privatkranke in Anspruch genommen wurden. Ihr Eintreten für sie kennzeichnet eine neue Epoche.

Die Entwicklung der deutschen Krankenfürsorge, wie ich sie hier kurz skizziert habe, konnte sich nicht ohne vollständige Aenderung in der Stellung der Bevölkerung zu den Krankenhäusern vollziehen. Die Vorurteile gegen sie sind geschwunden; wie vollkommen sie geschwunden sind, das zeigt nichts besser als die Neigung verheirateter gutgestellter Frauen, für ihre Entbindung eine Klinik oder ein Krankenhaus aufzusuchen, gerade in den besseren Ständen ist von Abneigung gegen Krankenhausbehandlung wenig mehr zu spüren. Ihre Vorteile für operative Fälle und für Geburtshilfe brauche ich nicht auszuführen, ebenso ist für spezialistische Behandlung das Krankenhaus ganz gewöhnlich unentbehrlich, weniger einfach liegt die Frage für innere Krankheiten. Der Wohnungskomfort ist so weit entwickelt, daß auch in der Räumlichkeit den Anforderungen der Krankenhygiene und Krankenpflege genügt werden kann und geschulte Wärterinnen, auch Wärter, sind heute überall zu haben. Für schwere akute, vor allem für Infektionskrankheiten dürfte das Krankenhaus unbedingt vorzuziehen oder geboten sein; für chronisch Kranke, soweit die Fälle sehr schwer sind, soweit sie ständiger ärztlicher Ueberwachung bedürfen und schwierig für die Wartung sind, oder falls Heilmethoden angewendet werden sollen, die das Krankenhaus verlangen; so bleiben genug innere Krankheiten, bei denen für oder gegen das Krankenhaus neben den Imponderabilien der Kostenpunkt entscheidet. Ihn dürfen wir nicht umgehen, er wird im folgenden eine große Rolle spielen. Um zu-

Digitized by Google

nächst ein Maß zu gewinnen: wie teuer stellt sich die häusliche Krankenpflege? Krankenschwester, Lohn und Verpflegung 7 M., Verpflegung der Kranken, Medikamente eingeschlossen, 3 M., Arzt 5 bis 10 M., das macht, bei sehr niedrigen Ansätzen, für den Tag 15 bis 20 M., und das bei sozusagen günstigem Krankheitsverlauf. Nachtwachen, die eine zweite Schwester verlangen, häufigere ärztliche Besuche, besondere Aufwendungen für Ernährung des Kranken steigern den Betrag leicht auf das Doppelte und mehr.

Sehr interessant wären zuverlässige Angaben über den Geldwert der gesamten Krankenanstalten in Deutschland, sie sind aber leider nicht beizubringen. Ich finde bei Thel Angaben, die wenigstens über den Mindestwert einiges Licht verbreiten. Nach ihm hat es im Jahre 1907 in Deutschland gegeben: 3862 „allgemeine" Krankenhäuser, private und öffentliche zusammen mit 233 201 Betten. Setzt man als Wert für jedes Bett 3000 M. an, so gibt das rund 700 Millionen. Natürlich ist diese Annahme unsicher und außerdem bleibt zweifelhaft, was unter „allgemeinen Krankenhäusern" zu verstehen ist. Falls, wie man meinen sollte, alle spezialistischen Anstalten (außer den Universitätskliniken, die mitgerechnet sind), z. B. die Tuberkulosesanatorien, auch die Militärlazarette, nicht darunter begriffen sind, so würde der wirkliche Wert den hier geschätzten gewaltig übertreffen. In diesem Gesamt spielen die Privatunternehmungen keine kleine Rolle: 1577 Krankenhäuser mit 85 300 Betten.

Ebenso groß ist ihre Mannigfaltigkeit nach Umfang und Art. Hier „Privatkliniken", aus einem oder zwei Zimmern bestehend, in denen eine mittellose Witwe oder auch ein Arzt einen, zwei, drei Kranke mit Hilfe ihres Hauspersonals besorgen, dort palastartige Bauten mit allem Komfort und größter Munifizenz ausgestattet. Fünf Millionen Kronen sind in einer Wiener Privatheilanstalt für 150 Kranke, einem Aktienunternehmen, investiert, das macht an Herstellungskosten pro Bett 33 000 Kr. Mehrere große Operationssäle mit solchen Einrichtungen, daß gleichzeitig drei bis vier große Operationen ausgeführt werden können, Vorrichtungen für jede Art von Therapie in gleichem Stile. Von ähnlich großartigen Unternehmungen gedeihen nicht nur in unsern Metropolen, auch in manchem fashionablen Badeort wohl mehrere nebeneinander.

Zwischen beiden Extremen sind alle Uebergänge vertreten nach Größe, Eleganz und Leistungsfähigkeit. Viele kleinste minderwertige Unternehmungen mögen noch im Verborgenen blühen; was sich zu zeigen wagt, genügt meist, auch die kleinen Anstalten unter 30 Betten. Diese überwiegen bei weitem, solche über 50 Betten kommen seltener und die über 100 nur vereinzelt vor. Der Betrieb dieser Anstalten, auch der äußerlich gleichartigen, ist sehr verschieden nach der Art der Kranken, d. h. ihrer Leiden. Falls sie einer bestimmten Spezialität angehören, ist diese Spezialität entscheidend, viel mehr aber die Individualität des sie leitenden Spezialisten. Die Bezeichnung als Anstalt, z. B. für Magenkranke oder für Stoffwechselkranke, will nicht viel besagen. Werden in jener nur leichte Verdauungsstörungen behandelt, dient diese mit Vorliebe solchen, die an einem Zuwenig oder Zuviel ihrer Beleibtheit leiden, so ist ein

Digitized by Google

solches Sanatorium bald ein beliebter Aufenthalt, in dem die Kurgäste wie sonst in einem gutgeführten Hotel mit dem Zeitvertreib der Lebewelt den Tag unter ärztlicher Obhut angenehm verbringen und auf das beste gedeihen. Der Anblick schwerkranker Leidensgenossen oder gar die traurigen Vorkommnisse, die in einem richtigen Krankenhause nicht fehlen, bleiben ihnen erspart, solche Störungen dem Sanatorium fernzuhalten, ist erste Weisheit seines Leiters, denn, folgt er ärztlichen Interessen und nimmt er ernsthaft, ja gefährliche Kranke auf, so wird seine „Heilanstalt für Stoffwechselkranke" bald ein weniger freundliches Ansehen haben. Darum ist auch der Name Sanatorium vorzuziehen, er klingt freundlicher. Die nicht spezialistischen Privatunternehmungen führen seltener diesen Namen, sie lassen sich gern „Privatkliniken", auch schlechthin „Kliniken" nennen, bezeichnender wäre „Privatspitäler". Sie nehmen die akuten und schweren chronischen Fälle auf, oft nur innere oder nur äußere Kranke; da, wo beide Unterkunft finden, pflegen bald die äußeren, richtiger die Operationsfälle die erste Rolle zu spielen. Während jene erstgenannten „erstklassigen" Sanatorien meist überhaupt keine Klasseneinteilung und jedenfalls keine III. Klasse kennen, ist in diesen Privatspitälern sogar eine III. dritte Klasse nicht ganz selten zu finden.

Aktienunternehmungen sind selten, ich kenne nur wenige, darunter jene allergrößte in Wien, häufiger G. m. b. H. Die früher nicht seltenen ganz kleinen Unternehmungen, von einzelstehenden Frauen, von der Hebamme bis zur Predigerswitwe und höher hinauf geführt, gibt es auch heute noch. In der großen Mehrzahl sind die Unternehmer Aerzte, und auch da, wo es nicht auf seinen Namen geht, pflegt ein solcher hinter dem Unternehmen zu stehen; oder es sind mehrere, die es finanziell unterstützen und ihm ihre Kranken zuweisen. Dann ist die Anstalt wohl nur den Kranken dieses oder dieser Aerzte geöffnet. Auch die ganz großen Privatspitäler werden von Aerzten geführt und geleitet, sie pflegen aber jedem Arzte für seine Kranken offenzustehen, die dann in seiner Behandlung verbleiben. Für ärztliche Besorgung und Ueberwachung der Kranken in ihrer Abwesenheit sind in diesen großen Anstalten Assistenten (Hausärzte) vorhanden, die Leiter brauchen sich an der Behandlung nicht zu beteiligen und tun dies in manchen grundsätzlich nicht. Ich stehe nicht an, auszusprechen, daß mir dies: ärztliche Leitung des Unternehmens ohne Beteiligung des Leiters an der Behandlung am meisten sympathisch ist.

Ich muß jetzt die öffentlichen Krankenhäuser mit heranziehen, denn, wie ich schon sagte, diese, die Universitätskliniken, Kommunal-, Stiftungs-, Ordens- und Vereinskrankenhäuser, sie verpflegen bei uns in Deutschland heute alle, auch Privatkranke. In den Kliniken pflegen nur wenige Betten, bis höchstens 25, für solche verfügbar zu sein, in den Kommunalkrankenhäusern kommt es schon zu Privatabteilungen von 50 Betten, und in den Ordenskrankenhäusern spielen sie eine große Rolle. In den Universitätskliniken und Kommunalkrankenhäusern gehen die Kranken in die Behandlung der Krankenhausärzte über, in den andern ist das verschieden; in nicht wenigen behält der Arzt, der den Kranken hineinschickt, die Behandlung.

Digitized by Google

Die Preise sind sehr verschieden. In einer großen Provinzialuniversitätsstadt des Ostens finde ich die Verpflegungssätze für Privatkliniken von Professoren angegeben: I. Klasse 7.50 bis 8 M., II. Klasse 6 M., III. Klasse 1.50 bis 2 M.; das größte Wiener Sanatorium, von dem ich sprach, notiert: I. Klasse von 30 Kr. aufwärts, II. Klasse 22 bis 28 Kr., III. Klasse 16 bis 20 Kr. Das sind Anstalten, die der Behandlung von Ernstfällen dienen, in den großen Luxussanatorien der fashionablen Badeorte gehen die Preise noch viel höher, 50 M. und darüber ist nichts Ungewöhnliches; wie man dort elegant eingerichtete „Appartements" mit Salon und Zubehör haben kann, zahlt man dann auch die Preise eines vornehmen Luxushotels, 100 M. und mehr, mit ihnen habe ich es hier nicht zu tun.

Genaue zuverlässige Angaben sind von den Privatanstalten nicht leicht zu erlangen; nach zahlreichen Erhebungen scheinen mir in den nordöstlichen Provinzen die Preise im ganzen geringer, 6 bis 8 M. für einen Kranken mit Einzelzimmer, für die westlichen dürfte 12 bis 15 M. als Durchschnitt kaum zu hoch gegriffen sein. Hierin sind ärztliche Behandlung, Verbandzeug, Medizinen, meist auch Bäder, elektrische Behandlnng, Massage und sonstige besondere Leistungen, z. B. Benutzung des Operationssaales, nicht eingeschlossen, die Gesamtkosten dürften mit 15 bis 20 M. nicht zu hoch veranschlagt sein. Für besonders schwere Fälle mit Extrawartung und gar für chirurgische Fälle ist schon wegen der ärztlichen Honorare (Operationshonorare) jede allgemeine Schätzung unmöglich.

Das gilt für Privatanstalten. In Vereins-, Stiftungs- und Ordenskrankenhäusern werden im allgemeinen etwas geringere Verpflegungssätze berechnet; auch hier wieder im Nordosten erheblich geringere, sonst 10 bis 12 M., selten darüber hinaus, bis 15 M. Die Nebenkosten sind die gleichen wie in den Privatanstalten, die Aerzte haben meist freies Liquidationsrecht. In den Kommunalkrankenhäusern liquidieren die Aerzte nur in einzelnen, dann in der Regel nach festen, beschränkten Sätzen, häufiger bleibt dies Recht den Chirurgen erhalten. In weitaus den meisten Universitätskliniken und Kommunalkrankenhäusern wird heute 10 bis 12 M. gezahlt, von Ausländern, oft auch von nicht Ortsangehörigen, bis 5 M. und darüber mehr, darin ist dann die ganze Behandlung und Pflege, auch die ärztliche, einbegriffen, nur ganz besonders teure Medikamente und umständliche Leistungen, komplizierte elektrische Behandlung, Röntgenverfahren, Operationen werden hier und da noch extra honoriert. Ein bestimmter Teil dieser Verpflegungsgelder gilt für ärztliche Behandlung; er ist in den verschiedenen Kommunalkrankenhäusern auffallend verschieden, 1.50 bis 6 M. In den inneren (medizinischen) Universitätskliniken werden meist 2 bis 3 M. dafür berechnet, doch kommt dieser Betrag nicht den Aerzten zugute, sondern er geht in einen Dispositionsfonds für den Direktor für wissenschaftliche, aber auch für humane Zwecke.

Ich habe, wie man bemerkt haben wird, mich bei meinen Kostenansätzen wenig an die noch vielfach übliche Unterscheidung von I. und II. Klasse gehalten; will man dies, so bezieht sich meine Allgemeinschätzung auf I. Klasse. Der Unterschied zwischen I. und II. Klasse besteht heute so gut wie überall, in

Digitized by Google

den Kliniken wie in den Kommunal- und Stiftungs- usw. Krankenhäusern hauptsächlich darin, daß in I. Klasse der Kranke ein Zimmer für sich allein erhält, wer es sich gefallen läßt, sein Zimmer mit einem oder mehreren Leidensgefährten zu teilen, geht II. Klasse und zahlt etwa 4 bis 5 M. pro Tag weniger. Ich halte aber solche Zumutung für bessergewöhnte Leute, für die gebildete Klasse für inhuman. Hier handelt es sich um krasse Verschiedenheit des individuellen Bedürfnisses, das aus den standesgemäßen Gewohnheiten entwickelt ist. Den Kranken, die unsre Abteilungen III. Klasse füllen, ist ganz allgemein der gemeinschaftliche Krankensaal sogar angenehmer. Ganz große Säle zu 30 und mehr Betten wirken wohl zuerst befremdend, bald aber gewöhnen sich die Kranken auch hieran, und die Isolierung, Verlegung in ein Einzelzimmer ist ihnen eine schwere Strafe. Auch unter den Bessergestellten haben manche einen Zimmergenossen gar nicht ungern, für viele dagegen gibt es kaum etwas Unerträglicheres wie ein kranker Zimmergenosse, und auch ohne daß die Aufregung dem Kranken schädlich werde, muß man solcher Abneigung Rechnung tragen. Der Mensch soll seine Ansprüche nach seinen Mitteln bemessen, und sicher hätte mancher dieser Kranken gut getan, beizeiten, d. h. als er gesund war, sich anders zu gewöhnen; jetzt aber ist er krank, und es schützt ihn das Mitleid, das wir keinem Kranken versagen, das heilige Mitleid, gegen das wir Menschen wehrlos sein dürfen. Jeder meiner Kollegen von Kliniken- und Hospitalärzten hat ihm gerade hier seinen Zoll gezahlt, wenn er in seiner diskretionären Vollmacht dem Kranken, der nur II. oder III. Klasse zahlen konnte, ein Zimmer I. Klasse geben ließ, damit er allein sei.

Nach seinen Gewohnheiten wird ein Kranker der Gesellschaftskreise, von denen ich hier spreche, im besten Falle mit täglich 10 bis 12 M. für die Krankenhausbehandlung schwer auskommen; nicht wenig für den, der mit etwa 5000 bis 10000 M. eine Familie zu erhalten hat.

Auch auf die Rentabilitätsfrage muß ich ausführlich eingehen, sie ist schwierig zu behandeln; hier möchte ich gleich betonen, daß man sie nicht nach dem glänzenden Gedeihen jener Modesanatorien in fashionabeln Badeorten und vieler der spezialistischen Sanatorien beurteilen darf; die schwierigen, besonders die akuten Krankheitsfälle, machen ganz andre Ansprüche an Krankenpflege, und die ihnen dienenden Privatspitäler, wie ich sie ehrenderweise nennen will, sind deshalb viel schlechter gestellt. Selbst jenes teure Aktienunternehmen in Wien hatte bis vor zwei Jahren niemals über $6^1/_2$ Prozent Dividende gezahlt, meist viel weniger, und die ärztlichen Besitzer kleiner „Privatkliniken", das sind meist solche Privatspitäler, geben gar nicht selten an, daß die Verpflegungsgelder kaum oder nicht die Kosten des Unternehmens decken; sie erhalten sie nur, um ihre Kranken nicht zu verlieren. Nach allem halte ich es für ausgeschlossen, daß in Privat- oder Stiftungs- usw. Krankenhäusern ein Heruntersetzen der Verpflegungssätze zu erreichen sei, und so sind es die Kommunalkrankenhäuser, die hier einzutreten haben. Sie haben sich auch dieser Pflicht unterzogen und die meisten bieten den Kranken aus den Mittelklassen Unterkunft. Nur sind die Preise für Einzelzimmer

Digitized by Google

meist noch hoch. Auch besteht manchenorts an den maßgebenden Stellen der Kommunalbehörden Abneigung gegen die Privatabteilungen, wenigstens gegen deren weitere Entwicklung, weil sie sich nicht bezahlt machen. Für Berlin scheint erfreulicherweise so etwas nicht zu befürchten zu sein, dort geht man soeben an zwei der großen Kommunalspitäler mit dem Neubau großer Abteilungen vor, die für die Mittelstandsbedürfnisse gedacht sind, und ich freue mich, hierauf als auf eine Anerkennung des bestehenden Bedürfnisses hinweisen zu können.

Daß die Kommunen die Krankenbehandlung in ihren Krankenhäusern nicht zu einer Erwerbsquelle zu gestalten haben, scheint mir selbstverständlich und keiner weiteren Begründung bedürftig. Ueber die Höhe der Selbstkosten liegt mir eine genaue und zuverlässige Berechnung vor, die von einem Verwaltungsdirektor eines neuerbauten modernen Kommunalkrankenhauses (Groß-Berlin) herrührt. Diese betragen, Entschädigung der Aerzte eingerechnet, pro Bett I. Klasse 12,05 M., II. Klasse 10,85 M., wovon nicht ganz 2 M. auf Verzinsung und Amortisation der Herstellungskosten fallen. Hiernach und nach dem, was mir sonst meine Nachfragen ergeben haben, meine ich, daß für einfache Fälle, ohne größere Operationen, in denen die Vergütung an die Aerzte 3 M. nicht übersteigt, ein Verpflegungssatz von 6 bis höchstens 10 M. und alles in allem genügen sollte, auch bei Beanspruchung eines Einzelzimmers. Falls wirklich der Betrag für Verzinsung und Amortisation der Herstellungskosten damit nicht gedeckt werden sollte, so ließe es sich meiner Ansicht nach wohl rechtfertigen, wenn die Kommunen diesen Ausfall trügen. Für den Kranken der III. Klasse werden, von der Verzinsung der Herstellungskosten abgesehen, überall sehr erhebliche Zuschüsse, 3 M. und meist weit mehr, geleistet, und ich sehe keinen Grund, weshalb nicht auch die II. und I. Klasse sich einer solchen Wohltat erfreuen dürfte. Die öffentlichen Krankenhäuser sind heute keineswegs mehr Anstalten der Armenpflege, ich glaube, daß unsre Kranken III. Klasse sich eine solche Auffassung ernstlich verbitten würden, sie dienen der Verpflichtung der Kommunen, für die Unterbringung ihrer Kranken zu sorgen, und das Bedürfnis, nach Stellen für Kranke I. und II. Klasse zu Preisen, die nicht erdrückend sind, scheint mir nicht zweifelhaft. Diejenigen Kranken, für welche dies Bedürfnis nicht besteht, werden im allgemeinen den Kommunalkrankenhäusern auch ferner nicht zur Last fallen, sondern wohleingerichtete Privatkrankenhäuser vorziehen, wenn auch im Einzelfalle einmal hier wie an so vielen Stellen mit der Humanität Mißbrauch getrieben werden wird. Sparsamkeit auf dem Gebiete der kommunalen Krankenpflege ist gewiß dringend geboten, und ich gehöre zu denen, die glauben, daß bei der Herstellung der Krankenhäuser viel größere Sparsamkeit angebracht wäre, hier aber handelt es sich um ernste humane Pflichten.

Die Tatsache, daß für einzelne Kommunalkrankenhäuser die Abteilungen I. und II. Klasse nicht beliebt sind, ist vieldeutig, da kommen Unzweckmäßigkeiten der baulichen Einrichtung oder der Führung in Frage, die abgestellt oder wenigstens in Zukunft vermieden werden können, auch bringen die Kranken nicht jedem Arzt das gleiche Vertrauen entgegen. Auch hierüber ist mit Kranken schwer

Digitized by Google

zu rechten, und ich glaube, daß mancher Kranke sich leichter für das Krankenhaus entschließen würde, wenn es ihm freistände, sich dort durch den Arzt seiner Wahl behandeln zu lassen. Ich meine, daß man schließlich zu diesem Zugeständnis an die Kranken in Einzelzimmern auch für die Kommunalkrankenhäuser kommen wird, unter der Bedingung, daß ihnen dann die Honorierung des gewählten Arztes zur Last fällt. Für die allgemeinen Krankensäle (III. Klasse) bleibt das ausgeschlossen aus Gründen der Krankenpflege, und ebenso für die Universitätskliniken, denn diese dienen in erster Linie Lehrzwecken; in ihnen sollen nur einige wenige Betten für Privatkranke vorhanden sein, deren Beobachtung und Behandlung durch den Leiter der Klinik unabweislich ist. Größere Privatabteilungen stören durchaus die eigentliche Aufgabe der Klinik, den Lehrzweck.

Für die Privatabteilungen der Kommunalkrankenhäuser sollte dann die Unterscheidung Kranker I. und II. Klasse unterbleiben. Das geschieht bereits an vielen Stellen, wo nur II. Klasse geführt wird. Nur wäre dafür zu sorgen, daß der Kranke ein Einzelzimmer haben kann, natürlich gegen etwas höheren Verpflegungssatz, aber nicht über die obengenannten Sätze hinaus. Das Eintreten der Kommunen in ihren Krankenhäusern auch für die Kranken der gebildeten Klassen mit ihren Ansprüchen und kleinen Mitteln ist unerläßlich für den ganzen Umfang der Krankenpflege. Und um nichts Wichtiges auszulassen, seien hier schließlich noch besonders die Infektionskrankheiten genannt, deren Aufnahme nicht nur die Privatanstalten, sondern auch die Ordens- usw. Krankenhäuser zu verweigern pflegen.

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Am 5./17. Dezember schreibt der Großfürst Nikolaus an den Fürsten Carol, außer dem freundlichen Briefe, mit dem er ihm den Tagesbefehl übersendet, noch ein zweites Schreiben, welches folgendermaßen lautet:

„Par la mise à exécution du plan définitivement arrêté concernant les opérations militaires futures, j'ai absolument besoin de connaître d'une façon précise les plans de Votre Altesse, concernant la distribution de Son Armée.

„Conformément à notre entente personnelle il a été décidé qu'une division de l'armée roumaine sera destinée à accompagner les prisonniers turcs de Plewna à Bucarest, et qu'ensuite, après les avoir remis entre les mains du chef des communications de l'armée, Aide-de-Camp Général

Digitized by Google

Drenteln, la division sera dirigée de long du Danube pour remplacer les troupes russes qui défendent la rive gauche du fleuve de Giurgewo à Calarache inclusivement.

„Pour exécuter ce remplacement, il est nécessaire d'avoir en vue les données suivantes:

„Le détachement de Giurgewo, composé d'une brigade de la 32me division d'infanterie avec 2 batteries et la 2me brigade de la 11me division de cavalerie (total: 6 bataillons, 10 escadrons et sotnias et 16 canons d'artillerie à pied) défend Giurgewo et les batteries de siège établies contre Roustchouk.

„De plus il enverra un détachement combiné, environ un bataillon d'infanterie, de la cavalerie et de l'artillerie, pour la défense d'Oltenitza.

„En suite le détachement de Giurgewo fera observer par sa cavalerie la rive du Danube de Pietrochani jusqu'à la rivière d'Argisch inclusivement.

„Le détachement de Calarache se compose du 96me régiment d'infanterie d'Omsk avec 2 batteries, du 1er régiment de hussards de Joumsk avec une batterie à cheval et du 40me régiment de cosaques du Don (total: 3 bataillons, 10 escadrons et sotnias, 10 canons d'infanterie et 6 canons de cavalerie).

„De plus, en réserve derrière les détachements de Calarache et de Giurgewo, se réunissent les fractions de la 2me et de la 4me division de réserve au nombre de 16 bataillons avec 8 batteries, arrivant graduellement de Russie.

„En ce moment la plus grande partie de ces troupes a occupé ses positions. En sorte que pour le remplacement seul des troupes actives qui occupent la rive gauche du Danube, sans compter les troupes de réserve, — il faudrait — 9 bataillons, 20 escadrons et 38 canons.

„Il est à observer que malgré l'état complet des cadres des troupes susmentionnées, leur nombre suffirait à peine pour assurer tout à fait la rive gauche du Danube.

„Ayant en vue toutes ces données, je prie Votre Altesse de me faire savoir le nombre de troupes de l'armée roumaine que Vous jugez nécessaire et possible de détacher pour le remplacement au moins des troupes actives russes, sans que la sécurité actuelle de la rive gauche du Danube en souffre. Les troupes de réserve au nombre approximatif de 12 bataillons seront maintenues pour la formation d'une réserve générale.

„Lorsque le nombre des troupes roumaines destinées à sauvegarder la rive gauche du Danube sera décidé, je prie de me faire savoir la manière dont elles seront réparties en détachement, et à quel chef ces détachements seront confiés.

„Je trouve nécessaire d'ajouter que, pour conserver l'unité administrative, toutes les troupes qui se trouvent sur les derrières de l'armée sur la rive gauche du Danube — de Nicopoli et Turnu-Magurele jusqu'à Braila inclusivement

Digitized by Google

— sont actuellement sous les ordres de l'Aide-de-Camp Général Drenteln, qui porte le titre de Chef des Communications Militaires de l'Armée et des Troupes disposées sur les derrières de l'armée. C'est lui qui a la mission de prendre toutes les dispositions pour assurer au point de vue militaire les derrières de l'armée.

„Ces mêmes dispositions devront être conservées à l'avenir, lorsque les troupes de l'armée roumaine rentreront dans leur patrie et remplaceront nos troupes sur la rive gauche du Danube, ou bien se trouveront derrière celles-ci en réserve. Ceci est d'autant plus nécessaire qu'une partie des troupes actives russes restera sur la rive gauche encore quelque temps après l'arrivée des troupes roumaines, et qu'une partie de la réserve y demeurera en permanence. Comme les opérations des détachements de Giurgewo et d'Oltenitza doivent être en rapport intime avec les opérations du détachement d'orient, qui portait jusqu'à présent le nom de détachement de Roustchouk, les deux détachements seront soumis, quant à la partie opérative, aux ordres du commandant du détachement d'orient.

„Ayant fixé le nombre de troupes de l'armée roumaine nécessaire à la garde de la rive gauche du Danube, je prie de me faire connaître les noms des commandants et la composition des troupes qui se trouveront en amont du Danube dans les environs de Calafat, de même que les noms des commandants des troupes qui ont la mission d'opérer contre Belgradjik et Vidin sur la rive droite du fleuve.

„Tous ces renseignements ainsi que l'opinion de Votre Altesse concernant les opérations des fractions de l'armée roumaine, je Vous prie de me les communiquer dans le plus bref délai, pour que je puisse prendre les mesures conséquentes pour les opérations des troupes russes, qui auront une connexité avec celles des détachements de Votre armée.

„J'ajoute encore que du nombre des troupes roumaines qui resteront sur la rive droite du Danube, une division approximativement, devra rester près de Plewna, jusqu'à ce que tous les prisonniers seront évacués et que l'ordre complet soit rétabli dans la ville: après cela conformément au nombre des prisonniers évacués, des parties de cette division pourront être dirigées à l'ouest pour opérer contre Belgradjik et Vidin, mais en tout cas il est nécessaire de laisser comme garnison à Plewna et Nicopoli par un bataillon, jusqu'au remplacement des troupes roumaines par des troupes de réserve russes.

„Votre sincèrement affectionné Nicolas."

Den 7./19. Dezember beantwortet Fürst Carol die beiden Briefe des Großfürsten Nikolaus:

„Monseigneur!

„J'ai reçu les deux lettres que Votre Altesse Impériale a bienvoulu m'adresser sous les dates du 4 et 5 Décembre.

Digitized by Google

„Mon Gouvernement a nommé un commissaire spécial, Mr. Ciocarlan, pour faciliter les relations entre l'autorité militaire et l'autorité civile, ainsi que les rapports avec les différentes branches de l'administration afférentes à l'Armée Impériale, restant à Nicopoli, et dont Votre Altesse Impériale a bienvoulu me faire parvenir la liste. En outre un inventaire a été dressé et signé par le Lieutenant-Général Stolypine au nom de l'armée russe et le Lieutenant-Colonel Koslinsky comme délégué de Mon Armée.

„Le détachement préposé au service des canons de siège de la forteresse sera remplacé sans retard par un personnel suffisant.

„En réponse à la seconde lettre de Votre Altesse Impériale en date du 5 Décembre, je m'empresse de Vous faire connaître, Monseigneur, que tous les ordres ont été immédiatement donnés, après notre entente verbale. C'est la 3me division, sous le commandement du Général de Brigade Racovitza, que j'ai désignée pour le transport des prisonniers jusqu'à Bucarest, et l'évacuation se trouve déjà en pleine exécution. La dite division a reçu en même temps l'ordre d'occuper immédiatement Giurgewo, Oltenitza et Calarache selon les dispositions suivantes: 1 brigade d'infanterie (4 bataillons) et 2 batteries à Giurgewo, 1 bataillon et 1 batterie à Oltenitza, 4 bataillons et 2 batteries à Calarache. Il y aura en outre 3 régiments de Calarachi pour faire le service entre les points, en s'échelonnant depuis Petrochani jusqu'en amont de Calarache. (Total: 9 bataillons, 5 batteries, 11 escadrons.)

„Je ne tarderai pas à faire connaître à Votre Altesse Impériale l'effectif exact de ces troupes et les noms de leurs chefs respectifs.

„Votre Altesse Impériale peut être convaincue que nous sommes les premiers intéressés à veiller à la sécurité de nos frontières, et que nous prendrons en conséquence toutes les mesures pour bien défendre la ligne du Danube.

„La 4me division, sous le commandement du Général de Brigade Angelesco, s'est mise en marche pour se diriger sur Lom-Palanka, et a reçu l'ordre de prendre toutes les dispositions pour observer Vidin.

„La 2me division, sous le commandement du Général de Brigade Cerkez, qui occupe actuellement les positions de Plewna, au fur et à mesure qu'elle deviendra disponible, se dirigera dans la même direction, pour pouvoir renforcer les troupes qui sont appelées à cerner Vidin et Belgradjik.

„Par un Ordre du jour que je viens d'adresser à l'armée roumaine, je lui ai fait connaître que je prends le commandement suprême de toutes mes troupes sur les deux rives du Danube, en nommant le Général de Division Cernat Chef de mon Etat Major.

„Votre Altesse Impériale appréciera donc que ces troupes ne sauraient être soumises à un autre commandement que le

Digitized by Google

mien, bien entendu toujours dans les mêmes rapports où moi et mon armée nous avons eu l'honneur de nous trouver vis-à-vis de Votre Altesse Impériale. Je prierai donc Votre Altesse Impériale de vouloir bien m'indiquer directement, comme par le passé, toutes les modifications et tous les mouvements qu'Elle jugera nécessaires.

„Quant aux rapports intimes que ma 3me division devra entretenir avec le détachement d'occident, le commandant de ce détachement pourra facilement s'adresser à moi ou à mon Chef d'Etat Major.

„Votre Altesse Impériale a consenti à nous céder un bateau. Je Vous serais reconnaissant, Monseigneur, de nous le donner à titre définitif, car nous devrons sans cesse le passer, monter et descendre le Danube pour les approvisionnements de notre armée, d'autant plus que les quatre bateaux que nous avons été heureux de remettre complètement à l'Armée Impériale dès le début de la campagne, se trouvent actuellement dans le Bas-Danube.

„Le commandant des canons de siège de Corabia, disant n'avoir pas reçu l'ordre de les faire transporter à Calafat, je prie Votre Altesse Impériale de faire donner les ordres nécessaires.

„En même temps je prie Votre Altesse Impériale de bien vouloir donner les ordres les plus précis, pour que, au fur et à mesure que les prisonniers arriveront à Bucarest, après avoir été remis entre les mains de l'Aide-de-Camp Général Drenteln, ils soient immédiatement dirigés sur les diverses destinations, pour éviter dans ma capitale de trop grandes agglomérations de nature à amener des maladies épidémiques."

Den 8./20. ist Fürst Carol gezwungen, seine Abreise aufzuschieben, da das Schneetreiben nicht nachgelassen hat und die Brücke bei Nikopoli unterbrochen ist.

Aus Holzmangel und wegen des starken eisigen Windes ist es unmöglich, die Häuser zu erwärmen; auch gekocht wird nicht mehr; die Lebensmittel, besonders Brot, sind fast zu Ende, und im fürstlichen Hauptquartier haben die Rationen vermindert werden müssen. — Gegen Abend steigert sich noch die Gewalt des Schneesturmes, und während der Nacht kann Fürst Carol sich kaum erwärmen; ein Feldstuhl muß über seine Bettdecken gestülpt werden, damit der Luftzug sie nicht fortbläst.

Der Fürst hat den ganzen Tag an seinem Schreibtische zugebracht.

Dem russischen Kaiser hat Fürst Carol folgendes Telegramm gesandt: „Que Votre Majesté me permette de La remercier encore une fois, du fond de mon cœur, de toutes les bontés qu'Elle a eues pour Elisabeth et pour moi, et de L'assurer en même temps combien est sincère mon attache-

Digitized by Google

ment pour Votre Majesté. J'espère que le voyage de Votre Majesté s'effectue sans entraves, parce qu'ici nous avons un violent chasse-neige, qui rend tout déplacement très difficile."

Dann schreibt der Fürst seinem Vater:

„Bevor ich Bulgarien verlasse, wo ich vier Monate unter nicht leichten Umständen zugebracht habe, muß ich Dir noch einige Zeilen über die letzten großen Ereignisse schreiben. Der Fall von Plewna ist und bleibt der wichtigste Faktor dieses blutigen Krieges, und ich bin stolz darauf, daß meine junge Armee gerade hier mitgewirkt, und daß ich an diesem entscheidenden Punkte das Kommando geführt habe. Kaiser Alexander hat auch in vollem Maße anerkannt, daß wir der Aufgabe, die uns hier zugefallen, gerecht geworden sind. Als ich um $^1/_2$10 Uhr abends von Plewna nach Poradim zurückkehrte, umarmte er mich herzlich und sagte u. a.: „Je vous remercie du concours et de la persistance que vous avez prouvée dans cette époque difficile." Am Tage vor seiner Abreise hielt er noch eine Revue über die russisch-rumänischen Truppen ab und dankte ihnen für ihre tapfere Haltung. — Am folgenden Tage kam General v. Todleben mit dem Stabe der Westarmee zu mir, um sich zu verabschieden. Ich trennte mich mit tiefem Bedauern von dem mir so sehr sympathischen Manne, den ich beim Abschiede umarmte.

„Der Deutsche Kaiser hat mir durch Verleihung des Ordens Pour le mérite eine freudige Ueberraschung bereitet. Ich schicke Dir die Abschrift seiner Depesche, deren Wortlaut zu erkennen gibt, wie sehr der Kaiser sich gefreut hat, daß ein Hohenzoller in diesem Kriege eine Rolle gespielt und in dem für Rußland gefährlichsten Momente desselben mit seinem Heere rettend eingegriffen hat! Es war ein Moment, von dem ich Dir jetzt gestehe, daß mir nicht leicht dabei ums Herz war!

„Als ich im Jahre 1866 zu Berlin Abschied vom Könige nahm, um nach Rumänien zu gehen, sagte er mir, er könne sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß sich ein Hohenzoller unter den Halbmond stelle. Ich antwortete, daß ich die Suzeränität des Sultans nur anerkannte, um mich eines Tages auf ehrenvolle Weise von ihr zu befreien. Das ist eingetroffen: 7000 Türken, 200 Offiziere und 2 Paschas sind von meinen Truppen gefangengenommen worden und haben vor mir defiliert. Dagegen hätte man dem Sultan wohl kaum 20 gefangene Rumänen vorstellen können. Einer der Paschas sprach es aus, daß es von seinem Souverän nicht klug gewesen sei, mich nicht als Freund und Allierten gewonnen zu haben, und ich erwiderte ihm, daß wir nach dem Kriege sicherlich wieder die besten Freunde werden könnten.

Digitized by Google

„Da eine meiner Divisionen Giurgiu, Oltenitza und Calaraschi besetzen soll, lasse ich durch sie alle Gefangenen nach Bukarest transportieren, wo die Russen ihren Teil übernehmen werden. Die übrigen Truppen dirigiere ich gegen Widin, das jetzt zerniert wird.

„Mein Hauptquartier verlege ich nach Pojana bei Calafat; vorläufig bleibe ich zur Regelung der vielen angehäuften Geschäfte einige Zeit in Bukarest. Uebrigens habe ich mich so an das Kriegsleben und die damit verbundenen großen Entbehrungen und Ermüdungen gewöhnt, daß mir in Bukarest alles bequem vorkommen wird. Ich hatte Poradim schon vorgestern verlassen wollen, es trat aber ein so furchtbarer Schneesturm ein, daß es gefährlich gewesen wäre, sich auf den Weg zu machen; wir sind vollständig eingeschneit, der Schnee ist bis in mein Zimmer gedrungen, die Zelte sind steif gefroren und sehen wie Felsen aus. Ich bin sehr besorgt um meine Truppen, die auf dem Marsche sind; die russische Garde, die im Balkan ist, wird furchtbar leiden. Der Schnee liegt so tief, daß für den Augenblick die Operationen gänzlich stocken. Tausende von Pferden sind schon gefallen. Ich will morgen nach Nikopoli, wohin ich nur zu Pferde gelangen kann.

„Dieser Brief wird Dir zum Jahreswechsel zukommen, er soll Dir und der geliebten Mutter meine innigsten Wünsche bringen. Gebe Gott, daß das neue Jahr uns endlich wieder zusammenführe! Ungern scheide ich vom alten, das so reich an Ereignissen für mich und mein Land gewesen ist. Möge 1878 das begonnene Werk krönen und uns einen baldigen Frieden bringen! Rumänien bedarf desselben.

Sechs Monate lang bin ich jetzt von Bukarest abwesend gewesen und habe den Einblick in die Geschäfte verloren, obwohl ich allwöchentlich Berichte erhielt. Die Kammern zeigen sich patriotisch und arbeiten fleißig; weniger gut geht es mit den Finanzen, denn der Krieg hat uns bereits 25 Millionen Franken gekostet — ein Opfer, welches freilich ertragen werden muß und auch kann!"

Am 9./21. Dezember waren 8 Grad Kälte und tiefer Schnee. Obwohl der Wind nachgelassen hat, kann Fürst Carol noch immer nicht an die Abreise denken; er sendet einen Adjutanten mit Briefen zum Großfürsten nach Bogot und bringt den ganzen Tag wieder schreibend im Hause zu.

Die Deputation der gesetzgebenden Körperschaften, die ihm die Antwortadressen überreichen soll, ist, wie es heißt, in Caracal eingeschneit. Die Brücke bei Nikopoli soll durch das Unwetter stark beschädigt sein; die Donau geht bereits mit Eis. Der Großfürst bedauert, daß der Fürst nicht noch einmal nach Bogot gekommen ist.

Gegen Abend hört das Schneetreiben auf, aber schon jetzt sieht man die entsetzlichen Folgen desselben; auf der Dorfstraße liegen im Schnee erfrorene Pohonzen und rumänische Zugtiere!

Endlich ist am 10./22. Dezember der Tag der Abreise gekommen. Eine

Digitized by Google

Schwadron Roschiori ist morgens ausgeschickt worden, um den Weg zu bezeichnen. Es ist 16 Grad Kälte.

Um 8 Uhr bricht der Fürst auf. Sein Wagen (Schlitten sind leider nicht vorhanden) ist mit zehn Pferden bespannt, aber der Schnee ist so tief, daß man nur schrittweise vorwärts kommt. Außer der rumänischen Eskorte begleiten die russischen Ordonanzoffiziere, sowie die Grafen Wedell und Villaume den fürstlichen Wagen.

Um 10 Uhr ist Trstenik erreicht; schon hier liegen viele erfrorene Türken am Wege. Der Fürst fährt gleich weiter; bei einem Tatarendorf muß der eigentliche Weg verlassen und querfeldein über Schneemassen gefahren werden. Um $^1/_2$2 Uhr, in Muselinselo, begegnet der Fürst einem großen Transport von Gefangenen, der sich mühselig weiterschleppt; viele sind unterwegs vor Erschöpfung schon zusammengebrochen.

Der Fürst, der seine Reitpferde mitgenommen hat, steigt nun zu Pferde, in der Hoffnung, so schneller vorwärts zu kommen und den schier unerträglichen Anblick all der Qualen und Leiden rings um ihn her, die er doch nicht lindern kann, hinter sich zu lassen. Aber jeder Schritt vorwärts zeigt neue Tote und Sterbende — und mancher brave Dorobanze und Kalarasch liegt hier erfroren mit seinem Pferde. Wohl denen, welche schon in die Ruhe des Todes eingegangen sind und nicht noch vergeblich mit ihm ringen! Dieser Weg ist schlimmer als ein Schlachtfeld. Ergreifend sind die Gruppen, die hier der eisige Tod umarmt hat: rings um ein Wagenrad, auf dem sie ihr letztes Feuer angezündet hatten, kauert erstarrt ein ganzer Kreis von Türken! Je mehr der Fürst sich Nikopoli nähert, desto zahlreicher werden die Toten. Sein Pferd bäumt sich und will nicht über alle diese Leichen von Menschen und Tieren fort, aber der Fürst muß vorwärts. Oft steigt er ab und geht ein Stück zu Fuß, um sich zu erwärmen, denn eisig weht der Wind. Bei Sonnenuntergang erreicht er das Plateau von Nikopoli, auf welchem buchstäblich eine Allee von Leichen liegt, Mann neben Mann, ein furchtbarer Anblick! — Eine traurige Heimkehr für den siegreichen Feldherrn!

Die Offiziere der Garnison und die Behörden der Stadt Nikopoli sind dem Fürsten entgegengeritten, ebenso der russische Präfekt. Fürst Carol begibt sich zuerst in die Zitadelle; von dort reitet er den steilen, furchtbar glatten Berg herab unter Böllerschüssen in die Stadt ein. Auf dem Hauptplatze, vor dem fürstlichen Quartier, ist das 10. Dorobanzenregiment aufgestellt; der Fürst schreitet die Front ab und begibt sich dann zum russischen Präfekten, bei dem die Unterkunft für ihn vorbereitet ist.

Die Straßen der Stadt gleichen einem wüsten Heerlager; eine Unzahl von Wagen und Karren haben sich festgefahren, viele Trainknechte liegen auch hier, vor Kälte erstarrt, tot neben ihrem kleinen Gefährt; — dem Fürsten fallen unwillkürlich vor langen Jahren gesehene bildliche Darstellungen von Szenen aus dem Rückzuge der Großen Armee aus Rußland ein.

Der Fürst hat zugesagt, das Mittagsmahl inmitten seiner Offiziere in der

Digitized by Google

Zitadelle einzunehmen. Diesmal klimmt er zu Fuß den steilen, mit Glatteis bedeckten Berg hinan. Außer dem Offizierkorps des 10. Dorobanzenregiments wohnten auch die in der Stadt anwesenden russischen Offiziere dem Mahle bei. Das Speisezimmer ist schön dekoriert worden, und die Offiziere sind sehr stolz, ihren siegreichen Kriegsherrn in ihrer Mitte begrüßen zu dürfen.

Beim Heimwege muß der Fürst an den Festungsgräben vorbei, in denen Tausende türkischer Gefangenen untergebracht sind; bei dieser bitteren Kälte müssen die Aermsten im Freien ausharren, ohne die nötige warme Bekleidung. Ihr Jammern dringt laut durch die dunkle Nacht und erschüttert den Fürsten, der außer sich ist über dieses Los seines tapferen Gegners.

Das Dorobanzenregiment auf dem Hauptplatze muß der Sicherheit wegen unter freiem Himmel kampieren, da in Nikopoli augenblicklich 11000 Gefangene und nur 1800 Mann zu ihrer Bewachung sind.

Am 10./22. Dezember ist Kaiser Alexander unter begeistertem Jubel der Bevölkerung in seine Hauptstadt Petersburg zurückgekehrt. — Abends erhält der Fürst folgendes Telegramm des Großfürsten: „Comme Tu sais, les Serbes ont occupé le défilé de St. Nicolas. Je Te prie de donner ordre immédiat à Haralambi qu'il transmette à Arnoldi cette nouvelle, afin qu'il entre en communication avec les Serbes, ainsi qu'avec Tes troupes qui marchent vers Vidin et Belgradjik." — Am selben Tage haben die Truppen der I. Rumänischen Division (Oberst Lecca) Artscher-Palanka besetzt, dessen türkische Besatzung sich auf Widin zurückgezogen hat.

Die Herren des fürstlichen Gefolges sind nicht bis Nikopoli gekommen, sondern in tiefem Schnee geblieben, nur zwei Adjutanten begleiten den Fürsten.

Fürst Carol hat alle seine Pferde sogleich noch am Abend nach Turnu-Magurele vorausgesandt; der dortige Distriktspräfekt ist schon über die Donau gekommen, um alles zu regeln.

In der Nacht des 11./23. Dezember sind 22 Grad Kälte gewesen.

Der Fürst bricht früh auf, um mit seinen zwei Adjutanten in einer vom Großfürsten ihm zur Verfügung gestellten Dampfschaluppe, die vom Kapitän Nowosilski kommandiert wird, über die Donau zu setzen. Es herrscht starker Eisgang; die Brücke ist teilweise noch vorhanden, und Eisschollen prallen wütend gegen ihre Joche an. Die Fahrt über den mächtigen Strom dauert mehr als eine Stunde, und die kleine Schaluppe ist wiederholt in größter Gefahr, von den Eisschollen zertrümmert zu werden. Der Fürst steht die ganze Zeit bereit, um über Bord zu springen, falls das Gefürchtete eintreten sollte. — Am gestrigen Tage ist ein kleiner Dampfer, der mit türkischen Gefangenen über die Donau fuhr, zwischen Eisschollen derart festgeklemmt gewesen, daß er nicht weiter konnte. — Von dem rumänischen Ufer aus, wo eine Jägerkompagnie aufgestellt ist, verfolgen der Ministerpräsident Bratianu und eine große Menschenmenge in ängstlicher Stimmung die gefahrvolle Ueberfahrt.

Mit freudigem Gefühl betritt Fürst Carol die heimatliche Erde, und unbeschreiblich ist der jubelnde Zuruf, mit welchem die hier versammelten Tausende

Digitized by Google

ihn empfangen. — Vom Landungsplatz hat der Fürst noch 4 Kilometer im Schlitten zu fahren, bis er in Turnu-Magurele anlangt; feierlich eingeholt, begibt er sich zuerst zum Tedeum in die Kirche. — Beim Bürgermeister, wo der Fürst absteigt, erscheinen ihm die Zimmer äußerst elegant und behaglich. Nach vier Monaten des Feldlagerlebens ist es ihm etwas so Ungewohntes, in gutgeheizten Räumen auf einem bequemen Stuhle Platz zu nehmen. — Im Laufe des Tages besucht Fürst Carol die im Spital untergebrachten Verwundeten und ordnet an, daß schleunigst die Toten bestattet werden, die auch auf diesem Ufer noch zahlreich genug die Spuren der Gefangenentransporte bezeichnen.

Den 12./24. Dezember kommt die Nachricht, daß das 2. Kalaraschenregiment eine Rekognoszierung bis nach Nazir-Mahala und Witbol, 9 Kilometer von Widin, unternommen hat und beide Orte von Türken besetzt fand.

Das IX. Korps der Russen ist in Orhanieh eingetroffen. General Gurko hat nun 84 Bataillone, 64 Schwadronen und 200 Geschütze unter seinem Kommando, nahezu 80000 Mann. Die Bezeichnung Westarmee ist auf dieses Detachement übergegangen.

Fürst Carol verbringt den ganzen Tag in den Lazaretten von Turnu-Magurele, um die Verwundeten zu besuchen und Medaillen an sie auszuteilen. Ueberall üben Damen der Gesellschaft oder Nonnen aus den Klöstern der Moldau und der Walachei mit opferfreudiger Nächstenliebe die Pflege aus. Unter den Verwundeten befinden sich viele Türken. — Unter andern empfängt Fürst Carol auch den türkischen Obersten, der am 30. August die Griwitzaredoute verteidigt hatte und sich nun auf dem Durchmarsche als Gefangener in Turnu-Magurele befindet. Der Fürst spricht ihm seine Anerkennung aus für die Tapferkeit, mit der er den Rumänen ihre Aufgabe so sehr zu erschweren gewußt hatte.

Es freut den Fürsten Carol, daß gerade zur Feier des Weihnachtsabends folgender Brief des Fürsten Karl von Hohenzollern eintrifft:

„Plewna ist gefallen — Ruhm und Ehre für Dich und Deine Armee in Fülle — Rumänien am Vorabende seiner vollständigen Unabhängigkeit — das zuschauende und abwartende Europa überrascht — neue große Ereignisse im Anzuge — was will man mehr, und welch glücklicher Jahresschluß! — Deine Person ist in den Vordergrund getreten, Dein militärischer Ruf ist ein festes Gebilde geworden, und so sehr mich das schon für Dich freut — es fällt ja dann ein Abglanz auf unsern Namen überhaupt, so liegt der größte Gewinn doch darin, daß Dynastie und Land nunmehr durch Blut und Erfolg unauflöslich verbunden sind! Das Parteigezänk muß fortan verstummen, Rumänien muß nun durch den Ausbau seiner Selbständigkeit seine Lebenskraft bewähren und den Großmächten praktisch darlegen, daß es ein notwendiges Glied der europäischen Staatenfamilie geworden ist.

„Den Erfolgen Deiner tapferen Truppen bin ich mit unverminderter Spannung gefolgt. Die Organisation hat sich treff-

Digitized by Google

lich bewährt, der Geist des Offizierkorps ist die Frucht Deiner Erziehung, und die Leistungen sind überall solche gewesen, wie man sie kaum von alten Truppen zu erwarten berechtigt ist. Es muß der höchste Lohn für Deine aufopferungsvollen Mühen sein, diese Erreichung eines konsequent verfolgten Zieles, die zugleich ein Triumph ist gegenüber der öffentlichen Meinung im übrigen Europa, welche dem rumänischen Staatswesen und Heere niemals große Sympathien entgegengetragen hat!

„Ein solcher Triumph der Realität über falsche Vorstellungen, die oft an Feindseligkeit gegrenzt haben, bleibt der Geschichte einverleibt — weil er Wahrheit ist.

„Demnach meine heißesten Glückwünsche zu den errungenen Lorbeeren! Ohne schmerzliche Verluste sind Erfolge niemals zu erhoffen — alles kommt dabei auf das richtige Verhältnis an, und für den Ruhm und die Ehre Rumäniens und seines Fürsten sind die Opfer nicht zu groß!

„Was nun nach dem Falle Plewnas sich weiter ereignen wird, ist vorerst nicht zu erkennen. Ich glaube nicht an die Voraussagungen der Presse auf den baldigen Frieden, denn Rußland kann sich unmöglich mit dem Resultat von Plewna begnügen, sondern muß die unrichtige Einleitung seiner ganzen Kampagne gegen die Türkei, die auf falschen Berechnungen und auf Unterschätzung des Feindes beruhte, wieder wettmachen. Für Rumänien ist es allerdings wohl ein Glück gewesen, daß alles so gekommen ist, denn gerade durch die Unzulänglichkeit der russischen Kriegsmittel wurde die Unterstützung der rumänischen Armee zur Notwendigkeit, und es erscheint geradezu als Werk der Vorsehung, daß den Rumänen auf dem Kriegstheater solche Aufgaben und Leistungen zufielen, welche sie in den Augen Rußlands und Europas als ebenbürtiges Glied hinstellten.

„Täglich erhalte ich die rührendsten Beweise, wie das große Publikum in Deutschland sich für Dich zu interessieren anfängt: Glückwunschtelegramme von allen Seiten, und auch aus der preußischen Armee Worte stolzer Befriedigung, daß Du aus ihr hervorgegangen bist und Dir einen Ehrenplatz errungen hast! Ohne Krieg wäre alles spurlos verklungen, und nur wenige hätten sich daran erinnert, daß Du preußischer Offizier gewesen bist.

„Die von Dir gestifteten Orden haben jetzt einen hohen Wert erhalten, und niemand wird mehr die Achseln über sie zucken.

„Wohl dem, der die Geduld des Abwartens besitzt! Ihm fallen unvermeidlich einmal die reifen Früchte in den Schoß! So ist es Dir nach zehn bis elf mühevollen, prüfungsreichen Jahren ergangen.

„Nach Ueberwindung der militärischen Schwierigkeiten werden in erhöhtem

Digitized by Google

Maße die politischen sich auftürmen. Das Dreikaiserbündnis muß sich jetzt bewähren, denn wenn es fest gekittet ist, liegt die Entscheidung über die europäischen Dinge allein in seiner Hand. Die Donau muß frei bleiben bis ins Schwarze Meer und Rumänien die Hüterin dieser Freiheit sein. Ein andres Interesse hat Deutschland nicht, und selbst Oesterreich, wenn ihm noch einige nationale Garantien gegeben werden, kann eigentlich nichts andres beanspruchen, als daß ihm seine größte Handelsarterie nicht unterbunden werde.

„Deshalb würde, wenn sich bewahrheiten sollte, daß Rumänien sein bessarabisches Territorium mit einem Teile der Dobrudscha vertauschen sollte, ein solcher Tausch den übelsten Eindruck machen, denn die Zollpolitik Rußlands ist unsern deutschen und österreichischen Interessen diametral entgegengesetzt. Ich hoffe zu Deinem Besten, daß dieses „On dit“ eine Erfindung bleiben möge.

„Ich kann nicht sagen, wie unendlich gespannt ich auf die Lösung aller nun auftauchenden Fragen bin, namentlich unter welchen Formen und Garantien die völlige Unabhängigkeit Rumäniens sich entwickeln und seine allgemeine Neutralisierung ausgesprochen werden wird.

„Doch ich will das unfruchtbare Feld der Konjekturalpolitik verlassen und mich vielmehr mit Dir freuen und Gott preisen und danken, daß Du glücklich durch alle Gefahren gekommen und vor allem niemals von Deinem körperlichen Befinden im Stich gelassen worden bist, ein Beweis, wie der Körper dem Geist untertänig sein muß, wenn letzterer klar und willensfähig bleibt!

„Auch über Elisabeth herrscht nur eine Stimme dankbarster Anerkennung und Bewunderung des Heldensinnes, mit dem sie sich ihren schweren Pflichten hingegeben hat.“

Den 13./25. Dezember ist dichter Nebel bei 8 Grad Reaumur Kälte.

Ehe der Fürst Turnu-Magurele verläßt, verhandelt er noch mit Bratianu wegen der Verproviantierung der in Bulgarien operierenden Truppen.

Gegen Mittag besteigt Fürst Carol mit dem Oberst Gaillard, den er eingeladen hat, ihn nach Bukarest zu begleiten, den Reisewagen und fährt ab. Mehr als zwanzig Schritt weit kann man in dem Nebel nicht sehen, in dem die weiße Schneefläche wie in einem Meer verschwimmt; der Bart des Fürsten gefriert wie bereiftes Riedgras. Ueber Putineu, wo in dem hübsch eingerichteten Hause des Grundherrn gefrühstückt wird, geht es weiter nach Ruschi-de-Wede; auf der ganzen Fahrt dahin erblickt der Fürst kein Dorf, kein Haus, nur den weißen, tiefen Schnee, in welchem auch hier tote Türken und Zugtiere eingebettet liegen. Weiterzukommen ist bei den Schneemassen unmöglich; so übernachtet der Fürst in Ruschi-de-Wede im Hause des Bürgermeisters, der ihn am Weichbilde des Städtchens an der Spitze der Notabeln und der Schuljugend mit dem traditionellen Brot und Salz bewillkommt hat.

Am 14./26. Dezember fährt der Fürst ab bei 10 Grad Kälte. Den ganzen

Digitized by Google

Tag arbeitet sich der Schlitten nur mit größter Schwierigkeit durch den Schnee, obgleich zahlreiche Bauern aufgeboten sind, um den Weg zu bahnen; seit Anbruch der Dunkelheit kann nur Schritt gefahren werden. Die Entfernung bis zum Bahnhofe von Costeschti (70 Kilometer) ist endlich, um $^1/_2$8 Uhr abends, zurückgelegt. Auf dem Bahnhofe, wo der Fürst von dem Minister Aurelian und dem Hofmarschall Vakarescu empfangen wird, steht der Zug bereit, und um 8 Uhr abends trifft er unter unbeschreiblichem Jubel der Bevölkerung in Piteschti ein. Der Bahnhof faßt die Menschenmenge nicht, die ihren Fürsten sehen, ihm zujauchzen will. Der Metropolit-Primas zelebriert in der Kirche, wohin der Fürst durch die illuminierte Stadt sich sogleich begibt, ein Tedeum. Dann hat der Fürst noch zahlreiche Deputationen zu empfangen und an einem Bankett teilzunehmen, trotz seiner sich stark fühlbar machenden Müdigkeit.

Am 15./27. Dezember ist über Nacht plötzlich Tauwetter und Regen eingetreten.

Fürst Carol empfängt am Vormittage die Delegationen der Kammer und des Senats, die ihm schon in Nikopoli ihre von den Ereignissen unterdessen überholten Adressen hatten überreichen sollen, aber durch den Schneesturm festgehalten worden waren. — Die Huldigungsadresse des Senats hebt mit gerechtem Stolze hervor, daß mit dem Donauübergange das rumänische Heer unter der hohen Führung des Fürsten seine ganze Schuldigkeit getan habe, und verspricht, daß der Senat durch ein Gesetz für die Witwen und Waisen der Gefallenen sorgen werde. Die Unabhängigkeit des Landes werde von Europa sicherlich anerkannt werden. — Die Kammeradresse konstatiert gleichfalls, daß der Donauübergang im Interesse der Landesverteidigung erfolgt sei, und das Heer unter des Fürsten Auge seine Pflicht getan habe. Willig und freudig habe das Land die schweren Opfer gebracht und stehe treu zu Fürst und Regierung.

Fürst Carol dankt den Vertretern der gesetzgebenden Körperschaften für ihre patriotischen Worte und spricht sein Bedauern aus, daß das schlechte Wetter die Deputation verhindert habe, ihm die Adressen auf bulgarischem Boden zu überreichen. Er habe nie daran gezweifelt, daß die Vertretung des Landes mit ihm und der Regierung eins sein werde in der Freude über die Erfolge der Armee; durch diese Einigkeit werde die künftige Stellung Rumäniens am besten gesichert werden, damit aus dem vergossenen Blute der Tapferen, welches die europäischen Mächte von der Lebenskraft Rumäniens überzeugt habe, eine gesegnete Zukunft erspriesse. Er selbst werde, so gerne er inmitten seines Volkes weile, sich doch beeilen, sobald es nötig erscheinen würde, auf den Kriegsschauplatz zurückkehren, um von neuem mit seinen Truppen Not und Gefahr zu teilen.

Nachdem Fürst Carol in dem Lazarett noch die Verwundeten besucht hat, fährt er, vom Metropoliten begleitet, um 10 Uhr nach der Hauptstadt ab. Auf allen Stationen findet ein überaus herzlicher Empfang statt. In Goleschti

Digitized by Google

legt der Fürst einen Kranz auf dem Grabe des in seiner Abwesenheit verstorbenen Generals Nikolaus Golescu nieder, welcher Mitglied der Statthalterschaft war, aus deren Händen Fürst Carol 1866 die Regierung Rumäniens übernommen hat.

In Titu, wo die Fürstin Elisabeth ihren Gemahl erwartet, findet nach vier Monaten langer, banger Trennung das ersehnte Wiedersehen statt.

Um 1 Uhr Ankunft in Bukarest, wo die Minister, die russischen Generale und ein zahlreiches Publikum den Fürsten begeistert empfangen. General Drenteln überreicht den Frontrapport, demzufolge noch zirka 57 000 Russen im Lande sind.

Im Galawagen, von Blumen ganz überschüttet, hält Fürst Carol seinen Einzug in die Hauptstadt, ihm zur Seite, strahlend vor Glück, die Fürstin. Der Zug geht durch die schön geschmückten Straßen, auf denen trotz Regen und Schmutz dichte Menschenmassen sich drängen, zuerst nach der Metropolie, wo die Geistlichkeit den Fürsten mit den heiligen Bildern empfängt. Unterwegs am Theaterplatz, an einem Fenster des Hotel Brofft, hat Fürst Carol den gefangenen Osman-Pascha erkannt, der ihn ehrerbietig grüßte; derselbe wird nächstens nach Rußland überführt werden.

Nach dem Tedeum begibt sich das Fürstenpaar in die Gemächer des Metropoliten und von da in die Kammer, die dem heimkehrenden Sieger eine großartige Ovation bereitet.

Der Fürst besteigt den Thron und begrüßt die Vertreter des Volkes mit folgender warmen Ansprache: „Elf Jahre seien verstrichen, seit er zum erstenmal diesen Saal betreten, um dem Lande und dessen Vertretern kund zu tun, daß er fortan die guten und die bösen Geschicke Rumäniens zu teilen gewillt sei. Während dieser elf Jahre habe er für sein Land manche Not, manche Schwierigkeit zu besiegen gehabt, und vor sechs Monaten hätten Ereignisse sich vollzogen, die ihn zur Verteidigung der Ehre und Unantastbarkeit Rumäniens an die Spitze seiner Truppen gerufen hätten. Das ganze Land wisse, wie glänzend das Heer das ihm entgegengetragene Vertrauen gerechtfertigt habe, und er, der Fürst, vom Schlachtfelde zurückgekehrt, auf dem die heißesten Wünsche des Jahres 1866 ihrer Verwirklichung entgegengeführt worden seien, habe heute seinen Schritt zuerst hierhergelenkt, zu der Vertretung seines Landes und Volkes, das mit ihm eins gewesen sei in Hoffen und Denken während der jüngst durchlebten schweren Zeit, sowie in der Freude über die Großtaten des rumänischen Heeres. Er sei stolz, an der Spitze dieser Tapferen zu stehen, die ihr Blut gegeben hätten für die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Möge Gott das freie Rumänien segnen und allezeit sein tapferes Heer stärken!"

Lauter Jubel folgte dieser Rede des Fürsten Carol.

Digitized by Google

Darauf ergriff der Präsident der Deputiertenkammer, Constantin A. Rosetti, das Wort zu begeistertem Dank und Preis für den siegreich heimgekehrten Herrscher: „Einst habe ihm das Land seine Geschicke anvertraut, weil er aus einem Heldengeschlechte stamme; jetzt ist es allen offenbar geworden, daß Adler wieder Adler erzeugen, und Eichbäume wieder Eichbäume, und daß der Fürst zu den Männern gehöre, die ihr Volk seiner Größe entgegenzuführen wüßten! Allein die Geschichte werde nicht nur den Kriegsruhm preisen, den der Fürst Carol sich erworben, sondern vor allem werde sie ihn hinstellen als ein in den Annalen der Völker unerhörtes Beispiel, daß der Herrscher eines kleinen Landes es verstanden habe, demselben alle seine Freiheiten und Rechte unberührt zu bewahren inmitten der Ueberschwemmung durch eine durchziehende große, fremde Armee und inmitten den Anforderungen eines großen Krieges." Der Präsident der Deputiertenkammer schließt mit einem Willkommen für den Feldherrn und für die Fürstin — „den süßen Trost der Verwundeten".

Immer von neuem bricht der Beifallssturm los. Als dann die Feierlichkeit in der Kammer beendet ist, fährt der Fürst mit der Fürstin nach dem schön geschmückten Palais und genießt einige Stunden der Ruhe. Um 7 Uhr bringt die Bürgerschaft einen Fackelzug dar, und das Fürstenpaar macht eine Umfahrt durch die belebte, illuminierte Stadt. Ein schöner, harmonisch abschließender Tag.

Den 16./28. Dezember verbringt Fürst Carol den ganzen Morgen mit der Fürstin. Zum Frühstück ist der Großfürst Alexis bei ihnen, den Fürst Carol vom Hotel abgeholt hat.

Abends überbringt der deutsche Generalkonsul dem Fürsten ein Handschreiben des Kaisers mit den Insignien des Ordens Pour le mérite sowie einen Brief des Kronprinzen.

Des Kaisers Brief ist aus Berlin vom 18. Dezember:

„Hierbei sende ich Dir die Dekoration des Ordens Pour le mérite, den Dir mein heutiges Telegramm annoncierte, und wiederhole, wie ich wahrhaft erfreut bin, Dir öffentlich diese Anerkennung Deiner kriegerischen Leistungen zu verleihen! Deine ganze Haltung in so vielen schwierigen Momenten bei Ausbruch des blutigen Krieges und der ganzen bisherigen Dauer desselben hat sich nicht weniger diese Anerkennung erworben, und wird die gebührende Anerkennung beim einstigen Friedensschluß gewiß nicht ausbleiben, so daß ich dann auch Deinen mir zugedachten Orden werde annehmen können. Gott mit Dir. — Dein Dir treu ergebener Vetter Wilhelm."

Der Brief des Kronprinzen, datiert Wiesbaden, den 22. November, hat folgenden Wortlaut:

„Es hat mich sehr gerührt, daß Du, inmitten der gewaltigen Anforderungen an Deine militärische Tätigkeit auf dem blutigen Kriegsschauplatz, meines Geburtstages gedachtest und Zeit fandest, einen so interessanten, inhaltsreichen Brief an mich zu richten. — Meinen aufrichtigen, herzlichen Dank schob ich auf, weil ich

Digitized by Google

damit gern den Glückwunsch für einen großen Waffenerfolg verbinden wollte und der Fall Plewnas öfters schon als unmittelbar bevorstehend bezeichnet wurde. Da derselbe jedoch immer noch ausbleibt, so mache ich mich endlich daran, mich mit Dir zu unterhalten, um Dir vor allen Dingen zu sagen, daß ich Dich in Gedanken täglich aufsuche und meine Freude daran habe, Dich mit so viel Ehren und Erfolgen an der Spitze der von Dir ins Leben gerufenen Armee kämpfen zu sehen. — Die Motive des Kampfes gehören hier nicht her, denn ich habe nur mit Dir, meinem lieben, alten Freund zu tun, kann also hier auch das sagen, daß ich aus dem Abschluß der furchtbaren Menschenopfer das Beste, Vorteilhafteste für Dich erhoffe. Wie? das weiß zur Stunde wohl noch niemand, und viel Wasser wird die Donau herablaufen, ehe ein greifbares Friedensresultat erzielt sein wird!

„Schon Wochen vorher, ehe Dein lieber Brief eintraf, hatte ich nach Einsicht Deiner Tagesbefehle für den Sturm auf Plewna gleich erkannt, wie gut Du die 1864 gemachten Erfahrungen verwerteteſt. Aus Deinen Mitteilungen sehe ich meine Urteile bestens ergänzt und bin sehr froh, daß einer unseres Stammes gerade während der kritischen Periode der Komplikationen auf eurem Kriegsschauplatz es verstanden hat, sich so rasch Anerkennung und Vertrauen zu erwerben. Der Kaiser las Deinen Brief mit größtem Interesse und teilt meine Empfindungen vollständig. Da wir nur spärliche Berichte bekommen, deren Inhalt natürlich auf die vielen Augen berechnet ist, welche hineinblicken, ehe sie die Donau usw. passieren, bringt ein Privatbrief wie der Deinige willkommene Aufklärung über mancherlei.

„Soviel Vorteile mit der Zeit auch die Masse der Russen erringen muß, beibt doch das Faktum, daß Deine Hilfe begehrt werden mußte — ein bedeutendes Ereignis. Ferner ist jedermann von neuem bewiesen worden, daß derjenige, der einen Krieg will, den Gegner nicht unterschätzen darf! Am meisten sind wohl die Türken selbst, deren Tapferkeit hinter Verschanzungen sprichwörtlich bekannt ist, über ihre Erfolge erstaunt gewesen; sie würden sicherlich noch viel mehr ausrichten, wenn nicht stets die unberechenbaren Stambuler Palastintrigen eingriffen und Personalveränderungen verursachten. Anderseits können wir Deutsche uns freuen, daß ein Todleben doch noch herangeholt werden mußte, der dann auch gleich andres Leben in die Unternehmungen brachte. Aber wie sonderbar bleibt es doch, daß man bewährte, kriegserfahrene Offiziere zu Hause ließ, dagegen Theoretikern und Unerfahrenen die wichtigsten Einleitungen übertrug! Bei allem Neid der Russen auf Deutschland hätte man doch erwarten können, daß sie wenigstens ihren Generalstab sorgsamer rekrutierten, als es zu ihrem großen Nachteil der Fall gewesen ist.

„Aller sonstigen Urteile über Anlage und Ausführung der einzelnen Abschnitte des Krieges enthalte ich mich, bis wir sie, wie gesagt, genauer zu übersehen vermögen. Deine Andeutungen lassen indessen genau ermessen, wie

Digitized by Google

schwierig die Stellung des Befehlshabers oft sein muß. Von den höheren russischen Generalen, deren Namen bisher genannt worden sind, kenne ich eigentlich keinen, desto mehr Todleben, den wir öfters bei uns gesehen und auch in Petersburg vielfach gesprochen haben und für den ich von jeher Sympathien empfunden habe.

„Der Umgang mit unsern Offizieren wird Dir manche Erholungsstunde bereitet haben; ich freue mich über die Anerkennung, die Du ihnen spendest. Sei so gut, sie bestens von mir zu grüßen und ihnen zu sagen, daß ich mich aufrichtig freue, sie in der russischen Armee so gewürdigt und ihrer Tapferkeit wegen gepriesen zu wissen . . .

„11. Dezember.

„Bis hierher war ich trotz vieler Unterbrechungen gekommen, als die Kunde von der Einnahme Plewnas eintraf, welche Dich und die Deinen wieder in besonderer Weise hervorhebt. Empfange denn meine herzlichen Glückwünsche zu diesem neuen Lorbeerblatt! Welche Genugtuung nach der langen, entbehrungsvollen Warteperiode, einen solchen Sieg miterringen zu helfen und einen so ausgezeichneten tapfern Gegner zu überwinden! Noch sind wir nur mit kurzen telegraphischen Nachrichten versehen; doch ergeben dieselben, daß es abermals zu blutigen, heißen Kämpfen gekommen ist, ehe Osman sich ergeben hat, und daß Du derjenige zu sein scheinst, an den er behufs Kapitulation gewiesen worden ist.

„Ich versetze mich in Deine Seelenstimmung: Freude über den Sieg, Schmerz über die vielen Opfer; Hoffnung auf eine neue Aera Rumäniens, und doch zugleich große Unsicherheit über die nächste Zukunft! — Möge sich für Dich nur alles zum Besten wenden, und wenn endlich der Friede einkehrt, Deine Stellung sich befestigen und klären!

„Immer und immer wieder verfolge ich Dich mit meinen Gedanken und vergegenwärtige mir Deine Befriedigung, nun auch an einem großen Kriege hervorragenden Anteil gehabt zu haben, nachdem Du 1866 und 1870/71 dem Heimatlande hattest fernbleiben müssen. Ebenso denke ich an Elisabeths Freude und an das jetzige Gefühl, das sie beseelen muß, solche Ereignisse an Deiner Seite zu erleben. Von ihrer hingebenden Tätigkeit auf dem Gebiete der Krankenpflege hören wir stets zu unsrer größten Freude, denn nichts kann ihr mehr Anerkennung erwerben, während Du im Felde bist, als mit solchem Beispiel voranzugehen. Bitte, sage ihr das alles in meinem Namen.

„13. Dezember.

„Begierig harren wir der Kunde, welchen Einfluß der Fall Plewnas auf den weiteren Gang des Krieges ausüben wird. Die meisten glauben, daß die

Digitized by Google

Türkei bis aufs äußerste Widerstand leisten wird, ehe sie sich ihren Länderbesitz schmälern läßt, wenn auch die Verluste an Menschen, Kräften und Material außerordentlich sind. — Wunderbar geht es am Lom zu, wo die beiden feindlichen Heere sich beobachtend gegenüberstehen, und wo es dem Thronfolger noch immer nicht gelungen ist, einen entscheidenden Schlag zu führen.

„Doch nun genug; ich will diese antiquierte Epistel endlich abgehen lassen, denn sonst denkst Du am Ende, ich wollte nichts von Dir wissen!

„Ganz im engsten Vertrauen aber noch die Bemerkung, daß der Kaiser aus politischer Pflichtrücksicht es für geboten erachtet, Dein freundliches Ordensanerbieten erst nach geschlossenem Frieden zu beantworten. Du wirst die Motive verstehen, welche uns nötigen, den bisherigen Statusquo zu beachten, bis infolge Deiner Waffentaten eine Neuordnung der Dinge auf dem Wege politischen Rechts vertragsmäßig anerkannt sein wird.

Nur diese, freilich bindenden Rücksichten können uns veranlassen, einem lieben Verwandten wie Dir für den Augenblick also zu antworten — das wirst Du begreifen!

„Und nun Gottes besten, reichsten Segen Dir und Elisabeth wünschend, rufe ich Euch auch Prosit Neujahr zu, verbunden mit Viktorias allerherzlichsten Grüßen.

„Es umarmt Dich in Gedanken, mein lieber alter Karl, Dein treuer Freund und Vetter Friedrich Wilhelm."

Fürst Carol feiert den 17./29. Dezember in besonderem Glücksgefühl den Geburtstag der Fürstin Elisabeth; sie führt ihn im Schlitten in ihre Baracke, und er nimmt dort das Frühstück ein und besucht alle von ihr verpflegten Verwundeten.

Aus Petersburg kommt ein direkt gesandter Feldjäger an, um der Fürstin mit einem Briefe der Kaiserin den Katharinenorden in Brillanten zu überbringen.

Der Brief lautet folgendermaßen:

„St. Pétersbourg, 13 Décembre 1877.

„J'ai suivi avec un profond intérêt la part que Votre Altesse a prise dans les grands événements qui ont cimenté, sous le symbole de la Foi Chrétienne, les antiques liens existant entre la Roumanie et la Russie. Je sais tout ce que Votre Altesse a apporté de dévouement dans l'accomplissement de la mission de charité qu'Elle avait, comme moi à remplir en présence des souffrances causées par cette terrible lutte. Je L'en remercie du fond du cœur, et me fais un véritable plaisir de lui conférer mon Ordre de Sainte Catherine en souvenir de cette communauté de sentiments et d'action pour le soulagement des maux de la guerre. Je La prie de l'accepter et de le porter comme un témoignage de vive sympathie et d'invariable amitié!

Marie."

Digitized by Google

Den 18./30. Dezember ist großer Empfang der hohen Behörden im Thronsaale durch das Fürstenpaar. Abends ist Galavorstellung im Theater.

Den 19./31. Dezember: 12 Grad Kälte, aber schöner Sonnenschein. Um 2 Uhr wird der Senat empfangen, der eine Ergebenheitsadresse überreicht. Darauf besucht der Fürst und die Fürstin das Militärhospital, in welchem die Damen der Bukarester Gesellschaft mit Hingebung die Krankenpflege besorgen; es liegen auch viele Türken daselbst.

Die Fürstin antwortet der russischen Kaiserin:

„Madame!

„C'est avec une profonde gratitude que je viens remercier Votre Majesté de la haute bienveillance qu'il Lui a plu de me témoigner en me conférant Son Ordre de Sainte Catherine.

„Souveraine d'un grand Empire, Auguste Protectrice de toutes les institutions de bienfaisance ainsi que de la Croix-Rouge, Votre Majesté consacre tous les instants de Son existence à soulager les souffrances de l'humanité et à réparer les maux de la guerre: je me suis efforcée d'imiter un exemple aussi noble, et je m'estime heureuse et fière d'avoir pu m'attirer l'approbation précieuse de Votre Majesté dans l'accomplissement de devoirs qui m'ont été facilités par le dévouement, le zèle et la charité des dames roumaines.

„L'insigne distinction dont Votre Majesté a daigné m'honorer, est doublement chère à mon cœur, puisqu'elle me rappellera aussi que la jeune armée roumaine, sous conduite de Son Prince, a eu l'honneur de combattre et de vaincre à côté de la valeureuse Armée Impériale pour le triomphe de la grande et sainte cause, dont Sa Majesté l'Empereur s'est fait le Généreux Défenseur avec le désintéressement et la magnanimité qui Le caractérisent.

„Chaque jour je fais des vœux ardents pour que Nos braves soldats marchent de victoire en victoire et que le Tout-Puissant Nous accorde bientôt une paix avantageuse et durable.

„Veuillez agréer, Madame, l'assurance de l'inaltérable et respectueux attachement, avec lequel je demeure

de Votre Majesté Impériale la toute devouée

Elisabeth."

Als Antwort auf den Brief des Großfürsten Nikolaus und dessen Tagesbefehl an die russisch-rumänischen Truppen vom 29. November/11. Dezember und 5./17. Dezember läßt Fürst Carol am 19./31. Dezember ein offizielles Dankschreiben an den Großfürsten abgehen, worin es heißt:

„Je me plais à réitérer à Votre Altesse Impériale, combien j'ai été heureux et fier de voir Ma jeune armée combattre à côté de la vaillante armée Impériale. Nos efforts combinés ont été couronnés par une brillante

Digitized by Google

victoire, et j'éprouve une satisfaction non moins grande que Votre Altesse Impériale, à constater la fraternité d'armes qui s'est établie entre nos deux armées, et les liens nouveaux et intimes qui se sont cimentés entre les peuples russe et roumain." (Fortsetzung folgt)

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Fortsetzung)

Berlin, den 22. März 1865.

Der Fürst war am 21. zum Geburtstage des Königs Wilhelm nach Berlin gereist.

Heute 10 Uhr große Gratulation. Die alte Königin war auch dabei. Die ganze Familie summte und schwirrte um die Blume des Festes, den König, der sehr wohl ist und uns äußerst freundlich empfing.

An Fremden sind hier: die Großherzogin Alexandria, Herzog und Herzogin von Altenburg mit Prinzessin Marie von Altenburg, Großherzog und Prinz Elimar von Oldenburg, Friedrich und Annette von Dessau.

Heute ist noch Familiendiner beim Kronprinzen und abends théâtrale musicale beim König.

Soeben sitzt Karl bei mir und erzählt von seiner Soiree, Stahr-Lewald, die übrigens sehr innozenter Natur sind. Böger und Velten waren heute auch schon bei mir und haben sich sehr nach Deinem Befinden erkundigt.

Karl Anton.

Im Mai 1865 ging Karl Anton wieder nach Wildbad. Er schreibt von hier aus am

21. Mai.

Jetzt eine Reisebeschreibung. In Köln, wo ich um 6 Uhr abfuhr, fand ich Fürst Alfred Solm auf dem Bahnhof, mit dem wir bis hierher gemeinschaftlich fuhren. In Mainz sah ich einen Augenblick Holstein und später den Grafen Keller, der nach Stolzenfels reiste, um das Schloß einzurichten für einen Besuch der Königin Elisabeth. Da Du diesen Sommer nicht in Düsseldorf bist, brauchst Du auch nicht hin.

Auf der Station nach Darmstadt sah ich den Kaiser von Rußland und den Großherzog von Weimar, welche dem württembergischen Königspaar das Geleit zur Eisenbahn auf dessen Rückreise nach Stuttgart gegeben hatten. Er fuhr mit unserm Zug bis Bruchsal. Ich habe mich natürlich nicht sehen lassen.

In Karlsruhe empfing mich der Großherzog auf der Bahn; ich fuhr mit

Digitized by Google

ihm ins Schloß und verbrachte ein paar gemütliche Stunden mit Großherzogin Luise und ihm zu. Großherzogin Luise sieht wohl etwas angegriffen aus, aber doch nicht so schlimm, wie die Königin geäußert hatte. Ich aß mit ihnen und den Kindern zu Mittag. Im Schloß anwesend, aber zufällig bei Großherzogin Sophie, sind die Großfürstin Michael mit ihrem Manne.

Vor der Abfahrt sah ich den Großfürsten; er erzählte mir von Carlo, dessen vortreffliches Herz er lobte, bei welchem er aber alle Abwesenheit sittlichen Ernstes bedauere. Beide aber hätten ihn sehr lieb gewonnen. Carlo hätte nur den einen Wunsch, nämlich in russische Dienste zu treten. Dies sei aber wegen seiner Qualität als Engländer schwierig. Jetzt reisen sie in der Krim, und nächsten Winter wollte Carlo wiederkommen.

Die Karlsruher Herrschaften grüßen Dich tausendmal und erkundigten sich mit größter Teilnahme nach Deinem Befinden; sie lassen Dir proponieren, auf der Reise nach Sigmaringen in Karlsruhe zu schlafen. Es ist überaus liebenswürdig von ihnen.

In Wildbad wurde ich durch die Familie Klumpp, den Fürsten Wolfegg, seinen Schwiegersohn, den Fürsten Zeil, Herr v. Reischach, Dr. Hausmann und den laut aufschreienden Hunden empfangen, die ihr Gebell mit den Tönen des von der Badkapelle angestimmten Preußenliedes und Düppelmarsches vermischten. Es war ein ungeheurer Spektakel!

Der Fürst gibt sodann über seine Tageszeit Aufschluß. Früh morgens macht er einen Spaziergang. Ueberall Sonntagsruhe, kein Mensch auf den Beinen, mit Ausnahme einer bebrillten Malerin, die einen Granitblock im Wasser mit Moospflanzen in Oel aufnahm. Palette, Regenschirm, Pläne usw., alles wie es im Buche steht. Ich hätte Dich gerne an meiner Seite gesehen, unter dem herrlichen Laubdach, dem murmelnden Bach entlang. Karl Anton.

Der Fürst blieb bis zum 8. Juni 1865 in Wildbad und reiste dann nach Hohenzollern zu seiner Gemahlin und Familie, so weit sie bei der Fürstin war. Am 3. Juli kehrte er sodann nach dem Rhein zurück. Er schrieb von Koblenz aus am

5. Juli 1865.

Du wirst Dich wundern, diesen Brief aus Koblenz zu erhalten. Ich bin hier durch die Freundlichkeit der Königin zurückgehalten worden und durfte ihr nicht abschlagen, ein paar Tage zu bleiben und sie auf ihren Exkursionen zu begleiten. Ich will Dir meine Reisebeschreibung zusenden. Nach Reutlingen bin ich bei kaltem Morgen schon nach 8 Uhr angekommen, also 4 bis $4^1/_2$ Stunden gefahren (von Sigmaringen). Spaziergang, um uns zu erwärmen. In Stuttgart traf ich mehrere Bekannte. In Mainz, wo ich um 6 Uhr ankam, ging ich mit Prinz Holstein in herrlicher Abendfrische auf der Rheinbrücke hin und her, worauf wir im „Rheinischen Hof" soupierten. Am nächsten Morgen fuhr ich mit Prinz Holstein, der aus Attention von der Königin meinetwegen auch eingeladen war, und wurden von der Königin sehr freundlich empfangen. Ich mußte

Digitized by Google

sogleich mit ihr nach Sayn fahren zu Fürstin Wittgenstein, indem sie mir erklärte, mich nicht fortzulassen, bis zu ihrer Abreise, indem ich immer noch Zeit hätte, nach Düsseldorf zurückzukommen. Ich fuhr mit ihr allein; im zweiten Wagen Gräfin Haake und der Kammerherr. Nachdem wir eine Stunde geblieben, fuhren wir nach Koblenz zurück, wo großes Kinderfest auf der Karthause war und zwar jenen Kindern, die unter den frères de la doctrine chrétienne erzogen werden. Es war ein hübsches Fest. Hernach Diner und nach demselben große Rheinpromenade bis 9 Uhr. Sodann Tee von 9½ bis 11 Uhr, wobei Scheuren schöne Sachen vorlegte.

Heute fuhr ich mit der Königin nach Godesberg zum Besuche der Familie Radziwill, sodann zu Camphausen und hierauf nach Mehlem zu Frau Deichmann.

Morgen reist die Königin um 3 Uhr ab über das Lahntal nach Babelsberg, ich sodann gleich nachher nach Düsseldorf, wo ich abends 8 Uhr ankomme. Ich kann nicht sagen, wie ich mich nach Inzighofen zurücksehne!

Karl Anton.

Karl Anton weilte den Winter und im Frühjahr teils zu Düsseldorf, teils in Berlin, wo er bei der königlichen Familie sehr gern gesehen wurde. Am 7. Februar 1866 schreibt er der Fürstin von Berlin aus. Er schrieb fast täglich; der Brief hat Interesse wegen der Personen, die in ihm aufgeführt werden.

Heute nur ein paar Worte. Zunächst Brief an Anton, dessen Tagebuch ich Dir schicke. Es ist recht interessant.

Gestern war die Soiree Benedetti außerordentlich hübsch. Es wurden von der französischen Truppe zwei Stücke gespielt, musterhaft, elegant und comme il faut. Sodann kleines Souper mit Büfett. Um 1 Uhr zu Hause!

Frau Benedetti überreicht im Namen des Kaisers Napoleon ein süperbes Bukett der Königin en revanche des Vorgangs in Paris ...

Karl Anton.

Benedetti war damals und bis 1870 (speziell auf Wunsch Napoleons) Gesandter in Berlin.

*

Berlin, den 22. März 1866.

... Heute morgen war große Gratulation der Familie, wo alle beisammen waren. — Neues habe ich heute nur wenig erfahren, nur so viel, daß die Situation äußerst ernst ist und einige Tage noch vergehen werden, bevor man klar sieht. Preußen würde ein gefährliches Spiel treiben, wenn es den Krieg anfangen wollte; denn es hätte nicht nur ganz Deutschland, sondern wahrscheinlich auch ganz Europa gegen sich. Uebrigens ist alles möglich, und beruhigend ist der Zustand keineswegs.

Karl Anton.

*

Düsseldorf, den 4. April 1866.

Die rumänische Angelegenheit schreitet schnell. Gestern die Nachricht von dem Antrag der Regierung in Bukarest, daß Karl vorgeschlagen werden solle,

Digitized by Google

heute schon die Mitteilung, daß er per Akklamation zum Herrscher und Regenten von Rumänien ausgerufen und erwählt worden ist. Die zwei Depeschen haben Dir den Schlüssel gegeben, eine aus Bukarest, die andre meine Antwort. Alles hängt nun von den Mächten ab. Aus Leopolds Brief, von gestern, den ich ihm schrieb, wirst Du die französische Auffassung erkannt haben. Jedenfalls fangen erst jetzt recht die Schwierigkeiten an.

Seit gestern ist es wiederum friedlicher geworden, und ich fange nun auch an, an keinen Krieg zu glauben. Karl Anton.

*

Düsseldorf, den 6. April 1866.

Das Wetter ist kalt und traurig, ganz der Politik entsprechend, welche seit zwei Tagen wieder ernster aussieht. Diese ewige Unsicherheit ist aufreibend, und ich fürchte, wenn es so fortgeht, daß es bis in den Sommer hinein dauert.

Jeder hat gleich recht und gleich unrecht, doch ist die Politik etwas zu aggressiv.

Karl sitzt bei mir, unglücklich, nicht zu Dir zu können, allein da er vorgestern Rittmeister geworden, so muß er baldigst zurück. Endlich für ihn doch auch ein Pas vorwärts!

Die rumänische Frage liegt nun in Berlin, und wenn es dazu kommt, so ist es immerhin ein großer Entschluß, allein auch eine große Zukunft.

Karl Anton.

*

Düsseldorf, den 9. April 1866.

Gestern abend ist Karl nach Berlin zurückgereist, und ich befinde mich wieder allein, einsam und inmitten der aussichtslosen Gegenwart höchst isoliert und angebunden, unfrei und verstimmt. Die Fluktuation zum Krieg und Frieden sind ziemlich spurlos, und heute sieht es wieder kriegerischer aus, seitdem die Note Bismarcks an Oesterreich bekannt geworden ist. Wenn Oesterreich sich diese Sprache gefallen läßt, so ist es ein Engel des Friedens.

... Von Berlin weiß ich übrigens nichts; die Königin hat mir auch lange nicht mehr geschrieben.

Die rumänische Angelegenheit ist im Gange; ich begreife Deine Besorgnisse und Zweifel wegen der Zukunft — allein so weit ist die Sache noch lange nicht, daß man sie als eine dem accomplissement nahe fait betrachten könnte. Sie befindet sich noch in embryonischer Gestalt. Karl Anton.

*

Düsseldorf, den 11. April 1866.

Die politische Situation ist um kein Haarbreit besser geworden. Kein Mensch weiß, wie das alles noch ausgehen soll und wird. Die Einberufung des deutschen Parlaments von Bismarck ist ein coup de désespoir, welcher seine Spitze gegen den Urheber unfehlbar wenden wird. Wo soll dieses Regieren hinführen!

Jeder Tag kann etwas Neues bringen, am wahrscheinlichsten aber den Krieg.

Digitized by Google

Von Berlin keine Nachrichten über die rumänische Frage. Karl schrieb mir heute ein paar Worte, daß der Kronprinz sehr dafür sei. Sonst sagt er nichts Neues, als daß Bälle, Konzerte und Gesellschaften wieder in lebhaftem Schwunge seien, ein seltener Kontrast.

Karl Anton.

*

Düsseldorf, den 17. April 1866.

Heute ist der politische Horizont wieder düster. — Ich kann Dir aber die Situation nicht beschreiben, weil sie immer stets wechselnd und verschieden ist.

Die rumänische Angelegenheit ist in vollem Gange. Karl ist beinahe einstimmig gewählt und zum Herrscher ausgerufen. Es drängt ihn, von Berlin wegzugehen, weil ihn jedermann anspricht, im Scherz und im Ernst, und ich habe ihm erlaubt, einige Zeit hierherzukommen. Ich bin in vollster Korrespondenz mit dem Könige und habe sehr viel zu tun in dieser Angelegenheit. Ich bin beinahe den ganzen Tag an den Schreibtisch gebannt. Oberst Rauch ist der Vermittler zwischen Berlin und hier, der König hat ihn mir zur Disposition gestellt, und er vollführt mit großer Anhänglichkeit die Aufträge; morgen schicke ich ihn wieder mit Depeschen nach Berlin ...

Den Depeschen, welche Fürst Karl Anton mit Bratianu gewechselt, fügt der Fürst bei: Cinq millions de Roumains acclament leur Souverain le Prince Charles, fils de Votre Altesse Royale. Tous les temples sont ouverts et la voix du clergé s'élève avec celle du peuple tout entier vers l'Eternel, pour le prier de bien bénir leur Elu et le rendre digne de ces ancêtres et de la confiance que la nation entière a mise en lui.

J. C. Bratianu.

Der Fürst antwortete:

Reçu avec vive émotion la nouvelle que Vous m'annoncez avec tant d'affusion de cœur. Le jugement sur l'opportunité et la décision de la question reposent maintenant dans les mains du Roi, auquel j'ai soumis de suite Votre communication.

Prince de Hohenzollern Carl Anton.

Fürst Karl Anton verfährt also gerade so, wie er auch 1870 gelegentlich der spanisch-hohenzollerischen Thronkandidatur verfahren hat und wie es nach dem Hausgesetz vom 24. Januar 1821, Titel IV, heißt, wo ausdrücklich gesagt wird: „Daß dem Könige von Preußen als Haupt des Gesamthauses Hohenzollern die ausschließliche Bestimmung über den Eintritt des jedesmaligen Chefs und der übrigen Mitglieder unseres fürstlichen Hauses in auswärtige Zivil- und Militärdienste zustehen soll."

*

Düsseldorf, den 20. April 1866.

Heute schreibe ich an Leopold einige Andeutungen wegen der rumänischen Angelegenheit, die in stetem Vorschreiten begriffen ist. Es präokkupiert mich sehr, und die Korrespondenzen nehmen mich ausschließlich in Anspruch. — Karl ist

Digitized by Google

heute morgen hier angekommen und feiert seinen 27. Geburtstag wenigstens im Elternhause. Karl Anton.

*

Berlin, den 1. Mai 1866.

Nach einer vortrefflich durchschlafenen Nacht bin ich hier angekommen. Der König, der um 11 Uhr von einer Besichtigung zurückkam, empfing mich sodann. Nach kurzer Meldung, weil Roon u. a. zum Vortrag schon warteten, entließ mich der König mit dem Befehl, um 6 Uhr abends wiederzukommen.

Da ich um 4 Uhr zum Diner nach Charlottenburg telegraphisch eingeladen werde, so wird aus der Unterredung mit Dunker, den ich tête à tête sprechen wollte, nichts.

Um 12 Uhr ging ich zu Schleinitz, mit welchem ich alles durchsprochen habe und welcher jetzt für den raschen fait accompli ist. Ich war zwei Stunden bei ihm. Sodann war ich bei Bismarck, der ganz seiner früheren Ansicht treu geblieben ist und möglichst rasches Handeln verlangt. Um 7 Uhr bin ich zur Königin bestellt und begierig, was sie sagen wird. Karl Anton.

Leider und unbegreiflicherweise fehlen hier die folgenden Briefe, die besonders wichtig und interessant sein mußten. Wir haben allerdings — und das ist ein Glück! — die „Aufzeichnungen eines Augenzeugen" in dem Buche „Aus dem Leben König Karls von Rumänien", die zu dieser Epoche im ersten Bande Ausführliches geben, besonders S. 1 bis 32.

Ferner fehlen die Briefe des Fürsten über die Vorgeschichte des Krieges von 1866, seine eigne Tätigkeit im Krieg und die tödliche Verwundung des Prinzen Anton beim Dorfe Rosberitz in der Schlacht von Königgrätz am 3. Juli 1866 mit seinem nachfolgenden Tode am 5. August 1866 zu Königinhof in Böhmen. Auf diese Episode verweisen wir auf das Buch: „Karl Anton Fürst von Hohenzollern", Seite 186 ff.

Erwähnt sei noch, daß Karl Anton aus politischen Gründen nicht für den Krieg von 1866 mit Oesterreich war. Er teilte diese Ansicht übrigens mit manchen hervorragenden Politikern jener Zeit. Als der Krieg dann ausgebrochen, da war er ganz Preuße und stand fest auf seinem verantwortungsvollen Posten als Gouverneur der Rheinprovinz und Westfalen. Siehe Zingeler, a. a. O., S. 183 ff.

Die rumänische Thronfrage nahm ebenfalls in jenen ereignisvollen Tagen ihren Lauf. Die Fürstin war nicht dafür und desgleichen nicht ihre Tochter, die Prinzessin Marie, die spätere Gräfin von Flandern. Beide jedoch aus verschiedenen Gründen. Während die Fürstin Josephine aus rein mütterlicher Besorgnis um die Zukunft des Sohnes sich mit dem Gedanken nicht befreunden konnte, war Prinzessin Marie dagegen, weil sie ihren Bruder zu gut für den rumänischen Thron hielt. Sie glaubte, ihr Bruder vergebe sich dadurch, daß er die damals allerdings zweifelhafte rumänische Regierung übernahm. Aber es zeigte sich in der Folge, daß sie den Bruder doch nicht genau kannte. Sie wußte nicht, daß er als ganz tüchtiger Regent mit ebenso großer Klugheit, Vorsicht und Weisheit zu Werke gehen würde ...

Digitized by Google

In den folgenden Aufzeichnungen wird nun die Thronkandidaturfrage, sowie der Krieg von 1870 behandelt.

Berlin, den 6. März 1870.

Bin ganz gut und unermüdet hier angekommen, empfangen von Leopold am Bahnhofe. Abends sprach ich noch Antoinette. König und Königin habe ich schon gesehen, beide äußerst liebevoll, aber mehr dagegen als dafür; ich glaube, wir kommen um die Schwierigkeiten herum, und es wird Ablehnung erfolgen. Heute bei dem Diner zu Ehren des Großfürsten Michael und Cécile werde ich Bismarck sehen. Der König will uns morgen entre nous trois haben; ich denke, es werden zwei gegen einen sein, und Don Salazar wird unverrichteter Dinge abziehen können.

Karl Anton.

*

Berlin, den 7. März 1870.

... Die Dinge in Rumänien sind nach hiesiger Auffassung nicht so schlimm, wie die Zeitungen angeben. Die Wahl Kusas ist eine Insolenz, aber beweist doch nicht soviel, wie es den Anschein hat.

Bismarck verläßt mich soeben, er meint, daß Karl einmal die Zähne zeigen müsse, indessen könnte er viel Zeit gewinnen, weil die Kammern aufgelöst werden und vor dem Herbst nicht mehr zusammentreten.

Don Salazar ist glücklich abgereist und wird die entscheidende Antwort in Madrid abwarten.

Bismarck ist sehr dafür, schon als große historische Zukunftsidee, was ich ihm nicht abstreiten konnte. Aber die andern Rücksichten brachten mich zu keiner andern Anschauung. Als ich ihm sagte, daß, wenn wir Anton noch besäßen, ich keinen Moment geschwankt haben würde, ihn vorzuschlagen, da stürzten diesem eisernen Manne Tränen aus den Augen.

Dieser Tage wird großes Konseil sein, um über die Frage definitiv zur Entscheidung zu kommen. Leopold ist viel ruhiger geworden und betrachtet sie (die Frage) mehr objektiv. Wird definitiv abgelehnt, so wird er mir wenigstens niemals den Vorwurf machen können, die Frage leichthin behandelt zu haben, aus Annehmlichkeitsgründen und intimen Familienrücksichten. Ein solch gewonnener Standpunkt ist für spätere Zeiten doch auch recht wichtig.

Kusa, der 1866 abgegangene Fürst von Rumänien, war 1870 im Januar im Distrikt Mehedintzi (Hauptort Turnu-Severin) zum Deputierten gewählt worden. In Turnu-Severin war das Fürstenpaar noch $2^1/_2$ Monate vorher glänzend empfangen worden. Fürst Karl legte dieser „Insolenz" nicht das geringste Gewicht bei.

Karl Anton erzählt diesen Zug Bismarcks auch an andrer Stelle. Es ist ein Beweis, daß der „eiserne Kanzler" ein weiches Gemüt besaß.

*

Berlin, den 9. März 1870.

... Die spanische Sache ruht einstweilen, weil noch eine Schloßberatung stattfinden soll. Die Königin ist ganz außerordentlich dagegen, also eine gute Bundesgenossin!

Digitized by Google

Heute habe ich die Bekanntschaft des kleinen Grafen Rothenburg gemacht, ein sehr hübscher, zarter, dreizehnjähriger Knabe; er sieht nur der Mutter ähnlich, keine Spur von hohenzollerischem Blut. Er tat mir leid, dieser elternlose Knabe, der übrigens einer schönen, reichen Zukunft entgegengeht. Ich habe ihm recht zugesprochen und eine Moralpredigt gehalten. Karl Anton.

Im Jahre 1847 starb die erste Gemahlin des letzten Fürsten zu Hohenzollern-Hechingen, Friedrich Wilhelm Konstantin, die Fürstin Eugenie, geborene Prinzessin von Leuchtenberg. Der Fürst heiratete im Jahre 1850 Amalie, Gräfin von Rothenburg, Tochter des Freiherrn Schenk von Geyern zu Syburg. Diese Ehe war nicht standesgemäß. Aus ihr ging ein Sohn hervor, den Karl Anton hier erwähnt. Der Graf von Rothenburg war nicht hohenzollerisch sukzessionsberechtigt.

*

Berlin, den 10. März 1870.

Soeben war Graf Rilvas bei mir in höchster Erregung und sagte mir, daß er soeben von Düsseldorf Nachricht erhalten hätte, ich wäre wegen der spanischen Frage in Berlin. Wer um alle Welt kann ihm das geschrieben haben!

Wird das Geheimnis verletzt, so muß sofort angenommen werden, denn es ist von höchster politischer Wichtigkeit, daß die spanische Nation als solche nicht verletzt werde — nur bei strengster Bewahrung des Geheimnisses ist die Ablehnung möglich. Ich werde Dir dieses später erklären.

Auch Philipp schien davon zu wissen; denn er schrieb mir Andeutungen. Es ist ungemein gefährlich, solche Mitteilungen zu machen! Wie leicht kann Philipp im Vertrauen andern wieder etwas davon sagen. Ob die Naudin nicht etwa an Rilvas geschrieben? Wie soll aus Düsseldorf solche Notiz an Rilvas gelangen, der übrigens für die Annahme sans hésitation enthusiasmiert ist.

Hier in Berlin ist gottlob das Geheimnis glücklich bewahrt worden. Niemand hat eine Ahnung davon, wenn nicht Rilvas es in den Salons kolportiert.

Die Beratung hat noch nicht stattgefunden. Man findet hier immer Zeit...

Karl Anton.

Wer Rilvas war, geht aus den Briefen nicht hervor. Da Karl Anton öfter in Berlin war, so konnte seine Anwesenheit bei Hofe gar nicht auffallen. Man muß aber aus dem Briefe des Fürsten entnehmen, wie großen Wert er darauf legte, die Sache noch als Geheimnis zu behandeln. Madame Naudin war eine Vertraute der fürstlichen Familie.

*

Berlin, den 12. März 1870.

Noch immer sitze ich hier ohne Entscheidung! Die Zeit ist derart zerrissen, daß es schwerfällt, ein paar ernste Augenblicke der großen, wichtigen Angelegenheit zu widmen. Hoffentlich findet morgen oder übermorgen das stets verschobene Konseil statt; denn man ist es aus allen Rücksichten schuldig, nach Madrid bald eine entscheidende Antwort zu geben. Ich werde, ebenso Leopold, von einer

Digitized by Google

Zentnerlast befreit werden, wenn die Entscheidung gefallen sein wird. Ich begreife ganz Deine Unruhe und Beängstigung.

Die Nachrichten von Rumänien werden in den Zeitungen alarmierender dargestellt, als sie es in der Tat sind. Die Artikel über Friedländer sind ganz falsch, da er seit Wochen schon in Danzig ist und gar keine Verbindung mit Bukarest hat. — Da nun hier häufig die rumänischen Papiere im Werte steigen, so ist dies der sicherste Barometer, daß es dort nicht so schlimm steht. — Heute essen wir beim Kronprinzen, abends kleiner Tee bei den Majestäten. Ich erhalte enorm viele Besuche und habe das Empfinden, daß ich hier nicht vergessen bin, im Gegenteil, jedermann mutet mir einen Einfluß und eine Impression zu, die ich nicht besitze. Ich bin eigentlich im rechten Sinne des Wortes le dépositaire de toutes les querelles de famille und jeder Teil braucht mich zum Vermittler und zum Vertrauten ...

Karl Anton.

*

Berlin, den 14. März 1870.

Noch immer keine Entscheidung, aber um Dich zu beruhigen, hoffe ich noch immer, daß sie auf Ablehnung lauten wird. Berlin und das königliche Familienleben haben das Eigentümliche, daß man niemals Zeit hat. Kleinigkeiten und wichtige Dinge sind derart in- und untereinander verwachsen, daß man nicht mehr weiß, wo der Kern der Sache liegt. Die gute Königin hat sehr viel Terrain verloren, und ich bin erschreckt, zu sehen, daß nach ein paar Jahren ihre ehemaligen Bewunderer nun in ihre Gegner umgewandelt sind. Sie ist aber auch nicht geschickt in ihrem Benehmen, jedenfalls ist der König liberaler als sie. Dadurch verliert sie viel Terrain.

Karl Anton.

(Schluß folgt)

Die dritte Haager Friedenskonferenz

Von

Otfried Nippold

Man muß es den Amerikanern lassen: wo es sich um den Kulturfortschritt handelt, da steht dieses oft als materialistisch verschriene Volk heute in der vordersten Reihe. So haben die Amerikaner auch jetzt wieder in der Frage der Einberufung der dritten Haager Friedenskonferenz die Initiative ergriffen, und wenn es gelingt, diese Konferenz wirklich in absehbarer Zeit einzuberufen, so darf Amerika und nicht Europa das Verdienst dafür in Anspruch nehmen. Dabei ist es bemerkenswert, daß nicht nur die amerikanische Regierung, sondern daß auch zahlreiche und einflußreiche Kreise des amerikanischen Bürgertums sich dieser Bewegung angeschlossen haben. Wie anders als in Deutschland, wo die Bevölkerung den gewaltigen Problemen, die mit dem im Haag zu realisierenden

Digitized by Google

internationalen Kulturfortschritt zusammenhängen, größtenteils verständnis- und interesselos gegenübersteht!

Nach der Schlußakte der zweiten Haager Friedenskonferenz soll bekanntlich ein vorbereitendes Komitee etwa zwei Jahre vor dem Zusammentritt der dritten Konferenz gebildet werden, um die Vorschläge für diese Konferenz zu sammeln und das Programm derselben vorzubereiten, und um ferner die Organisation und das Verfahren auf der dritten Konferenz provisorisch festzustellen. Dieses internationale Komitee ist aber bis zur Stunde noch nicht gebildet. Auch sind die Vorarbeiten für die Konferenz in manchen Ländern zurzeit noch sehr im Rückstande; nationale Vorbereitungskomitees sind bis jetzt überhaupt nur in einigen wenigen Ländern ernannt worden. Vor allen Dingen ist aber auf der zweiten Konferenz gar nichts über die Art der Bildung und Zusammensetzung des internationalen vorbereitenden Komitees gesagt worden, und gerade dies könnte, wenn man sich an die Verhandlungen auf der zweiten Konferenz erinnert, sehr leicht eine Ursache zu Schwierigkeiten geben, durch die der Zusammentritt der dritten Konferenz von neuem eine Verzögerung erleiden würde. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat diese Schwierigkeit richtig vorhergesehen, und sie hat daher in ihrer Initiative die Anregung gemacht, bei Bildung des Komitees von einer Körperschaft, die schon bestehe und einen internationalen Charakter habe, Gebrauch zu machen und dieser die Aufgabe der internationalen Vorbereitung der Konferenz zu übertragen. Eine solche Körperschaft wäre das Diplomatische Korps im Haag, dem durch die Haager Konvention die Funktion eines Verwaltungsrats des Haager Schiedsgerichtshofs übertragen ist. Wenn diese Anregung die Zustimmung der Mächte findet, so würden also die Schwierigkeiten bei der Bildung eines internationalen Komitees gar nicht erst auftauchen können. Unter diesem gewiß sehr wichtigen Gesichtspunkte wird man dem amerikanischen Vorschlag seine Anerkennung zweifellos nicht versagen können; er weist auf den alleinigen Weg hin, auf dem man hoffen kann, bald zu einem internationalen Komitee zu gelangen.

Aber nicht genug mit dieser Anregung der Regierung hat sich in Neuyork auch noch ein „National Citizen's Committee" gebildet für die Einberufung der dritten Konferenz, an dessen Spitze etwa zwanzig der angesehensten Persönlichkeiten der Vereinigten Staaten stehen. In der konstituierenden Versammlung dieses Komitees wurde ein Brief von Andrew D. White, dem früheren amerikanischen Botschafter in Berlin und Führer der amerikanischen Delegation auf der ersten Haager Konferenz, an Joseph H. Choate, den früheren amerikanischen Botschafter in London und Führer der amerikanischen Delegation auf der zweiten Haager Konferenz, zur Verlesung gebracht, in dem White einen Rückblick auf die bisherigen Ergebnisse dieser Konferenzen wirft und die im Haag jetzt zu lösenden wichtigen Aufgaben kurz erörtert. Das neugebildete Komitee macht es sich zur speziellen Aufgabe, die Aktion der amerikanischen Regierung zugunsten einer baldigen Einberufung der dritten Haager Konferenz mit aller Kraft zu unterstützen.

Digitized by Google

Wenn der amerikanische Vorschlag die Zustimmung der Mächte finden und das internationale Komitee also noch in diesem Jahre ernannt werden sollte, würde somit die dritte Haager Konferenz frühestens im Jahre 1916, wahrscheinlich erst 1917, zusammentreten können. Diese Frist kann man als kurz oder als lang ansehen, je nach dem Standpunkte, von dem aus man die Frage betrachtet. Man kann dieselbe nämlich sowohl vom völkerrechtlichen wie vom politischen Standpunkte aus ansehen.

Vom völkerrechtlichen Standpunkte aus erscheint die Frist in Anbetracht des gegenwärtigen Standes der Vorbereitungsarbeiten eher etwas kurz.[1]) Die Vorbereitungen in den einzelnen Ländern sind bis jetzt teilweise noch recht mangelhafte. Inwieweit in den zuständigen staatlichen Ressorts die Vorarbeit gefördert ist, entzieht sich zwar der öffentlichen Kenntnis. Dies gilt speziell auch von Deutschland. In den Ländern, in denen nationale Komitees ernannt sind, haben diese die Programmpunkte, deren Behandlung ihnen im Haag besonders wünschenswert erscheint, teilweise bereits veröffentlicht. Man kann dies vom Standpunkte der Völkerrechtswissenschaft aus nur begrüßen. Die zu behandelnden Probleme sollten überall öffentlich zur Diskussion gestellt werden, damit alle Interessentenkreise dazu Stellung nehmen können. Nicht nur die Wissenschaft, sondern namentlich auch die wirtschaftlichen Berufskreise sind an diesen Fragen stark interessiert. Am zweckmäßigsten ist die Vorarbeit daher zweifellos in denjenigen Ländern gefördert worden, die besondere Kommissionen ernannt haben, in denen neben Vertretern der Regierung auch Vertreter der Wissenschaft und des geschäftlichen Lebens tätig sind. Ein solcher Kontakt der staatlichen Ressorts mit andern Kreisen und last not least mit der öffentlichen Meinung kann der Vorarbeit für die im Haag zu erreichenden kulturellen Fortschritte gewiß nur förderlich sein, und es wäre wohl zu wünschen, daß man auch in Deutschland in dieser Beziehung dem Beispiel andrer Länder, z. B. Oesterreichs, folgen würde.

Neben den nationalen staatlichen Komitees sind auch verschiedene private Körperschaften, wie die Interparlamentarische Union, das Institut de droit international u. a., eifrig an der Arbeit für die Vorbereitung der dritten Konferenz. Dazu kommen noch die einschlägigen Arbeiten der Wissenschaft, die bereits eine ganz stattliche Bibliothek ausmachen. Nichtsdestoweniger würden diese Vorarbeiten, wenn sie allen wissenschaftlichen Erfordernissen entsprechen sollen, wohl noch einige Jahre in Anspruch nehmen, und so erscheint die Frist bis 1916 oder 1917 also von diesem Standpunkte aus, wie gesagt, eigentlich etwas knapp. Gegenstand der Arbeiten im Haag ist eben vor allem die Fortbildung des Völkerrechts und diese verlangt nun einmal zweifellos eine solide wissenschaftliche Grundlage, die man nicht im Handumdrehen schaffen kann. Ungeduld erscheint insofern also gewiß nicht am Platze zu sein.

---

[1]) Vgl. dazu meinen Aufsatz über diese Frage in der „Zeitschrift für Völkerrecht", Bd. 7, S. 286.

Digitized by Google

Neben dem völkerrechtlichen Standpunkte der Betrachtung ist nun aber auch die politische Lage in Erwägung zu ziehen, ja sie verdient, wenn man sich alles das, was bei der Einberufungsfrage auf dem Spiele steht, vergegenwärtigt, vielleicht doch noch mehr Berücksichtigung, als die völkerrechtlichen Erwägungen, die einer baldigen Einberufung der Konferenz im Wege zu stehen schienen. Vom politischen Standpunkte aus möchte ich nun aber heute sagen, daß die dritte Konferenz meines Erachtens gar nicht früh genug einberufen werden kann, und daß es daher höchst bedauerlich ist, daß ein Zusammentritt vor 1916 oder 1917 leider nicht zu ermöglichen sein wird. Zu dieser Auffassung bin ich allerdings erst durch die neueste politische Situation gelangt und ich gestehe gerne, daß ich meine Meinung in diesem Punkte gegen früher, wo ich die völkerrechtlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund stellte, geändert habe.

Solange die Balkankriege noch nicht abgeschlossen waren, konnte politisch an eine Einberufung der Konferenz naturgemäß nicht gedacht werden. Sie kam damals zeitlich auch noch gar nicht in Frage; höchstens daß man die Vorarbeiten in den einzelnen Ländern damals schon energischer hätte in die Hand nehmen können. Jetzt nach Abschluß der Balkankriege hätte politisch an sich eigentlich nichts auf eine besondere Beschleunigung der dritten Konferenz hingewiesen und man hätte also den oben angeführten völkerrechtlichen Gesichtspunkt, der gegen eine zu baldige Einberufung sprach, auch vom politischen Standpunkte aus wohl unbedenklich als ausschlaggebend anerkennen können. Die europäische Diplomatie hatte in der Balkankrise ja bewiesen, daß sie auch so ungewöhnlich schwierigen politischen Lagen, wie sie durch die Balkankriege hervorgerufen waren, trotz aller ihr nachgerühmten Mängel doch einigermaßen gewachsen war. Die „Verständigungspolitik", unter deren Zeichen, wie in der „Deutschen Revue" vom November 1913 mit Recht ausgeführt war, die Staatsmänner der Großmächte heute arbeiten, hatte in den letzten Jahren mehr als einen Sieg davongetragen, allen Wolken am politischen Himmel und allem Kriegsgerede zum Trotz. So durfte man also wohl darauf vertrauen, daß die Diplomatie der Großmächte auch die durch die neue politische Situation geschaffenen kommenden politischen Probleme einer günstigen Lösung entgegenführen werde.

Das alles hat sich nun aber geändert, seit kürzlich in einigen Ländern die militärischen Ressorts neuerdings eine erhöhte Rüstungspolitik durchgesetzt haben, deren Folgen für die internationale politische Lage sich schon heute ziemlich klar überblicken lassen. Es wäre an sich gewiß nichts dagegen zu sagen, daß jeder Staat in den heutigen politischen Verhältnissen stark gerüstet sein will. Solange man dabei von dem guten Glauben aller Beteiligten in das von zuständiger Seite immer wieder betonte Wort: si vis pacem, para bellum überzeugt sein darf, kann man in diesen Rüstungen auch noch keine unmittelbare politische Gefahr erblicken. Seit nun aber die Rüstungspolitik in allerjüngster Zeit dazu geführt hat, daß die besonders Kriegslustigen in verschiedenen Ländern heute bereits ganz ungescheut zum Angriffskrieg blasen, seit man deutlich erkennen muß, daß die Kriegsgefahr, die heute über der europäischen Welt zu lagern

Digitized by Google

scheint, gar nicht in erster Linie durch die Schwierigkeit der in den nächsten Jahren zu lösenden politischen Probleme, sondern ganz unmittelbar durch die im Anschluß an die gewaltigen Rüstungen der letzten Jahre entstandene Kriegsstimmung hervorgerufen worden ist — seither kann man das obige Wort zweifellos nicht mehr mit so gutem Gewissen zitieren. Wie liegt denn die Sache heute? Die Kriegsfanatiker, die leider nur zu viel leichtgläubiges Publikum finden, prophezeien den von ihnen schon so oft vergeblich angekündigten und herbeigesehnten Krieg ganz offen erst für 1913, dann für 1914, 1915, 1916 und 1917 usw., und sie motivieren dies gar nicht etwa mehr mit irgendwelchen zu erwartenden ernsthaften Konflikten zwischen den Großmächten, sondern ganz einfach und simpel damit, daß bis dann die oder jene Großmacht ihre Rüstungen beendigt haben werde, und daß man ihr daher zuvorkommen und vorher möglichst bald losschlagen müsse. Damit wird also von ihnen ganz offen zugestanden, daß die Ursache der heutigen europäischen Kriegsgefahr eigentlich die auf die Spitze getriebenen Rüstungen sind.

Wie kann man nun aber hoffen, diese üblen Folgen der Rüstungspolitik wieder zu beseitigen, bevor sie in die Katastrophe eines allgemeinen Weltkrieges ausgemündet haben? Zweifellos gibt es der Kriegsmache und der durch dieselbe erzeugten pessimistischen Stimmung gegenüber kein besseres Mittel, um die europäische Welt wieder an die von ihr zu leistenden *wahren* Aufgaben zu erinnern und den Kriegstreibern das Wasser von der Mühle zu nehmen, als eine recht baldige Einberufung der dritten Haager Friedenskonferenz.

Man braucht dabei keineswegs, wie ich gleich bemerken möchte, notwendigerweise gleich daran zu denken, daß diese Konferenz auch in der *Rüstungsfrage* ein Ergebnis zeitigen werde, ja, ich habe bereits früher ausgesprochen,[1]) daß ich es für besser halten würde, wenn die Haager Konferenzen, die sich sonst lediglich mit *völkerrechtlichen* Problemen zu befassen haben, die Frage eines internationalen Abkommens über die Rüstungen einer *besonderen Konferenz der Großmächte* überlassen würden, die ja an diesem Thema eigentlich vor allem ein Interesse haben. Dieser Meinung ist kürzlich auch *Hagerup* beigetreten.[2]) Er schreibt, er sei dagegen, daß man die Rüstungsfrage im Haag auf die Tagesordnung setze, nicht deshalb, weil er diese Frage ernster Erwägung für unwert hielte oder glaubte, daß es ausgeschlossen sei, eine internationale Verständigung über diese Frage zu erzielen, sondern weil die Erfahrungen den Beweis erbracht haben, daß die Haager Konferenzen für die Bewältigung dieses Problems nicht das geeignete Forum sind; die Rüstungsfrage bleibe am besten einer Großmächtekonferenz vorbehalten, für die Staaten zweiten Ranges sei die Notwendigkeit erhöhter Wehrkraft gewissermaßen eine abgeleitete, wesentlich durch die Spannungen, die von den Rüstungen der großen Mächte erzeugt werden, hervorgerufene Notwendigkeit.

[1]) Vgl. mein Buch über „Die zweite Haager Friedenskonferenz", Bd. 2, S. 266.

[2]) Vgl. *Hagerup* über die dritte Haager Friedenskonferenz in „Nord und Süd" vom November 1913.

Digitized by Google

Wenn also auf der dritten Konferenz selbst das Rüstungsproblem auch nicht zur Behandlung gelangen sollte, so könnte diese Konferenz aber doch einen Anstoß dazu geben, daß im Anschluß an die Haager Tagung der gesamten Staatenwelt noch eine besondere Tagung der an der Rüstungsfrage interessierten Großmächte stattfinden würde. So wie im Anschluß an die zweite Haager Konferenz die am Seekriegsrecht spezieller interessierten Mächte zur Londoner Seerechtskonferenz zusammengetreten sind, so sollten im Anschluß an die dritte Konferenz die Großmächte in einer speziell dieser Frage gewidmeten Konferenz eine Verständigung über die Rüstungsfrage zu erzielen suchen. Wenn die dritte Konferenz auf dieses Ziel hinzuwirken vermöchte, dann würde sie sich das größte Verdienst um die Kulturmenschheit erwerben, auch wenn das heikle Thema im Haag selbst gar nicht zur Behandlung gelangt.

Aber selbst wenn die Rüstungsfrage auf der dritten Haager Konferenz gar nicht erörtert werden und wenn ebenso auch ein Abkommen darüber auf einer besonderen Konferenz noch nicht zustande kommen sollte, so kann es trotzdem keinem Zweifel unterliegen, daß das Zusammenarbeiten der Staatsmänner der gesamten gesitteten Welt im Haag und ihre Beschäftigung mit den großen Problemen der Festigung und des weiteren Ausbaus der internationalen Rechtsordnung von der günstigsten Einwirkung auf die gesamte politische Atmosphäre in Europa sein müßte. Angesichts einer solchen intensiven gemeinsamen Arbeit und der von derselben zweifellos auch diesmal wieder zu gewärtigenden Resultate würden diejenigen, die Recht und Moral im Völkerleben geringschätzen und sich heute nicht scheuen, vor aller Oeffentlichkeit wie im Mittelalter den Raubkrieg als das schönste Ziel und den größten Fortschritt zu predigen, hoffentlich doch wieder etwas zur Selbstbesinnung kommen und dadurch zum Verstummen gebracht werden. Denn diese Leute sprechen weder im Sinne der Regierungen und der Völker noch im Geiste des zwanzigsten Jahrhunderts, wenn sie von der langen Friedensperiode faseln, die leider ertragen werden müsse. Leute, die so etwas schreiben, sollten einmal nach Amerika hinüberkommen, um sich zu überzeugen, ob dort die Männer vielleicht entnervt und entartet sind, weil ihnen andre Ideale vorschweben als der Krieg. Die ungesunde Atmosphäre, die gegenwärtig in den meisten europäischen Ländern durch die im Gefolge der Rüstungen aufgetretenen Kriegstreibereien erzeugt worden ist und unter der die ganze heutige Generation zu tragen hat, würde zweifellos einer gesunderen Luft Platz machen, sobald man die Staatenwelt im Haag wieder zu gemeinsamer, kultureller, fruchtbringender Arbeit vereint sehen würde. Und in diesem Sinne könnte, wenn irgend etwas, die baldige Einberufung der Haager Konferenz in der Tat dazu beitragen, die Völker Europas von dem auf ihnen ruhenden Druck eines drohenden baldigen Weltkrieges zu befreien.

Aus dieser rein politischen Erwägung heraus glaube ich, daß man die etwaigen juristischen Bedenken jetzt hintanstellen und mit allen Kräften auf einen baldigen Zusammentritt der dritten Konferenz hinarbeiten sollte. Was im Haag geschaffen werden soll, das verlangt ja überhaupt, um richtig beurteilt zu werden,

Digitized by Google

vor allem den Blick des Staatsmannes. Weder juristische noch bureaukratische Gesichtspunkte können und werden im Haag allein ausschlaggebend sein. Es gehört in erster Linie ein klarer politischer Blick dazu, um die Tragweite der zu treffenden Abmachungen in allen ihren Richtungen und Wirkungen voll und ganz zu ermessen.

Möchte dieser politische Blick unsre Staatsmänner auch bei ihren jetzigen Erwägungen über die Einberufung der dritten Konferenz leiten. Man hat in einigen Ländern ein Hindernis für diese Einberufung darin erblicken wollen, daß die Londoner Seerechtsdeklaration von 1908 noch nicht ratifiziert ist. Es würde in der Tat nicht von staatsmännischem Blick zeugen, wenn man um dieses verhältnismäßig untergeordneten Punktes willen das große Haager Werk einer Verzögerung aussetzen würde. In der Tat sollen denn auch Verhandlungen gegenwärtig im Gange sein, um die dieser Ratifikation hauptsächlich im Wege stehenden Hindernisse zu beseitigen, und so darf man wohl hoffen, daß, ebenso wie die Bildung des internationalen Komitees, so auch die erwünschten Ratifikationen in absehbarer Zeit erfolgen werden, oder daß, wenn diese Ratifikationen selbst auch noch nicht ermöglicht werden sollten, so doch die Verhandlungen zwischen den betreffenden Mächten wenigstens so weit gedeihen, daß der Mangel dieser Ratifikationen von ihnen nicht mehr als ein Hindernis für die Einberufung der Konferenz gedeutet werden kann. Möchte man sich auch in dieser Frage immer die Hauptsache gegenwärtig halten, nämlich daß die Abwendung eines europäischen Krieges schließlich wichtiger ist, als solche formale Bedenken, die noch dazu ein Gebiet betreffen, das keineswegs als das wichtigste unter den Haager Traktanden betrachtet werden kann. Mit Recht hat auch Lammasch kürzlich darauf hingewiesen,[1]) daß die Fragen des Seekriegsrechts schließlich nicht von so überragender Bedeutung sind, daß, solange sie nicht bereinigt wurden, an eine Fortführung der Haager Völkerrechts- und Friedenskonferenzen nicht gedacht werden könnte.

Sollte es wirklich gelingen, alle Hindernisse in kürzerer Frist, als bisher angenommen wurde, zu beseitigen, dann gebührt der Dank dafür, das sei nochmals betont, vor allem der tatkräftigen Initiative der Amerikaner. Es ist so, wie Lammasch an der soeben erwähnten Stelle sagt: in Amerika tritt dem dort allerdings noch rücksichtsloser als in Europa auftretenden Materialismus der Massen weit kräftiger und wirksamer als bei uns ein praktischer Idealismus gegenüber. In solchem Idealismus kann das heutige Europa und namentlich das früher in der Welt allgemein als idealgesinnt geltende Deutschland heute bei Amerika in die Schule gehen!

Um die Wichtigkeit zu ermessen, die die im Haag zu lösenden Probleme für unsre Kulturwelt besitzen, sei es mir nun aber noch gestattet, die hervor-

---

[1]) Vgl. Lammasch in der „Frankfurter Zeitung", Erstes Morgenblatt, vom 22. März 1914. Vgl. dazu auch den Artikel in Nr. 98 der „Frankfurter Zeitung" vom 8. April 1914.

Digitized by Google

ragendsten Programmpunkte, die bis jetzt für die dritte Konferenz in Anregung gebracht worden sind, hier wenigstens kurz anzudeuten.

1. Vor allem ist angeregt worden, eine Organisation für die Haager Konferenzen zu schaffen, um deren regelmäßige Wiederkehr und zweckmäßiges Arbeiten zu erleichtern. Dieser Wunsch ist namentlich in Amerika laut geworden, aber auch das Institut de droit international und die Interparlamentarische Union haben diese Frage einem näheren Studium unterworfen. Insbesondere ist vorgeschlagen worden, ein ständiges Bureau zu schaffen, das, ähnlich wie das panamerikanische Bureau der amerikanischen Republiken, allen einschlägigen Fragen ständig seine Aufmerksamkeit zu schenken hätte.

2. Im Mittelpunkt des Interesses dürfte auch auf der dritten Konferenz das Problem der Einführung der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit in das im Haag kodifizierte allgemeine Völkerrecht stehen. Ob sich dabei die Kämpfe um ein völlig vorbehaltloses Obligatorium erneuern werden, dürfte allerdings fraglich sein. Im allgemeinen werden die Staaten wohl kaum darauf verzichten wollen, in den ernstesten Lebensfragen selbst das letzte Wort zu sprechen. Es ist daher wohl am wahrscheinlichsten, daß man das obligatorische Schiedsgericht zwar einführen wird, aber unter Vorbehalt der sog. Interessenklausel.[1])

3. Nicht minder wird im Haag die Frage der Errichtung eines wirklich ständigen Schiedsgerichtshofs das Interesse auf sich lenken. Die zweite Konferenz hat den Entwurf eines ständigen Gerichtshofs hinterlassen und den Mächten zur Annahme empfohlen. Es ist aber mehr als fraglich, ob das Projekt in dieser Form Verwirklichung finden wird. Ganz abgesehen von andern Mängeln, ist dieses Projekt auch ein unfertiges, da es über einen sehr wichtigen Punkt, nämlich die Zusammensetzung des neuen Gerichtshofs, keine Bestimmungen enthält. Man darf hoffen, daß ein wirklich ständiger Schiedsgerichtshof im Haag diesmal zustande kommen wird. Derselbe muß sich aber auf dem reinen Schiedsprinzip aufbauen, er darf nicht den Charakter eines ordentlichen Gerichtshofs annehmen wollen; denn ein solcher paßt nur für die innerstaatlichen Verhältnisse, nicht aber für das Völkerrecht, in dem die Staaten keine Autorität über sich anerkennen können. Das einfachste wäre wohl, wenn man den jetzigen Haager Schiedshof zu einer wirklich ständigen Institution ausbauen würde. Die Kritik, die von einigen Seiten an der Tätigkeit dieses Schiedshofs sowie an der Schiedssprechung überhaupt geübt worden ist, ist eine durchaus ungerechtfertigte.[2])

4. Die internationale Schiedssprechung kennt bisher nur Staaten als Parteien. Seit geraumer Zeit studiert man aber auch schon das Problem, ob und inwieweit die internationale Schiedsgerichtsbarkeit und der Haager Schiedshof auch für Forderungen von Privatpersonen zugänglich ge-

[1]) Näheres darüber bringt mein im „Jahrbuch des öffentlichen Rechts", Bd. 8, erscheinender Aufsatz über „Das Problem der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit".

[2]) Lammasch hat im Institut de droit international das Problem richtig formuliert (vgl. Annuaire 1912) und die Angriffe zurückgewiesen. (Vgl. namentlich sein Werk über „Die Rechtskraft internationaler Schiedssprüche" in den Publikationen des Nobel-Instituts.)

Digitized by Google

macht werden können, namentlich wenn diese Forderungen sich gegen auswärtige Staaten richten. Auch auf Fragen des internationalen Privatrechts wünscht man die internationale Rechtsprechung auszudehnen. Das Problem verdient zweifellos, im Haag einer näheren Erörterung unterzogen zu werden. Der große praktische Nutzen der internationalen Schiedssprechung würde so auch weiteren Kreisen klar vor Augen treten, und für den internationalen Rechtsverkehr würde die Lösung dieses Problems einen ganz gewaltigen Fortschritt bedeuten. Fast alle Völkerrechtslehrer haben sich in den letzten Jahren mit diesem Problem befaßt. Ich erwähne hier aus letzter Zeit nur Zorn, sowie die Gutachten von v. Bar und Meurer, die auf dem Kongreß des Verbandes für internationale Verständigung in Nürnberg 1913 zur Behandlung gelangten.

5. Neben der Schiedssprechung kennt das Völkerrecht aber auch noch andre Arten des Verfahrens zur Beilegung von internationalen Streitigkeiten. Es sind dies die Vermittlung und die Untersuchungskommissionen. Zweifellos wird auch die Fortbildung dieser Institute die dritte Konferenz beschäftigen. Für eine fortschrittliche Ausgestaltung des Rechtes der Vermittlung hat sich insbesondere die Interparlamentarische Union eingesetzt. Die Untersuchungskommissionen werden namentlich von den Amerikanern gepflegt. Sie spielten in den Verträgen, die Präsident Taft England und Frankreich vorgeschlagen hatte, eine wichtige Rolle, und die Vorschläge, die jetzt Bryan einer großen Anzahl von Staaten unterbreitet hat, basieren ganz auf diesen Kommissionen. Zweifellos dürfte auch diesen beiden Beilegungsarten von Streitigkeiten neben der Schiedssprechung noch eine große Zukunft beschieden sein.

6. Einen besonderen Raum in den künftigen Beratungen im Haag wird sodann die Ausgestaltung des Neutralitätsrechts einnehmen. Die Konventionen von 1907 enthalten bereits sehr bemerkenswerte Ansätze für eine künftige Gesamtkodifikation des Neutralitätsrechts. Sowohl für den Fall des Landkriegs wie auch für den des Seekriegs sind besondere Konventionen über die Rechtslage der Neutralen geschaffen worden. Sie bedürfen aber nach verschiedenen Richtungen hin noch des weiteren Ausbaus.[1])

7. Im Zusammenhang mit dem Neutralitätsrecht steht auch einigermaßen das Thema der Neutralisierungen. Hierbei kommen eine Reihe von ganz verschiedenartigen Problemen in Frage:

a) Zunächst ist angeregt worden, einen allgemeinen Staatenvertrag abzuschließen, demzufolge die Kontrahenten ihre ständige Neutralität erklären können. Dieses Projekt beschäftigt zurzeit die Interparlamentarische Union. Es ist aber kaum anzunehmen, daß diese Frage für die Diskussion im Haag bereits reif genug ist.

b) Sodann ist eine geographisch limitierte Neutralisierung in Vorschlag gebracht worden, nämlich die Neutralisierung Afrikas. Ich habe im

[1]) Hagerup a. a. O. möchte diese Konventionen nicht mit auf das Haager Programm nehmen. Ich kann seinen Ausführungen nicht beipflichten.

Digitized by Google

April-Heft der „Deutschen Revue“ darauf hingewiesen, daß es sich hierbei wohl weniger um eine eigentliche Neutralisierung als vielmehr um eine Garantierung des Besitzstandes handeln würde, die aber politisch von der größten Bedeutung wäre und es daher wohl verdienen würde, im Haag einer Erörterung unterzogen zu werden.

c) Schließlich ist auch noch die Frage der Neutralisierung gewisser Meerengen und Kanäle völkerrechtlich und politisch von größter Bedeutung. Das Problem hat die Haager Konferenzen bereits beschäftigt und wird sicherlich auch auf der dritten Konferenz erörtert werden. Sowohl das Institut de droit international wie die Interparlamentarische Union haben dem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit geschenkt und dafür Vorarbeiten geleistet. Im Zusammenhang mit dieser Frage steht die Frage der Abgrenzung der Territorialgewässer. Die einschlägigen Fragen gehören zum großen Teil auch in das Gebiet des Seekriegsrechts, das im Haag zweifellos einen großen Raum in den Verhandlungen einnehmen wird.

8. Mit dem Kriegsrecht wird sich die dritte Konferenz nach verschiedenen Richtungen hin zu befassen haben. Was zunächst das Kriegsrecht im allgemeinen anlangt, so hat das Institut de droit international zwei spezielle Themata daraus für die Diskussion im Haag in Vorschlag gebracht, einmal die Ausdehnung der Konvention von 1907 über die Eröffnung der Feindseligkeiten auf alle internationalen Zwangsmittel, und sodann die Bestimmung der rechtlichen Wirkungen des Krieges auf die Privatrechte von Angehörigen der kriegführenden Staaten.

Weiter ist angeregt worden die Einführung einer Strafsanktion für Verletzungen des Kriegsrechts,[1]) die Schaffung von Exekutionsnormen namentlich für das im Haag kodifizierte Landkriegsrecht, durch die erreicht werden soll, daß die Haager Konventionen künftig mehr respektiert werden. Die Kommission der Interparlamentarischen Union hat diesen Gegenstand auf ihr Programm gesetzt. Die Frage ist bisher noch wenig diskutiert worden und ist es jedenfalls wert, eingehend erörtert zu werden.

9. Was speziell das Seekriegsrecht anlangt, so hat die zweite Haager Konferenz den Wunsch hinterlassen, daß ihrer Nachfolgerin die Schaffung eines Seekriegsreglements gelingen möge, so wie ein Kodex des Landkriegsrechts im Haag ja bereits geschaffen worden ist. Es liegen bereits Vorarbeiten für einen solchen Kodex des Seekriegsrechts vor. Namentlich das Institut de droit international hat dafür vorgearbeitet. Dieser Gegenstand wird vermutlich im Haag besonders viel Raum und Zeit für sich in Anspruch nehmen. Die Aufstellung eines Seekriegsreglements erscheint um so wichtiger, als die Londoner Seerechtsdeklaration vom Jahre 1908 keineswegs allen Wünschen an ein modernes Seekriegsgesetzbuch gerecht wird. In einer Reihe von Materien muß man dringend eine andre Gestaltung der rechtlichen Bestimmungen wünschen.

[1]) Vgl. dazu Roszkowski in „Nord und Süd“ a. a. O.

Digitized by Google

Das gilt namentlich vom Seebeuterecht, dessen Abschaffung man als Postulat nach wie vor um so mehr aufstellen muß, als auch in England die Erkenntnis doch mehr und mehr zu tagen beginnt, daß das Festhalten an dem alten Standpunkte vielleicht gar nicht so im eignen Interesse gelegen ist, wie man sich bisher eingebildet hatte. Es liegen Stimmen aus England vor, die eine solche Wandlung deutlich erkennen lassen, und es ist daher um so verkehrter, wenn gerade jetzt auf dem Kontinent Stimmen laut werden, die den guten Rat geben, man solle sich mit den Londoner Ergebnissen vorläufig zufriedengeben. Die Forderung der Abschaffung des Seebeuterechts muß meines Erachtens auch künftig so lange immer wieder gestellt werden, bis ihre Verfechter damit durchgedrungen sind. Auch das Konterbanderecht ist in London in einem geradezu rückschrittlichen Sinn geregelt worden. Statt daß man den Begriff der Konterbande auf die wirklichen Kriegsmittel, Waffen, Munition, Provisionen, beschränkt hätte, hat man ihn auf alle möglichen und unmöglichen Gegenstände ausgedehnt, was eine schwere Schädigung der Neutralen bedeutet, die sich eine derartige Regelung wirklich nicht gefallen lassen sollten. Auch das Blockaderecht ist noch mancher Verbesserungen bedürftig, auf die hier nicht weiter eingetreten werden kann. So bietet also gerade das Seekriegsrecht noch eine Fülle von ungelösten Problemen, die vermutlich noch mehreren Haager Konferenzen Stoff zu Beratungen geben werden.[1])

10. Bleibt noch die Frage des Luftkrieges. Bekanntlich hat die erste Haager Konferenz eine Deklaration beschlossen, wonach es verboten ist, Explosivstoffe aus Luftschiffen herunterzuwerfen. Diese Deklaration ist von der zweiten Haager Konferenz zwar erneuert worden, doch haben eine Reihe von Staaten sie nicht unterzeichnet. Es dürfte nun eine der allerwichtigsten Aufgaben der dritten Konferenz sein, die Erneuerung dieser Deklaration zu beschließen, in einer Form, die dem heutigen Stande der Technik entspricht. Die Luftfahrzeuge sollen nur Rekognoszierungszwecken dienen, die Kriegführung selbst darf nicht vom Land und Wasser auch noch auf die Luft ausgedehnt werden. Die schöne Errungenschaft der Eroberung der Luft soll dem friedlichen Verkehr dienstbar gemacht werden, nicht aber zur Vernichtung des Menschengeschlechtes in einer Art beitragen helfen, die jeder Kultur spotten würde. Noch haben die „Kultur"staaten es in der Hand, durch eine einfache völkerrechtliche Abmachung es zu verhindern, daß die Schrecken des Krieges auf die Lüfte übertragen werden und daß das Rüstungsfieber auch noch auf die Luftflotten ausgedehnt wird. Voraussetzung ist nur, daß alle mitmachen und keiner sich ausschließt. Werden die Mächte soviel Solidaritäts- und menschliches Verantwortlichkeitsgefühl besitzen? Wir wollen es hoffen![2])

---

[1]) Hagerup a. a. O. möchte die Erörterung der obigen Fragen vom Haager Programm ebenfalls ausgeschlossen sehen; ich kann ihm auch hier nicht beipflichten. Roszkowski a. a. O. ist in diesem Punkte meiner Meinung. Vgl. hierzu auch meine „Zweite Haager Friedenskonferenz", Bd. 2, S. 224, 247.

[2]) Vgl. hierzu meine „Zweite Haager Friedenskonferenz", Bd. 2, S. 248; daselbst auch

Digitized by Google

11. Es ist ferner angeregt worden, daß die Staaten im Haag zur Spionage Stellung nehmen sollen. Natürlich wäre es sehr wünschenswert, wenn es gelingen würde, dem Unfug, der hier herrscht, durch eine internationale Konvention in wirksamer Weise entgegenzutreten.

12. Da bekanntlich zum Kriegführen vor allem Geld gehört, ist weiter angeregt worden, den Ausbruch und die zu lange Fortführung von Kriegen dadurch, wo nicht zu verhindern, so doch wenigstens zu erschweren, daß die Anleihen an fremde Staaten für militärische Rüstungen und für die Führung von Kriegen kraft einer internationalen Vereinbarung der Genehmigung der Regierungen unterbreitet werden müssen und daß die Kabinette sich von derartigen Genehmigungen gegenseitig Mitteilung machen. Zweifellos wäre es eines der wirksamsten Mittel im Interesse der Friedenserhaltung, wenn man die Beschaffung von Geldern für derartige Zwecke verhindern oder doch wenigstens in geeigneter Weise kontrollieren könnte. Und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die internationalen Finanzgruppen, die sich mit derartigen Operationen befassen, in manchen Ländern von den Regierungen auch ohne neue Gesetze davon zurückgehalten werden könnten, Gelder für Kriegs- und Rüstungszwecke zu bewilligen. Die Interparlamentarische Union hat sich mit diesem Gegenstande bereits befaßt. Während eines Krieges bewilligte Anleihen würden unter Umständen übrigens auch als Verletzungen der Neutralität charakterisiert werden können, und so dürften sich bei gutem Willen wohl Mittel und Wege finden lassen, in dieser Frage etwas zu erreichen. Den Neutralen wenigstens könnten nach dieser Richtung hin wohl bestimmte Verpflichtungen auferlegt werden.

13. Eine Reihe von Vorschlägen, die man für das Programm der dritten Haager Konferenz gemacht hat, tragen einen prophylaktischen Charakter. Man will durch sie darauf hinwirken, daß Kriegsstimmungen gar nicht erst zustande kommen, in der richtigen Erkenntnis, daß ja nicht die Völker und die Regierungen, sondern die Kriegsparteien heute die Kriege herbeizuführen suchen.

Zwei Dinge sind es namentlich, die heutzutage dazu beitragen, eine kriegerische Atmosphäre zu schaffen. Einmal sind es die falschen Nachrichten, die durch die Sensationspresse verbreitet werden, und sodann ist es die chauvinistische Gesinnung, die heute in den Tagen des stärker entwickelten nationalen Empfindens als eine krankhafte Begleiterscheinung desselben in fast allen Ländern auftritt und sich zum Teil leider auch schon bei der Jugenderziehung geltend macht. Man hat daher vorgeschlagen, auch diese Gegenstände auf das Programm der dritten Konferenz zu bringen. Die Interparlamentarische Union hat Lammasch beauftragt, einen Bericht darüber auszuarbeiten, wie man falschen Nachrichten, die den Frieden gefährden, entgegentreten könne.

Literaturangaben. Für das obige Postulat tritt auch Roszkowski a. a. O. ein. Auch das Institut de droit international und die Interparlamentarische Union haben zu dem Problem Stellung genommen.

Digitized by Google

Und weiter hat man angeregt,[1]) die Frage zu studieren, wie man den Chauvinismus in den Schulen bekämpfen könne. Beide Fragen sind gewiß außerordentlich wichtig, und es wäre wohl zu begrüßen, wenn man sich auch im Haag mit diesen Dingen einmal befassen würde. Solange allerdings jedes Volk den naiven Glauben hegt, daß der Chauvinismus nur beim Nachbar gedeihe, wird es schwer sein, etwas auszurichten. Denn diese Krankheit muß man ja gerade bei sich zu Hause bekämpfen.[2])

14. Weiter hat man vorgeschlagen,[3]) eine Kontrolle der Militärindustrien einzuführen, da diese am Kriege ein besonderes Interesse haben. Der Gegenstand hat im vergangenen Jahre auch die Parlamente beschäftigt. Inwieweit er geeignet ist, im Haag behandelt zu werden, muß die Zukunft lehren.

15. Schließlich darf auch noch daran erinnert werden, daß in diesem Jahre die Internationale Völkerrechtsakademie im Haag eröffnet werden wird, zu der die Anregung bekanntlich von dieser Zeitschrift ausgegangen ist. Sie tritt zunächst allerdings nur als Ferieninstitut ins Leben. Die dritte Konferenz würde sich aber ein Verdienst erwerben, wenn sie die Frage näher prüfen wollte, ob und inwieweit es möglich ist, der Akademie einen ständigen Charakter zu geben. Im heutigen Zeitpunkte, in dem man dem Haager Schiedshofe einen ständigen Charakter beizulegen gedenkt, wäre es wohl angezeigt, auch die Akademie in der Weise umzugestalten, daß zwischen beiden Institutionen ein nicht bloß intermittierender Kontakt geschaffen würde, der es erlaubt, daß Theorie und Praxis im Haag in steter Wechselwirkung stehen. Die Pflege des Völkerrechts würde dadurch in günstigster Weise beeinflußt werden.

Damit möchte ich meinen Ueberblick über die wichtigsten Aufgaben der dritten Konferenz schließen. Neben dem, was ich hier aufgeführt habe, wären natürlich noch eine Menge von Einzelpunkten aufzuzählen, die aber an dieser Stelle nicht interessieren würden. So versteht es sich z. B. von selbst, daß die 14 Haager Konventionen im einzelnen einer Revision unterzogen werden müssen. Doch es sei genug der Einzelheiten.

Ueber eines, das muß ich hier am Schlusse aber noch betonen, ist man sich im ganzen wohl überall einig: daß nämlich alle politischen Fragen von den Haager Konferenzen fernzuhalten sind. Es wäre bedenklich und könnte das Haager Konferenzwerk sogar direkt zerstören, wenn man dort den Versuch machen würde, politische Tagesfragen, wie z. B. Fragen des Besitzes einzelner Mächte in Europa oder die Verteilung des Balkans oder der asiatischen Türkei und ähnliches, im Haag zur Behandlung zu bringen. Ich kann daher Roszkowski

[1]) Vgl. Wehberg in der „Revue générale de droit international public“ 1912, S. 583.

[2]) Ich habe mich mit diesem Problem befaßt in meiner Schrift über „den deutschen Chauvinismus“ (Veröffentlichungen des Verbandes für internationale Verständigung, Heft 9, 1913).

[3]) Wehberg a. a. O.

Digitized by Google

nicht zustimmen, wenn er eine Erweiterung des Wirkungskreises der Haager Konferenzen vorschlägt und ihnen die Aufgabe zuweisen will, auch die laufenden politischen Fragen zu erwägen. Solche Aufgaben überlasse man besonderen Konferenzen, wie z. B. der Londoner Botschafterkonferenz. Die Haager Konferenzen haben eine andre Aufgabe, die sie über die Tagesfragen erhebt: Sie wollen der Fortbildung des Völkerrechts und durch die Festigung der internationalen Rechtsordnung dem Weltfrieden dienen.[1])

Die Beziehungen der äußeren und inneren Politik Oesterreich-Ungarns

Von

Feldmarschalleutnant a. D. v. Wannisch

Wie immer man die durch das Bukarester Uebereinkommen abgeschlossenen Ergebnisse des Balkankrieges beurteilen mag, so stellen sich doch Zweifel ein, ob Bürgschaften eines „dauernden" Friedens am Balkan dadurch gegeben sind; schon darum, weil gerade die mazedonische Frage, welche den eigentlichen Anstoß zur Bildung des Balkanbundes und zum Ausbruche des Krieges abgab, in einem die ethnographischen Verhältnisse nicht ausreichend berücksichtigenden Umfange geregelt werden konnte.

Wenn auch anzunehmen ist, daß sich nun am Balkan ein gewisses Ruhebedürfnis fühlbar machen wird, so erscheint die Situation der österreichisch-ungarischen Monarchie durch die Machtverschiebungen zugunsten Serbiens und zuungunsten Bulgariens doch einigermaßen erschwert, wenn auch der zweite Akt des Balkankrieges die Einigkeit des Bundes zerrissen hat und den Bemühungen der österreichischen Diplomatie im Bunde mit Italien die Errichtung eines selbständigen, allerdings durch Abtrennung volkreicher Bezirke sehr restringierten Fürstentums Albanien gelungen ist. Nach wie vor sind die Blicke von Athen bis Belgrad auf den mächtigen Protektor an der Newa gerichtet, und es mehren sich die Symptome, daß in der Volksstimmung Rumäniens eine Entfremdung gegen die Monarchie Platz gegriffen hat, welche sich freilich in der Hauptsache gegen Ungarn kehrt, aber doch das bisherige gute Verhältnis zur Donaumonarchie zu alterieren droht. Unter allen Umständen bleiben die Interessen Oesterreich-Ungarns durch die neue Lage am Balkan ernstlich tangiert, und kann das habsburgische Reich möglicherweise auch in die Notwendigkeit versetzt werden, für die Wahrung seiner Interessen, vielleicht sogar seines Besitzstandes mit Aufbietung seiner gesamten Kräfte eintreten zu müssen. Für diesen Fall müßte die Leitung unsrer auswärtigen Politik in dem Bewußtsein der Bevölkerung, daß

[1]) In diesem Sinne äußert sich auch Hagerup a. a. O.

Digitized by Google

der Bestand der Monarchie allein ihr eine sichere Gewähr ihrer Wohlfahrt und gedeihlichen Entwicklung bieten kann, ein starker Rückhalt geschaffen werden.

Die Ereignisse der letzten Jahre haben jedoch, und zwar in recht bedenklicher Weise, gezeigt, daß die Leitung unsrer äußeren Politik gerade in dem für die Monarchie am entscheidendsten Operationsfelde, dem Balkan, durch unsre innerpolitischen Verhältnisse, und zwar beiderseits der Leitha, nicht nur keinen entsprechenden Rückhalt fand, daß sie im Gegenteil eher gehemmt als unterstützt wurde. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß sowohl dies- und jenseits der Leitha die Grundlagen, auf welchen die österreichisch-ungarische Monarchie entstanden ist und auf welchen sie sich weiter entwickeln soll, bisher zu wenig Berücksichtigung fanden. Dieselben lassen sich in der Formel zusammenfassen: „Förderung der selbständigen Entwicklung der Teile im Innern behufs um so wirksamerer Zusammenfassung der vereinigten Kräfte gegen außen!"

Da aber die geographischen und ethnographischen Verhältnisse als natürliche Grundlagen für die staatliche Entwicklung, für eine entsprechende Wahrung und Entfaltung der staatlichen Interessen maßgebend sind, lassen sich die Richtlinien der äußeren und inneren Politik nicht trennen, sie müssen sich im Gegenteil ergänzen.

*

In Oesterreich-Ungarn ist bei der Lösung des politischen Problems nun der Umstand besonders maßgebend, daß die Monarchie nicht so wie andre Reiche ein geschlossener Nationalstaat ist oder ein solcher, dessen Bevölkerung überwiegend einer Nationalität angehört, und daß infolge ihrer zentralen Lage die langgezogenen Grenzen unmittelbare Berührungslinien mit den Stammesgenossen der Nachbarstaaten abgeben. Die dadurch gegebenen vielseitigen Wechselbeziehungen sowie die Bevölkerungsgruppierung der Monarchie ergeben als unumstößliche Basis für die äußere österreichisch-ungarische Politik vor allem den Grundsatz: mit dem Deutschen Reiche in dauernder und aufrichtiger Konkordanz zu bleiben. Nachdem neben dem deutschen und ungarischen Bevölkerungselemente „das slawische" in unsrer Monarchie vorherrschend ist, wäre sonach auch ein näherer Anschluß oder doch ein freundnachbarliches Verhältnis zu Rußland durch die natürlichen ethnographischen Bedingungen gegeben.

Das Bündnis mit dem Deutschen Reiche entstammt der alten Verbindung der österreichischen Erbländer mit dem einstigen römisch-deutschen Reiche und der Zugehörigkeit der österreichischen Monarchie zum nachmaligen Deutschen Bunde. Wenn auch das Ausscheiden aus dieser staatsrechtlichen Verbindung sich unter schweren Kämpfen vollzogen hat, so muß man darin doch eine geschichtliche Notwendigkeit erkennen, weil infolge der dem Auslande gegenüber immer mehr fühlbar gewordenen Schwäche und Unzulänglichkeit des einstigen schwerfälligen Deutschen Bundesstaates das Streben nach einer festeren, staatlichen Vereinigung auf die Dauer nicht länger zurückzuhalten gewesen wäre. In einem auf nationaler Grundlage geeinten Deutschen Reiche konnte jedoch

Digitized by Google

die habsburgische Monarchie, in welcher das Deutschtum, wenn auch den andern Volksstämmen einzeln an Zahl überlegen, deren Gesamtheit gegenüber sich doch in ausgesprochener Minderheit befindet, nicht mehr als „deutsche Vormacht" fungieren, noch weniger jedoch nur als Teilnehmer im neuen Reiche verbleiben, und zwar um so weniger, weil infolge der im Kaisertum Oesterreich aktivierten modernen Staatsformen die nichtdeutschen Nationalitäten immer mehr sich Geltung verschaffen mußten.

So naturnotwendig früher oder später also das Ausscheiden der Monarchie aus dem „staatsrechtlichen Verbande" Deutschlands erfolgen mußte, so natürlich war es auch, daß nach einer gewissen kritischen Pause neuerdings eine Verbindung, jedoch in andrer Form, wieder erstand, und es war gewiß einer der größten staatsmännischen Erfolge Fürst Bismarcks, daß er in klarer Erkenntnis dieser Notwendigkeit mit allen Mitteln auf eine rasche Beendigung der durch die Ereignisse des Jahres 1866 bedingten Spannung hinarbeitete und die unleugbar großen Schwierigkeiten zu überwinden wußte.

Dieser auf die Gestaltung der europäischen Verhältnisse und die Erhaltung des Friedens einen so wesentlichen Einfluß nehmende Akt wäre jedoch nicht zustande gekommen, wenn er in Wien nicht das Verständnis für die dadurch gewährten Vorteile gefunden und wenn nicht die edle Großherzigkeit unsers Kaisers und Königs in Würdigung der großen Staatsinteressen die Vergangenheit begraben hätte. Das auf feste, weil natürliche, Grundlagen basierte „neue Bundesverhältnis" hat seine Kraft bewährt, und wenn Europa in den letzten Jahren vor schweren Konflikten bewahrt blieb, so ist dieser Erfolg vorwiegend der Tatsache zu verdanken, daß alle Versuche, den Bund der beiden europäischen Großmächte im Zentrum des Weltteiles zu zerreißen oder nur zu lockern, gescheitert waren, weil unerschütterlich beiderseits die Ueberzeugung vorhanden ist, und durch die Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit um so mehr befestigt werden mußte, daß keine der beiden verbündeten Großmächte nur der gebende, bzw. nehmende Partner ist, sondern daß der Bund für die Erhaltung der Sicherheit und Integrität einer jeden von beiden sich gleichmäßig bewährt und auch schon bewährt hat.

*

So wie durch das enge Vertragsverhältnis die alten Beziehungen der Deutschösterreicher mit den Reichsdeutschen aufrechterhalten bleiben und ihre weitere Pflege finden können, so wünschenswert wäre es, wenn zwischen Rußland und der österreichisch-ungarischen Monarchie wieder jenes alte Freundschaftsband, das bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts die beiden Herrscherhäuser verbündet hatte, auch zwischen den Völkern aufgerichtet würde. Das wäre aber nur zu ermöglichen, wenn man in Rußland aufhört, auf die Schwächung und Schädigung unsrer Monarchie hinzuarbeiten, wenn man aufhört, darin ein wesentliches russisches Interesse zu finden, unsre südlichen Nachbarn, Serben und Montenegriner, gegen die Monarchie aufzu-

Digitized by Google

reizen und die Minierarbeit auch in unsre slawischen Kronländer vorzuschieben.[1])

Die Monarchie, zwischen dem Westen und Osten Europas und an der Schwelle des Orients ausgebreitet, hat die geschichtliche Aufgabe, die in ihrem weiten Bereiche angesiedelten Nationalitäten behufs Wahrung ihrer Individualitäten und Sicherung ihrer wirtschaftlichen Interessen zu einem mächtigen Staatsgebilde zu verbinden und als Trägerin der westlichen Kultur diese in den stammverwandten südlichen Nachbarländern zu verbreiten und zu fördern. Darum ist es eine unbegründete Besorgnis, daß die Hebung der slawischen und andern Nationalitäten, sei es in kultureller oder wirtschaftlicher Beziehung, eine Beeinträchtigung der deutschen Interessen in Oesterreich involviere, deren Besitzstand gefährde oder gar das enge Bündnis mit dem Deutschen Reiche stören müßte.

Gerade das Gegenteil ist richtig! Es liegt im ausgesprochenen Interesse des Deutschen Reiches, daß die österreichisch-ungarische Monarchie in jeder Beziehung stark, deshalb von inneren Wirren verschont bleibe. Bekanntlich hat sich Fürst Bismarck wiederholt in diesem Sinne ausgesprochen.

Es würde gewiß eine Erleichterung der internationalen Lage Deutschlands bedeuten, wenn infolge einer Verständigung zwischen Deutschen und Slawen in Oesterreich sich auch der Gegensatz zu Rußland mildern würde, weil die deutsche Politik traditionell auf ein gutes Einvernehmen mit Rußland bedacht ist und ja auch gar keine realen Interessengegensätze zwischen beiden großen Nachbarreichen vorhanden sind.

Das Entgegenkommen an die berechtigten slawischen Forderungen seitens der Deutschösterreicher beinhaltet also, indem es zugleich für die österreichisch-ungarische Monarchie einen wesentlichen Kraftzuwachs liefert, durchaus keine Schädigung deutscher Interessen, sondern fördert dieselben; ist demnach auch vom spezifisch deutschnationalen Standpunkte wünschenswert.

Bezüglich der Tendenz: Rußland als den alleinigen Hort des Slawentums zu proklamieren, kann man jedoch mit Recht sagen, daß die Westslawen, Böhmen, Polen und Ruthenen ja auch ein Teil der Südslawen, die Slowenen und Kroaten, dem deutschen Elemente in bezug auf kulturelle, wirtschaftliche und politische Entwicklung weit näher stehen als den Russen, was durch die Jahrhunderte dauernden staatlichen Beziehungen vollkommen erklärlich erscheint. Es wird das Einvernehmen bei entsprechender Berücksichtigung der bestehenden Rechtsansprüche auch zu erzielen sein, wenn letztere mit dem wirklichen Bedürfnisse in Einklang gebracht werden und wenn beiderseits der ernste Wille zur Herstellung des Friedens endlich durchdringt; eine Voraussetzung hierfür wäre aber, daß man

[1]) Der Verfasser hat in diesen Blättern auch schon für eine einverständliche Politik Rußlands mit Oesterreich-Ungarn in bezug auf die Balkanfrage das Wort ergriffen; so in den Aufsätzen: „Oesterreich-Ungarn und die Ziele der russischen Politik in Europa und Asien", September-Heft 1910; dann „Die Stellung Rußlands und Oesterreich-Ungarns zu den Balkanfragen", Februar-Heft 1911.

Digitized by Google

sich in beiden Lagern nicht durch die leidenschaftlichen Aufreizungen der Ultras mitreißen läßt und lokale Zwischenfälle nicht immer zu nationalen Streitfragen aufgebauscht werden!

Wenn nun, sowohl vom österreichischen als auch vom reichsdeutschen Standpunkte betrachtet, eine Verständigung zwischen Deutschen und Slawen in Oesterreich-Ungarn dringend zu empfehlen ist, so muß anderseits auch das Verlangen als berechtigt anerkannt werden, daß unsre Slawen ihr Heil nicht in einem förmlichen Kreuzzuge gegen alles Deutsche suchen und daß von slawischen Parteiführern es nicht als ihre wesentlichste Aufgabe hingestellt werde: Oesterreich „aus den Klammern des Deutschen Reiches" zu befreien. Eine viel natürlichere Lösung ist darin zu suchen, daß Oesterreich-Ungarn, wie es seiner Lage und Bevölkerungsgruppierung entspricht, einer Ausgleichung zwischen dem Deutsch- und Slawentum die Wege zu bahnen hätte.

Hoffen wir, daß es gelingt, diese Brücke der Verständigung zu schlagen, so daß die natürlichen Sympathien unsrer Slawen für die Stammesbrüder jenseits der Grenze ebensowenig Anstoß erregen können, wie jene unsrer Deutschen für das Deutsche Reich, insoweit sie sich in loyalen Bahnen bewegen!

*

Unter solcher Voraussetzung wäre es auch höchst wünschenswert, wenn das durch manche Reibungen von beiden Seiten gestörte Einvernehmen mit unsern Mitbürgern italienischer Zunge wieder gebessert würde. Mit aufrichtigem Bedauern muß man konstatieren, daß durch allzu intransigentes Vorgehen auf deutschösterreichischer Seite auch die ruhigen und gemäßigten italienischen Elemente in Südtirol und im Küstenlande dem Irredentismus in die Arme getrieben werden. So ist es z. B. mit dem Konstitutionalismus ganz unvereinbarlich, daß „die Wiedererrichtung der schon bestandenen" italienischen Hochschulkurse als unberechtigt auf das heftigste bekämpft und auf jede Weise verhindert wird. Wenn dieser Vorgang hier in einer Abhandlung, welche mit Parteipolitik absolut nichts zu schaffen haben will, zur Sprache gebracht wird, so geschieht es nur, um auf die üblen Folgen aufmerksam zu machen, welche dadurch für die innere staatliche Entwicklung entstehen, wenn eine der staatserhaltenden Parteien dazu beiträgt, eine nationale Verbitterung zu vermehren, welche unwillkürlich auch die internationalen nachbarlichen Beziehungen ungünstig beeinflußt.

Die Wahrung „nationaler Rechtsansprüche" darf auch dadurch nicht alteriert werden, daß in gewissen, leider ziemlich ausgedehnten, italienischen Gesellschaftskreisen bei uns und im „Regno" ganz offen für eine Abtrennung unsrer südlichen Gebiete agitiert und die Erreichung dieses Zieles selbst mit Waffengewalt ins Auge gefaßt wird; Gebiete, welche, abgesehen von der einstigen Zugehörigkeit zu dem übrigens auch germanischen Langobardenreiche, im Mittelalter und in den neueren Zeitläuften nur teilweise und vorübergehend, wie einzelne Territorien Südtirols, und zuletzt in dem kurzen Intermezzo der napoleonischen Gewaltherrschaft mit italienischen Dominien staatlich verbunden waren.

*

Digitized by Google

In Ungarn handelt es sich nebst den Slawen im Norden und Süden auch um das sehr starke, an Bevölkerungszahl und Wohlstand unaufhaltsam vorschreitende rumänische Volkstum, und ist es ein Erfordernis gesunder Politik, daß man dem Königreich Rumänien seine freundnachbarliche Haltung nicht zu sehr erschwere, da sich dieser Staat trotz mancher Bedrückungen des rumänischen Elementes in Ungarn und früherer, weitgehender wirtschaftlicher Benachteiligungen, welche in seiner Bevölkerung sehr hart empfunden wurden, stets als ein höchst loyaler Nachbar erwiesen hat, was gerade unter den so wesentlich geänderten Verhältnissen am Balkan besondere Berücksichtigung erheischt.

Darum ist es vom gesamtstaatlichen Standpunkte sehr zu beklagen, daß die Verhandlungen mit den Führern der ungarländischen Rumänen zu keinem befriedigenden Abschluß gebracht werden konnten. Denn wenn auch sowohl das rumänische Grünbuch als das unsern Delegationen jetzt vorliegende Rotbuch auf das bestimmteste klarlegen, daß Oesterreich-Ungarn zur Zeit des Balkankrieges die rumänischen Forderungen unentwegt in loyalster Weise unterstützt hat, so wird damit das verletzte nationale Empfinden über die unbefriedigende Lage der Stammesbrüder in Ungarn nicht beseitigt.

Die Aufgabe der auswärtigen Politik würde ferner in hohem Grade erleichtert, wenn man unserseits auch den wirtschaftlichen Interessen der Balkanstaaten möglichst entgegen käme, denn es wird mit Recht behauptet werden können, daß die Feindseligkeit Serbiens gegen Oesterreich-Ungarn nicht eine so allgemeine, tiefgreifende geworden wäre, wenn nicht das Gros des serbischen Volkes, die Landbevölkerung, durch unsre zu weitgehende agrarische Politik fortdauernd empfindlichen Schaden zu erleiden gehabt hätte. Es wird sich gewiß ein Modus finden lassen, den wirtschaftlichen Lebensinteressen der Balkanstaaten gerecht zu werden, ohne die eignen zu gefährden.[1])

*

Gerade da steht man vor einem schweren Zwiespalt unsrer äußeren und inneren Politik. Die Lebensinteressen der Monarchie erfordern eine aktive Balkanpolitik — keine aggressive, aber schon gar nicht ein passives Laisser faire. Es liegt doch auf der Hand, daß die Wahrung unsrer Interessen auf diesem derzeit wichtigsten Felde wesentlich erleichtert würde, wenn wir die Sympathien der Balkanvölker im allgemeinen oder doch von ansehnlichen Teilen derselben besitzen oder in der Lage wären, sie zu gewinnen. Wie kann aber dieses so

[1]) Unsre Ausfuhr nach Rumänien ist in der letzten Zeit um 15 Millionen, jene nach Serbien um 14 Millionen zurückgegangen. Der Anteil Oesterreich-Ungarns an dem Gesamtimport Rumäniens ist von 50 auf 28, an jenem Serbiens von 60 auf 36 Prozent gesunken; dagegen ist der Anteil andrer Staaten an dem Import dieser uns unmittelbar benachbarten Länder in der gleichen Zeitperiode wesentlich gestiegen, so z. B. jener des Deutschen Reiches von 11 auf 34 bzw. von 12 auf 40 Prozent. (Juni-Heft 1912 der „Oesterreichischen Rundschau"). Das Exposé betont denn auch die Notwendigkeit „verdoppelter Sorge für die Fortentwicklung aller volkswirtschaftlichen Voraussetzungen".

Digitized by Google

wünschenswerte Ziel erreicht werden, wenn durch die Richtung unsrer inneren Politik — diesseits der Leitha Partei-, jenseits Regierungspolitik — die Bevölkerung unsrer stammverwandten Grenzländereien kontinuierlich in ihren Rechten verkürzt und wirtschaftlich geschädigt wird?

Die letzte Balkankrise, so bedrohlich sie sich in ihrem Verlaufe für die Monarchie zu gestalten drohte, ist schließlich ohne wesentlichen Schaden vorübergegangen. Aber man darf bei Abschätzung der äußeren Lage nicht vergessen, daß der Balkanbund unter Rußlands Aegide, wenn auch in erster Linie gegen die Türkei, mit dem Motto: „Der Befreiung der Balkanchristen, insbesondere Mazedoniens", aber ebenso eingestandenermaßen auch gegen die Monarchie aufgerichtet war, falls diese die Aktion der Verbündeten zu hindern versucht hätte; Beweis dessen die an unsern Grenzen von der russischen Regierung angeordnete sog. Probemobilisierung, welche uns zu sehr kostspieligen Gegenmaßregeln gezwungen hat. Wenn es auch gelungen ist, diesmal einen Krieg zu vermeiden, ohne unsre Interessen wesentlich zu schädigen, so muß immer mit dem Umstande gerechnet werden, daß sich die Gegnerschaft Rußlands und seiner Schützlinge gegen die Monarchie keineswegs verringert hat, sondern bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit um so entschiedener zum Ausdruck gelangen kann, wenn auch derzeit, wie das Exposé konstatiert, das Verhältnis der österreichisch-ungarischen Monarchie zu Rußland einen freundschaftlichen Charakter zeigt, und unserseits auch Serbien und Montenegro Wohlwollen entgegengebracht wird.

Ob nun die auffälligen militärischen Vorkehrungen im westlichen Rußland, die allgemeine große Erhöhung der Truppenstände, die Bahn- und Festungsbauten usw., sowie die in Galizien und Oberungarn, man kann sagen, im großen betriebene russophile Agitation und Spionage nur unter dem Drucke sehr einflußreicher und mächtiger Faktoren der russischen Gesellschaft verfügt wurden, unumstößliches Faktum ist es, daß eine weitverbreitete Strömung in Rußland auf eine Zurückdrängung und Schwächung Oesterreich-Ungarns gerichtet ist und dieses Ziel auch in Hinkunft und mit allen Mitteln verfolgen wird. Wir werden also auf die Möglichkeit eines Waffenganges vorbereitet sein müssen, der für das fernere Schicksal beider Kaiserreiche sehr entscheidend sein kann.

Trotz dieser nicht zu bestreitenden Tatsachen ist die merkwürdige Erscheinung zu konstatieren, daß man nicht nur am Balkan oder in russischen sowie französischen Kreisen, aber sogar auch im Bereiche unsrer Verbündeten wiederholt auf aggressive Absichten der österreichisch-ungarischen Monarchie zu sprechen kommt, obwohl dieselbe schon in der Annexionskrise mit der größten Entschiedenheit erklärt, ja feierlich proklamiert hat, daß sie am Balkan saturiert sei. Sie hat, wie das Rotbuch zeigt, in der verflossenen Krise trotz so mancher Provokationen eine weitgehende Zurückhaltung an den Tag gelegt und alle auftauchenden Schwierigkeiten im Verein mit den andern Großmächten zu überwinden gesucht. Die Monarchie hat in der ganzen kritischen Periode niemals das Verlangen nach Erweiterung ihres Besitzes oder auch nur ihrer Einflußsphäre angestrebt; sie hat nur die Wahrung ihres Interessenkreises verlangt; „dafür mußte sie doch ein-

Digitized by Google

treten!" — sie hat also nicht mehr getan als alle andern Staaten, und nur das, was jeder Staat tun muß, will er nicht selbst seine Existenz und deren Berechtigung in Frage stellen.

Die Mäßigung und Ruhe unsrer maßgebenden Faktoren ist eine Garantie, daß Oesterreich-Ungarn sich nicht vom Konzern der Großmächte trennen wird, insolange seine Lebensinteressen oder seine Sicherheit nicht bedroht werden; dafür bürgt vor allem auch die weise Fürsorge unsers väterlichen Monarchen, welcher seinen Völkern die schweren Opfer eines Krieges ersparen will, wenn uns ein solcher nicht von außen aufgezwungen wird.

Man ist deshalb auch weit entfernt, die chauvinistischen Tiraden, welche von der Newa und Morawa ertönen und sich bereits zu den phantastischen Träumen einer Teilung der Monarchie versteigen, tragisch zu nehmen, wenn man sie auch als Stimulantien der Volksstimmung nicht übersehen darf. Diese unruhigen Elemente, welche so leidenschaftlich, leichtfertig in die Kriegstrompete stoßen und gerne einen Weltbrand entfachen möchten, um unter der Fahne des Pan- oder Neoslawismus die russische Herrschaft bis zum Aegäischen und Adriatischen Meere auszudehnen, diese Welteroberer sehen in den leider in der österreichisch-ungarischen Monarchie herrschenden Zwistigkeiten schon den Zerfall der Monarchie und glauben, daß es nur eines äußeren Anstoßes bedarf, um die Auflösung herbeizuführen. Ihren Wünschen gemäß identifizieren sie unsre slawischen Nationalitäten mit deren radikalen Elementen, welche allerdings, wie überall, sich in der Oeffentlichkeit weit vernehmbarer machen als die ruhigen, gemäßigten Volksschichten. Unsre äußeren Widersacher gründen ihre Angriffspläne auf die inneren Zwietrachtserscheinungen, welchen sie, ihren Hoffnungen entsprechend, schon eine katastrophale Bedeutung beilegen und eine leichte Siegesarbeit erwarten. In ihrem Hasse gegen das Deutsche Reich und insbesondere gegen den Bestand der Monarchie übersehen sie, geblendet durch die allerdings gewaltigen Hilfsmittel des weiten russischen Reiches, dessen sehr verwundbare Stellen, welche in sehr großer Ausdehnung gerade von dem „verhaßten" Deutschen Reiche und Oesterreich am leichtesten gefaßt werden können! Und „diese schwachen Seiten Rußlands erstrecken sich noch weit hinaus über das ehemalige Königreich Polen".

Das in letzter Zeit sich immer mehr festigende Einvernehmen zwischen dem Deutschen Reiche und England dürfte übrigens wesentlich dazu beitragen, die Gefahr eines ernsten Zusammenstoßes mit Rußland hintanzuhalten, so wie die britische Regierung auch während der Balkankrise stets vermittelnd eingegriffen hat.

Man hat bisher an maßgebender höchster Stelle in Rußland in weiser Erwägung der Gefahren und des grassen Elends, welches selbst ein siegreicher Krieg im Gefolge hat, die eroberungsdurstigen Elemente im Zaume gehalten und hat den Weg der Verständigung mit der österreichisch-ungarischen Monarchie, welche hierzu immer bereitwillig die Hand geboten hat, gefunden; hoffentlich wird dies zum gegenseitigen Wohle auch in der Zukunft möglich sein und der Friede erhalten bleiben.

Sehr wesentlich würde hierzu beitragen, daß in Oesterreich-Ungarn endlich

Digitized by Google

der innere Friede einkehrt, weil dadurch den fremden, angriffslustigen Elementen das Hauptmotiv ihrer Eroberungs- und Teilungspläne abhanden käme. Daraus erwächst aber den loyalen, staatserhaltenden Kreisen aller österreichisch-ungarischen Nationen die unabweisbare Pflicht, alle trennenden Postulate abweisend, von den Regierungen Zis und Trans unterstützt und geleitet, sich endlich auf dem Boden der Verständigung zum eignen und zum Heile des Ganzen zu vereinigen, eingedenk des Wahlspruches — Viribus unitis! — unsers weit über Oesterreichs Grenzen verehrten greisen Monarchen!

Zur Lage in Marokko

Von

Generalleutnant z. D. v. Görtz

Ueber all den andern Vorgängen, welche in neuerer und neuester Zeit Interesse heischten, hat man auf Frankreichs Vorgehen in Marokko weniger geachtet. General Lyautey, der Generalgouverneur, hat im stillen gewirkt. Bekanntlich bezeichnen die Franzosen die Ausbreitung ihrer Macht und ihres Ansehens etwas euphemistisch als friedliche Durchdringung oder als französische Beruhigung. Zu diesem Zweck erscheinen ihnen einige Unternehmungen erforderlich, welche das „endlose Abwarten" am Fuße (also nördlich) des mittleren Atlas beenden sollen. Ein solches Abwarten wird für kostspieliger an Geld und Menschenleben gehalten „als brutale Offensive". „Die Untätigkeit ist reich an Risiko, um nicht zu sagen an schweren Gefahren. Tätigkeit und völlige, endgültige Besetzung des Schutzgebietes kann uns gestatten, die Marokkoangelegenheit in zwei Jahren zu Ende zu bringen. Zwei Jahre, das ist schon viel, denn der Sturm, welcher uns an der Vogesengrenze mehr und mehr bedroht, könnte schon früher losbrechen, und wir wollen doch nicht vergessen, daß der Schlüssel zu unsrer Unabhängigkeit und zu unserm Kolonialreich an den Vogesen liegt."

Ich darf erinnern, daß man als hohen Atlas die schmale, aber über die Schneegrenze steigende Gebirgskette zwischen Kap Ghir am Atlantischen Ozean und der Quelle des Muluja (Ostmarokko) bezeichnet. Hier setzt auf linkem Flußufer, dieses begleitend, der Dahra an. Ihm ist nordwestlich der mittlere Atlas in der allgemeinen Richtung auf Fes vorgelagert. Der kleine Atlas, vom rechten Mulujaufer östlich an Tell-Atlas genannt, begleitet in größerer oder kleinerer Entfernung von der Meeresküste diese von Kap Blanc bei Biserta (Tunis) bis Kap Spartel (Tanger).

Die erste der oben erwähnten Unternehmungen betrifft die Herstellung einer gesicherten Verbindung von Algier über Ostmarokko nach Fes. Taza (la mystérieuse), von den Stämmen der Beni Udjane, Riata und Branes besetzt, sperrte die Straße. Seit Jahr und Tag war in der französischen Presse von

Digitized by Google

der Absicht die Rede, den Ort zu nehmen. Aus Osten und Westen hat man sich in den letzten Monaten in Etappen (Bonds) allmählich genähert. Die Kommandierenden von Ost- und Westmarokko (General Baumgarten und Giraud) verfolgten aus beiden Richtungen das gleiche Ziel. Mit dieser Annäherung hingen die Gefechte zusammen, von denen man in neuerer Zeit las (Zrarka, 24./25. März, El Hadjami, 1. Mai).

Am 10. Mai ist Taza von General Baumgarten genommen, General Giraud hatte Widerstand der Tsul im westlichen Vorgelände gefunden. Nordöstlich Taza haben beide Generale sich vereinigt. General Lyautey hat selbst kommandiert.

Da die Wegeverbindung selbst aber in dortigem Gelände einen „schmalen Gang" (couloir) bildet, in welchem die künftige Eisenbahnstrecke M'Soun—Taza—Fes führen soll, wird man sie durch „seitliche Wellen" gegen die eingeborenen Stämme zu sichern suchen, d. h. durch Entsendung größerer geschlossener Abteilungen nach Nord und Süd und nach dem oberen Muluja. Dort wird man den „strategischen Punkt" Kasbah el Machsen besetzen. An diesem werden sich die Kolonnen aus Ostmarokko, vom Ghir (Südost), von Stadt Marokko und von Fes treffen können. Auch für die Spanier in der Zone von Melilla bedeutet die Besetzung von Taza einen Vorteil, da das Hinterland der ihnen unmittelbar gegenüberstehenden Rifbewohner sich nun in französischer Hand befindet. Zwischen General Baumgarten und dem spanischen General Jordana aus Melilla haben schon im April Besprechungen stattgefunden. Auch soll die schon jetzt bis M'Soun (östlich Taza) führende Eisenbahn alsbald bis Taza weitergeführt werden.

Eine zweite Unternehmung soll der Unterwerfung der Zajan im Gebirgsmassiv des mittleren Atlas gelten. Er ragt wie ein Vorgebirge in die „beruhigte" Zone von Westmarokko hinein. Man hat bis jetzt ihn mit einem Netz von Postierungen im Tadlagebiet, in der Schauja und im Südosten von Meknes in Respekt gehalten, damit aber 10000 Mann festgelegt.

Die Besetzung von Kenifra am Fuße des Dschebel (Berg) Ajachi, des marokkanischen St. Gotthard, würde die Verbindung von Stadt Marokko und Fes wiederherstellen, welche der fanatische mohammedanische Priester Ali-Ahmauc unterbrochen hat. Mit einer solchen Verbindung wäre der Widerstand der Zajan, Beni M'Tir und Beni M'Guild für immer gebrochen. Auch diese Unternehmung ist eingeleitet.

Als dritte Unternehmung bliebe die Pazifizierung des Sus und des Tafi[la]let, also des südwestlichsten und des südlichen Teiles, ein Vorhaben, welches schon durch die Mitwirkung der großen Kaids aus dem Süden vorbereitet sei. Solches Zusammenwirken habe schon die Vertreibung des El-Hibba ermöglicht, nun erübrige noch, auf die Wiege der dynastischen Revolutionen in den letzten neun Jahrhunderten Hand zu legen, auf das Moghrebgebiet (Mohgrib-ul-Aksa) in dem Teile der Sahara, welcher an Mauretanien grenzt. Durch Südoran vordringend, könne man das Tafilalet und die südöstlichen Ausläufer des hohen Atlas unterwerfen und einer Kolonne die Hand reichen,

Digitized by Google

welche von Marokko zur Besetzung von Tacrudant und des Susgebiets ausgegangen wäre.

Nach einer langen Zeit von Verhandlungen und vergeblichen Reden (palabres) mit den auffässigen Oberhäuptern scheine nun die Zeit gekommen, da der Berberblock in Angriff genommen werden müsse. Die bisherige Unabhängigkeit habe bei den Bergbewohnern die Hoffnung aufrecht erhalten, der französischen Pazifizierung zu entgehen. Der Berber sei vor allem Muselmann und hänge jeder Autorität gegenüber an seiner Selbständigkeit, er werde sich nur der Gewalt beugen. Es gelte, die Zeit der „Hammerschläge" wiederaufleben zu lassen. Erst danach werde man die Besatzungstruppen auf einige zehntausend Mann verringern und den Tag erwarten können, an welchem das an Kriegern unerschöpfliche Marokko der nationalen Verteidigung eine ernstliche Stütze liefern werde. Also, die ganze friedliche Durchdringung dient lediglich dem Zweck, die braune Armee zu verstärken! Beruhigend ist für uns Deutsche nur, daß über alldem viel Zeit vergehen, viel Blut der Grande nation fließen wird. Ob der endliche Erfolg ein glücklicherer sein wird als vor fünfzig Jahren in dem freilich unbequemer gelegenen Mexiko, bleibt abzuwarten.

Das Deutsche Haus der Columbia-Universität in Neuyork

Von

Dr. Rudolf Tombo sen.

Das Deutsche Haus der Columbia-Universität in Neuyork besteht jetzt fast zwei Jahre. Es verdankt seine Entstehung den Bestrebungen der Germanistischen Gesellschaft, die vor sieben Jahren ins Leben gerufen wurde, um die geistigen Bande, welche Deutschland und Amerika verknüpfen, immer mehr zu befestigen. Ihr Zweck ist, die Amerikaner mit deutscher Kultur inniger vertraut zu machen, indem sie hervorragende Dichter und Gelehrte, Künstler und Schriftsteller des Vaterlands einlädt, an den Universitäten und in den größeren Städten dieses Landes Vorträge und Vorlesungen zu halten. Im vorigen Jahr schenkte der damalige Präsident der Germanistischen Gesellschaft, Herr Edward D. Adams, der Columbia-Universität die Summe von 30000 Dollar zum Ankauf eines Hauses in unmittelbarer Nähe der Universität, das den Namen „Deutsches Haus" führen und in welchem die Bestrebungen der Gesellschaft eine bleibende Stätte finden sollten, an welcher deutsches Geistesleben im allgemeinen und deutsches Universitätswesen im besondern studiert werden kann. Die Universität ernannte den Professor der zeitgenössischen deutschen Literatur, Dr. Rudolf Tombo jun., der die erste Anregung zur Gründung eines Deutschen Hauses gegeben hatte und der mit dem deutschen Kulturleben der Gegenwart wohl vertraut ist, zum Direktor des Deutschen Hauses, das sich unter seiner Leitung seit der Eröffnung im vorigen Herbst bereits zu einem Institut ausgebildet hat, welches in seiner Art geradezu vollkommen genannt werden kann.

Das Deutsche Haus der Columbia-Universität unterscheidet sich von dem in Philadelphia geplanten Deutschen Haus, für das seit einiger Zeit unter Leitung des ehemaligen amerikanischen Botschafters in Berlin, Charlemagne Tower, Fonds gesammelt werden. Während

Digitized by Google

dieses hauptsächlich die Erforschung der Geschichte der Deutschen in Amerika pflegen wird, hat sich das Deutsche Haus der Columbia-Universität die Aufgabe gestellt, einmal als akademische Auskunftsstelle zu dienen, nach Vorbild und unter Mitwirkung der in Berlin unter der Leitung von Professor Dr. Wilhelm Paszkowski stehenden akademischen Auskunftsstelle, und dann eine Stätte zum Studium der zeitgenössischen deutschen Literatur, etwa vom Jahre 1870 an, zu bilden. Endlich soll das Deutsche Haus auch dem jeweiligen Kaiser-Wilhelm-Austauschprofessor sowie den namens der Germanistischen Gesellschaft aus Deutschland berufenen Gästen während ihres Aufenthalts in Neuyork als Wohnung dienen.

Diesem dreifachen Zweck entspricht die Einrichtung des stattlichen Gebäudes Nr. 419 West 117. Straße: In der ersten Etage befindet sich zunächst das Arbeitszimmer des Direktors. Das Bildnis des Deutschen Kaisers, des Beschützers deutscher Kunst und Wissenschaft, gibt dieser Arbeitsstätte die deutsche Weihe. Es ist ein Oelgemälde von Müller-Uri, das Herr Herman Ridder, der Herausgeber der „Neuyorker Staatszeitung", dem Deutschen Haus gestiftet hat. Herrn Ridders Stiftung ist indes nicht das einzige Geschenk von deutsch-amerikanischer Seite. Wenn ein Angloamerikaner, Herr Adams, das Haus selbst zur Verfügung gestellt hat, so sind es doch Deutschamerikaner, die in hochherziger Weise für die Unterhaltung und Ausschmückung des Hauses Sorge getragen haben und noch beständig wetteifern, ihre Begeisterung für das Deutsche Haus und die durch das Deutsche Haus vertretene Idee durch Geschenke zum Ausdruck zu bringen. So haben edle Spenden der Herren Georg Ehret und Adolphus Busch die Unterhaltung des Hauses auf Jahre hinaus sichergestellt. Der bekannte deutschamerikanische Kunstmäzen, Herr Hugo Reisinger, hat dem Haus zwei wertvolle Gemälde zum Geschenk gemacht, und Geldsummen, insbesondere für die wissenschaftlichen Zwecke des Deutschen Hauses, sind auch von mehreren Wohltätern gespendet worden. In der allerletzten Zeit haben übrigens die Kunstschätze des Hauses eine wertvolle Bereicherung durch ein Bildnis des unvergeßlichen Ministerialdirektors Dr. Althoff erfahren, des Vaters des Professorenaustauschs, das die bewährte Künstlerin, Frau John W. Burgeß, die Gemahlin des ersten Roosevelt-Professors Burgeß, selbst gemalt und dem Deutschen Haus gewidmet hat.

Neben dem Arbeitszimmer des Direktors befindet sich das Sekretariat mit der akademischen Auskunftsstelle. Hier sind zunächst in zwei angrenzenden Zimmern die deutschen Universitäten und technischen Hochschulen berücksichtigt. Der Amerikaner, der auf einer deutschen (österreichischen, Schweizer, skandinavischen) Universität zu studieren wünscht, findet hier alle nur erdenklichen Auskünfte, die ihn bei seinen Studien zu fördern geeignet sind. Andre Abteilungen berücksichtigen in gleicher Weise die amerikanischen Universitäten, so daß ein Deutscher, der eine amerikanische Universität zu besuchen gedenkt, sich hier auf das bequemste über die einschlagenden Verhältnisse dieses Landes orientieren kann. Einen Hauptschmuck dieser Zimmer bildet eine Bronzestatuette, das Denkmal des Großen Kurfürsten in Berlin darstellend. An den Wänden grüßen uns liebliche Bilder, Bilder deutscher Städte von historischer Bedeutung, photographische Ansichten sämtlicher deutscher Hochschulen, Bilder aus dem deutschen Studentenleben, das Porträt des deutschen Botschafters Grafen v. Bernstorff, von Karl Schurz und Andrew D. White sowie die Bilder einer Anzahl Präsidenten von amerikanischen Universitäten. So atmen die anmutigen Räume förmlich deutschen Geist, und wir müssen uns erst darauf besinnen, daß wir nicht auf deutschem, sondern auf amerikanischem Boden stehen.

Den Glanzpunkt des Deutschen Hauses bildet indes die Bibliothek der zeitgenössischen Literatur, die sich in der folgenden Etage befindet. Hier hat das Deutsche Haus, dank den großen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, und dem unermüdlichen Sammeleifer und zielbewußten Vorgehen des Direktors, etwas geschaffen, was nicht nur in Amerika einzig dasteht, sondern auch in Deutschland nirgends, wenigstens nicht an *einer* Stelle vereinigt zu finden ist, nämlich eine Bibliothek, die nicht nur die Werke der wichtigsten zeitgenössischen deutschen Dichter und Schriftsteller enthält, sondern auch die Literatur über jeden einzelnen

Digitized by Google

Autor in geradezu verblüffender Vollständigkeit. Von einzelnen Schätzen, Unika, Erstausgaben usw. nicht zu reden, finden sich hier z. B. deutsche Uebersetzungen von Ibsen, Björnson, Strindberg, Tolstoi, Dostojewski, Turgenjeff, Whitman, Zola, Maupassant usw., die auf die moderne deutsche Literatur von Einfluß gewesen sind. Will jemand z. B. Ibsens Einfluß auf Hauptmann studieren, so hat er hier Ibsens Werke in deutscher Uebersetzung zur Verfügung. Was auch nur gelegentlich über Hauptmann in deutschen oder fremdländischen Büchern geschrieben worden ist, findet sich alles gesammelt. Insbesondere auch, was nicht in Büchern, sondern in Zeitungen oder Zeitschriften geschrieben ist. Jeder Schriftsteller hat hier seinen eignen Kasten, in dem sich sämtliche Artikel sauber aufgeklebt finden, die in Tageszeitungen über ihn erschienen sind, eine Sammlung, die einzig in ihrer Art und nirgends in der Welt wieder zu finden ist. In der Tat dürfte es sich selbst für einen deutschen Gelehrten, der über einen lebenden deutschen Autor schreiben will, eine Reise nach Neuyork verlohnen, denn nur im Deutschen Haus findet er das gesamte Material vollständig beisammen, auf das bequemste und leichteste zugänglich. Ein analytischer Zettelkatalog, in dem nicht nur Angaben über die Werke von und über einen bestimmten Autor, sondern auch alle Hinweise auf ihn in Werken literaturgeschichtlichen Charakters zu finden sind, liefert ohne Mühe das gesamte bibliographische Material für jeden zeitgenössischen deutschen Schriftsteller. Daß die Bibliothek nicht nur die Literatur, sondern auch die Kunst- und Musikgeschichte, Geschichte und Philosophie berücksichtigt, daß sie alle bedeutenden deutschen Zeitschriften und Tageszeitungen hält, mit Karten von Deutschland versehen ist usw., das bedarf kaum der Erwähnung.

Die oberen Stockwerke des Deutschen Hauses sind als Wohnräume eingerichtet. Die ersten deutschen Gäste, die diese Räume im verflossenen Winter bewohnt haben, waren der Kaiser-Wilhelm-Professor Dr. Joseph Schick aus München und der Redner der Germanistischen Gesellschaft Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin, mit ihren Familien. Sie wußten die deutsche Behaglichkeit der Räume nicht genug zu rühmen.

Das Deutsche Haus hat sich seit dem Tag der Eröffnung eines lebhaften Besuchs zu erfreuen gehabt, und zwar nicht nur seitens der Studenten, die in der Bibliothek ihren Studien obliegen, sondern aus allen Kreisen der Bevölkerung. Deutsche, die zu Studienzwecken nach Amerika kommen, sprechen hier häufig vor und finden Rat und tatkräftige Unterstützung. Der deutsche Botschafter Graf v. Bernstorff besuchte das Haus am 8. Mai und erklärte sich von allem, was er gesehen, in den schmeichelhaftesten Worten aufs äußerste befriedigt.

Berichte aus allen Wissenschaften

Erdkunde

Reiseeindrücke eines Geologen aus dem westlichen Nordamerika

Als ich mich vor zwei Jahren zum erstenmal mehrere Monate in der Neuen Welt aufhielt und nach einiger Zeit den Kulturzentren der Vereinigten Staaten den Rücken gewandt hatte, um dem weiten und wilden Westen zuzueilen, war ich in hohem Maße frappiert und wurde mehr und mehr gefesselt durch die Großzügigkeit der Landschaft und den leichten Einblick, den sie in ihren geologischen Aufbau gewährt. Die Gegenden sind zwar keineswegs immer schön zu nennen, vielmehr häufig eintönig, öde und kahl, besonders wo Dürre und Waldbrände die Pflanzendecke dezimiert haben, andre Gebiete sind aber um so großartiger.

Nachdem der Zug an zwanzig Stunden vom Mississippi westwärts gerast ist und man die Felder, Weiden und Steppen von Kansas und dem östlichen Kolorado durchmessen hat und dabei unvermerkt mit der Ebene auf 1500 Meter Meereshöhe gestiegen ist,

Digitized by Google

tauchen im Blau des westlichen Horizontes die zackigen Umrisse der schneegekrönten Rocky Mountains auf. Noch fährt man in der Prärie in der Nähe des Arkansas River östlich von La Junta (sprich Hunta). Die Vegetation ist äußerst spärlich und läßt die flach gelagerten Kreideschichten oft deutlich in Felsterrassen und -pyramiden oder tischförmigen Mesas hervortreten. Die hauptsächlichsten Pflanzen sind graugrüne Aremisia-Büsche, 20 bis 40 Zentimeter hoch; es ist der sog. „sage brush", die charakteristischste Pflanze des westlichen Nordamerika. Dazwischen sieht man stachlige Yukkasträucher, jetzt gerade (Anfang Juni) durch hoch aufgeschossene weiße Blütendolden geziert, dazwischen wachsen kleine gelb blühende Kakteen. Große und kleine gelbe Kompositen und sehr großblütige weiße (?) Solaneen gehören zu den häufigsten der zahlreichen Blumen, die die öde Steppe kurze Zeit verschönen. Nichtsdestoweniger ist der Boden völlig trocken und bildet auf weite Strecken hin sogar buchstäbliche Sand- und Steinwüste, die in der Nähe weißlichgelb, am Horizont, mit der Sonne gesehen, braunviolett, gegen die Sonne gesehen blau aussah. Von Zeit zu Zeit erblickt man das grüne Vegetationsband, welches den gewundenen Lauf des fast vertrockneten Arkansas River kenntlich macht; je mehr man sich dem Gebirge nähert, obwohl stromaufwärts, desto mehr schwillt der Fluß wieder an. Weiter stellen sich an seinem Ufer auch schon vereinzelte Pappeln ein. Die breit wachsende Pappel, „cottonwood tree", ist der Charakterbaum des westlichen Nordamerika, überall Wasser anzeigend. Der Gebirgsrand selbst, etwa in der Nähe von Denver, steigt fast unvermittelt und steil aus der Prärie empor. Die flach gelagerten Kreideschichten der Ebene biegen sich am Gebirgsrand plötzlich steil auf und bilden eine scharfe gratartige Kante, die sog. „hog backs" (= Saurücken), die in 100 bis 300 Meter Höhe, so weit das Auge reicht, von Norden nach Süden den Gebirgsrand bildet. Hinter diesen „hog backs" folgen steil stehende Juraschichten, die in dieser Gegend die bekannten riesigen Dinosaurierreste führen, und dann folgen ebenfalls steil stehende rote Triassandsteine. Diese hoch aufragenden roten Sandsteinplatten sind durch die Arbeit der Erosion und Verwitterung in die abenteuerlichsten Formen gebracht. Weltbekannt sind sie in dem sog. „garden of the gods" bei Colorado Springs und im „rocksbury park" bei Denver. Hinter dieser Zone steigt das waldbedeckte Granitgebirge gleich zu großer Höhe an, z. B. im Pikes Peak auf 4300 Meter, der Wald reicht bis 3400 Meter empor.

Nachdem ich das hohe Randgebirge mit dem Pikes Peak bis zur Tertiärmulde von Florissant und dem emsig betriebenen Goldrevier von Cripple Creek durchquert hatte, wandte ich mich nach Westen längs der über 4000 Meter hohen Sangre de Christo Range und der Sawatch Range über den hohen Tennesseepaß in die Täler des Eagle River und Rio Grande, die schon zum Colorado River gehören. Schön kann man verfolgen, wie an die hohen, größtenteils kristallinen gefalteten Gebirge sich das aus mehr oder weniger flach liegenden Schichten bestehende Coloradoplateau westwärts anlehnt; die Berge sind anfänglich noch kaum niedriger. Tiefe Schluchten geben prächtige Einblicke in den Aufbau. Ganz unten schäumt der Eagle River, von hohen Gneis- und Granitwänden eingesäumt, in denen sich Bergwerke auf Edelmetalle befinden. Direkt darüber sieht man in ebenfalls hohen Wänden die festen Bänke des Steinkohlengebirges mit großen Kohlenminen zu beiden Seiten der Schlucht. Die Mündungen der gegenüberliegenden Stollen sind durch kühne Hängebrücken miteinander verbunden. Darüber sind rote Triasschichten mit mächtigen Gipslagern, denen man weithin nach Westen folgt. Der alpine Charakter geht bald verloren und man befindet sich in großartiger, vielfach von Nadelwald bedeckter Mittelgebirgs- und Plateaulandschaft. An einer Stelle wird das Tal durch einen schwarzen Lavastrom eingeengt, den man weithin den Bergabhang herabfließen und das Tal füllen sieht, der Fluß hat sich eng durch denselben durchgefressen.

Höchst interessant und fesselnd war der Weg von Grand Junction durch die Utah Desert zum Großen Salzsee. In der Nähe von Grand Junction bleiben die das Tal begleitenden hohen Plateaus (Grand Mesa, Book Plateau usw.) zurück, die aus horizontal

Digitized by Google

gelagerten bunten Jura- und Kreideschichten aufgebaut sind, von denen letztere gute Steinkohlen liefern. Die Bahnlinie folgt anfänglich dem Ufer des Rio Colorado und wendet sich dann nordwärts. Schon hier beginnt der Strom sich in die baumlose Fläche einzusägen, bis er nach 700 Kilometern sein Bett 1500 Meter tief in die Erdrinde eingerissen hat; das ist der berühmte, ein paar hundert Kilometer lange Grand Canyon in Arizona. An der Grenze der Staaten Colorado und Utah ist die Schlucht erst 50 bis 60 Meter tief, es sind steile rote Sandsteinwände, der Trias angehörend, die den Fluß hier begleiten. Die Felswände sind oft in hohe Säulen und Pfeiler zerrissen; ihr Rot sticht scharf von dem tiefblauen Himmel ab, der sich darüber spannt, und wird gehoben durch einzelne saftiggrüne Pappeln unten am Flußufer. Steigt man aus dem Tal herauf, so findet man sich in einer weiten, öden Fläche mit nur spärlicher Sage-brush-Vegetation. Der Boden ist stellenweise leicht wellig, er besteht aus bunten Mergeln und schokoladebraunem Sandstein der Dinosaurier-führenden Juraformation und bildet zahlreiche kleine Mesas mit zwischen ihnen eingefurchten kleinen Schluchten. Erde liegt nicht auf dem fast unverwitterten Gestein, und eine zusammenhängende Grasdecke fehlt auch. Weiterhin folgen rote Triasmergel, später schwarze Tone der Kreideformation, völlig vegetationslos. Fern im Osten erkennt man noch die steilen und hohen Felswände des Book Plateau. Die Entfernung ist ohne irgendwelchen Maßstab an Bäumen oder Häusern kaum zu schätzen. Nach Westen und Süden sah man ein wahres Labyrinth von roten Felskämmen und Zacken hinter- und übereinander bis in die weiteste Ferne. Dieses Panorama der unbekannten und fast unbetretenen wasserlosen Wüste mit ihren fremdartigen Farben hat für mich etwas unbeschreiblich Fesselndes. Eine Zeitlang konnte man am äußersten westlichen Horizont auch schneegekrönte hohe Gipfel sehen, wahrscheinlich die südlichsten Teile der Wasatch Range. In einer felsigen und weniger wasserarmen Partie dieser Wüste sah ich den großen grauen Wolf, der in Nordamerika gefürchteter ist als der Grislybär und das Puma, weil er den Menschen leicher angreift als die beiden letzteren.

Nach längeren Reisen in verschiedenen Teilen des Gebirges nordwärts bis Montana und dann wieder nach Süden kam ich nach Neumexiko, und zwar in das Gebiet der Chama, eines westlichen Nebenflusses des Oberlaufes des Rio Grande del Norte. Nicht weit von dem kleinen Flecken Abiquiu erhebt sich der gegen 3000 Meter hohe Pedernal Peak. Diesen bestieg ich eines Tages von Westen her, teils um die Schichtenfolge kennen zu lernen, teils um einen weiten Ueberblick über das Land zu bekommen. Der Berg ist ein bewaldeter Kegel, oben von einem riesigen, hausdachförmigen Lavablock gekrönt, dem Erosionsrest einer großen Decke von zirka 30 Meter Dicke. Die Berghänge sind von tiefen Schluchten zerfurcht. Der Wald besteht aus der dortigen stark und knorrig verzweigten, sehr dunkeln Kiefer, deren weit abstehende und ineinander greifende Aeste das Vordringen oft sehr erschweren; auch Juniporus („cedar“) ist hier sehr verbreitet. Einige kleine Waldwiesen waren mit hohen Sonnenblumen bedeckt wie ein dichtgesätes Feld. Die Blumen gingen mir über den Kopf, und man konnte nichts sehen, während man durchging. Höher oben folgte niedriges Eichengestrüpp und hochstämmige Kiefern, ganz oben am Felsen standen dieselben schlanken Kiefern und wundervolle glattrindige Blautannen mit relativ langen Nadeln. Die Blumenpracht auf der steilen Wiese dicht unter dem Gipfel war einzigartig, allein schon die Farbenfülle: Gelb, brennendes Rot, Himmelblau, Violett in allen Schattierungen; es waren sehr viele Arten von Kompositen, Labiaten usw. Dicht um den Gipfelfelsen stand ein Kranz vollblühender Spiräen-, Stachel- und Johannisbeersträucher. Als ich zwischen den Spiräen stand, hörte ich einen schrillen pfeifenden Ton, der ruckweise ausgestoßen wurde und der von einem tiefen Summen begleitet war; er kam von zwei winzigen Vögelchen, die in einiger Entfernung von Strauch zu Strauch schwirrten. Plötzlich kam einer von ihnen an den Spiräenstrauch dicht neben mir, stand schwirrend in der Luft und steckte seinen relativ langen Schnabel von unten nach oben in die herabhängenden Blütentrauben: es war ein Kolibri! Der summende Ton war,

Digitized by Google

wie bei den Hummeln und Bienen, das Produkt der außerordentlich raschen Flügelbewegungen, so rasch, daß man die Flügel überhaupt nicht sehen konnte, sondern nur einen grauen durchsichtigen Schein. Der pfeifende Ton wurde mit der Kehle ausgestoßen. Nachdem das Tierchen sich eine halbe Minute an dem Strauch beschäftigt hatte, „stand" es plötzlich auf Armlänge vor meinem Gesicht, wohl um den noch nie gesehenen Menschen zu betrachten. Das dauerte etwa zehn Sekunden. Ich blieb natürlich regungslos. Der Kolibri war von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende etwa 5 Zentimeter lang, hatte einen leuchtenden purpurnen Fleck an der Kehle, dunkel violetten Rücken und helle Bauchseite, alles goldschimmernd. Der Pedernal Peak setzt sich aus roten, violetten und gelben Schichten der Trias-, Jura- und Kreideformation zusammen, über denen eine Lavadecke folgt, darüber tertiäre Mergel und Sandsteine, dann die Gipfellava. Von der Spitze des Berges hat man einen umfassenden Blick, der im Norden bis an die hohen schneebedeckten Massive von Durango und der Ute-Reservation in Kolorado reicht, im Osten bildet die östliche Randkette der Rocky Mountains den Abschluß, und nach Südwesten sieht man an der Mesa Prieta vorbei in unendlicher Ferne blaue Plateaus mit kleinen aufgesetzten Mesas; es ist das tertiäre Land der Navajo-Reservation (sprich Návaho) an der Grenze der Staaten Neumexiko und Arizona. Die nähere Umgebung war großenteils bewaldetes Stufenland, welches morphologisch in hohem Grade an die mittel- und nordwürttembergische Landschaft erinnert, wobei die Mesa Prieta etwa den Abhang der Schwäbischen Alb vorzustellen hätte. Weit in der Tiefe zwischen den vielverzweigten roten Klippen der permischen Schichten waren mit dem Feldstecher unsre Zelte zu erkennen. Dieser Teil Neumexikos ist ein trockenes Land; man lernt den Wert des Wassers schätzen, wenn man, wie ich, in vier Wochen nur einmal klares Wasser zu sehen bekommt, das war beim Abstieg vom Pedernal Peak. Aber ich denke doch besonders gerne an dieses schöne Land zurück, dem Fossilien und Indianer einen eigenartigen Reiz verleihen.

Nach einiger Zeit setzte ich die Reise nach Kalifornien und an den Pazifischen Ozean fort. Höchst interessant war die Durchquerung des wilden Koloradoplateaus in Neumexiko und Arizona und später die tief gelegene Mojavewüste (sprich Mohávе) in Kalifornien. Bei der trockenen klaren Luft kamen die Farbeneffekte der pittoresken Landschaft wunderbar zur Geltung. An manchen Stellen wechseln in rascher Folge trockene Sandflächen, tief eingerissene Schluchten, unvermittelt aufragende Felsnadeln oder lange Kämme in den unwahrscheinlichsten grellsten Färbungen. Einmal, noch in Neumexiko, westlich von Albuquerque, fixierte ich folgendes Bild: im Vordergrund roter Sand mit einzelnen grünen Grasbüscheln und zahllosen gelben Blumen, in geringer Entfernung quer läuft eine niedrige schwarze Lavawand, dahinter höhere zerklüftete Felszüge, die unten rot und gelb horizontal gestreift, höher weiß und oben braun gefärbt sind, direkt darüber zarte hellblaue Töne sehr entfernter Berge, alles liegt im hellsten Sonnenglanz und wird in schroffster Farbendiskordanz vom dunkelblauen Himmel überwölbt. Leicht verfolgt man die roten Perm- und Triasschichten nach Westen, darüber gelben Sandstein und oben ein mächtiges Gipslager, dann folgt schokoladebrauner jurassischer Sandstein und Mergel und zu oberst härtere helle Sandsteine der Kreide. Nachdem man verschiedene Terrassen erklommen hat, dehnt sich Zedernwald bis zum Eintritt nach Arizona aus, dann aber beginnt Steppe, schließlich nur Sand und wieder kahle Felsflächen und Mesas, die die berühmten „versteinerten Wälder" einschließen. Im Gebiet der Apachenindianer beginnt plötzlich wieder Nadelwald, der beinahe bis zum Westrand des Koloradoplateaus anhält. In der Nähe von Flagstaff sind dem Plateau die über 4000 Meter hohen San-Franzisko-Vulkane aufgesetzt, deren regelmäßige und oben beschneite Kegel weithin sichtbar sind.

Nachdem man das zirka 2100 Meter hohe Koloradoplateau verlassen, den Absturz von zirka 1500 Metern hinabgestiegen und den Koloradofluß überquert hat, tritt man in die öde kalifornische Mojavewüste ein. Dieses große Gebiet ist eines der trockensten und gefährlichsten im westlichen Nordamerika. Weit und breit sieht man nichts als gelben Sand

Digitized by Google

mit vereinzelten kleinen, sehr licht gewachsenen Juniporus- und Artemisiabüschen. Das Terrain ist leicht gewellt. Ringsum sieht man in größerer oder kleinerer Entfernung vegetationslose braune, steilgezackte Felsberge, von tiefen Erosionsrinnen zerfurcht, in Ketten oder aneinander gereihten Pyramiden. Die Formen erinnerten mich am meisten an Bilder aus der Sinaihalbinsel. Manche der Felspyramiden verschwinden fast in dem ungeheuren flachen Schuttmantel, der die Berge bis zur Hälfte, ja bis zu drei Vierteln ihrer Höhe umgibt. In der gelben Wüste sieht man oft große weiße Borax- und Salzflächen. Die Farbe der Berge geht von Braun in der Nähe in Violett und schließlich Blau in der Ferne bis zu den allerzartesten Tönen über, die sich vom bläulichen Horizont kaum mehr abheben. Einmal glaubte ich eine große Wasserfläche in der Nähe zu sehen, merkte aber bald, daß eine typische Fata Morgana die Täuschung vorgespiegelt hatte, denn die Mittagssonne brannte auf den trockenen Sand. In scharfem Kontrast zur hellen Wüste und ihren gleichmäßigen Formen stehen in einer Gegend eine Anzahl kleine schwarze Vulkankegel mit schwarzen Lavaströmen, die in den Sand geflossen sind. Beispielsweise ist einer dieser Vulkane zirka 200 Meter hoch, hat 30 Grad Gehängewinkel, sein Krater hat 150 Meter Durchmesser; die von ihm ausgehenden Lavaströme sind $^1/_2$ bis 4 englische Meilen lang, ihre Oberfläche ist „Fladenlava". Die Stirnhöhe eines dieser Ströme beträgt 10 Meter, die Dicke nimmt rückwärts bis 100 Meter zu. Diese Vulkane sehen so frisch aus, als ob sie erst gestern entstanden wären, obwohl das ja nicht der Fall ist.

Als sich endlich in der Coast Range wieder Vegetation einstellte, war man auch mit der seltsamen mexikanischen Yukkapalme zufrieden, die man gewiß nicht schön nennen kann. Um so genußreicher waren die prachtvollen Orangen-, Wein- und Obstpflanzungen des fruchtbaren kalifornischen Küstenstrichs und die weißgrünen Eukalyptusgruppen, die jede Farm umgeben. Zuletzt folgte der lang ersehnte Ausblick auf den Stillen Ozean bei Santa Monica Beach nahe von Los Angeles, der in seinem hellen Blau und den langgezogenen weißen Kämmen es mir recht deutlich ins Bewußtsein brachte, daß der riesige Kontinent nun durchquert sei und gegenüber wieder altweltliche Küste liegt.

Friedrich Freiherr v. Hoyningen-Huene (Tübingen).

Literarische Berichte

Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart. Von Gertrud Bäumer. Fünfter Band des von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt herausgegebenen großen Sammelwerkes „Das Weltbild der Gegenwart". Subskriptionspreis des in Leinen gebundenen Bandes M. 6.—, Einzelpreis M. 6.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Eine ungeheure Literatur über die beinahe alle Gebiete des geistigen und sozialen Lebens berührenden Gegenstände der Frauenfrage ist in verhältnismäßig kurzer Zeit entstanden; den in dieser Literatur niedergelegten Stoff an Tatsachen und Theorien einmal in knapper, übersichtlicher Form unter prinzipiellen Gesichtspunkten möglichst objektiv zusammengefaßt und verarbeitet zu sehen, wird immer mehr als ein wirkliches Bedürfnis empfunden. In diesem Sinn hat Dr. Gertrud Bäumer ihre Aufgabe, die „Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart" zu schildern, erfaßt und, man darf es sagen, glänzend durchgeführt. Gertrud Bäumer nimmt unter den Schriftstellerinnen der modernen Frauenbewegung einen hervorragenden Platz ein. Gründliches, umfassendes Wissen, klarer, objektiver Blick bewahren sie vor all dem Doktrinären, Fanatischen und Utopistischen, das so manchen, besonders den politisch tätigen Vorkämpferinnen der Bewegung anhaftet und ihre Sache nur diskreditiert. So versteht sie es denn auch in ihrem neuen Buche meisterhaft, das menschlich Berechtigte, das politisch und nationalökonomisch Notwendige in der Frauenbewegung überzeugend herauszuarbeiten. In klarer, großzügiger Anordnung hat die Verfasserin nicht nur eine überraschende Fülle von Material zusammengebracht, sie hat auch dies Material, auch die scheinbar so trockenen statistischen Notizen, schriftstellerisch so vortrefflich bearbeitet, so persönlich zu gestalten gewußt, daß die Lektüre des Buches nicht nur reiche sachliche Belehrung, sondern auch wirklichen Genuß bietet. Immer tritt

Digitized by Google

uns aus der Darstellung der unparteiisch forschenden Gelehrten doch auch die fein und warm empfindende Frau entgegen, die nie vergißt, daß menschliche Dinge auch menschlich, d. h. aus den einzelnen Individuen heraus begriffen und behandelt werden wollen.

Weltgeschichte. Begründet von Hans Helmolt. Herausgegeben von Armin Tille. 2. Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Von Helmolts berühmter Weltgeschichte liegt nunmehr der 1. Band in neuer Bearbeitung vor. Die Eigenart des Werkes besteht darin, daß nicht die Geschichte der Menschheit nach zeitlichen Abschnitten gegliedert dargestellt ist, sondern für räumlich abgeteilte Gebiete von den ältesten Zeiten bis zur Jetztzeit. Diese Eigenart muß als eine glückliche bezeichnet werden; sie ermöglicht es, die Geschichte der einzelnen Völker im Zusammenhange darzustellen, ohne bei Beendigung eines Zeitabschnittes wieder auf andre zurückzugreifen und so die Darstellung zu unterbrechen. Es gibt auch diese Art erst die Möglichkeit, das Werk als Sammelwerk erscheinen zu lassen. Letzteres muß für jede groß angelegte Weltgeschichte als eine Notwendigkeit erscheinen, da unsre Geschichtsdarstellung veralten und erstarren müßte, wenn sie auf das Kommen der wenigen großen Genies warten wollte, denen es gelingt, die Geschichte der ganzen Menschheit allein im Zusammenhang zur Darstellung zu bringen. Der Kreis der Mitarbeiter des Werkes beschränkt sich nicht auf die Fachgelehrten der Geschichtsforschung. Es sind mit glücklichem Griffe auch Gelehrte andrer Fächer herangezogen, z. B. ist im 1. Band die Geschichte Chinas und Japans von dem bekannten deutschen Diplomaten v. Brandt bearbeitet, dessen Kenntnis des behandelten Stoffes nicht zum wenigsten auf jahrelangem Aufenthalt in den betreffenden Ländern beruht. Der vorliegende 1. Band behandelt die Vorgeschichte der Menschheit sowie die Geschichte der Völker Ostasiens und schließt eine Darstellung der geschichtlichen Bedeutung des Indischen Ozeans an. Der Stoff ist überall trotz der Verschiedenheit der Verfasser mit großer Uebersichtlichkeit und Klarheit behandelt. Es wurde offenbar besonders Wert auf eine Darstellung gelegt, die streng auf wissenschaftlicher Forschung beruht. Vielleicht litt dabei die leichte Lesbarkeit ein wenig Schaden, wie sie französische Geschichtschreiber so hervorragend zu treffen wissen. Dafür ist die Brauchbarkeit des Buches besonders als Nachschlagewerk eine um so größere, insbesondere als ein reichhaltiges Inhalts- und Bücherverzeichnis beigegeben ist. Die vielfachen Karten und Abbildungen erhöhen den Wert des Buches, da sie überall mit dem Texte im Zusammenhang stehen und der Versuchung, ein Bilderbuch zu schaffen, streng widerstanden ist. Das Werk wird, wenn die andern Bände dem ersten entsprechen, in der Bücherei des gebildeten Deutschen einen hervorragenden Platz einnehmen. A. L.

Vom Ghetto ins Land der Verheißung. Von Mary Antin. Autoris. Uebersetzung von M. und U. Steindorff. (Memoirenbibliothek. V. Serie. 2. Bd.) Robert Lutz, Stuttgart.

Als zehnjähriges Kind ist Maschke Antin aus der russischen Kleinstadt Polotzk nach den Vereinigten Staaten gekommen, wo aus der „Maschke" eine „Mary" und aus dem heimatlosen Judenmädchen eine begeisterte Amerikanerin wurde. Fünfzehn Jahre nach der Einwanderung hat sie ihre Kindheits- und Jugenderinnerungen niedergeschrieben, Erinnerungen, die dem Gemüt des frühreifen Kindes sich mit unauslöschlicher Deutlichkeit eingegraben hatten. Das Buch baut sich auf dem Kontrast zwischen dem jüdischen Ghettodasein in Rußland und dem Leben freier Bürger in dem Lande Washingtons auf, und dieser Kontrast ist ungemein wirksam, ja ergreifend herausgearbeitet. Mary Antin versteht vortrefflich zu erzählen; das Pathos, mit dem sie die Leiden ihres Stammes oder die Freiheit Amerikas schildert, schließt Humor und liebenswürdige Selbstironie nicht aus. Ihre schriftstellerische Begabung ist sicher nicht gewöhnlich, und dem verdanken wir es, daß ihr Buch sich vortrefflich liest; auch ihr Leben war, wie sie selbst im Vorwort sagt, „ungewöhnlich, aber keineswegs einzig in seiner Art ... Mein Leben illustriert lebendig ein ganzes Heer statistischer Tatsachen ... Ich bin nur eine von vielen, deren Schicksalsbestimmung es war, ein Kapitel moderner Geschichte mitzuerleben." Und in diesem Typischen beruht der stoffliche Wert der Autobiographie, die es darum wohl verdient hat, ins Deutsche übertragen zu werden und die erfreulicherweise sehr gut und lesbar übersetzt worden ist. ss.

Deutsche Wohn- und Festräume aus sechs Jahrhunderten. Herausgegeben und eingeleitet von C. H. Baer. Mit 304 Abbildungen. Julius Hoffmann, Stuttgart.

Unter den Tafelwerken aus dem Gebiet der Architektur und des Kunstgewerbes, die eine Spezialität des Stuttgarter Verlags Julius Hoffmann bilden, nimmt der hier vorliegende Band eine besondere Stellung ein, indem er noch mehr, als dies in gewissem Sinne jede künstlerische und kunsthistorische Publikation beanspruchen darf, auch kulturhistorische Bedeutung hat. Denn wie die Menschen sich ihr Heim gestalteten, wie sie, nachdem die ersten Forderungen der Sicherheit vor

Digitized by Google

Wetter- und andern Unbilden erfüllt waren, sich ihre Wohnungen allmählich behaglich, dann auch reich und repräsentativ ausstatteten, diese Frage ist für den Kulturhistoriker ebenso wichtig wie für den Architekten. Beide aber werden in den über 300 durchweg vorzüglichen Abbildungen des schönen Bandes ein fast überreich erscheinendes Studien- und Anschauungsmaterial finden, bei dem der Herausgeber immer darauf bedacht war, historisch Wichtiges und künstlerisch Anziehendes in möglichst vielseitiger Auswahl zu bieten, von romanischen Klosterhallen über Gotik, Renaissance, Barock und Rokoko bis Empire und Biedermeier. Eine aus intimer Kenntnis und sicherer Beherrschung des Stoffes heraus geschriebene Einleitung führt in knapper, präziser Form, in großen charakteristischen Zügen „die Entwicklung der deutschen Wohnung" vor und erhöht den Wert des prächtigen Bandes als einer Fundgrube künstlerischer Anregung und kulturgeschichtlicher Belehrung. —y—

Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. Herausgegeben von Friedr. Meusel. Bd. 1: Lebensbeschreibung. Mit 3 Abb. Bd. 2 in 2 Teilen: Tagebücher, politische Schriften und Briefe. Mit je 2 Abb. Berlin, E. S. Mittler.

Im Jahre 1852 erschien in zwei kleinen Bänden mit dem Titel „Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwigs von der Marwitz" ein Auszug aus der Selbstbiographie, den Tagebüchern und politischen Schriften dieses preußischen Adligen, der, noch unter Friedrich dem Großen geboren, den Sturz und die Wiedererhebung Preußens als Leidender und Handelnder miterlebt hat und wenige Jahre vor dem Regierungsantritt des ihn hochschätzenden Friedrich Wilhelm IV. gestorben ist. Jene Publikation wurde, trotzdem sie in reaktionärem Sinn ausgewählt und unzuverlässig bearbeitet war, sofort von den Anhängern, aber auch von Gegnern der damals eben entstehenden preußischen konservativen Partei als wichtiges geschichtliches Quellenwerk wie als Dokument einer kraftvollen, überzeugungstreuen, auch in ihren Irrtümern und Einseitigkeiten achtungswerten Persönlichkeit anerkannt. Es ist darum aufs dankbarste zu begrüßen, daß die Nachkommen Marwitzens, mehr als fünfzig Jahre nach dem Erscheinen jener ersten Veröffentlichung, sich entschlossen haben, die Autobiographie bedeutend vervollständigt (absolute Vollständigkeit hätte keinen Zweck gehabt), sowie sehr umfangreiche Stücke aus dem übrigen schriftlichen Nachlasse des alten Edelmannes der Oeffentlichkeit vorzulegen. Friedr. Meusel, der mit der Herausgabe betraut wurde, hat seine Aufgabe in der vortrefflichsten Weise, mit größter Objektivität und Unparteilichkeit gelöst, und die drei nach Umfang und Ausstattung imponierenden Bände, die gerade in diesen Säkularjahren zur rechten Zeit zum Abschluß gekommen sind, dürfen noch in weit höherem Maße und mit größerer Berechtigung als die erste Ausgabe vom Geschichtsforscher und von allen Freunden gehaltvoller Memoirenliteratur — der lebensreichsten vielleicht unter allen Literaturgattungen — mit Dank und Freude willkommen geheißen werden. Es ist mit dem Leben dieses märkischen Edelmannes wirklich wie mit allem echten Leben überhaupt: wo man es packt, da ist's interessant. Ein Mann, dem Th. Fontane und H. v. Treitschke ihre Bewunderung zollten, verdient es, bei der Nachwelt unvergessen zu bleiben; seine Erlebnisse und seine Anschauungen sind auch für die Nachwelt, für seine Standesgenossen von heute und für diejenigen, die ihn, wenn er heute lebte, als Gegner bekämpfen müßten, immer lehrreich und bedeutungsvoll. Darum werden diese drei Bände „Marwitz" so wenig und noch weniger veralten, wie die beiden vor sechzig Jahren erschienenen. —r.

Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule. Dritte Auflage, neubearbeitet von Dr. Walter-Kahle. Dritter Band: Die Vögel. Leipzig und Wien 1913, Bibliographisches Institut. Geb. M. 12.—.

Nach der großen Ausgabe von Brehms Tierleben, die in den letzten Jahren, von Prof. O. zur Straßen neubearbeitet, zum viertenmal aufgelegt worden ist, wird nun auch die kleinere Volksausgabe, deren zweite Auflage vor zwanzig Jahren erschien, in verjüngter Gestalt den deutschen Natur- und Tierfreunden in die Hand gegeben. Die nicht leichte, aber sehr lohnende Ausgabe, die in das Hauptwerk hineingearbeiteten Ergebnisse der neuesten Forschung, wie sie uns vor allem in dem Entwicklungsgedanken und in der modernen Tierpsychologie vor Augen liegen, entsprechend zusammengedrängt und gekürzt, nun auch in der populären kleineren Ausgabe an ihren Platz zu bringen ist einem Gelehrten anvertraut worden, der als einer der tüchtigsten Schüler zur Straßens und als bewährter Pädagoge besonders berufen dafür war. In der Tat kann man dem einstweilen vorliegenden dritten Bande, der die Vögel behandelt — ein Stoff, dem in der großen Ausgabe vier Bände gewidmet sind —, das Zeugnis nicht versagen, daß er in jeder Richtung die Anforderungen erfüllt, die man an ein modernes zoologisches Volksbuch stellen darf, und es gereicht dem Bearbeiter zum besonderen Lobe, daß er auf dem beschränkteren Raume dieses Bandes ebenso feinfühlig und pietätvoll wie der Erneuerer des größeren Hauptwerks die natürliche Pflicht zu erfüllen

Digitized by Google

Hauptwerks die natürliche Pflicht zu erfüllen verstanden hat, den Beobachtungen und Schilderungen des berühmten Verfassers, die ihren Wert und Zauber zum größten Teil bis heute unvermindert behalten haben, ihr Recht nach Möglichkeit zu wahren. Das reiche Illustrationsmaterial, das etwa 130 Textabbildungen und 40 Tafeln umfaßt, besteht zum größten Teil aus den alten Holzschnitten der Urausgabe, denen trotz ihrer uns heute auffallenden Nüchternheit noch immer nachzurühmen ist, daß sie die äußeren Charakteristika der dargestellten Vögel ungemein deutlich wiedergeben, vielfach noch deutlicher als die eingereihten vorzüglichen Naturaufnahmen; auch viele gute farbige Reproduktionen sind beigegeben. Die neue Ausgabe ist auf vier Bände berechnet; die weiteren Bände werden in zwangloser Folge erscheinen. B—r.

Untererthal. Kulturhistorische Studie von Heinrich Ullrich. Würzburg, Franz Staudenraus.

Aus dem Kleinen ins Große zu wirken, dieses vielerprobte Rezept hat auch Ullrich mit Vorteil anzuwenden verstanden. Aus der Schilderung eines bescheidenen Gemeinwesens des alten Saalgaues, die zunächst nur lokale Bedeutung zu beanspruchen scheint, hat er durch die gedrängte Fülle fleißig zusammengetragenen Stoffes ein Bild viel allgemeineren Interesses geschaffen, und in dem entlegenen Winkel Buchoniens fühlt man die großen Ereignisse unsres deutschen Vaterlandes nachzittern. Derartige weiterwirkende Bücher kann die Heimatforschung immer gebrauchen, zumal wenn sie auf so ernsten Quellenstudien aufgebaut sind wie dieses. H. Z.

Griechische Landschaften. Ein Versuch künstlerischen Erdbeschreibens. Von Josef Ponten. 1 Band Text, 1 Band Abbildungen mit 8 farbigen Tafeln und 119 zum größten Teil ganzseitigen Naturaufnahmen und Zeichnungen. In zwei Halbpergamentbände gebunden M. 12.—.

Das vorliegende Werk stellt auf dem Gebiet der Landschaftsschilderung ein Novum dar. Der Verfasser nennt es selbst einen Versuch; man darf sagen, daß es ein wohlgeglückter Versuch ist: ein schönes Buch, das weder eine rein geographische noch geologische Schilderung und vor allem keine mit archäologischem und geschichtlichem Wissen überlastete Darstellung gibt. Der Leser erhält ein Bild der Landschaft, er erfährt, auf welchem Boden er geht und wie die Berge und Täler geworden sind, die er sieht. Bewußtes künstlerisches Nachschaffen, das nicht dichterisch, sondern bildnerisch gestaltet, ist das Neue und Einzigartige des Werkes. Im Gegensatz zum strengen Fachgelehrten, der nur sachliche Beobachtungen und Schlüsse bringt, verarbeitet Ponten das geographische und geologische Wissen zu einem Ganzen, das als lebensvolles, Natur und Menschen umfassendes Bild vor uns steht. Die Geologie, die Wissenschaft vom ursächlichen Werden der Dinge und Formen einer Landschaft, ist nur der Ausgangspunkt dieser künstlerischen Erarbeitung des Landschaftsbildes. Die unmittelbare Anschauung fürs Auge geben die zahlreichen Originalaufnahmen, die uns eine Menge von landschaftlichen Ansichten und Motiven vorführen, die fernab von den üblichen Touristenpfaden aufgespürt wurden, erfaßt und ausgewählt zugleich mit dem wissenschaftlichen Sinn für den geologischen Aufbau und mit dem Blick des Künstlers für starke bildmäßige Eindrücke. Wir sehen in den „Griechischen Landschaften" eine Art der Landschaftsschilderung, die dem künstlerisch Empfindenden diese alten, historischen Gegenden zum Erlebnis werden läßt und aus der Erdbeschreibung ein Kunstwerk macht. Den zahlreichen Besuchern Griechenlands wie allen, die sich für das alte oder das neue Griechenland interessieren, sei das vorliegende Werk als Einführung oder als Erinnerung empfohlen.

Kerners Werke. Auswahl in 6 Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Raimund Pissin. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin und Leipzig. Geb. M. 4.—.

Unter den neueren Kernerausgaben verdient die vorliegende besondere Beachtung. Sie umfaßt außer den poetischen Werken des Dichters „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit", „Die Seherin von Prevorst" und einige der kleineren Aufsätze. Vielleicht könnte auch einmal Kerners Monographie über F. A. Mesmer, den Entdecker des tierischen Magnetismus, mit aufgenommen werden, die noch keine Ausgabe enthält. Die beigefügten Erläuterungen sind kurz und klar gefaßt, sie orientieren aufs beste. Besonders wertvoll ist ein ausführliches Register zu den Gedichten. Druck und Ausstattung ist, wie bei diesen Ausgaben der „Goldenen Klassikerbibliothek" allen, zu loben. Der Preis mäßig. Die Ausgabe wird sicher Verbreitung finden.
Ernst Müller.

Der Tierkult der alten Aegypter. Von Professor Dr. Alfred Wiedemann. Leipzig, Hinrichs. 32 S. 60 Pf.

Seinen allgemeinverständlichen vier Bändchen über die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Aegypter, die Unterhaltungslektüre, Magie und Zauberei und Amulette im alten Aegypten hat der Aegyptolog Wiedemann auch eins über das Moment der altägyptischen Kultur folgen lassen, das wohl das auffallendste ist: die Tierverehrung. Da wird der Kult des schwarzen Apis (zu Memphis), des weißen Mnevis (zu Heliopolis), des Ichneumon, der Katze aufs genaueste

Digitized by Google

beschrieben und nach seinen wahrscheinlichsten Gründen untersucht. Deutlich wird auch erwähnt, daß nicht nur, wie bis in die neueste Zeit gesagt worden ist, lebendige Tiere verehrt, sondern auch Tierstatuen gefertigt wurden, was ja wegen der Ableitung des sog. goldenen Kalbes wichtig ist (vgl. meine Geschichte der alttestamentlichen Religion, kritisch dargestellt, 1912, S. 40 f.).

Ed. König.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Alten, Georg v., Handbuch für Heer und Flotte. Lieferung 65, 66, 67, 68. Geheftet à M. 2.—. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Benedix, Roderich, Redekunst, Anleitung zum mündlichen Vortrage. Ganzleinenband M. 1.50. Leipzig, J. J. Weber.

Berend, Dr. Eduard. Goethe, Kestner und Lotte. Briefwechsel und Aeußerungen. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.50. München, Steinicke & Lehmkuhl, Verlag.

Borussicus. Eine Schicksalsstunde des preußischen Staates. Berlin, Grenzboten-Verlag G. m. b. H.

Braeß, Martin, Aus dem Vogelleben unserer Heimat. Ornithologische Plaudereien. 2. vermehrte Auflage. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50. München, Georg D. W. Callwey.

Bull, Jakob B., Die Brautfahrt. Geb. M. 1.—. Berlin, Morawe & Scheffelt Verlag.

Cleinow, George, Die Zukunft Polens. II. Bd. Politik. Brosch. M. 8.—, geb. M. 10.—. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Die Flucht des Prinzen von Preußen, nachmaligen Kaisers Wilhelm I. Brosch. M. 2.—. Stuttgart, Verlag Greiner & Pfeiffer.

Eisler, Dr. Rudolf, Handwörterbuch der Philosophie. Geh. M. 15.—, geb. M. 17.50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Falcke, C., Gasluftfahrzeuge und ihr Verhalten auf Fahrt. Kriegsverwendung der Luftschiffe und Flugmaschinen. Geh. 60 Pf. Stuttgart, A. Duerr.

Föllmer, Wilhelm, Zehn Augenblicksbilder aus Neudeutschland. 80 Pf. Berlin, Wilhelm Süsserott.

Foerster, Fr. W., Staatsbürgerliche Erziehung. Prinzipienfragen politischer Ethik und politischer Pädagogik. II. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 3.60. Leipzig, B. G. Teubner.

Freytag-Loringhoven, v., Die Grundbedingungen kriegerischen Erfolges. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Fried, Alfred H., Die Friedens-Warte. 15. Jahrgang Heft XI und XII.; 16. Jahrgang Heft I, II und III. Berlin, Verlag der „Friedens-Warte".

Frisch, Efraim, Der neue Merkur. Monatsschrift für geistiges Leben. 1. Heft. April 1914. à M. 1.50. München, Georg Müller.

Fuchs, Emil Pfarrer Lic., Ewiges Leben. Brosch. 50 Pf., geb. 80 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Geschichte, Kunst, Folklore Kulturgeschichte, Literatur, Autographen. Katalog 8. Leipzig, Rudolf Hönisch.

Göppert, Dr. Heinrich, Ueber das Börsentermingeschäft in Wertpapieren. Brosch. M. 2.40. Berlin, Julius Springer, Verlag.

Groß, Felix, Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung. Gesammelte Aufsätze von Jakob Baron von Uexküll. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.50. München, F. Bruckmann A.-G.

Haecker, Theodor, Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit. München, Verlag von J. F. Schreiber.

Hagen, Dr. phil. Maximilian v., Voraussetzungen und Veranlassungen für Bismarcks Eintritt in die Weltpolitik. Brosch. M. 1.80. Berlin, Verlag der Grenzboten.

Hamann, Dr. Richard, „Die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert". Geb. M. 6.—. Leipzig, B. G. Teubner, Verlag.

Handel-Mazzetti, E. v., Stephana Schwertner. II. Teil: Das Geheimnis des Königs. 3 Bände. Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—. München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung.

Jahrbuch der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Band 28. 4. Lieferung. Berlin, Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft.

Jahrbuch der Frauenbewegung 1914. Geb. M. 3.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Janssen, Johannes, Die allgemeinen Zustände des deutschen Volkes beim Ausgang des Mittelalters. I. Band. 19. und 20. Auflage. Brosch. M. 11.40, geb. in Leinw. M. 13.—, geb. in Halbfr. M. 14.—. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Jellinek, Dr. Georg, Allgemeine Staatslehre. III. Auflage. Gebunden M. 18.—. Berlin, Verlag von O. Häring.

Kahlenberg, Hans von, „Die süßen Frauen von Illenau". Geh. M. 3.50, geb. M. 5.—. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus G. m. b. H.

Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Band I und II. Kart. M. 12.—. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Kneisel, Prof. Dr. A. B., Aristophanes, ein Spiegel unserer Zeit. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50. Cöthen (Anhalt), Paul Schettlers Erben.

Kemnitz, Dr. med. Mathilde v., Moderne Mediumforschung. Kritische Betrachtungen zu Dr. von Schrenck-Notzing's „Materialisationsphaenomene". M. 1.50. München, J. F. Lehmann's Verlag.

Kipling, Rudyard, „Spiel und Gegenspiel". Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.50. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus.

Kleber, Emile Jacques Daniel, „Wir verleumdeten Elsässer". Geh. M. 1.—. München, J. F. Lehmann's Verlag.

Digitized by Google

Lalance, Auguste, Mes Souvenirs 1830—1914. Geh. Fr. 1.50. Paris-Nancy, Berger-Levrault.
Lalance, Auguste, Meine Erinnerungen 1830—1914. Geh. M. 1.20. Paris-Nancy, Berger-Levrault.
Leopold, Max, Die Seinen. Ein deutsches Trauerspiel. Brosch. M. 2.50. Straßburg i. E., Josef Singer.
Lobsien, Wilhelm, Der Halligpastor. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—. Berlin, Martin Warneck.
Lindberg-Dovlette, Else, Eine Geigerin. Ein Künstlerroman in 2 Bänden. 1 Band geb. M. 1.—. Berlin, Morawe & Scheffelt Verlag.
Litzmann, Berthold, Ernst von Wildenbruch. I. Band 1845—1885. Brosch. M. 8.—, Leinwand M. 10.—, Leder M. 14.—. Berlin, G Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
Maura and his role in Spanisch politics. Englisch Edition. Madrid Imprenta Alemana, Fuencarral.
Nossig, Rosa, Adalbert v. Kossak: „Erinnerungen". Brosch. M. 14.—, geb. in Halbleder M. 16.—, geb. in Ganzleder M. 28.—. Berlin, Morawe & Scheffelt Verlag.
Obstfelder, Sigbjörn, Gedichte. Geb. M. 1—. Berlin, Morawe & Scheffelt Verlag.
Prehn von Dewitz, H., Mammonarchen. I. Teil. Aus der Geschichte der großen ausländischen Vermögen. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.80. Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.
Raabe, Wilhelm, Sämtliche Werke. Wohlfeile Ausgabe in 3 Serien zu je 6 elegant gebundenen Bänden. Jede Serie in Leinwand geb. M. 24.—. Band 1. Berlin, Verlagsanstalt für Literatur und Kunst.
Readers' Guide, To Periodical Literature Supplement. 4. November 1913. L. 36.—. Minneapolis, H. W. Wilson Company.
Schemann, Ludwig, Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus. I. Band. Brosch. M. 9.—, geb. M. 10.—. Straßburg, Karl J. Trübner.
Schmitz, A. H. Oskar, Das Land der Wirklichkeit. Französische Gesellschaftsprobleme. München, Georg Müller, Verlag.
Tim Klein. 1848, der Vorkampf deutscher Einheit und Freiheit. Brosch. M. 1.80. Ebenhausen-München, Wilhelm Langewiesche-Brandt.
Torres, Alberto, Le Problème Mondial. Rio de Janeiro, Imprensa Nacional.
Unger, W. v., Blüchers Briefe. Brosch. M. 4.50, geb. M. 5.80. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.
Vinfnes, Johan Frederik, Der Rechtsanwalt. Geb. M. 1.—. Berlin, Morawe & Scheffelt Verlag.
Volkmann, Bewegungslehre. Heft 19/23. Berlin, Hans Dohrn G. m. b. H.
Voß, Richard, Wenn Götter lieben. Erzählung aus der Zeit des Tiberius. II. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—. Leipzig, J. J. Weber.
Winterstetten, Dr. K. v., Berlin-Bagdad. Neue Ziele mitteleuropäischer Politik. Geh. M. 1.—. München, J. F. Lehmann's Verlag.

Von der Ausstellung für Gesundheitspflege, Stuttgart 1914

An der Hand von Demonstrationsapparaten, aufgestellt in einem Raum der massiven Ausstellungshalle, und von Vorträgen, die in dem mit allen technischen Hilfsmitteln ausgestatteten Vortragsgebäude auf dem Hegelplatz gehalten werden, sollen sowohl die Grundlagen der Elektrizitätslehre gegeben als auch einige besonders interessante Erscheinungen vorgeführt werden, die, wenn auch teilweise mehr für den Wissenschaftler als für den Praktiker von Interesse, doch in hervorragendem Maße die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit verdienen. Außerdem soll die drahtlose Telegraphie an einer in der Industriehalle aufgestellten größeren Station demonstriert werden, zu welchem Zwecke eine Antenne zwischen der Gewerbehalle und dem auf dem Holzgarten errichteten Turm gespannt werden soll. Nicht unerwähnt seien die auf drahtloser Telegraphie beruhenden Zeitsignalempfänger, die ebenfalls vorgeführt werden. Die Apparate werden größtenteils so eingerichtet, daß das Publikum selbst die Versuche anstellen kann, da ein selbst durchgeführtes Experiment besser im Gedächtnis haften bleibt wie die beste schriftliche oder mündliche Erläuterung.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Der Turmhahn

Staackmanns Halbmonatsschrift

Anfang und Mitte jeden Monats erscheint ein Heft
Bezugspreis: Vierteljährl. M. 3.—, Einzelheft M. —.50

Der Turmhahn ist die Zeitschrift der Lebensfreude und der Zuversicht der deutschen Nation auf sich selbst und auf ihre Zukunft. Er will teilnehmen an dem Aufbau des **neuen deutschen Weltgefühls**, das kommen wird. Er wendet sich

gegen allen Fremdwillen,

gegen die **Schwächung der Volkskraft** auch im Geistigen. „Der Turmhahn" tritt für eine Bejahung des Lebens ein und für freudiges Schaffen. Er ist Wetterkünder und Mahner.

Die bedeutendsten deutschen Schriftsteller sind die Mitarbeiter des „Turmhahn". Jedes Heft enthält einen fortlaufenden Roman, Novellen, Gedichte, Essays über alle Gebiete des öffentlichen Lebens, der Literatur und Kunst, eine kritische Rundschau und Glossen.

Man verlange gratis und franko ein Probeheft vom

Verlag L. Staackmann, Leipzig

Digitized by Google

Dresden Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe **mit Garten** und Terrasse; gegenüber dem Kgl. Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw.
Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.

Auto-Garage, abgeschlossene Abteile. **R. Ronnefeld,** Direktor.

Jedem Besucher Griechenlands wärmstens .... empfohlen! ....

Soeben erschien bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart:

Griechische Landschaften

Ein Versuch künstlerischen Erdbeschreibens

Von Josef Ponten

1 Band Text, 1 Band Abbildungen mit 8 farbigen Tafeln und 119 zum größten Teil ganzseitigen Naturaufnahmen und Zeichnungen

In Halbpergament gebunden M. 12.—

Ein Werk, in dem weder eine rein geographische noch geologische Schilderung und vor allem keine mit archäologischem und geschichtlichem Wissen überlastete Darstellung gegeben wird. Der Leser erhält ein Bild der Landschaft, er erfährt, auf welchem Boden er geht und wie die Berge und Täler geworden sind, die er sieht. Im Gegensatz zum strengen Fachgelehrten, der nur sachliche Beobachtungen und Schlüsse bringt, verarbeitet Ponten das geographische und geologische Wissen zu einem Ganzen, das als lebensvolles, Natur und Menschen umfassendes Bild vor uns steht. Die unmittelbare Anschauung fürs Auge geben die zahlreichen Originalaufnahmen, die im vollen Wortsinn diese Bezeichnung verdienen, denn sie führen uns eine Menge von landschaftlichen Ansichten und Motiven vor, die fernab von den üblichen Touristenpfaden aufgespürt wurden, und sie sind erfaßt und ausgewählt zugleich mit dem wissenschaftlichen Sinn für den geologischen Aufbau und mit dem Blick des Künstlers für starke bildmäßige Eindrücke. Wir sehen in den Griechischen Landschaften eine Art der Landschaftsschilderung, die dem künstlerisch Empfindenden diese alten, historischen Gegenden zum Erlebnis und aus der Erdbeschreibung ein Kunstwerk macht. Das Werk wird daher außer den zahlreichen Besuchern Griechenlands jedem geographisch und geologisch Interessierten willkommen sein.

Von Josef Ponten sind früher in unserem Verlag erschienen:

Jungfräulichkeit. Roman.
5. Auflage. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Augenlust. Eine poetische Studie über das Erlebnis und ein Totentanzalphabet.
Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50

Rethel. Des Meisters Werke in 300 Abbildungen. (Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Band XVII.) . . . . . Gebunden M. 9.—

Siebenquellen. Ein Landschaftsroman.
Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Peter Justus. Eine Komödie der Liebeshemmungen. Roman.
2. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Diesem Heft ist ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Morawe & Scheffelt** in **Berlin** beigegeben, der hiermit gefälliger Beachtung empfohlen wird.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

FEB 18 '67 H

CANCELLED

1462408

Digitized by Google